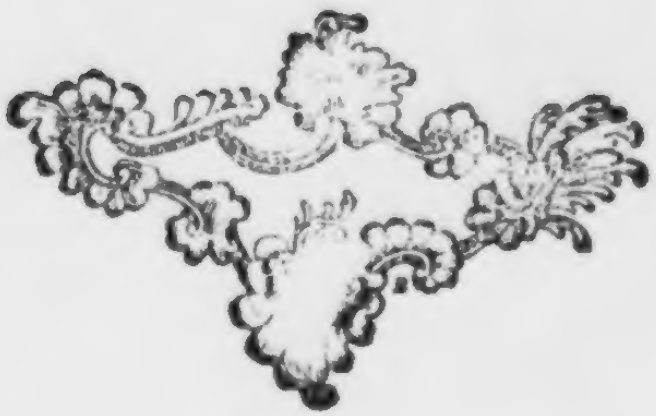
Laute

Wünſche

des ſtummen Patrioten

Ein Fragment

Nürnberg, 1769



Geneigter Leser!

Ich habe ohnlängst mit meinen Gehülfen einen berüchtigten Kezer, da er durch unsern Ort reißte, beym Kopfe nehmen lassen, und mich dabey aller seiner Effecten und Pappiere bemächtiget, darunter ich gegenwärtiges Fragment vor das bequemste Mittel halte, der ganzen orthodoxen Welt einen demonstrativen Beweiß vor Augen zu legen, daß er wirklich ein Kezer sey, und ich in meinen Eifer keinesweges zu weit gegangen bin. Es scheint dasselbe nur eine rohe und unbearbeitete Anlage zu einen grössern und vollständigen Kezerwerke zu seyn, welches er zu seiner Zeit, vielleicht in einer andern Gestalt, der Jugend in die Hände spielen wollen, um sie

von der reinen Lehre, die in meinem, von einen alten Gottesgelehrten geerbten, und von manchen meiner Vorfahren treulich genuzten Manuscripte enthalten ist, immer mehr abwendig zu machen. Denn aus denen wenigen und ohne Ordnung niedergeschrieben Einfällen, die man in diesen Fragment finden wird, sieht man zur Genüge pro primo, daß er unsere jezige Theologie und die Art, wie man sie erlernt, vor total fehlerhaft und einer Verbesserung fähig erklärt: pro secundo, daß er die homines hederodoxos, ich meine den Teller, den Pasedof und andre ihres Gelichters, vor einsichtsvolle und gute Leute hält; pro tertio, daß er verlangt, man solle die hochheiligen Compendia verbrennen, und die von GOtt eingegebnen heiligen simbolischen Bücher abschaffen, davor aber einen kurzen Auszug aus der Bibel machen, und denen jungen Leuten vortragen, und darauf schwören lassen: pro quarto, daß er fodert, man solle die schönen Jahre, die unsere Kinder bisher auf den Academien zugebracht haben, anders anwenden, das hochheilige System nicht zur Hauptsache machen, sondern hebräsch, griechisch, Geschichte, Kritik, und so gar auch die verteufelten Humaniora studie-

ren und mit einen Worte nach einer theologiſchen Gelehrſamkeit ſtreben, die (das GOtt erbarme!) von Erneſtiſchen Schrot und Korn iſt.

Wie nun alle dieſe Principia, welche derſelbe jungen Gemüthern als ein ſchädliches Gift einflöſſet, mich und alle meine Amtsbrüder ganz beſtürzt machen, indem wir dadurch in kurzen Candidaten bekommen würden, welche ſich weiſer und klüger dünken dürften, als wir ſelbſt ſind; als habe ich mich aus gerechten Eifer vor die Ehre meines Amts entſchloſſen, dieſes mit dieſen gottloſen principiis angefüllte Fragment dem Druck zu überlaſſen, um ſie allen redlichen Beſtreitern der Indifferentiſterey und Theiſterey die in allen Univerſitäten, vornemlich in Erfurt (*), durch die gottloſe Neigung zu den ſo genannten Sprachwiſſenſchaften und pelle letters deſto mehr überhand nimmt, je mehr die einzige Quelle derſelben, nemlich das böſe Herz, unter den Menſchenkindern ſich ausbreitet; zum immerwährenden Abſcheu vor Augen zu legen.

(*) Denn ich höre, daß es da rechte grobe Theiſten geben ſoll.

Mich ärgerts nur daß der kezeriſche Verfaſſer ſeine ausgeſtreuten Einfälle noch oben drein Patriotismus nennt: da ſie doch eher diabolismus ſind. Doch tröſtet mich die Hofnung, daß heilige Seelen dieſes Gift erkennen und durch dieſen in einen Engel des Lichts verſteckten Mehrer des Reiches der Finſterniß, ſich nicht verführen laſſen werden, indem man die verkehrte Geſinnung ſeines Herzens ganz apert in dieſen Fragment ſehen und erkennen wird. Sollten aber auch einige davon angeſteckt und auf Abwege geführet werden, ſo will ich nächſtens eine Widerlegung in metodo ſciendivico drucken laſſen, und darinnen dieſes Fragment nach Würden behandeln und refudiren.

Albernhauſen bey Nürnberg,
den 1. October 1769.

Ignatius.

Laute

Laute

Wünſche

des ſtummen Patrioten

in Abſicht auf den gegenwärtigen Zuſtand der Gottesgelahrheit

in einem

Sendſchreiben

an meine Zuhörer.

Meine Herren!

Wundern Sie ſich nicht darüber, daß ich einen Brief bloß an Sie gerichtet habe, deſſen Inhalt vielleicht allen denen, die ſich der Theologie

logie widmen, nützlich und lehreich seyn möchte. Ich bin seit einer gewissen Zeit so furchtsam worden, daß ich nicht gerne mit einem Gelehrten rede, geschweige daß ich mich mit ihm über eine streitige Sache einlassen sollte. Die meisten von denen Herren sind so empfindlich, daß man jedes Wort vorher untersuchen muß, ehe man aufhören darf zu fürchten, daß man darüber in Verantwortung kommen werde. Und unter allen scheinen mir die Herren Theologen am hitzigsten zu seyn, ohngeachtet sie das Clima sowohl als die Lebensart mit unsern übrigen Gelehrten gemein haben. In ihrer Theorie sind sie mit allen Menschen über den Satz einig; daß irren menschlich sey. Allein in praxi — doch das heißt alsdenn die Ausnahme von der Regel. Sie dürfen zwar nicht glauben, daß ich alle Gottesgelehrten in eine Classe werfe, und Sie selbst wissen aus meinen Lehrstunden, wie viel Ehrfurcht ich gegen diejenigen Männer zu erkennen gebe, welche bey einer wahren Gelehrsamkeit auch die erhabensten Tugenden eines Gelehrten, die Sanftmuth, die Bescheidenheit, die Demuth, die Nachsicht u. s. w. besitzen: allein dem ohngeachtet wollte ich es nicht wagen, mein Sendschreiben an die Gottesgelehrten überhaupt zu richten, weil ich doch von einem grossen Theile derselben eine nicht allzugütige Antwort erwarten konnte. Ueberhaupt ist meine Herzhaftigkeit seit dem letzten Kriege, um zehn Procent gefallen: so, daß ich schon zittre, wenn ich nur von weiten einen Gegner auf mich loß gehen sehe, weil ich

weiß

weiß, daß die gelehrte Antagoniſterey mehrentheils mit ewiger Erbitterung und mit dem hölliſchen Beſtreben verbunden iſt, die Ehre und das Glücke ſeines Gegners auf einmal zu Grunde zu richten. Mit Ihnen alſo, und mit Ihnen allein will ich reden. Mit Leuten, von deren Liebe und Zutrauen man ſchon überzeugende Proben hat, kann man ſchon ein wenig offenherzig ſprechen. Und ein Leipziger Student (ewig müſſe dieſes Lob Ihr eigenthümliches ſeyn) iſt viel zu geſittet, als daß man ſich fürchten ſollte, mit ihm in einen etwas ernſthaften und ſtrengen Tone, zu ſprechen; und auch bittre Wahrheiten ihm frey ins Geſicht zu ſagen.

Und bald dürfte ich es Ihnen gleich beym Anfange meines Vortrages geſtehen, daß ich die Abſicht habe, Sie ganz zu reformiren, Ihnen andere Begriffe, einen andern Geſchmack, und eine ganz andere Art zu ſtudieren, beyzubringen. Doch Sie möchten zu ſehr über dieſes Vorhaben erſchrecken, und den Appetit verlieren, weiter zu leſen. Es iſt Zeit genug, daß Sie mich, wenn es nicht anders iſt, bey den Schluſſe verketzern. Jetzt will ich Ihnen mit einem ganz orthodoxen Tone ſagen, daß ich nichts anders Ihnen vortragen werde, als die lauten Wünſche der ſtummen Patrioten — Ich verſtehe unter den ſtummen Patrioten, diejenigen Gelehrten, welche einige Fehler bemerken, unter denen die Wohlfarth der Geſellſchaft leidet, die aber nicht Luſt, oder Zeit, oder Herz haben, es laut zu ſagen, daß ſie die Abſchaffung derſelben eifrig wünſchten. Ich über-

nehme also nur das Amt eines Dollmetschers. Ich will die geheimen Seufzer unsrer Patrioten zu erforschen suchen. Ich will mich in ihre Studierstuben schleichen, und die frommen Wünsche hören, die sie, wie es scheint, vergeblich zu GOtt thun. Ich will alsdenn diese Seufzer, diese Wünsche laut sagen. Und ich glaube, sie sollen laut mehr Erhörung finden. Denn wie will der Himmel erhören, wenn nicht auch die Erde und Israel erhöret (*).

So höret ihr Himmel und du Erde nimm zu Ohren! Sollte sich doch der Himmel dafür entsetzen, erschrecken, und sehr erbeben, spricht der HErr; denn mein Volk thut eine zwiefache Sünde, mich die lebendige Quelle verlassen sie, und machen ihnen hie und da ausgehauene Brunnen, die doch löchricht sind, und kein Wasser geben. Ist denn Israel ein Knecht und Leibeigen, daß er jedermanns Raub seyn muß? --- Solches machest du dir selbst --- Ich hatte dich gepflanzet zu einen süssen Weinstock, einen ganz rechtschafnen Saamen, wie bist du mir denn gerathen zu einen bittren wilden Weinstock. --- Wie darfst du aber jetzt noch sagen: ich bin nicht unrein? Wo sind deine Götter, die du gemacht hast? heiß sie aufstehen, laß sehen, ob sie dir helfen können in der Noth? --- Was schmückest du viel dein Thun? Bekehret euch ihr abtrünnigen Kinder, spricht der HErr (**).

Hören

(*) Hosea 2, 21.

(**) Jer. 2, 12 13. 14. 17. 21. 23. 33. 33. Cap. 3, 14.

Hören Sie den Patrioten? --- Aber merken Sie auch den Augenblick, daß seine Worte einen Commentarius nöthig haben? Und den will ich Ihnen eben mittheilen Aber fürchten Sie dabey nicht etwan, daß ich in einem so fürchterlichen Tone mit Ihnen reden werde, wie der Patriot. Nein meine Herren! Keine andere Sprache sollen Sie hören, als die Sprache der Sanftmuth und der Bescheidenheit. Jeremias konnte wohl etwas hart reden, aber er war auch ein andrer Mann wie ich. Meine Worte sollen nur ein Echo von den seinigen seyn. Und nie dürften sie auch mehr seyn, da ich nicht wie er, mit der ganzen Kirche, sondern nur mit Ihnen, und von einem Theil der Kirche mit Ihnen reden will.

Mein Volk ꝛc. der Patriot versteht doch ohnfehlbar auch die Gottesgelehrten? Nun wohl meine Herren! diese meine ich auch. Nicht nur die Lehrer sondern auch die Lernenden meine ich, wenn ich sage: **Mein Volk verläßt die lebendige Quelle** Sinnen sie doch nicht so lange über diese Quelle: Das müssen Sie ja noch aus dem Catechismus wissen Woraus schöpft denn der Gottesgelehrte? Woher nimmt er die Lehren, in deren ehrwürdigen Finsternissen er vom Lichte eines GOttes geleitet, und von der Vernunft unterstützt, aufmerksam forschet? Woher die Beweise, mit denen er diese Lehren, wenn er andere davon unterrichtet, einschärft? Woher die Auflösungen, die er jener Menge von Zweifeln giebt, welche nicht die Vernunft (denn diese macht

eigent-

eigentlich keine Zweifel wider die Offenbarung) sondern die gemißbrauchte Vernunft, das ist, der Unglaube der übergeschnapten Weltweisen, oder die vorsetzliche Bosheit derer, die gerne mit Gemüthsruhe lasterhaft seyn wollen, wider die Offenbarung ausheckt? Wissen Sie eine andere Quelle als die heilige Schrift? Ist diese nicht die unerschöpfliche Quelle aller wahren Weisheit? Ist diese nicht das göttlich grosse Buch, welches durch die übernatürliche Kraft seiner Lehre, die Albernen weise und die Lasterhaften tugendhaft macht? Ist diese nicht das wundervolle Buch, wo die eingebildete Weisheit, Unverstand, und die unverständige Einfalt, die erhabenste Weisheit findet? wo die Vernunft allein, als auf einer unermeßlichen Höhe schwindelt, und von einem himlischen Führer geleitet, als auf dem ebensten Wege fortgeht, und überall Anmuth, überall Trost und Erquickung findet? Ist sie es nicht, welche unter allen erhabnen Schriften allein ihren Ruhm noch nicht überlebt hat? Welche seit Jahrtausenden mit gleichen Lichte erleuchtet, mit gleicher Stärke rührt, mit gleicher Kraft ihre Zauberverwandlungen fortsetzt, und den von der Hölle entstellten Menschen, zum Engel bildet? welche in denen Zeiten der Finsterniß und in der Zeit des Lichts, eben dieselben Wunder verrichtete? ob diese Wunder gleich in den ersten seltner und verborgner geschahen; welche durch die anmuthigste Einfalt den schwachen Verstand sattsam belehret, und durch die tiefsinnigsten Wahrheiten den grös-

sten

ten Geiſt beſchäftiget? Und wer wollte wohl behaupten, daß es Gottesgelehrte, ja daß es Chriſten gäbe, die nicht alle aus dieſer Quelle ſchöpften? Die ſich ſchlechte Ciſternen und löchrichte Waſſerhälter machten, um das friſche Quellwaſſer entbehren zu können? Und wenn es jemand behauptete, und ſeine Behauptung beweiſen könnte, ſollte ſich dann nicht der Himmel davor entſetzen?

Und ich, ich ſelbſt bin es, der es behauptet. Aber wo die Beweiſe hernehmen? Aus welchen Zeiten? Aus welchem Jahrhunderte? Ich werfe meine Augen auf das gegenwärtige erleuchtete, und von ſeinem Glanze geblendet, führe ich den verwegnen Blick ſchaamvoll zurück auf ſpätere Zeiten. Ich ſehe dort, wo ein Origenes, ein Hieronymus, durch Werke voll Weißheit ihre Nahmen verewigen, dort ſehe ich freylich eine groſſe Menge von Unglücklichen, denen der Geiſt GOttes über dem Staube ſeiner Schriften zurufen möchte: Mich die lebendige Quelle verlaſſen ſie! Denn hier ſchienen die Schriften des heiligen Geiſtes ganz verbannet, und in die entlegenſten Winkel der Bibliothecken verwieſen zu ſeyn. Man verſtund nicht einmal die Sprachen, in welcher der Geiſt im alten und neuen Bunde, mit denen Menſchen geredet hatte. Hieronymus mußte einen Juden um die Kenntniß einiger hebräiſchen Wörter anflehen (denn höher als auf Wörter erſtreckte ſich ſeine orientaliſche Litteratur nicht,) weil vielleicht unter den Chriſten nicht einer zu finden war, der ihm hierinne

hätte

hätte beyſtehen können. Betrübte Zeiten! Wie lange war es, daß die heilige Schrift unter dem Vortrage apoſtoliſcher Männer, ihre Wunder durch alle Theile der Welt verbreitet hatte? Waren 3 Jahrhunderte genug, den Glanz eines ſolchen Lichtes zu verdunkeln, durch welches die halbe Welt erleuchtet worden? Warum verlieſſet ihr, Thörigte! die lebendige Quelle und machtet euch löchrichte Waſſerhälter? Warum bliebet ihr nicht bey der anmuthigen Einfalt, welche in dem Lehrvortrage der Propheten und Apoſtel herrſchte? Schämtet ihr euch etwan immer einerley, auf einerley Art zu ſagen? Wurden euch die bloſſen Lehren der Schrift, in ihrer urſprünglichen Geſtalt altväteriſch? Ja, meine Herren, ſo gieng es in den erſten Jahrhunderten zu Die Philoſophie hat als Philoſophie der Religion niemals geſchadet, aber ſie iſt ihr in ſo fern ein beſtändiges Gift geweſen, in wie fern ſie das menſchliche Herz aufgeblähet, auf ſeine eigne Weisheit ſtolz, und gegen die himmliſche Weisheit gleichgültig und verächtlich gemacht hat. Das war eine von den Quellen des Verderbens in den erſten Zeiten. Die Chriſten, ſo bald ſie ein wenig Muſe bekamen, begnügten ſich nicht an dem Ruhme Chriſten zu ſeyn, ſie wollten auch Gelehrte, auch Weltweiſe ſeyn. Und indem ſie Weltweiſen wurden, ſo bildeten ſie ihre Vernunftlehre nach den heidniſchen Muſtern, weil ſie noch keine chriſtliche Muſter von Profeſſion vor ſich hatten. Ihr Vortrag verlohr die vorige Einfalt und Deutlichkeit. Die Begriffe

von

von den Wahrheiten der Religion wurden nun höher gespannet. Sie wurden subtiler überdacht, und mit allerley Kunstwörtern ausgeputzt. Was Wunder daß bey dieser Gelegenheit die christliche Vernunftlehre in ihrer ersten Blüthe ein wenig ausartete, zumal da sich christlicher Stolz, Eifersucht gegen andre Lehrer und die Liebe zum Neuen sich gemeinschaftlich verbanden, aus den einfältigsten und deutlichsten Wahrheiten Irrthümer, aus Irrthümern Verketzerungen, und aus Verketzerungen Verfolgungen auszubrüten?

Es ist bekannt genug, daß die ersten Ketzereyen größtentheils Folgen der Unwissenheit und Unerfahrenheit in dem Grundtexte der Bibel gewesen sind. Man brauchte die heilige Schrift sehr selten oder man stritt bloß über einen einzelnen Ausdruck derselben, ohne im Stande zu seyn, denselben durch andre einerley sagende Stellen der Schrift zu erläutern, und den Streit mit Sanftmuth zu endigen. Jeder hatte seine Philosophie, der er anhieng. Jeder mischte diese in die seichten Begriffe die er von der Religion hatte. Jeder bildete sich also ein System nach seinem Gefallen, und schmückte es mit eitlen, willkührlichen, abgeschmackten und dunkeln Worten aus. Die allerwenigsten lernten die Religionswahrheiten aus der Bibel. Es warfen sich gewisse allgemeine Lehrer auf, an deren Schriften und Vortrage die andern sich begnügen mußten. Die Schüler nenten sich von ihrem Oberhaupte. Und so entstunden Secten, die mit philosophi-

scher

ſcher Wuth gegen einander zu Felde giengen: und um ein Wort, um einen übel verſtandnen und oft übel gedeuteten Ausdruck, einander auf das grauſamſte verfolgten.

Und konnten dieſe Streitigkeiten nicht in Güte beygelegt, und die Irrenden mit Sanftmuth zu rechte gewieſen werden? Ja, meine Herren, womit ſollte das geſchehen? Die Irrthümer waren aus menſchlicher Eigenliebe oder philoſophiſchen Stolze entſtanden, ſo mußten ſie freylich mit gleichen Waffen beſtritten werden. Die Irrenden verſtunden die rechte Quelle der Wahrheit ſo wenig, als die, welche die Wahrheit vertheidigten. Nur einige ſtudierten die Bibel, und leider ſo ſchlecht, daß mancher beſſer gethan hätte, wenn er Zeitlebens davon geblieben wäre. Woher jene ſeltſamen Erklärungen, jene erbärmlichen Accomodationen, jene allegoriſchen Spielwerke, jener myſtiſche Unſinn, den man in den Schriften mancher Kirchenväter antrift? Ich darf es Ihnen nicht erſt ſagen. Sie wiſſen ja, daß die griechſchen Lehrer ſich mit griechſchen Ueberſetzungen behelfen mußten, die noch darzu äuſerſt defect und verderbt waren. Und die lateiniſchen verſtunden nicht einmal griechiſch, ſondern mußten mit einer herzlich ſchlechten lateiniſchen Ueberſetzung ſich begnügen. Daher kam es, daß die reine Lehre immer unreiner, durch immer ſchlechtere Menſchenſatzungen verunſtaltet, und endlich gar ihrer ganzen vorigen Geſtalt beraubt wurde: weil endlich die chriſtliche Welt gar aufhörte die heilige

Schrift

Schrift zu lesen, nachdem sie schon längst aufgehöret hatte, sie zu verstehen.

Denn sonst laß man doch nöch dem gemeinen Volke bey öffentlichen Versammlungen, ein Stück aus der Bibel vor, dem man gegemeiniglich kurze Erklärungen und Anwendungen beyfügte; aber ohngefehr im neunten Jahrhunderte nahm auch diese löbliche Gewohnheit ihren Abschied. Paul Wahrenfried ordnete auf Befehl Carls des Grossen die Sonntagstexte mit ausgesuchter Dummheit. Und seitdem peitscht die christliche Kirche die Evangelien durch. In den folgenden Jahrhunderten sahe es noch weit betrübter aus. Die Hölle begnügte sich nicht, den Gebrauch der heiligen Schrift aus der christlichen Welt verbannt zu haben; sie sorgte auch davor, daß sich derselbe nicht vom neuen einschleichen möchte. Denn im dreyzehnten Jahrhundert gelung es ihr, den Gottesgelehrten einen höhern Gout beyzubringen, und sie zu bereden, sich in dem fetten Schlamme der scholastischen Weisheit mit vielen Vergnügen herumzuwälzen. Lombardus feuchtete den Koth der Finsterniß zuerst: Albert folgte seinen Fußtapfen; und Thomas verwandelte vollends die ganze Gegend in Morast. Jetzt ward Aristoteles statt der Bibel gelesen. Und die Summe des Thomas war die stinkende Cisterne, aus welcher damals die ganze christliche Welt, die Wahrheiten der Religion schöpfen sollte. Ach möchte sich doch der Himmel entsetzen, erschrecken und sehr erbeben. Denn mein Volk thut eine

zwiefache Sünde, mich die lebendige Quelle verlassen sie, und machen ihnen hie und da ausgehauene Brunnen, die doch löcherigt sind und kein Wasser geben!

Mich deucht, meine Herren! sie fühlen hier einige fromme Regungen der Dankbarkeit gegen die wundervolle Weisheit, mit welcher die Vorsicht vor einigen hundert Jahren, diesem schrecklichen Verderben der Kirche durch eine allgemeine Reformation zu steuern wußte. In der That! Es übersteigt alle menschliche Einsichten, wenn man die Geschwindigkeit erwegt, mit welcher GOtt die Barbarey der Wissenschaften und Sitten besiegt, und die Reinigkeit der geoffenbarten Religionswahrheiten wieder hergestellt hat. Und man muß sich wundern, wie es jetzt schon wieder Christen geben kann, welche durch Kaltsinnigkeit gegen die Wohlthaten der Reformation, ihre Kaltsinnigkeit gegen die Religion auf eine so in die Augen fallende Weise an den Tag legen.

Doch man begnüget sich nicht einmal, die Reformation zu vergessen, nein! man gehet noch weiter: man will ihre gesegneten Folgen gar ausrotten. --- Erschrecken Sie nicht, meine Herren! Ich will Ihnen nichts ohne Beweiß aufheften. Folgen Sie mir aber in ein langes Feld von Betrachtungen. Erinnern Sie sich, was eigentlich bey der Reformation das Hauptwerk war und wodurch sie veranlasset wurde. Die Religion JEsu sahe sich nicht mehr gleich, seitdem sie mit scholastischen Unflate war besudelt worden. Sollte sie also in

ihrer vorigen Schönheit erscheinen, so waren zwey Dinge nöthig. Erstlich mußten die Menschensatzungen fort, mit welchen man sie vermengt hatte. Zweytens mußte allen Menschen der Weg zu derjenigen Quelle wieder eröfnet werden, welche man bishero verlassen hatte. Bey diesen beyden Stücken lassen Sie uns einige Augenbicke stille stehen. Ich verstehe unter den Menschensatzungen alles, was sich aus menschlicher Erfindung in das Religionssystem eingeschlichen hatte. Und was war dieses? Es waren die unnützen Ausdehnungen, die man den Lehren der Schrift gegeben hatte. Es waren ferner die ganz abscheulichen Kunstwörter, mit denen man seine philosophisch unvernünftige Grillen ausputzte, um sie bey ihrer Unverständlichkeit wenigstens ehrwürdig zu machen. Es waren endlich die ganz neuen Hirngespinste, welche man zu Wahrheiten canonisiret, und theils aus seiner Einbildung, theils aus den verwirrten Ausdrücken einiger Kirchenväter, theils aus einigen mit der höchsten Unvernunft erklärten Schriftstellen geschöpft hatte. Sollte die Religion zu ihrer vorigen Schönheit und Reinigkeit gelangen, so mußten diese Menschensatzungen abgeschaft werden. Und wie war das möglich? Welcher Mensch wußte die wenigen, kleinen, und ganz unscheinbar gewordenen Glodkörnchen der lauteren Wahrheit, aus dem grossen Sandhaufen der scholastischen Theologie heraus zufinden und abzusondern? Woran sollte man eine wirkliche Wahrheit erkennen, um sie vom Zusatze zu unterschei-

terſcheiden? Doch wohl aus der Bibel, werden Sie ſagen? — Ja wohl, meine Herren! das giebt die geſunde Vernunft. Aber wo ſollte man damals eine Bibel hernehmen? Wie ſollte man ſie leſen lernen, und wer verſtund ſie? GOtt! wo du nicht hilfſt, ſo iſt hier alle Menſchenhülfe umſonſt! Hier muß deine Allmacht Wunder thun, denn endliche Macht iſt vergeblich. Und ſehet! GOtt half! GOtt that Wunder. Ein Luther bekommt endlich auch einmal eine Bibel zu ſehen. Ihm gehen, wie ſchon vielen vor ihm, die Augen auf. Ein ganz ungewöhnliches, aber freylich in ſolchen rimmeriſchen Finſterniſſen, nur ſchwaches Licht ſtrahlt in ſeine Augen. Ihm folgt ein kleiner Haufe vernünftiger Menſchen, welche wie er, das neumodiſche Buch, die Bibel, leſen. Der Haufe vergröſſert ſich: und was geſchicht? GOtt erbarmet ſich über die arme Kirche, und ſchickt ihr ihren vorigen Schutzengel, die geſunde Vernunft aus dem Exilio zurück in ihr Vaterland. Es fanden ſich Gelehrte, welche wieder anfiengen zu denken, oder von menſchlichen Begriffen ohne gedankenloſe Kunſtwörter zu reden. Es fanden ſich Gelehrte, welche im Stande waren, ſich und die Welt zu bereden, der Menſch in dem Gebiete der Chriſtenheit ſey bisher dem Viehe ziemlich nahe gekommen. Ja es fanden ſich Gelehrte, welche lateiniſch und griechiſch verſtehen wollten, und die ſich getrauten, die altmodiſchen Humaniora, die man ſeit Jahrhunderten nicht mehr den Nahmen nach gekannt hatte, wieder empor zu brin-

bringen. Man ſahe einen Eraſmus, einen Reuchlin, einen Melanchthon auftreten, und durch Zurückberufung der Vernunft und Wiſſenſchaften, die unüberwindlichſten Hinderniſſe der Reformation aus dem Wege räumen. Und nun fieng man an, die Bibel wieder zu leſen, und mit Verſtande zu leſen. Nun fieng man an, die Religion von dem Sauerteig der Scholaſticker zu reinigen, und aus der lebendigen Quelle des geoffenbarten Wortes die lautere Wahrheit zu ſchöpfen, um ſie vom neuen in ihrer alten urſprünglichen Schönheit zu betrachten.

Meine Herren! es iſt, als wenn ich nicht weiter ſchreiben könnte. Es überfällt mich hier eine Angſt, die mich nöthiget, die Feder wegzulegen, und die Schuld, die ich Ihnen abtragen wollte, Ihnen von neuen ſchuldig zu bleiben. Was ſoll ich thun? --- Ich ſehe die augenſcheinlichſte Gefahr -- Sie werden mich -- was denn? --- ausſcharren. O ein erträgliches Unglück! verketzern werden Sie mich, das muß ich fürchten, wenn ich weiter ſchreibe. --- Doch es ſey gewagt. Die Wahrheit, die ich auf meiner Seite habe, ſoll mich -- wenigſtens innerlich, beruhigen, wenn ſie auch nicht ſtark genug ſeyn ſollte, mich zu beſchützen.

Man eifre, wie man will: ich wiederhole es: man fieng an --- Und weiter kam es damals nicht, als zu einem bloſſen Anfange. Ein Anfang, der in Erwegung der damaligen Zeiten jederzeit meine Bewunderung auf ſich ziehen wird. Ein Anfang, den kein Menſch vor

Macht und Weisheit GOttes beſſer, ſchöner, geſegneter, und beglückter ſich wünſchen konnte. Aber doch war es nur der Anfang der Verbeſſerung. Das Religionsſyſtem ward von einer groſſen Menge ſcholaſtiſcher Grillen gereiniget, die Art, die Theologie zu ſtudieren, ward nun ein groſſes verbeſſert. Und die Bibelerklärung ſtieg gleichſam aus ihrer Aſche wieder hervor. Aber das alles kam deswegen noch nicht zu ſeiner Vollkommenheit. Unſre Väter zu den Zeiten der Reformation thaten alles, was ſie thun konnten, allein ſie konnten nicht alles thun, was ſie thun mußten, wenn ihre Nachkommen die Hände in den Schooß legen wollten. Sie haben die Bahn abgebrochen. Sie haben uns die herrlichſten Beyſpiele aufgeſtellet. Sie haben uns gezeigt, welches die Quellen des Verderbens ſind. Sie haben angefangen, ſie zu verſtopfen. Aber ihre Nachkommen haben den groſſen Bau liegen laſſen. Und auch wir, wir im achtzehnten Jahrhundert, denken noch nicht darauf, wie wir das, was in unruhigen Zeiten war angefangen worden, in ruhigen und beglückten Zeiten zu Ende bringen wollen?

Ich kehre nun meinen Blick nicht mehr ſchamvoll auf ſpätere Zeiten zurück, um Ihnen das Verlaſſen der lebendigen Quelle in Exempeln vor Augen zu ſtellen. Der Glanz unſers erleuchteten Jahrhunderts blendet mich nicht mehr. Ich ſehe auf allen Seiten den Undank der Chriſten gegen die Wohlthaten der Reformation, der dieſen Glanz in meinen Augen

gen verdunkelt. Ich erblicke den gegenwärtigen Zuſtand der Gottesgelahrheit als das rechte würdige Object der Sorge unſrer Patrioten. Mit allem Rechte fürchten die verſtändigſten Männer, daß entweder die Barbarey vom neuen einreiſſen, oder daß binnen einen halben Jahrhundert der Socinianiſmus vermengt mit dem gröbſten Deiſmus, in den proteſtantiſchen Staaten die herrſchende Religion ſeyn werde. Und daran ſind ſie ſelbſt ſchuld, meine Herren Theologen! Sie ſind dadurch ſchuld, daß ſie die Bahn ihrer Väter nicht erweitert, und den Bau, den ſie anfiengen, nicht fortgeſetzt haben.

Doch ich rede ja mit Ihnen, meine Herren! Ich will Ihnen alſo beweiſen: 1) daß die Kirche von der Barbarey und vom Indifferentismus zugleich bedrohet wird, 2) daß die Art, wie auf Academien die Theologie ſtudiert wird, obgleich nicht allein, aber doch ſehr daran ſchuld iſt — 3) daß dieſer Gefahr noch zetzo vorgebuget werden könne. GOtt gebe doch, daß Sie und alle meine Leſer mich mit Sanftmuth und ohne Vorurtheil beurtheilen, und alles, was ich ſagen werde, mit unpartheyiſchen Herzen prüfen mögen.

Ich muß Ihnen vor allen Dingen einen Begrif von Barbarey machen. Manche denken, wer nicht lateiniſch und griechiſch kann, der ſey Barbarus. Weit gefehlt, meine Herren! die Barbarey iſt etwas viel gefährlichers. Man nennt wohl das bisweilen einen rauhen fehlerhaften Stil, eine barbariſche Schreibart, al-

lein das erschöpft noch lange nicht den Begriff des Worts Barbarey. Barbarey heißt überhaupt derjenige Zustand eines Volks, vermöge welchem dasselbe die Seelenkräfte nicht so weit bearbeitet, als es könnte und sollte. Stellen Sie sich einen Menschen vor, der von Jugend auf sich nur mit sinnlichen Dingen beschäftiget, der nur höchstens die untern Seelenkräfte, das Gedächtniß, die Imagination, u. s. w. bisweilen anstrengt, hingegen die höhern Kräfte, das Genie, die Abstractionskraft u. d. g. ungebraucht liegen läßt; der nie sich gewöhnt, etwas anders als körperliche Dinge zu denken; der folglich auch in der Sprache, die er redet, nichts als grobe und unpolirte Ausdrücke anbringt; der in seinen Sitten hölzern, in seinen Handlungen plump; in seiner Aufführung vielleicht redlich aber doch einfältig und ungesittet; in der Wahl der Endzwecke und Mittel stupid; in der Ausführung seiner Absichten unerfahren und ungeschickt ist. Wie? wenn eine Nation größtentheils aus solchen Menschen bestünde? Das würden Sie doch ohnfehlbar Barbarey nennen? Wenigstens politische Barbarey? Und wie leicht entsteht aus dieser die religiöse? Denn was war wohl die Ursache des Verderbens vor den Zeiten der Reformation? Und was war im Gegentheil die beste Stütze derselben? Antworten Sie mir doch, meine Herren? --- Sie besinnen sich? So gehts, wer ans Compendium gewöhnt ist, erzittert bey jeder Antwort, die ihm einfällt, und zweifelt, ob sie auch recht sey, das heißt,

in dem Compendium so stehe. Ich will es Ihnen sagen. Die Aufnahme der Wissenschaften. So bald diese wieder empor kamen, so bald fiengen die Menschen wieder an, sich über das Vieh zu erheben. Sie fiengen an zu denken. So wie ihre Begriffe feiner wurden, so wurden es auch ihre Empfindungen. Und eben dadurch verbesserte sich der ganze Geschmack der Menschen, nebst ihren Sitten und Gewohnheiten. Ohne dieses würde Luther nicht weit gekommen seyn. Der Geist GOttes, der mit dem Vortrag seiner Wahrheit seine göttliche Kraft verband, würde an den meisten Orten nichts als steinerne Bildsäulen gefunden haben: Herzen, die nicht zu erweichen, Seelen die nicht zu unterrichten gewesen wären. Denn wo die Vernunft der Religion nicht den Weg bahnt und das Herz öfnet, da bleibt auch ihre Wirkung sehr schwach. Wer überhaupt nicht denkt, der denkt auch nicht, wenn ihm der Geist GOttes Gegenstände vorhält. Wer von Natur stupid ist, der bleibt es auch in der Religion. — Sie verstehen mich doch recht, wie ich das alles meine? Ich sage nicht, die Bekehrung des Menschen, der stupid ist, sey unmöglich. Um GOttes Willen bürden Sie mir keine Irrthümer auf! Ich sage auch nicht, sie sey schwerer, als bey einem Menschen von guten Verstande. Ich rede gar nicht von der Bekehrung eines Menschen, sondern von der Reformation eines ganzen Volks. Bestund denn die Reformation darinne, daß die Menschen anfiengen Busse zu thun? Meinen Sie, die

Christen sind zu den Zeiten der Finsterniß alle verdammt --- oder weniger selig worden, als in unsern Zeiten, in den Zeiten des Lichts? Bekehrt kann der stupideste werden, aber reformirt konnte kein deutsches Reich werden, so lange nicht mit der Reformation alle die Mittel in Aufnahme kamen, welche machen, daß die Nationen Klugheit, Witz, Verstand, Geschmack und Feinheit bekommen. Merken Sie nun wohl, wie aus der politischen Barbarey die religieuse entsteht?

Die Barbarey in der Religion hat den ersten Begrif mit jener gemein. Sie ist der Zustand eines Volks, welcher entsteht, wenn die edelsten Seelenkräfte unter demselben nicht gehörig bearbeitet werden. Sich in seinem Christenthum auf einige concrete Begriffe von Busse, Glauben, Heiligung und Seligkeit einschränken, das ist wohl etwan für einen Menschen zureichend, den GOtt in den Zeiten der Blindheit und Finsterniß dennoch selig haben will: aber nicht für einen Christen, der mitten unter dem verkehrten Geschlechte sein Licht dergestalt leuchten läßt, daß er auch Ungläubigen und Lasterhaften ehrwürdig bleibt. Warum nicht? sagen Sie? Darum weil erstlich überhaupt die Empfindungen des Herzens von den Vorstellungen des Verstandes abhangen und auch in ihren Graden von denselben bestimmt werden. Z. E. Ich kann keine Furcht empfinden, ohne daß vorher die Vorstellung eines fürchterlichen Gegenstandes in meinem Verstand existire. So bald diese Vorstellung da

ist,

iſt, ſo bald iſt die Empfindung da. Je lebhafter, ſchneller, deutlicher die Vorſtellung iſt, deſto heftiger wird die Empfindung ſeyn. Sie ſehen alſo, daß keine Empfindungen bey einem ſtupiden Verſtande nicht ſtatt finden. Wie ſoll ein recht hoher Grad von Ehrfurcht und Liebe zu GOtt entſtehen, wenn die Seele nie gelernet hat, ſich rechte groſſe Vorſtellungen von GOtt zu machen, und ihn von allen den Seiten zu betrachten, von welchen er eigentlich ein recht groſſes, liebenswürdiges und majeſtätiſches Weſen iſt? Wie ſoll eine wahre Gleichgültigkeit gegen die vergänglichen Güter der Welt, und eine vernünftige Sehnſucht nach dem Himmel entſtehen, bey einem Menſchen, der ſeinen Verſtand nie mit der Natur, Gröſſe, Herrlichkeit, Gewißheit und Dauer der ewigen Seligkeit beſchäftiget hat. --- Das war eine Urſache --- Die andere iſt noch entſcheidender. Geſetzt, es könnte ein Menſch, der ſeinen Verſtand in der fleißigen Betrachtung der Religionswahrheiten ungeübt läßt, zu einer wahren Gröſſe des Geiſtes gelangen ſo wird doch ſein Wandel nicht ſo beſchaffen ſeyn, daß er auch dem Laſterhaften und Spötter ehrwürdig bliebe. Er wird auf allerley Schwachheiten und Thorheiten gerathen. Die Liebe zu GOtt wird ihm zu einer Leidenſchaft werden, die er ſo unbehutſam ausübt, daß ſein geliebter Gegenſtand, den er ehren wollte, ſelbſt lächerlich wird. Er wird in den Uebungen der Andacht ausſchweifen. Und ſeine erhitzte Einbildungskraft wird ihn endlich zur Schwärmerey führen. ---

Wie? meine Herren! finden Sie dieſes Urtheil etwa durch die Erfahrung beſtätigt? Iſt unſer Land nicht voll ſolcher guter frommer Leute, die mit Unverſtand fromm ſind? Haben wir nicht Pietiſten, Separatiſten, Fanaticker, Herrenhuter, und wie ſie Nahmen haben mögen, in groſſer Menge? Wie will man leugnen: daß der größte Theil dieſer Leute im Grunde gut und untadelhaft iſt: daß die meiſten ein redliches Herz, einen feurigen Glauben, eine brünſtige Liebe zu GOtt haben? Aber, woher kommt das Strafbare, das Verabſcheuungswürdige an einigen unter ihnen? von ihrer Dummheit. Ja, ja von ihrer Dummheit. Es iſt mein völliger Ernſt. Dieſe Leute haben mehr Fleiß auf die Beſſerung ihres Herzens, als ihres Verſtandes gewendet. Sie haben, durch ein frühzeitiges Bewußtſeyn ihrer Frömmigkeit verleitet, angefangen, ſich für beſſer, und welches an allerſeltſamſten iſt, auch ſchon, für weiſer als andere zu halten. Sie haben aus einem blinden Eifer die äuſerliche Heiligkeit zu übertrieben geſucht. Sie haben deßwegen den erſten beſten Ausſpruch der Bibel, der nur eben nach Luthers Ueberſetzung ihnen zu paſſen geſchienen, auf ihre ſeltſamen Grundſätze und Handlungen gedeutet. Folglich hat Unwiſſenheit, Mangel der Ueberzeugung und Einſicht, vergeſellſchaftet mit einem gewiſſen geiſtlichen Stolze, einige auf ſolche abentheuerliche Lehrſätze und Gewohnheiten geleitet, daß ſelbſt der Nahme JEſu, den ſie bekennen, bey denen, die draufſen ſind, lächerlich und verächtlich worden iſt —

Und

Und alſo wiederhole ich nun mit völligem Rechte, was ich oben behauptet habe: Die Barbarey in der Religion kommt lediglich daher, wenn ein Volk aufhört, die edlern Seelenkräfte zu bearbeiten. Unwiſſenheit und Dummheit ſind die Grundſäulen des Aberglaubens und der heutigen Schwärmereyn. Wo es Mode wird, daß man die Wiſſenſchaften verachtet, welche unſern Verſtand aufheitern, unſere Urtheilungskraft ſchärfen, und unſern Geſchmack verfeinern, da iſt dem Aberglauben und Fanaticismus Thür und Thor geöfnet. Mir iſt nichts lächerlicher, als wenn man die heutigen Schwärmer mit der Güte ihres Herzens, oder wenn man überhaupt grobe Schwachheiten mit dem Nahmen eines Wiedergebohrnen entſchuldigen will. --- Ich denke allemal in meinen Gedanken: wer hats dem Wiedergebohrnen geheiſſen, ein ſtupider Menſch zu ſeyn? Ein Chriſt, der ſeinen Verſtand, durch den Beyſtand des guten Geiſtes bearbeitet, der ſich alle Mühe giebt, erhabne Begriffe, von GOtt, von ſeinen Pflichten, und von einer wahren und gefälligen Frömmigkeit zu erlangen; welcher täglich in dieſen ſeinen Einſichten durch den Unterricht treuer Lehrer zuzunehmen ſucht; der wird nie auf ſolches abgeſchmacktes Zeug fallen, wie unſere Heiligen, die, weil ſie die allerconcreteſten und gröbſten Begriffe, aber kein Judicium, und dafür deſto mehr geiſtlichen Hochmuth haben, auf eine Lebensart gerathen, deren Anblick die Religion JEſu unſern heutigen Chriſten vollends zum Eckel machen muß. --- Warlich,

chriſt-

chriſtliche Klugheit iſt ſo nöthig als die chriſtliche Frömmigkeit.

Ich habe Ihnen noch nicht alles von der Barbarey geſagt, was ich Ihnen ſagen wollte — Daß die religiöſe aus der politiſchen entſteht, das wiſſen Sie, aber daß beyde von der academiſchen erzeugt werden, das möchte Ihnen vielleicht noch fremde ſcheinen. Aber ſo iſt es. Auf Schulen und Academien wird bey ſehr vielen der Verſtand und beſonders die höhern Verſtandeskräfte gar nicht bearbeitet. — Unſere meiſten Herren Commilitones ſind in denjenigen Wiſſenſchaften, welche unſern Verſtand aufheitern, unſer Gefühl feiner und unſern Geſchmack geſetzter machen, ganz unwiſſend. — Viele ſind es ohne ihre Schuld, die meiſten durch ihre Schuld Man ſtudiert nur für das Amt, nicht für die Pflichten des Amts. Man lernt Kunſtwörter in ſchwerer Menge, um in Conſiſtorio zu beſtehen, (gleich als wenn im Conſiſtorio nur Kunſtwörter gefragt würden) aber der Verſtand bleibt leer an Begriffen. Und daß ich Ihnen den rechten Mittelpunkt des Verderbens ſage: die meiſten gehen von der Academie ohne die Religion ſelbſt zu verſtehen, ja ohne nur die Bibel ein einzigesmal durchgeleſen zu haben, aus welcher ſie eigentlich Zeitlebens ſchöpfen ſollten. — Wenn eine Gemeine noch ſo unwiſſend iſt, und bekommt nur einen Anführer, der gute Einſichten, feine Sitten, und einen durch Wiſſenſchaften recht bearbeiteten und zum Urtheilen fähigen Verſtand mitbringt, ſo wird die

Schwär-

Schwärmerey gewiß nicht überhand nehmen; wenn sie nicht schon vorher Wurzel gefaßt hatte. Hingegen wenn der Seelenhirte ein unwissender, pöbelhafter, roher, unerfahrner und ungeschickter Mensch ist: er sey zehnmal ein Wiedergebohrner, so wird er es gewiß nicht verhüten, daß auf der einem Seite Barbarey mit ihrem Gefolge, Unwissenheit, Aberglaube, Fanaticismus, und auf der andern Seite Frechheit und Gottlosigkeit mit Gewalt eindringe und überhand nehme. ---

Doch ich werde Gelegenheit nehmen, Ihnen unten mehr davon zu sagen. Jetzt lassen Sie uns nur so viel bemerken, daß die Kirche GOttes auf allen Seiten von der Barbarey bedrohet wird, die ich Ihnen bisher beschrieben habe. Sie erkennen dieses nicht nur daraus, weil schon wirklich unter uns ganze Gesellschaften sich zusammen gerottet haben, die alle von Profeßion dumm sind; deren ganzes System auf den Satz gebauet ist: wer ein gewisses innerliches Gefühl seiner Begnadigung habe, der könne alle übrige Hülfsmittel des Christenthums entbehren, er habe alsdenn den Geist, der ihn weiser mache als alle die Buchstaben-Gelehrten. --- Einige von diesen Leuten, deren es besonders auf den Dörfern viele giebt, gehen so weit, daß sie den Unterricht ihrer Pfarrherren, den Gottesdienst, die Sacramente, das Schulgehen ihrer Kinder, für Dinge ansehen, die für einen Christen, der den Geist hat, überflüßig sind. --- Noch mehr aber muß Ihnen die Annäherung einer allgemeinen Barbarey

höchst

höchſt wahrſcheinlich vorkommen, wenn Sie erwägen 1) daß ein groſſer Theil der Lehrer der Kirche auf die Seite der gut gemeinten geiſtlichen Narrheit hinken, und diejenigen im Irrthum beſtärken, welche einfältig genug ſind zu glauben: ein gutes Herz ſey die gültige Entſchuldigung der gröbſten Thorheiten, der völlige Erſatz der ſchändlichſten Unwiſſenheit und der ſeltſamſten Irrthümer oder Vorurtheile, und die wahre Bedingung, unter welcher die Schwärmerey geduldet werden könne - 2) Daß auch unſere meiſten Studenten, welche Theologie ſtudieren, einiger Lehrer ſeltſame Meynungen befolgen, und recht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, auf Academien nichts zu lernen, und ſich ihr Studieren nun erſt recht bequem zu machen, welches ihnen vorher ſauer worden war. --- Ich werde auch dieſe Beweiſe in der Folge weiter ausführen. Meine Abſicht iſt jetzo nur die allgemeinen Sätze feſt zu ſetzen. Dahero bitte ich ohne Vorurtheil fortzuleſen, und kein entſcheidendes Urtheil zu fällen, als bis man das Ende dieſer Schrift völlig erreicht hat.

Bisher habe ich gezeigt, daß ein Volk, unter welchem die hohen Seelenkräfte nicht durch Wiſſenſchaften cultivirt worden, ſich der Barbarey nähere, weil daraus grobe und concrete Ideen, Mangel des moraliſchen Gefühls und eines verfeinerten Geſchmacks, unreife und plumpe Urtheile, ein dummer Hochmuth gegen die, welche geſcheuter denken, eingewurzelte Vorurtheile, ſeltſame und pedantiſche Sitten, u. ſ. w. noth-

nothwendig entſtehen mußten. Ich habe ferner einige allgemeine Beweiſe angegeben, daß unſere Nation ſich in dieſer Gefahr befindet, und daß faſt der heilige Geiſt auch bey uns Urſache habe zu klagen: Mein Volk verläßt mich --- mich die lebendige Quelle --- und macht ſich ausgehauene aber löcherigte Brunnen --- Iſt denn Iſrael ein Knecht oder Leibeigner, daß er jedermanns Raub ſeyn muß. --- Jetzt will ich Ihnen das zweyte einreiſſende Uebel vor Augen ſtellen, welches Ihnen die letzten Worte des Patrioten: Iſt denn Iſrael ꝛc. recht in ihr völliges Licht ſetzen ſoll.

An und vor ſich iſt es ſchon wahr, daß ein Volk, wo Barbarey einreißt, ſich in einer betrübten Sclaverey befinde: allein dieſe Knechtſchaft wird erſt recht groß, wenn auf der andern Seite der Indifferentiſmus mit gleicher Macht ſein Haupt empor hebt --- Ich verſtehe unter den Indifferentiſmus, diejenige Geſinnung, welche macht, daß man glaubt, ein Chriſt bleibe noch immer ein Chriſt und ein würdiges Mitglied ſeiner Kirchen Commun, wenn er auch in dem Lehrvortrage derſelben in den wichtigſten Punkten abwiche. -- Niemand wird leugnen, daß es ein wahrer Begriff iſt, den ich hier angegeben habe. Aber wie kützlich iſt es, denſelben anzuwenden! Sie ſehen wohl, meine Herren, was für ein ſchweres Wort die ſo genannte differentiam ſpecificam in meiner definition ausmacht. In den wichtigſten Punkten; --- ach wenn ich ſo glücklich wäre, die ganze chriſt-

liche Kirche über diese Frage einstimmig zu machen: was die wichtigsten Punkte der Religion sind, und was hingegen zu den Lehren gehört, in welchen man glauben kann, was man selbst für glaubwürdig hält? Aber, wer sagt mir, was die wichtigsten Punkte sind? Und wer sagt mir, was unsere Gottesgelehrten einstimmig davon glauben? Hier ist keiner --- keiner, der mit dem andern ganz einstimmig wäre, wenn auch einige in der Regel so übereinkommen, so unterscheiden sie sich doch desto mehr in den Exempeln. Wie soll ich nun sagen können, wer ein Indifferentist ist? Was Indifferentismus ist, weiß ich. Aber so lange nicht in der Kirche ein Begriff festgesetzt ist, der mir entscheidet, welches die wichtigsten Punkte sind, so lange wird sich auch kein Semler, kein Basedow für einen Indifferentisten halten, dafür sie gewiß der Herr Sen. Götze hält.

Sollen die symbolischen Bücher entscheiden, auf welche diese Männer geschworen haben? Ein anderer mag das glauben. Ich glaube es nicht. Die symbolischen Bücher entscheiden zwar, in wiefern sie darauf geschworen haben, aber nicht in wiefern das allemal die wichtigsten Punkte sind, die diese Bücher dafür ausgeben. ---

Doch glauben sie nicht, meine Herren! daß man deßwegen niemals entscheidend von andern Leuten urtheilen könne, weil es selten möglich ist. Nein. Manchmal erkennt man den Indifferentisten gleich beym ersten Anblick, ich meine, den gelehrten, den theoretischen Indifferen-

differentiſten: Denn die praktiſchen kommen hier gar nicht in Betrachtung: ſie haben auch ſchon ihre natürlichen Brandmahle, ohne daß man ihnen welche macht. --- Wenn zum Exempel D Heilmann in Göttingen ſich einen proteſtantiſchen Theologen nennen, und dabey überreden will, er verdiene dieſen Nahmen, ohngeachtet er glaubt, oder vielmehr ſollte man ſagen, bekennt und lehret: daß Chriſtus nicht deswegen der Sohn GOttes heiſſe, weil er der Sohn GOttes iſt, ſondern weil er der Meßias und König iſt, in wiefern ihn GOtt durch die Auferweckung von den Todten dafür erklärt hat: ſo trage ich kein Bedenken dieſen Mann einen Indifferentiſten zu nennen; denn manche Lehren ſind von der Art, daß ihre Wichtigkeit ganz auſſer allen Zweifel geſetzt iſt. Manche Lehren ſtehen mit dem Glauben und mit der Tugend in einer ſo augenſcheinlichen Verbindung, daß man gleich aufhören muß, die Begriffe des Glaubens und der Tugend anzunehmen, ſo bald man dieſe Lehren verwerfen will Allein es iſt nicht zu leugnen, daß es auch viele Lehren giebt, über deren Antaſtung der Haufe der ſuperſtitiöſen Gottesgelehrten ſchreit, und welche gleichwohl andere gelehrtere Männer nicht für die wichtigſten halten. Wenn zum Exempel D Teller die Höllenfarth Chriſti leugnet, oder wenn er die Vollkommenheit unſerer Compendien und ſymboliſchen Bücher in Zweifel zieht, ſo wird es, deucht mich, viele groſſe und fromme Gottesgelehrte geben, die ihn darüber nicht verketzern

würden; wenn er nur sonst einige wenige Punkte, welche dem Wesen der Religion zu nahe treten, wiederrufen wollte.

Man möchte manchmal eher eine Schrifterklärung und den Verstand einer Stelle für einen wichtigen Punkt halten, als viele Lehrsäze unserer Compendien Denn z E. ein Mann, der mir in den ersten fünf Kapiteln der Epistel an die Hebräer keinen Beweiß für die Gottheit Christi finden will, ist in meinen Augen weit strafbarer, als ein Mann, welcher die Höllenfahrt Christi leugnet. ---

Jedoch lassen Sie uns von allen diesen Dingen abstrahiren. Ich will mich meiner eigentlichen Absicht nähern. Der Indifferentismus finde sich, wo er will, so ist er von seinem leiblichen Bruder, dem Socinianismus und dem Deismus nicht weit entfernt --- daher handelt er wider keine Wahrheiten feindseliger, als unter den Glaubenslehren wider die Gottheit Christi und des heiligen Geistes, und wider den wichtigen Punkt, daß Christus mehr für uns gethan hat, als die Hinterlassung eines mit seinem Beyspiele bestätigten Unterrichts von der wahren Tugend; und unter den moralischen Wahrheiten, wider die Lehre von der alles allein ausrichtenden Einwirkung des heiligen Geistes, von der innern Heiligkeit, von der Kraft des Glaubens u. s w.

Und was meinen Sie, meine Herren! ob wir wohl zu irgend einer Zeit, selbst auf Academien, selbst in theologischen Facultäten, mehr indifferentistische Leute gehabt haben, als itzo?

Man

Man ſchreit wider die Theologen, man verwirft die ſymboliſchen Bücher, man dringt auf ein anderes Religionsſyſtem, man fodert eine beſſere Art die Bibel zu erklären, als die bisherige, man fodert einen beſſern Grundtert, man will ihn beſſern, man macht Criticken über Criticken, man erhebt die ſocinianiſche Art der Schrifterklärung über die Lutherſche, man ſetzt neue ſubſidia hermeneutica feſt, man verdrängt aus tauſend Stellen die Wahrheiten, die unſere Väter darinnen gefunden haben, man giebt den Worten der Bibel neue Bedeutungen, und ihren Ausdrücken einen andern Sinn. --- Wie? Iſt das nicht Indifferentiſmus? --- --- Fragen Sie mich? --- Ich weiß es nicht, ob alles dieſes ſo ganz zu verdammen ſey --- Fragen Sie aber den ehemaligen Canonicus Ziegra? O der wird mit einem lauten, vernemlichen, ſeufzenden Ja antworten.

Doch wir wollen ernſthaft von der Sache reden. In der That iſt es zu beklagen, daß einige von unſern größten Männern zu weit gehen: daß ſie wirklich bey der groſſen Gelehrſamkeit, die ihnen kein Menſch abſprechen kann, oft auf Abwege gerathen, auf welche ich ihnen nicht nachfolgen mag. Es iſt zu beklagen, daß ſie die Verbeſſerung des Geſchmacks in der Bibelerklärung übertreiben, und auf einmal erzwingen wollen. Es iſt zu beklagen, daß ſie ihre vortrefliche Kenntniß in der Critick und Theologie auf die Umſtürzung einiger Hauptlehren des Chriſtenthums bisweilen zu richten ſcheinen. Es iſt zu beklagen, daß ſie zu deſpo-

tisch handeln, und andere die ihnen nicht gleich und unbehutsam nachfolgen, verachten oder beschimpfen. Das ist in der That zu beklagen; und wenn ich Ihnen die Ursache so ins Ohr sagen darf, so ist es der Mangel der eignen Liebe zur Religion JEsu, der diese mir ausserdem sehr ehrwürdigen Männer auf diese Abwege leitet. Sie sind in ihrer Art groß, aber sind es nur, um es zu seyn. Sie haben einen grossen Verstand, aber ein kleines Herz. Und, wie ich eben gesagt habe, daß ich ein gutes Herz in einem muthwillig unwissenden Schwärmer nicht hoch schätze; so sage ich auch hier umgekehrt, daß der größte Verstand bey einem rohen, ungebildeten, nicht von der Liebe zu GOtt belebten, und von dem Eifer für die Wahrheit eingenommenen Herzen, unendlich verliert, und auch der allerunsicherste Wegweiser ist. Das ist es auch, was ich an den meisten solchen Männern ausetze: und warum ich kein rechtes Zutrauen zu ihnen habe, ohngeachtet sonst ihre Gelehrsamkeit, ihre Geschicklichkeit die heilige Schrift zu erklären, allgemein betrachtet meinen ganzen Beyfall hat: und ohngeachtet ich selbst der Meynung bin, man müsse unsre Lehrbücher reformiren, und die Bibel besser erklären, als es unsere lieben Alten gekonnt und gethan haben.

Oft habe ich bey mir selbst ernstlich nachgedacht, was doch eigentlich die Parthey dieser leichten Gottesgelehrten so groß und zahlreich gemacht; und was überhaupt solche Grundsätze erzeugt habe, wie diese Leute hegen. Und

ich

ich habe doch keinen andern Grund von aussen finden können, als die Schwachheiten einiger unserer guten und eifrigen Gottesgelehrten auf der einen und die ankommende Barbarey auf der andern Seite.

Stellen Sie sich nur selbst den oft blinden und unzeitigen Eifer vor, welchen einige der rechtschaffensten und redlichsten Männer alsdenn bewiesen haben, wenn einer von jenen grossen Philologen eine neue Meynung auf die Bahn gebracht; oder eine alte Meynung durch neue Beweise unterstützt hat; oder eine Stelle der Bibel anders erklärt, als seit Jahrhunderten in den Systematibus angenommen worden. --- Sie wissen, wie einige auf dem Grotius schimpfen. --- Sie wissen, wie andere den Gebrauch der Profanscribenten, der arabischen Sprache, und der alten Uebersetzungen als Heterodoxie ausgeschrien haben. --- Sie wissen, wie Herr D. Götze seine Geberden in geistliche Hitze entstellt hat, da er wider Herr D. Semlern schrieb, einen Mann, der D. Götzen dreymal überlegen ist. Sie wissen, was für rauhe Stimmen sich mit haben hören lassen, als die gelehrte Welt wider D. Tellers Lehrbuch schrie. --- Allein diese eifrigen Theologen, werden Sie sagen, hatten alle eine gute Absicht. Weg mit dieser Grille! gute Absichten ohne Verstand bleiben für sich gut, aber sie machen eine einfältige Handlung nicht zu einer klugen. --- Und wissen Sie denn recht eigentlich, was der übertriebne Eifer gegen die Criticos und Philologen vor eine Quelle hat? Recht im

Vertrauen will ichs Ihnen ſagen. Die theologiſche Superſtition. --- Ich meine diejenigen Geſinnungen einiger Gottesgelehrten, welche machen, daß ſie allen Wiſſenſchaften die Ehre laſſen von Jahrhundert zu Jahrhundert verbeſſert zu werden, nur der Theologie nicht; daß ſie mit Gewalt ſclaviſche Verehrer des Alterthums ſeyn wollen; daß ſie auch nicht einmal von den Worten der alten Väter unſerer Reformation abweichen wollen, da doch jeder Vernünftige ſieht, daß die guten Väter nicht im Stande waren, alles rein und vollkommen herzuſtellen; daß ſie von den ſcholaſtiſchen Grillen, von denen noch unſere Lehrbücher angefüllt ſind, nicht abgehen, und alle Menſchen der Heterodoxie verdächtig machen, welche davon abgehen; daß ſie ſelbſt ihre Hypotheſen andern aufzwingen wollen, weil ſie ſie erdacht oder zuerſt in einiges Licht geſetzt haben; daß ſie es für Sünde halten, wenn man einem Spruche der Bibel, der ſeit einigen Zeiten als ein Dictum probans im Compendio ſteht, die Beweißkraft abſpricht, oder ihn anders erklärt, als ihn unſere Alten erklärt haben, u. ſ. w. Dieſe theologiſche Superſtition thut den meiſten Schaden, indem ſie zu einen oft unzeitigen Eifer verleitet. Denn daß rechtſchafne Männer über die reine Lehre wachen und wider Irrlehren eifern, das iſt nöthig, und ich bitte GOtt alle Tage, daß er der Kirche immer ſolche Männer erwecken wolle, die mit Eifer für die Wahrheit, auch Gründlichkeit und chriſtliche Klugheit zu verbinden wiſſen. Allein

glauben,

glauben, alles das ſey wider die reine Lehre, was wider das Compendium iſt, das iſt eine ſehr groſſe Superſtition. Und ich ſage Ihnen, meine Herren, nichts hat der Wahrheit heut zu Tage ſo viel gefährliche Anfälle zugezogen, als dieſe Superſtition. Denn bedenken Sie ſelbſt: die jetzige Welt hat ſich von der alten faſt durchgängig unterſchieden. Wir haben weit klügere und ſcharfdenkendere Leute als ſonſt. So gar der gemeine Pöbel iſt mehr zu Verſtande gekommen, ſeitdem in der Welt die Bücher allgemeiner und die Lectüre mehr Mode worden iſt. Iſt es in dieſen erleuchteten Zeiten, da der Verſtand lebhafter, das Gefühl feiner, und der Geſchmack immer delicater wird, wohl zu verwundern, wenn man gegen eine ſcholaſtiſche Grille empfindlicher wird, als man es vor hundert Jahren war? Iſt es Wunder, wenn der kluge Gelehrte ſelbſt Augen haben, und nicht bloß mit den Augen anderer ſehen will: wenn er anfängt Beweiſe zu vereckeln, die nur den Schein des Beweiſes haben, und welche bloß deßwegen bisher als gültig angenommen worden, weil ihre Erfinder Männer waren, deren Andenken bey uns in Anſehn ſteht: wenn er gewiſſe Lehrſätze nicht mehr verdauen kann, von denen viel in den Syſtemen und deſto weniger in der Bibel ſtehet? Iſt es Wunder, wenn alsdenn einige in ihrem Eifer eben ſo zu weit gehen, wie jene? Iſt es alsdenn Wunder, wenn ſich mit dem Bewuſtſeyn, daß man weiter ſieht, als unſere Väter geſehen haben, ein wenig gelehrte Galle vermiſcht, und

Satyren auf redliche Gottesgelehrte veranlaßt, welche die Ehre des Alterthums zu hitzig vertheidiget haben? Ist es Wunder, wenn die Schwachheiten der guten Parthey die Anzahl der Gegner vergrössert, und sich selbst Schimpf und Verfolgung zuzieht? Möchte man hier nicht fragen: Ist Israel denn ein Knecht, daß er jedermanns Staub seyn muß? ---

Sollten nicht gründliche Gottesgelehrte hier selbst ein Einsehn haben? Sollten sich nicht selbst einige, die der Sache gewachsen sind, aufwerfen, mit Zuziehung anderer, die Systeme zu verbessern, den noch übrigen scholastischen Sauerteig auszurotten, bessere Beweise anzugeben, einige unter uns selbst streitige Lehrpunkte aus dem Grundartikeln auszumerzen, die unnützen Problems wegzuschaffen, den Geschmack in der Bibelerklärung zu verbessern u. s. w.? --- Dadurch, daß dieses nicht geschicht, müssen wir ja selber so viel leiden. Heist das alsdenn nicht muthwillig die Kirche untergraben? Heist das nicht die Wohlthat der Reformation durch undankbare Trägheit verachten? Heist das nicht den schönen Bau liegen lassen, den unsere Väter mit so vielem Ruhm angefangen haben? Heist das nicht wenigstens einfältig genug seyn, sich zu überreden, daß unsere Väter alles ganz vollkommen hergestellt, und gar keine Gelegenheit zur Verbesserung uns übrig gelassen haben? Ja, heist das nicht die gesegneten Folgen der Reformation vorsetzlich aufheben, und dem Verderben den Eingang in die Kirche verstatten, dessen Ausrottung unsern

Vätern

Vätern so viel Blut gekostet hat? Und die ankommende Barbarey vergrössert das Uebel. So viele vernünftige Gelehrte (dazu gewiß ein Semler ein Basedow, ein Teller ꝛc. gehören) sehen allenthalben, Unwissenheit, geistlichen Stolz und schwärmerische Frömmigkeit, als privilegierte Feinde des guten Geschmacks, der Sitten, und selbst der Religion, ihr dickes Haupt empor heben. Sie werden unwillig. Sie sinnen auf Mittel dem Uebel zu steuern. Und indem sie merken, daß es so gar Gottesgelehrte giebt, die sich ihnen heimlich widersetzen, und der Thorheit die Brücke halten, so werden sie freylich erhitzt, und gar leicht verleitet, weiter zu gehen, als sie würden gegangen seyn, wenn man sie nicht gestöhrt und zu grob angeschnarcht hätte? Und wundern Sie sich nun, wenn leider, heut zu Tage alle frommen Gottesgelehrten und auch andere gute Christen, welche sich es merken lassen, daß sie das Wesen dieser Welt vereckeln und mit David darinnen ihre Freude suchen, daß sie sich zu GOtt halten, in eine Classe geworfen und mit den Verfechtern der Unwissenheit und Schwärmerey zugleich verfolgt und beschimpft werden? Wundern Sie sich noch, wenn das Evangelium bey denen, die draussen sind, täglich immer mehr verächtlich wird, da es so viel dumme Verehrer desselben giebt, die sich selbst dem Spotte der Welt preiß geben? Wundern Sie sich, daß der Indifferentismus sich so sehr ausbreitet, da ihn die Superstition und die Einfalt der Christen selbst ausbrüten hilft:

Und da man ihnen nichts als Töne voll Eifer entgegen ſetzt, die ohne Nachdruck bleiben, weil es bloſſe Töne ſind? Wundern Sie ſich, warum nun auch ſo viele Gelehrte auf Abwege gerathen, die alte Theologie gar verachten, und alles reformiren wollen? Ach GOtt! wie leidet die gute Sache durch die Fehler derer, die ſie vertheidigen? Wie muß ſich die Kirche beſchimpfen laſſen, bloß um der Schwachheiten willen, die einige ihrer Mitglieder begehen? Iſt Iſrael denn ein Knecht, daß er jedermans Raub ſeyn muß? ---

Meine Herren! Sie haben aus meinem bisherigen Vortrag nichts weiter abnehmen ſollen, als daß der gegenwärtige Zuſtand der Gottesgelahrheit ſo verwirret und zweydeutig iſt, daß der Patriot hohe Urſache hat, heimlich und laut darüber zu ſeufzen. --- Was meine Geſinnungen hierbey ſind, haben Sie eigentlich noch nicht errathen ſollen; denn in der That habe ich mich noch nirgends im Ernſte erklärt. Ich habe nur die verſchiednen Partheyen der Gottesgelehrten, die leidigen, die hitzigen, die wahren in verſchiednen Geſtalten gezeigt, ohne mein Urtheil zu fällen. Und wo es bisweilen ſcheint, daß ich auf eine oder die andere Parthey hinke, da bitte ich Ihr Urtheil zu verſchieben, bis Sie in der Folge auch mein eignes Glaubensbekenntniß ohne Verſtellung leſen werden. --- Laſſen Sie ſich die Zeit nur nicht lange werden. ---

Ein guter Arzt muß nicht nur die Krankheit, ſondern auch den Sitz derſelben und ihre Urſa-

Urſachen zu beſtimmen wiſſen, wofern er in der Heilung glücklich ſeyn will: Laſſen Sie uns alſo unterſuchen, welches die Quelle ſo vieler Klagen iſt, die der Patriot über den gegenwärtigen Zuſtand der Gottesgelahrheit ausgeſchüttet hat. Ich meines Orts glaube ſie auf Academien zu finden.

Viele möchten hierbey denken, ob nicht vornemlich die Erziehung und die Schulen hier zuerſt in Betrachtung kommen müßten. Ich ſage nein. Man betrügt ſich hier durch den Gedanken, daß das, was vorher geht, ſeinen Einfluß in das folgende haben müſſe: Denn hier iſt nicht die Frage von dem, was der Zeit nach eher iſt, ſondern wo man die Verbeſſerung anfangen müſſe. Der Menſch, der dem Studieren gewidmet wird, hat, in dieſem Geſichtspunkte betrachtet, drey Hauptperioden, die hier in Betrachtung kommen: Die Zeit der Erziehung, die Zeit, da er unter den Händen der Præceptorum iſt, und die Zeit, da er ſich auf Academien zur glücklichen Führung ſeiner übrigen Lebensjahre vollends zubereitet — Soll nun unterſucht werden, wo der Patriot die Verbeſſerung des Zuſtandes ſeiner Mitbürger anfangen müſſe, ſo muß er den Perioden erwählen, von welchem die andern alle abhangen. Und das iſt der Periode der Studentenjahre. Warum? in dieſem werden die Väter, die Schulmeiſter, die Lehrer gebildet. Bekommen wir beſſere Väter und beſſere Lehrer auf Schulen, ſo werden die Perioden der Erziehung und der Lehrjahre für den Staat einträgli-

träglicher werden. Folglich hangen die beyden erſten Perioden von der letztern ab. Und die Erziehung der Kinder zu Hauſe, ſo wohl als die Bildung derſelben auf Schulen, vorher reformiren wollen, ehe man dafür geſorgt hat, daß allenthalben gute Väter und Lehrer gefunden werden, das würde verkehrt gehandelt ſeyn.

Laſſen Sie uns nun unſer Augenmerk lediglich auf die Academie richten --- Es iſt nicht meine Abſicht, mich über die allgemeine Einrichtung der Univerſitäten auszubreiten, ſondern ich werde meinem Endzwecke gemäß, bloß die Gottesgelahrheit, und diejenigen, die ſich derſelben widmen, einer genauern Prüfung unterwerfen, um zu zeigen, daß die Quellen der Barbarey auf der einem, und die Quellen des Indifferentiſmus auf der andern Seite, groſſentheils in den Fehlern zu ſuchen ſind, die lehrende und lernende Theologen auf Academien mit und ohne ihre Schuld begehen.' ---

Ich bin nicht geſonnen, Ihnen einzelne Einfälle über den gegenwärtigen Zuſtand der Gottesgelahrheit mitzutheilen, wie etwa diejenigen thun, die zuweilen in Monat- Wochen- und andern Schriften ſich über einige Mißbräuche und üble Gewohnheiten heraus laſſen. Denn ein bloſſer Einfall hat oft einzeln betrachtet, einen groſſen Schein der Wichtigkeit, der aber wegfällt, wenn man ihn in der Verbindung mit andern Wahrheiten erwäget. Ich will alſo nicht Einfälle, ſondern zuſammenhangende Lehr- und Erfahrungsſätze vortragen, die insgeſamt

gesamt auf einem gemeinschaftlichen Grundsatze beruhen sollen.

Meines Erachtens muß der ganze Zustand der Gottesgelahrheit nach dem höchsten Zweck derselben beurtheilet werden. Folglich entstehet hier die Frage: warum versammlen sich weise Männer auf Academien zum Unterricht der Jünglinge? Was haben die Jünglinge für Absichten, wenn sie anfangen, sich dieses Unterrichts zu bedienen? Und was ist überhaupt der Zweck des theologischen Studii? --- Was meinen Sie, meine Herren? was wollen Sie in Leipzig?

Wenn ich Lust hätte, Satyren unter den Ernst zu mischen, so würde ich Sie fragen, ob Sie vielleicht auf die Academie gekommen wären, Ihre jungen Jahre an einem Orte und in einem Stande, wo man ganz frey lebt, desto besser zu geniessen? --- oder: um Ihr Geld loß zu werden? --- oder: um sich bey Zeiten die künftige Gehülfin Ihres Lebens unter der Menge auszusuchen? --- oder: um die Welt kennen zu lernen, um desto eher im Stande zu seyn, von Dingen, die man selbst mit gemacht hat, desto nachdrücklicher zu predigen? ---

Aber im Ernste: was glauben Sie wohl, welches Ihr Hauptwerk auf Academien sey? -- Um Beyers Compendium recht ins Gedächtniß zu fassen, und darzu so viel hebräsche und grichsche Wörter zu lernen, als man nöthig hat, um im Consistorio durchzukommen? --- Ich möchte ausser mir werden für Unwillen, wenn ich mir vorstelle, daß unter hundert jun-

gen

gen Leuten, wenigſtens fünf und neunzig dieſes glauben, oder wenigſtens ihr ganzes Studiren ſo einrichten, als ob ſie das glaubten. --- Das iſt die Quelle des Verderbens, wider welche man nicht genug ſchreien kann. Das iſt der Grund von der Klage des Patrioten: Iſt Iſrael denn ein Knecht, daß er jedermans Staub ſeyn muß? --- Ja, ja, das machſt du dir ſelbſt. --- Ich hatte dich gepflanzet, zu einem ſüſſen Weinſtock, einen ganz rechtſchaffenen Saamen, wie biſt du mir denn gerathen, zu einem bittern wilden Weinſtock?

Mit Recht ſagt der Patriot, die Kirche ſey ausgeartet: ſie habe ihre erſte Reinigkeit verlohren: ſie habe die lebendige Quelle verlaſſen, und ihre Zuflucht zu den Ciſternen einer Menge von Menſchenſatzungen genommen.

Betrachten Sie die erſte Kirche, wie ſie JEſus und die Apoſtel gepflanzt hatten. --- Was für eine edle Einfalt herrſchte nicht in dem Vortrage der Lehrer? Wie rein waren die Glaubensartikel von menſchlichen Ausdehnungen und Subtilitäten? wie übereinſtimmend mit den Worten der heiligen Schrift? wie ungewöhnlich war es damals, ſich in einer Predigt mit einer theologiſchen Aufgabe zu beſchäftigen? Und wer wußte damals was von andern Kunſtwörtern und Eintheilungen, als von ſolchen, welche die Bibel ſelbſt angiebt? Wer kannte damals eine andere Norm des Glaubens als die heilige Schrift? Ich hatte dich

gepflan-

gepflanzet zu einem ſüſſen Weinſtock, zu einem ganz rechtſchaffenen Saamen. ---

Wie biſt du mir denn gerathen zu einem bittern wilden Weinſtock? --- Antwort: Bald vereinigte ſich Vernunft, Stolz und Eigenliebe, den Schlamm der damaligen Weltweisheit in die reine Quelle zu miſchen, aus welcher die Kirche bisher geſchöpft hatte. -- Man redete nicht mehr einfältig, ſondern man philoſophirte, und zwar nicht nur über die Lehren der Schrift, ſondern auch über die Schriftſtellen ſelbſt. Jeder glaubte ein Recht zu haben, ſeine eigne Meynung zu behaupten, ſeine Gedanken durch eigne Wörter auszudrucken. Und die theologiſche Hitze veranlaßte aus jedem Kunſtworte, welches ſie dem Kunſtworte eines andern Gottesgelehrten entgegen ſetzten, eine Ketzerey. Endlich wurde die ganze Religion in Menſchentand verhüllt. Die Bibel blieb liegen. Und es war nun unter den Chriſten nicht mehr die Frage, ob das oder jenes mit der heiligen Schrift überein komme, ſondern ob es diejenige Secte glaube, in deren Gebiete man war gebohren worden. ---

Meine Herren! Iſt es etwa heut zu Tage viel beſſer? Iſt die chriſtliche Welt nicht noch eben ſo eine blinde Verehrerin menſchlicher Ausſprüche? Muß man nicht weit mehr zittern, wenn man es wagt, einem Lehrſatze der Compendien zu widerſprechen, als wenn man etwa eine oder die andere Schriftſtelle wider ſich hat? Iſt die Redensart: das iſt wider die ſymboliſchen Bücher, nicht ein weit mächtigerer

tigerer Donnerkeil, als wenn man spräche: Das ist wider die Bibel? --- Wie? Kann denn die Kirche nie wieder zu ihrer ursprünglichen Schönheit gelangen? --- O was für ein ungesegneten Anfang machten unsere Väter zu den Zeiten der Reformation! Unnütze Aufgaben, subtile Ausdehnungen der Lehrsätze, leere Kunstwörter, scholastische Eintheilungen, u. d. g. wurden so viel möglich abgeschaft. Man gab sich alle nur ersinnliche Mühe, die Religion von allen Schlacken der elenden Menschensatzungen zu reinigen. Man schrieb einen Catechismum, um die alte edle Einfalt im Lehrvortrage wieder einzuführen. Man trennte sich von einer Kirche, welche schlechterdings die lebendige Quelle nicht annehmen, sondern lieber ihre Cisternen, ich meine ihre päbstlichen Aussprüche, ihre übel verstandnen Lehrsätze der Kirchenväter, ihre Entscheidungen der Concilien u. s. w beybehalten wollte. --- GOtt! warum sind wir ihnen denn nicht nachgefolgt? warum haben wir das nicht zu Stande gebracht, was sie angefangen, und verbessert, was sie etwa versehen hatten? Waren es denn etwa inspirirte Apostel, deren Worte und Handlungen so gut als vom heiligen Geiste waren? Oder konnte man in den damaligen noch sehr blinden Zeiten erwarten, daß unsere Reformatores alles bis zur Vollkommenheit bringen würden?

Doch was helfen wiederholte Klagen unter Leuten, die noch nicht einmal überzeugt sind, daß die Sache selbst beklagenswerth sey? --- Lassen Sie uns also untersuchen, ob der gegenwärtige

wärtige Zuſtand der Gottesgelahrheit wirklich einer Verbeſſerung bedürfe. — Ich habe ſchon oben Ihnen verſprochen, meinen ganzen Vortrag auf einem allgemeinen Grundſatz zu erbauen, und dadurch den Zuſammenhang des Ganzen Ihnen ſichtbar zu machen. Hier iſt derſelbe.

Jede Sache muß, im Fall von einer Verbeſſerung die Frage iſt, nach ihrem Endzweck beurtheilt werden. — Der Endzweck auf Academien lehrender und lernender Theologen entſcheidet alſo die Frage: ob im gegenwärtigen Zuſtande der Gottesgelahrheit groſſe Verbeſſerungen nöthig ſind? — Und von rechtswegen beſtimmt er auch die rechte Art der Verbeſſerung.

Geben Sie nun hier genau Achtung. Man irrt nicht leichter, als wenn man die rechten Endzwecke einer Sache angeben ſoll. Und darauf kommt gleichwohl hier alles an. Man kann ſchlechterdings nicht gerade zuſagen, das oder jenes ſey der Hauptzweck, den ſich ein Theologe vorſetzen muß. Man muß vorher die Theologen ſelbſt aus verſchiednen Geſichtspunkten betrachten — als Chriſten — als Lutheraner — als Gelehrte.

Wenn ich den Theologen überhaupt als einen Menſchen anſehe, der die geoffenbarte Religion annimmt, ſo kann er theoretiſch und practiſch betrachtet ein reiner und wahrer Chriſt ſeyn, ohne ſich zu einer von den herrſchenden Partheyen zu bekennen. — Stellen Sie ſich nun einmal vor, es gäbe eine Academie,

wo die Nahmen Lutheraner, Catholick u. s. f. gar nicht bekannt wären; wo man sich bloß Mühe gäbe, die Lehren des geoffenbarten Wortes vorzutragen, ohne sich um die Meynungen und Streitigkeiten anderer Secten zu bekümmern? --- Was würden Sie wohl auf einer solchen Academie für Collegia hören müssen? Was würde da der ganze Endzweck eines Theologen seyn? Lassen Sie uns einmal einen Entwurf zu Ihren Studieren machen, der sich auf die Endzwecke gründet, welche der Theolog, bloß als apostolischer Christ betrachtet, auf Academien zu erreichen suchen muß. ---

Seine erste Absicht ist, die Religion zu lernen. Ich verstehe unter der Religion, den Inbegrif aller Lehrsätze der Schrift, die theils unsern Glauben, theils unsere Sitten betreffen, mit Ausschliessung aller menschlichen Zusätze. Will man die Religion, in diesem Verstande genommen, lernen, so braucht man darzu nichts als die Bibel. Dieses Buch ist theils überhaupt, theils vornemlich für einen Gelehrten so deutlich und zureichend, daß gar keine Menschensatzungen weiter nöthig sind. Man kann dabey nicht nur alle Compendia und Systeme (NB. so wie wir sie jetzt haben) gar füglich entbehren: sondern sie sind auch zu diesem Zweck so gar hinderlich. Denn 1) tragen sie nicht die bloßen Lehrsätze der Schrift in ihrer natürlichen Einfalt vor, sondern sie geben ihnen die allerunnöthigsten Ausdehnungen. Z. E. Die Bibel sagt: Der Vater hat seinen Sohn gezeuget. Das Compendium ist damit

nicht

nicht zufrieden. Es unterſucht, was zeugen heiſt. Es ſagt, die Zeugung ſey eine Mittheilung des Weſens. Es ſchmält auf die, welche anders lehren u. ſ. w. Heiſt das die reine Lehre der Bibel vortragen? Wo ſteht denn, daß wir uns um die Natur der Zeugung bekümmern ſollen? Wo ſteht denn in der Bibel ein Wort von der Mittheilung des Weſens? Sind das nicht menſchliche Einfälle --- leere Ausdehnungen der Lehrſätze, aus welchen unnütze Streitigkeiten entſtanden ſind? Und ſo, meine Herren, iſt es in allen Capiteln der Dogmatik. Die Syſteme ſagen faſt überall mehr, als in der Bibel ſteht. 2) Sie enthalten viel theologiſche Aufgaben, die den Kopf der jungen Leute mit ganz verachtlichen Begriffen anfüllen. Z. E. Sie unterſuchen oft ſehr weitläuftig, ob Maria auch nach der Geburt des Heilandes eine Jungfer geblieben ſey, oder ob ihr Joſeph ehelich beygewohnet, und noch Kinder mit ihr gezeugt habe? Sind das bibliſche Wahrheiten, oder ſind es Einfälle der Menſchen? 3) Sie ſetzen auch oft Lehrſätze unter die Glaubensartikel, die entweder in die gelehrte Hiſtorie gehören, wo gezeigt wird, wie die Lehrer der Kirche von Zeit zu Zeit den oder jenen Satz erklärt, beſtimmt und vorgetragen haben: oder doch eigentlich unter den Problemen ſtehen ſollten. Man nehme zum Beyſpiel nur die Lehre von der Höllenfahrt. Was predigt das Syſtem nicht von der Exiſtenz, der Natur und den Endzwecken derſelben? Und gleichwohl ſtehet von den lezten beyden Stücken kein Wort

in der Bibel. Und das erſte, die Exiſtenz wird wenigſtens von ſehr groſſen Theologen in Zweifel gezogen, weil die einzige Schriftſtelle, aus der man die Exiſtenz der Sache noch einigermaſſen beweiſen kann, ſehr vielen Schwierigkeiten unterworfen iſt. --- 4) Sie reden eine Sprache, die kein Menſch verſteht, wer auch ſchon lateiniſch kann. Der Styl ſelbſt iſt barbariſch, und die Termini, diſtinctiones, diviſiones u. d. g. ſind oft ſo obſcur und ihrer Menge nach ſo unzählig, daß man ſich wundern muß, wie ein junger Menſch nur noch etwas faſſen und behalten kann. 5) Sie enthalten eine groſſe Anzahl von Beweiſen, die nichts beweiſen. Es giebt nicht nur ganz unlogiſche Schlüſſe, z. E. Ein Ding, das alle Realitäten hat, hat auch die Exiſtenz, weil dieſe auch eine Realität iſt. Atqui das allervollkommenſte Weſen, GOtt, hat alle mögliche Realitäten, Ergo exiſtirt ein allervollkommenſtes Weſen, GOtt. --- Sondern es giebt auch unzählige Schriftſtellen, welche nicht die geringſte Beweißſtärke haben, in welchen oft nicht ein Wort davon ſtehet, was ſie beweiſen ſollen. -- 6) Sie ſind Schuld an der Sclaverey im Ausdrucke, die jetzt allenthalben eingeführt iſt. Jederman kann z. E. von den Verdienſten der Gelehrten reden, aber von den Verdienſten des Chriſten reden, würde wenigſtens unbedachtſam geredet ſeyn, weil in unſern Dogmatiken das Wort meritum eine Bedeutung hat, die in dieſem Fall verkezern würde. Dergleichen Exempel giebt es unzählige. --- Allein ich begnü-

ge mich, Ihnen bewieſen zu haben, daß die Syſteme zur Abſicht eines Theologen, den ich bloß als Chriſt betrachte, unnöthig und vielleicht gar ſchädlich ſind. Daraus ſehen Sie nun um ſo viel mehr, wie ſehr ſich das ſtudium theologicum einſchränkt, wenn ich es nach dieſem Endzwecke beurtheile. Alles iſt und bleibt auf die Bibel gerichtet. Ich habe weiter nichts nöthig, als dieſe zu verſtehen, um die Lehrſätze derſelben in eine gewiſſe ſyſtematiſche Ordnung zu bringen, daraus das reine, geſunde, und unverfälſchte Religionsſyſtem entſtehen würde, nach welchem die Kirche ſich ſo lange geſehnt hat: aber wie mühnlich würde eine Dogmatik, die aus bloſſen Lehrſätzen der Bibel beſtünde, unſern heutigen Compendien ſeyn?

Jedoch, meine Herren, die Theologie iſt nicht ſo leicht, als Sie etwa denken. Es kommt nicht nur darauf an, daß man die Religion lerne, man muß ſie auch mit Ueberzeugung lernen. Und das iſt die zwote Abſicht eines Theologen auf Academien. — Stellen Sie ſich vor, Ihre Lehrer trügen Ihnen die Lehrſätze der heiligen Schrift noch ſo rein, ordentlich, gründlich und deutlich vor, würden Sie dadurch ſehr zu einem vernünftigen Glauben fähig ſeyn? Müſſen Sie nicht allemal noch zweifeln, ob auch das, was ſie für Lehrſätze der Bibel ausgeben, Lehrſätze der Bibel ſind? ob auch die Worte, die ſie aus der heiligen Schrift anführen, wirklich darinnen ſtehen, oder ob nur in der Ueberſetzung, nicht aber im Grundtexte der Lehrſatz enthalten ſey? — Urtheilen Sie

hieraus, daß zur lebendigen Ueberzeugung, die einem Theologen vornemlich nöthig iſt, die Fähigkeit gehört, theils die Lehren ſelbſt, theils die Lehren und Beweiſe zu prüfen. Hierzu wird nicht bloß die Bibel, ſondern eine genaue Kenntniß der bibliſchen Grundſprachen erfordert. Dieſes ſetzt nicht etwa nur eine Grammatik und ein Wörterbuch zum Grunde, ſondern es erfordert alle die Wiſſenſchaften, die man unter dem Nahmen der Philologie begreift. Ein Theolog, welcher ſeine Lehrer nebſt ihren Lehren und Beweiſe, wie nicht weniger auch andere Gelehrte und die Schriften derſelben, prüfen, und dadurch ſelbſt zu einer wahren Ueberzeugung und Gewißheit in der Religion kommen will, muß 1) die Grundſprachen überhaupt verſtehen; er muß 2) ferner auch die Sprachen verſtehen, in welchen er das, was er in dem Grundtexte findet, ausdrücken will. Beydes iſt unentbehrlich. Will ich lateiniſch überſetzen, ſo muß ich lateiniſch verſtehen, um den Gedanken, welchen dort der Grundtext mit ſeiner Sprache bezeichnete, mit einem gleichgeltenden Ausdrucke in der lateiniſchen Sprache zu bezeichnen. Auſſerdem entſtehen die wörtlichen Ueberſetzungen, welche eine rechte Peſt der wahren Gottesgelahrheit ſind: und an denen gleichwohl noch die meiſten recht ſclaviſch hängen. Unſinnige Schrifterklärungen, abgeſchmackte Vorurtheile, ja die verwirrteſten Ketzereyen ſind daher entſtanden, weil man die Ausdrücke, beſonders des hebräiſchen Textes, nach dem Lexico wörtlich überſetzt, und

alſo

alsdenn ihnen nach ſeiner Grille einen Verſtand angedichtet hat. Für dieſen und dergleichen Abwegen kann man ſich nicht anders hüten, als wenn man theils die Grundſprachen ſo lernt, daß man im Stande iſt, die wahren Ideen des Textes ohne Worte zu denken, und alsdenn die andern Sprachen ſo, daß man im Stand iſt, theils nach der Analogie der Sprachen zu urtheilen, theils jedesmal einen Ausdruck zu finden, bey dem der Deutſche oder Lateiner eben das denkt, was der Grieche oder Hebräer bey ſeinen dachte. Z. E. die Worte: שפטני כצדקי judica me ſecundum juſtitiam meam überſetzen, heiſt ohne Verſtand überſetzen: Warum ſagt man nicht gleich: defende cauſam meam, quæ eſt cauſa innocentis, oder: tuere me pro innocentia mea. Warum muß das Richten und die Gerechtigkeit die Stelle erſt dunkel machen. Denkt der Lateiner nicht eben das bey defende &c. was der Hebräer bey ſeinem Worte denkt? — Wenn es nur erlaubt wäre, dieſes mit gröſſern und ſchwerern Exempeln zu erläutern, ſo würde man ſehen, was eine wörtliche Ueberſetzung, für ein unſinniges und gefährliches Ding iſt. Indeſſen ſieht jeder ſchon ſo viel ein, daß mehr als Lexicon zur Verſtehung der Bibel gehört. Man muß die Bedeutungen der Wörter kennen, Man muß ſie aus der Analogie der übrigen orientaliſchen Sprachen und aus den griechiſchen Verſionen aufſuchen lernen. Man muß auf den Gebrauch Achtung geben und beſtimmen lernen, in welchem ein Wort dieſe und juſt

keine andere Bedeutung leidet. Man muß die Wortfügung verſtehen, und wiſſen, was grammatiſch richtig oder grammatiſch falſch überſetzt iſt. Man muß vor allen Dingen wiſſen, ob der Text, den man vor ſich hat, rein iſt, und warum man unter ſo viel andern Lesearten die gewöhnliche vorzieht oder verläßt. --- Wer ſieht nicht, daß, da die Bibel das Hauptwerk eines Theologen iſt, die Philologie und um der Philologie willen auch die Humaniora unentbehrlich ſind?

Die dritte Abſicht des Theologen geht endlich dahin, daß er auch die Religion vortragen, und vertheidigen lerne Und darzu, meine Herren, gehört weder Homilie noch Polemick. Der Vortrag ſoll nach meinem Entwurfe bloß Nachahmung ſeyn. Da ich die Dogmatik in einem reinlichen, ordentlichen, zuſammenhängenden und rührenden Vortrag gebracht wiſſen will, wo nur die bloſſen Lehrſätze der Schrift, mit Ausſchlieſſung alles compendiariſchen Menſchenwerks, durchgegangen, erklärt, bewieſen, und eingeſchärft werden, ſo ſieht man leicht, daß auf dieſe Art, jeder Student von ſeinem Lehrer nicht nur die Sachen, ſondern auch die Art des Vortrags lernen würde. Und folglich würde er weiter keine Homilie brauchen, die ich in aller nur möglichſten Betrachtungsart, für den eckelhafteſten Zeitverderb von der Welt halte. Wie betrübt iſt es hingegen, wenn jetzt der arme Schelm drey Jahre Dogmatik gehört hat, und noch immer nicht im Stande iſt, den leichteſten Lehrſatz

ſatz der Bibel rührend und erbaulich vorzutragen, ohne vorher eine beſondere Anweiſung erhalten zu haben? Und was machts? Er hat in dieſen drey Jahren vollauf zu thun gehabt, den dogmatiſchen Schlendrian zu lernen, darüber ſind ihm die dogmatiſchen Wahrheiten fremd und unbekannt geblieben. Würde man die Religion ſo vortragen, wie ich oben angezeigt habe, ſo würde der Verſtand der jungen Leute gar bald heiterer, und ſie ſelbſt fähiger werden, Begriffe, die ſie in einer verſtändlichen und zierlichen Mundart haben vortragen hören, auch andern auf eben dieſe Art wieder vorzutragen, nachdem ſie ſich den Vortrag ſelbſt durch ein dreyjähriges Hören geläufig gemacht hätten. — Und eben ſo leicht würde es ſeyn, die Religion ohne Polemick zu vertheidigen. Unſere Polemicken handeln meiſtentheils nur die alten Streitigkeiten ab, um welche der Theolog als Chriſt betrachtet, ſich wenig bekümmert. Jeder, der Theologie ſtudiert, hat eigentlich nur nöthig, ſich und andere für Irrthümer bewahren zu lernen. Nun aber wird keiner von den alten Kezern aufſtehen, und ihn oder ſeine Gemeine verwirrt zu machen ſuchen. Wohl aber hat er hier und da von den Menſchen ſeiner Zeit etwas zu befürchten. Er muß alſo ſo viel lernen, um theils die Abwege, auf welche nur neuerlich andere gerathen ſind, zu wiſſen, theils mit Klugheit und Gründlichkeit ſich und andere dafür zu warnen und auf dem rechten Wege zu erhalten. Die neuen Abwege ſind, wie ich oben gezeigt

zeigt habe, Barbaren, (woraus die Schwärmerey und Pietiſterey fließt,) und Indifferentiſmus. Zu beyden wird nichts als die Fertigkeit erfordert, die heilige Schrift zu leſen und auszulegen, und anderer Auslegungen nach den Regeln der Critik und Philologie zu prüfen. Denn auſſer dieſen giebt es keine ſichere Regeln. --- Manche reden zwar von einer analogia fidei, aber darunter verſtehen ſie meiſtens im Grunde nichts anders, als das Syſtem oder das Compendium -- Lieber wollte ich ſagen man müſſe auſſer den Regeln der Philologie die Analogie der Schrift zum Probierſtein machen: allein dieſe gehört ſchon zur Philologie, welche mich unter andern auch lehret einen Schriftſteller ſo erklären, daß der Schriftſteller ſich nicht ſelbſt widerſpricht.

Wenn Sie nun dieſes alles zuſammen nehmen, und einen Theologen nach dieſen drey Hauptabſichten beurtheilen, ohne darauf zu ſehen, daß und wiefern er ſich zu einer gewiſſen Parthey bekennt. ſo müſſen Sie geſtehen, daß Ihr Studium nach einem ganz andern Entwurfe eingerichtet und vornemlich auf die Bibelerklärung und alle dahin gehörige Subſidia geleitet, im Gegentheil von der Syſtempeitſcherey ganz abgeführet werden müſſe.

Doch laſſen Sie uns weiter gehen, und den Theologen auch als Lutheraner betrachten. — Lutheraner heiſſen diejenigen Chriſten, welche zwar eben ſo wohl, wie die Catholicken und Reformirten, das Evangelium annehmen, aber doch in gewiſſen Lehrſätzen oder vielmehr in

der Bestimmung und Erklärung gewisser Lehrsätze von den übrigen Secten der christlichen Religion abweichen. --- Sie haben seit der von Luthero angefangenen Reformation eine eigne Kirchencommun gehabt, und ein besonderes Volk ausgemacht, das seine eigene Gesetze hat. In dem Staate, wo sie die herrschende Religion sind, haben sie vermöge des westphälischen Friedens, nicht weniger als die Catholicken, in ihren Ländern die jura ecclesiæ collegialia, vermöge welcher sie von denen, die sich äuserlich zu ihrer Kirchencommun bekennen, verlangen können, daß sie sich nach dem bey ihnen eingeführten Lehrvortrage (Lehrmeinung) richten, die im Gottesdienste ihnen gewöhnlichen Ceremonien beobachten, und sich ihren Kirchenrechten unterwerfen. Hieraus erhellet, wie billig es sey, daß ein jeder, der in einer evangelisch-lutherschen Kirche das Amt eines Lehrers verwalten will, dieser Kirche die nöthige Gewährleistung schaffe, daß er auch bey dem eingeführten Lehrvortrage bleiben, und allen übrigen Rechten und Gesetzen sich unterwerfen werde. Diese Gewährleistung kann füglich nicht anders geschehen, als durch einen Religionseid. Der Religionseid ist etwas höchst unvernünftiges bey einem Menschen, der zwar die christliche Religion kennt, aber von den eigenthümlichen Lehren des Lutherthums nicht hinlänglich unterrichtet ist. Folglich muß ein Theolog, wenn ich ihn als Lutheraner betrachte, auch in dem Lehrvortrage der evangelisch-lutherischen Religion sattsam unterwiesen

sen

ſen ſeyn. Dieſen Unterricht kann ihm freylich nichts verſchaffen, als die ſymboliſchen Bücher und die Compendien. Er muß alſo dieſe ſtudieren, das iſt eine ausgemachte Sache; aber wie er ſie ſtudieren müſſe, und was ſie für ein Verhältniß gegen ſeine übrigen academiſchen Beſchäftigungen haben, das iſt es, worauf Sie hier am meiſten Achtung geben müſſen. Und dieſes Verhältniß iſt ein bloß zufälliges: ſo wie es zufällig iſt, ein Lutheraner zu ſeyn, für einem Menſchen, der ſchon an und vor ſich die reine Lehre des Chriſtenthums bekennt Nemlich wenn ein Theolog es in drey Jahren ſo weit gebracht hat, als er es nach jener erſten Betrachtungsart bringen mußte, alsdenn (und eher nicht) kann und ſoll er ſo viel Zeit, als ſeine Fähigkeiten erfodern, darauf wenden, ſich ein Compendium und die ſymboliſchen Bücher bekannt zu machen. Denn er braucht die Bekanntſchaft mit dem Compendio nicht weiter, als damit er dem Conſiſtorio Rechenſchaft geben könne, ob er den lutherſchen Lehrvortrag annehme, und die Bekanntſchaft mit den ſymboliſchen Büchern nicht weiter, als damit er den Religionseid mit Verſtande ablegen möge.

Aber wie? meine Herren, ſehen Sie nun auch wohl, wie betrübt es iſt, wenn junge Leute genöthiget werden, einen bloſſen Nebenzweck zu ihrem Hauptzwecke zu machen und das Syſtem ſo zu ſtudiren, daß ſie Philologie und die zu einer geſunden Schriftauslegung nöthigen Wiſſenſchaften vernachläßigen? Was für häß-

häßliche Nahmen soll ich finden, um die Gesinnungen derjenigen recht in ihrem Lichte zu zeigen, welche glauben, drey Jahre müsse man sich den Lehrvortrag seiner Religionspartey bekannt machen, und im letzten halben Jahre noch eine elende Homilie hören, um im Stande zu seyn, mit dem erlernten Schlendrian eine Pfarre zu verwalten?

Und noch wollte ich schweigen, wenn nur die theologischen Systeme besser wären. Bedenken Sie nur die sechs Punkte, die ich oben angegeben habe. --- Und die symbolischen Bücher? Ach die lieben Bücher. Ich bin ihnen herzlich gut, wenn sie nur nicht so entsetzlich groß wären. Man muß ein halb Jahr lesen, ehe man sie durchließt. Und wenn man sie durchgelesen hat, was hat man? Nichts als einen Begrif von dem, was unsere Reformatores, (die wie wir Menschen waren) als ein Muster ihres Glaubensbekenntnisses öffentlich bekannt gemacht haben. Und was für unvollständige Begriffe, was für unrichtige Schrifterklärungen, was für ganz verwerfliche Bestimmungen so mancher Lehrsätze, was für historische und chronologische Irrthümer finde ich in diesen Büchern? Gleichwohl muß ich sie lesen, und auch wohl ein Collegium ein Jahr lang darüber hören? Und wie soll ich auf diese Bücher sonst schwören? Nothwendig muß der Student sich erst alles sagen lassen, was in diesen Büchern falsch oder wahr ist, und worauf er eigentlich schwört. Und das ist nun desto kützlicher, weil wir uns nicht per quate-

nus ſondern per quia unterſchreiben müſſen. — Wie? verdient dieſes keine Klagen? Könnten wir in unſern aufgeklärten Zeiten nicht einen Auszug aus dieſen Büchern machen, und das Bekenntniß der evangeliſch lutheriſchen Kirche in wenig Bogen mit deutlichen und beſtimmten Ausdrücken zuſammen faſſen? — Könnten wir nicht unſere jungen Leute von dem compendiariſchen Joche befreyen; ſie unmittelbar auf ihren Hauptzwecke führen, und ſie allein mit der Bibel und einem kleinen bibliſchen Syſtem bekannt machen?

Worzu hilft dem Studenten das, was er auf Academien lernen muß? — Ja freylich, wenn ich aus allen meinen Zuhörern gelehrte Männer bilden wollte, da würde ich ſie mit dem Syſtem, mit der Polemick, mit der gelehrten Hiſtorie und d. g. m. bekannt machen müſſen. Aber das iſt der dritte beſondere Geſichtspunkt, aus welchem ich einen Theologen betrachten kann; und der nicht für alle gehört. Die meiſten werden Dorfpfarrer. Was ein Dorfpfarr als Dorfpfarr braucht, das iſt das, was ich oben von einem Theologen überhaupt gefodert habe. Nemlich er muß 1) ein Syſtem im Kopfe haben, welches bloß aus den Lehrſätzen der Schrift zuſammen gefüget iſt, mit Ausſchlieſſung alles compendiariſchen Menſchentands. Er muß 2) ein Philolog ſeyn. Er muß die Sprachen der Bibel, und auch die Sprachen verſtehen, in welchen er die Bibel erklären will. Er muß nach den Regeln der Sprache erklären und auch Erklärungen prüfen können.

können. Und darzu will ich einen Studenten eher reif machen als zu einem Examen aus dem System

Doch ich will hier abbrechen. Ich will nun meinen bisherigen Vortrag noch mit einigen unverwerflichen Beweisen unterstützen Ich will Ihnen zeigen, was Sie selbst, meine Herren, und was der Staat und die Kirche für Nutzen haben würden, wenn man die beyden angegebnen Punkte zu dem Hauptzwecke eines Theologen machen, und mit den übrigen jungen Leuten, die keine Ansprüche auf Professuren machen, christmildest verschonen wollte. Im Gegentheil will ich darthun, daß ganz unsäglicher Schade Ihnen vor ihre Person so wohl, als der ganzen Kirche zuwächst wenn man fortfährt, die lebendige Quelle zu verlassen und sich allenthalben ausgehauene Brunnen zu machen, die doch löchricht sind, und kein Wasser geben

Stellen Sie sich einen Menschen vor, welcher seine academischen Jahre damit hingebracht hat, daß er Dogmatik, Polemick, Homilie und eine elende Moral einigemal durchgehört und nun mit Zittern und Beben vor das Consistorium tritt, und endlich froh über das Ende seines beschwerlichen Studierens wie im Triumph in seine Pfarre den Einzug hält. — Betrachten Sie auf der andern Seite einen Jüngling, welcher nur an dem Ende seiner Laufbahn sich selbst durch das Bewußtseyn beruhigen kann, daß er den grossen Endzweck seines bisherigen Studierens erfüllt, daß er die

Religion, die er künftig lehren soll, selbst aus dem Grunde hat verstehen lernen, daß diejenige Schrift, die die ganze Geschäftigkeit seines künftigen Lebens bestimmen soll, seinem Verstande und Gedächtniß so zu sagen einverleibet hat. — Betrachten Sie beyde und erwägen Sie ihre Sitten — ihre Zeit, wie sie dieselbe gebraucht haben — ihren Glauben — ihre Liebe zur Religion — ihren Geschmack — ihre moralische Handlungen — ihren ganzen moralischen Zustand — ihre Amtsführung — ihre Beschäftigung im Amte — ihr äuserliches Verhalten — Sie werden über den Unterschied erstaunen.

Ihre Sitten — Man hat zu allen Zeiten die Anmerkung gemacht, daß Leute, welche auf keine Weise ihre höhern Verstandeskräfte bearbeitet haben, rohe und ungesittete Leute gewesen sind. Man hat gefunden, daß dieses nicht nur bey einzelnen Menschen, sondern auch bey ganzen Nationen zutrift. Und was ist auch natürlicher, als daß die Bildung unserer Sitten von der Bildung unsers Herzens, und diese von der Bildung des Verstandes abhange? Zwar geschicht es sehr oft, daß auch wahre und grosse Gelehrte roh und ungesittet sind, allein daraus ist weiter kein vor meine Betrachtung nachtheiliger Schluß zu ziehen. Die Bildung des Verstandes und Herzens ist kein determinirender Grund von der Bildung der Sitten, aber deßwegen ist er doch eine nothwendige Bedingung, so daß zwar schlechte Sitten bey einem grossen Verstande, aber nie ganz gute Sitten

ten bey einem ſtupiden Menſchen ſeyn können. Und ziehen Sie nun Ihre eigne Erfahrung zu Rathe, Sie werden finden, daß diejenigen, welche ſich mehr in den ſchönen Wiſſenſchaften, in den Humanioribus, in den Sprachen und deſto weniger in dem compendiariſchen Schlendrian geübt haben, in ihren ganzen äuſerlichen Betragen, in ihrem Umgange, in ihren Urtheilen, in ihrem Vortrage, allenthalben recht ſichtbare Vorzüge vor denen voraus haben, welche einige Jahre mit gebückten Kopfe den Bever herum geſchleppt und nicht das geringſte von denen Dingen gehört haben, die unſern Geiſt aufgeweckt, unſern Verſtand ſcharf und unſern Geſchmack feiner zu machen pflegen. --- Und meinen Sie etwa, dieſe Vorzüge wären eine gleichgültige Sache bey einem Menſchen, der ſich einem kleinem geiſtlichen Amte widmet? Warlich die Erfahrung muß ihnen das Gegentheil ſagen, wenn Sie ihre Ohren nicht muthwillig vor ihrer Stimme verſtopfen wollen. Gehen Sie von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und ſehen Sie die Sitten des gemeinen Volks an, ob Sie nicht durchgängig Copien des Geiſtlichen finden werden? Jeder glaubt, er ſey vollkommen, wenn er ſo iſt, wie ſein Seelenhirt. Jeder hält das vor Recht, was der Pfarr thut? --- Und wie? Sollte es Ihnen unbekannt ſeyn, wie kützlich es von einem Geiſtlichen iſt, ein recht kluges Verhalten gegen ſeine Gemeine und vornemlich gegen ſeine Beichtkinder zu beobachten, die von ſo verſchiedenen Charackter ſind, und mit denen er auf mancherley

cherley Art umgehen muß? Glauben Sie, daß hier die Sitten einen geringen, einen bloß politischen Einfluß haben? —

Ihre Zeit — Sie wissen doch, meine Herren, daß man auch von dem Gebrauche der Zeit wird Rechenschaft geben müssen? Sie wissen doch auch, daß es nicht bloß darauf ankommt, ob man seine Zeit nicht sündlich zugebracht habe, sondern darauf, ob man sie gut zugebracht habe, und zwar so gut, als es möglich war? Und was werden Sie nun für ein Urtheil fällen, wenn Sie einen Menschen sehen, der sich drey ganzer Jahre mit Dingen beschäftiget, welche er, so bald er ins Amt kommt, als die eckelhafteste Sache von sich wirft, der seine Zeit nur damit zubringt, daß er die Lehren seiner Religionsparthey, nebst den Wörtern, in welche sie diese Lehren eingekleidet hat, auswendig lerne; der am Ende seiner academischen Jahre kaum die Sprachen recht lesen kann, in welchen GOtt mit denen Menschen geredet hat, geschweige daß er wissen, und zwar mit Gefühl und Ueberzeugung wissen sollte, was der rechte eigenthümliche Inhalt der göttlichen Schriften sey. Heissen Sie das nicht himmelschreiende Sünden? Drey Jahre nichts thun? Drey Jahre studieren, und sich gleichwohl von dem wesentlichen Zwecke seines Studierens entfernt halten? —

Ihren Glauben — Der Glaube, welcher machet, daß wir den Wahrheiten der geoffenbarten Religion Beyfall geben, bleibt allemal ein unvernünftiger Glaube, wenn er nicht

zugleich

zugleich ein gründlicher iſt. Der Glaube aber wird nie gründlich, ſo lange man nur andern nachbetet, ohne die Beweiſe zu verſtehen und zu prüfen, von denen er eigentlich unterſtützt wird. Sagen Sie alſo, wo ein gründlicher Glaube herkommen ſoll bey Leuten, welche gleich bey ihrer Ankunft auf die Academie dieſes ihr erſtes ſeyn laſſen, einen der berühmteſten Lehrer, von welchem ihnen etwa der Herr Rector auf der Schule, oder die Herren Landsleute bereits die nöthigſten Vorurtheile beygebracht haben, gleichſam zu huldigen und den Eid der Treue zu ſchwören: welche von nun an das Compendium, worüber er lieſt, zu ihren Leitfaden, die Meynungen, die er annimmt, zu ihren Hauptlehren, und die Hypotheſen, welche er zu behaupten ſucht, zu ihren Lieblingswahrheiten machen, durch welche ſie ſich vor einem andern Haufen, wie die Regimenter durch die Fahnen, unterſcheiden; welche aus der ganzen Bibel nichts weiter lernen, als die Beweißſprüche, denen ihr Anführer eine beſondere Beweißkraft beylegt; welche auch keine Spruchserklärungen wiſſen, als die ſie bey ihrem Docenten gehört haben, und auch von keiner weiter eingenommen ſind, als welche und wie fern er ſie vorgetragen hat? Iſt das wohl ein gründlicher, ein vernünftiger Glaube? Kann GOtt daran einen Gefallen haben? Kann ein ſolcher Glaube auch nur bey mittelmäßigen Anfällen des Böſewichts Stand halten? --- Meine Herren, nehmen Sie das ja nicht ſo auf die leichte Achſel. Ihre Ueberzeugung von der Religion, die

Sie bekennen, iſt ſo feſt nicht, als Sie ſich vielleicht einbilden. Die Erziehung und das Anſehn unſrer Lehrer hat den gröſten Antheil daran: Und eben deßwegen iſt ſie die allerungewiſſeſte Sache, die ich kenne. Meine eigne Erfahrung hat mich gelehrt, daß ich bey Lehrſätzen bin zweifelhaft worden, auf welche ich mich anfangs hätte tödten laſſen. Selbſt die eigentlichſten Hauptwahrheiten der Religion haben in unſrer Seele keine ganz unüberwindliche Feſtigkeit. Ein ſcharfes Nachdenken, ein gründlicher Einwurf, eine einnehmend geſchriebne Spottſchrift, ein kleiner Anfall des Satans in den Stunden der Anfechtung, können gar bald unſern Glauben erſchüttern und unſere Ruhe, die wir darauf gebauet hatten, zernichten, ſo lange wir uns nicht durch eignen Fleiß gegen alle dieſe Dinge verwahren; und uns von Jugend auf mit demjenigen Buche bekannt machen, welches allein unſern Glauben gegründet und feſt macht. Die Bibel muß ihr Hauptwerk ſeyn, und zwar nicht die Bibel in Luthers Ueberſetzung (denn dieſe müſſen Sie ihrer Gemeine überlaſſen) ſondern die Bibel in den Sprachen des heiligen Geiſtes. Sind Sie im Stande, die Bibel ſo zu leſen, daß Sie weder von Lutheri Ueberſetzung noch von dem Machtſprüchen ihrer Lehrer abhangen, alsdenn forſchen Sie ſo lang in dieſen Buche, bis jeder Lehrſatz, den Sie annehmen, ſeine höchſte Stärke von Ueberzeugung in ihren Seelen erlangt hat. Dieſe Rüſtkammer wird Ihnen alsdenn Waffen genung an die Hand geben, den feu-

rigen

rigen Pfeilen des Böſewichts zu widerſtehen. --- Wollen Sie meinem Rath nicht folgen, ſo lernen Sie mit Ihrem Schaden, was das Compendium in den Stunden des Zweifels und der Unaewißheit für ein leidiger Tröſter iſt.

Seine Liebe zur Religion. --- Leute, die nur als ein Papagoy andern nachbeten, und von dem, was ſie hören, ohne die Worte, unter welchen ſie es hören, nichts behalten; Leute, welche die Religion, die ſie bekennen, nicht kennen; welche ſie wenigſtens nicht weiter als in ihrem ſchlechteſten Kleide kennen; was verſprechen Sie ſich von ſolchen Leuten für Liebe und Eifer gegen die Religion? Kleiden Sie die ſchönſte Weibsperſon in alte Lumpen, oder verſtellen Sie ſie durch einen ſeltſamen lächerlichen und ausländiſchen Putz, ſie wird alle ihre Reizungen verlieren: Geben Sie ihr hingegen eine Tracht, die in ihrem Vaterlande gewöhnlich iſt, und welche den Bau ihres Körpers ohne Verſtellung ſehen läßt: ſo wird ſie gefallen und eben dadurch auch rühren und einnehmen. Eben ſo ſieht es um die Religion aus. Sie iſt dasjenige, was in ſeiner natürlichen Einfalt ganz auſſerordentlich gefällt. Sie iſt in ihrem unſchuldigſten Kleide am erſten im Stande, ein Felſenherz zu erweichen und in die heftigſte Bewegung zu ſetzen. Ich will ſo viel ſagen: Wenn man die Lehrſätze der Schrift in der Sprache, welche unſre Landesleute verſtehen und mit der Leichtigkeit vorträgt, mit welcher ſie uns ſelbſt in der Schrift gepredigt werden, ſo iſt nichts mehr im Stande, uns zu rühren und

unſer Herz recht mit Gewalt an ſich zu reiſſen, als eben dieſe göttlichen Wahrheiten. Wenn aber unſere Lehrer Dogmatik leſen, wenn Sie Hauptwahrheiten mit Aufgaben oder mit Hypotheſen vermiſchen, wenn Sie die bibliſche Einfalt mit menſchlichen, dunklen, ſeltſamen Kunſtwörtern entſtellen, wenn ſie nur Sprüche anführen, die gleich bey dem erſten Anblicke nichts beweiſen, wenn ſie nur das Ohr mit ſcholaſtiſchen Eintheilungen und Ausdrücken anfüllen, meinen Sie, daß da der Zuhörer Liebe zur Religion bekommen wird? — Sein ganzes Studieren mit ſamt der Religion muß ihm zum Eckel werden. — Und das lehrt leider die tägliche Erfahrung, an ſo vielen Theologen, daß Sie vor ihre Religion eben ſo wenig Hochachtung haben, als der Schuſter vor ſeinen Leiſten — weil ſie ſie nur von der Seite des Schlendrians kennen.

Seinen moraliſchen Seelenzuſtand. — Sollte man nicht meinen, ein Theolog müßte auch nothwendig ein guter eifriger Chriſt ſeyn? In der That ſcheint es ganz unvermeidlich zu ſeyn, daß derjenige, der drey Jahr lang die Betrachtung der Religionswahrheiten zu ſeiner Hauptbeſchäftigung macht, gewiß endlich dergeſtalt von dieſen kräftigen Wahrheiten gerührt und durchdrungen werden müſſe, daß Eifer in der Tugend und Liebe zu GOtt und zu allen Seelen, die GOtt ſo theuer erkauft hat, ſein ganzes Herz belebe. Allein was ſagt uns die tägliche Erfahrung? Reden Sie, meine Herren! Sind nicht ihre Mitbrüder oft weit

ter in dem laſterhaften Leben dekommen, als mancher Juriſt, der oft weiter keinen Leitfaden ſeines Lebens, keine Regel ſeines Verhaltens erkannt hat, als die natürliche Religion? Wie kommts, daß wir unter denen Herren, die Theologie ſtudieren, ſo wenig Chriſten haben? Hat das göttliche Wort ſeine Kraft verlohren? — Allein man ſieht ja täglich andere Menſchen, durch die Kraft des Evangelii bekehrt und auf die Wege der Tugend geführt werden? Warum beweiſt die Religion JEſu an denenjenigen ihre Kraft nicht noch weit mehr, die ſie zum Hauptgegenſtande ihres Studierens machen? Warum wirkt ſie in denen nicht eben den Glauben und Heiligung des Herzens, die ſie bey andern gemeinen Chriſten hervor bringt? Meinen Sie etwan, es liege daran, weil der Theolog immer damit umgeht, ſo daß er ſie endlich ſo gewohnt werden müſſe, daß ſie ihn gar nicht mehr rühre. Ja meine Herren! das habe ich ſonſt auch gedacht, da ich noch nicht nachgedacht hatte. Aber Sie irren ſich ſehr. Einer Sache, die an und vor ſich unvollkommen iſt, wird man freylich durch den langen Genuß überdrüßig. Und daher kommt es, daß alle irrdiſchen Vergnügungen zwar unſre Begierden reizen, aber ſie niemals befriedigen können. Allein die Religion JEſu iſt doch wahrhaftig nicht mit dem Charten Spiele, mit einer Gaſterey, mit einer Comödie zu vergleichen, welche nur der allzu lange Genuß endlich verekelt. Alſo ſehn Sie, daß die Urſache, warum die Religion bey den Herren Theologen nichts ausrichtet,

richtet, nicht in dem Ueberdrusse, den sie erweckt, sondern in einer weit kräftigern Ursache zu suchen ist. Und das ist die Art des Vortrages, in welchem sie in unsern Compendien eingekleidet ist. Der Student hört eben die Religion, die dem Ungelehrten von der Kanzel und im Catechismo gepredigt wird. Gleichwohl thut sie nicht einerley Wirkung. Der Unterschied der Wirkung kann also nicht in der Religion liegen. Folglich muß er in dem Unterschiede des Vortrags liegen. Der Ungelehrte hört sie in einer verständlichen Sprache und meistentheils in ihrer natürlichen Schönheit ohne Zusatz. Hingegen der Student hört sie in der rauhen Sprache der Compendien. Ja er hört nicht mehr die Religion, sondern die in menschliche Worte und Meynungen ganz versteckte Religion. -- Bedenken Sie nur selbst meine Herren! wenn ich Ihnen aus dem Beyer den Artikel von Christo vorlese, rührt sich da wohl eine Ader in Ihnen? Können Sie nicht mit leichter Mühe in eben dem Augenblicke, da ich Ihnen diesen Artikel vorpredige an die allerliederlichsten Handlungen denken, ohne daß ihr Gewissen Ihnen heimliche Vorwürfe macht? Wenn ich hingegen Ihnen ein Capitel aus der Schrift oder eine Predigt aus den Saurin von dem Leiden JEsu, von seiner herzlichen Liebe zu uns, von den herrlichen Folgen seiner Erlösung, u. d. g. vorlesen wollte, würden Sie mir wohl gut davor seyn können, daß Sie nicht bey mancher Stelle Thränen vergiessen würden? -- Ich bitte Sie herzlich, verschliessen Sie

Ihre

Ihre Augen nicht vor diesem Lichte. Sie können ja meinen Beweiß nicht widerlegen. Sie müssen es einsehen, daß, wenn uns die Religion auf Academien eben so vorgetragen würde, als man sie in seiner Pfarre nöthig hat, um sie wieder vortragen zu können, daß wir gewiß bessere und frömmere Theologen haben würden Denn wahrlich! der compendiarische Schlendrian verdirbt alle Kraft der göttlichen Wahrheiten. Sie rühren uns nicht weil wir ihre Stimme durch unsere gleichsam überschreien Und wem die Religion nicht gefällt und einnimmt, den bessert sie auch nicht. --- Der compendiarische Vortrag ist eben das, was die Salopen bey dem Frauenzimmer sind; sie sind oft etwas sehr bequemes, aber sie machen, daß man keine Taille sieht.

Seinen Geschmack an der Bibel. -- Meine Herren! Sie mögen mir es glauben oder nicht, ich will die meisten Candidaten mit der Bibel jagen, so weit es mir gefällt. Die Bibel ist den meisten Bibliotheken der Herren Studenten und Dorfpfarren das allerentbehrlichste Buch; wenigstens die Bibel in der Grundsprache. Und woher kommt das wohl? Ist diese nicht die Quelle, aus welcher sie Zeitlebens schöpfen müssen? Ja, sie sollte es seyn. Aber in der That ist sie es bey den wenigsten. --- Ein Evangelium, eine Epistel, ein Leichentext, das sind etwa die kleinen Ueberbleibsel der heiligen Schrift, die in ihrem Amte vorkom-

kommen. --- An der Bibel ſelbſt und an der Leſung und Erklärung derſelben haben die wenigſten Geſchmack. Ja es eckelt ihnen davor. Und ich wundre mich auch nicht darüber. Wer die Bibel nicht anders, als in der deutſchen Ueberſetzung leſen kann: wer bey der Menge von dunklen Stellen keine andre Zuflucht, als den Commentarius hat: wer da findet, wie uneinig die größten Gottesgelehrten in der Schrifterklärung ſind: wer endlich daraus die ihm wahrſcheinliche Folge zieht, die Bibel ſey ein Buch, in welcher man nie zu einiger Gewißheit kommen könne: dem iſt es nicht zu verdenken, wenn er ſich gar nicht mit der Bibel einläßt. --- Sehen Sie, meine Herren! dahin gehörn alle die unglücklichen Theologen die auf Academien nichts thun, als daß ſie ihr Compendium durchpeitſchen.

Seine Amtsführung. --- Ohnmöglich habe ich Zeit und Raum genung, dieſen Punkt vollſtändig auszuführen. --- Nur wenige Anmerkungen will ich Ihnen hierüber mittheilen. --- Ein Theolog, der die Religion nur aus dem Compendio gelernt hat, und keine Philologie, keine Hülfsmittel der Schriftforſchung verſteht, iſt nicht einmal zum geringſten Pfarrer tüchtig. --- Seine Predigten werden eben ſolches Stroh ſeyn, als die ganze Theologie iſt, die er gelernt hat. --- Ordnung und Deutlichkeit muß ihm nothwendig fehlen: denn beydes lernt man weder aus den Syſtemen

noch

noch aus den Homilien. --- Die wichtigsten und angenehmsten Glaubenslehren bleiben gar liegen, weil er nie von denselben etwas mehr als die Schale gelernt hat. Daher kommt es, daß unsre meisten Prediger bloße Moral, oder vielmehr, bloß moralisch predigen, das ist, Tugenden schildern und Laster verdammen, weil sie nicht im Stande sind, den Zuhörern den nöthigern Unterricht von innerer Verbesserung und Heiligung des Herzens mitzutheilen, den sie selbst nicht verstehn. Ich kenne selbst Pfarrer und andere Geistliche, die ganz zuverläßig nicht wissen, was Glaube und Heiligung in ihrem ganzen Umfange sind. Sie begnügen sich, diesen ehrwürdigen Namen gelernt zu haben. --- Zu kräftigen und überzeugenden Beweisen sind dergleichen Geistliche ebenfalls ganz unfähig. Sie sind nicht im Stande, die Beweißkraft eines biblischen Textes zu zeigen, weil sie ihn nicht verstehen: oder wenigstens, weil sie den Grundtext meistentheils nicht verstehn, in welchem sie weit besser und sichtbarer liegt, als in der Uebersetzung. --- Er braucht die eigentliche Bibel nur selten. Lutheri Worte werden ihm zur Noth nach und nach geläufig und diese braucht er auf gerathe Wohl, so oft er kann; wenn gleich im Grundtexte oft das Gegentheil oder doch etwas ganz anders steht; und solche Accommodationen, welche unendlichen Schaden thun (weil sie jeder anders macht, und der eine das, der andere etwas anders, mit einer Stelle beweis-

beweiſet, wodurch endlich die Zuhörer ungewiß werden, und nichts beſtimmtes bey den Worten der Bibel denken;) nennt man hernach bibliſch predigen --- Solche Geiſtliche ſind auch nie im Stande, die Zuhörer mit der Bibel bekannt zu machen: weil ſie ſich aus Mangel der Erkenntniß des Grundtextes, in keine exegetiſche Predigten einlaſſen können. --- Sie predigen daher meiſtens die entfernteſten Syntheſes: --- und dabey ſolch elendes Zeug, daß --- doch ich will abbrechen. --- Unglückſelige Heerde, die mit einem ſolchen Seelenhirten von GOtt heimgeſucht wird! Unwiſſende müſſen in der Unwiſſenheit verſchmachten. Zweifelhafte müſſen durch die Dummheit ihres Idioten endlich gar verzweifeln, wenn ſich GOtt nicht erbarmet. Angefochtne müſſen troſtloß weinen, nachdem ſie vergebens ihren unwiſſenden Pfarrer um Hülfe angefleht haben. Und Sterbende. --- Laſſen Sie uns einen Vorhang über dieſe Schande der Kirche ziehen, und heimlich ihr Unglück beweinen.

Seine Beſchäftigungen im Amte. --- Was erwarten Sie von einem unwiſſenden Landgeiſtlichen für Beſchäftigungen? Was ſoll er wohl Ihrer Meynung nach in denen Stunden vornehmen, in welchen er keine Amtsverrichtungen hat? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie ihm zumuthen werden, er ſoll ſtudieren. Das iſt in meinen Augen die allerſeltſamſte

ſamſte Foderung. Was ſoll er denn ſtudieren? Soll er ſein Compendium durchleſen? O wie froh iſt er, daß er durch das Conſiſtorium iſt, für welches er ſein Syſtem memorirt hatte. Schon da er das leztemal der Ordination wegen in Leipzig war, verkaufte er es an einen friſch angekommenen Studenten, um das eckelhafte Ding nicht mit in die Pfarre zu bringen. Das Compendium iſt ihm wie den Schülern die Grammatik. Sie werden ſo damit gemartert, daß ſie endlich vor den bloſſen Anblick ſich ſcheuen. So oft ſie eine ſehen, fallen ihnen die Schläge ein, die ſie dabey bekommen hatten. --- Und gleichwohl iſt das Syſtem das einzige, was er auf Academien gelernt hat. Geſchichte, Sprachen, geſunde Philoſophie und alle dergleichen Hülfsmittel der Schrifterklärung ſind ihm kaum den Nahmen nach bekannt und auch weit unter ſeinem Geſchmack. Und ſo muß ſich der gute Mann, will er nicht gar müßig gehen, der Wirthſchaft annehmen, dabey er gleich primo intuitu den Nutzen findet, daß er ſich einen Knecht erſpahren kann. --- Wundern Sie ſich nun, daß der groſſe Theil unſerer Landgeiſtlichen Pachter, aber keine Pfarrer ſind: -- daß man bey ihnen Pachterverſtand, Pachterbibliothek, Pachterſitten, Pachtergeſellſchaften, u. ſ. w. antrift? --- Sagen Sie nicht, daß ich die Sache übertreibe. Ich bin bereit, demjenigen, der es fordert, unleugbare Beyweiſe zu geben. Kommen Sie nur in unſer Conſiſto-

rium

rium zu der Zeit, wenn ein alter Dorfpfarrer versetzt wird und hören da seine Antworten. Mehr als einmal bin ich für Schrecken ganz ausser mir gewesen. — Im vorigen Jahre hörte ich einen Pfarrer, der über sechzig Jahr alt war, privatim examiniren. Gleich bey seinem Eintritte entschuldigte er sich, daß er das Lateinische vergessen hätte. Und das war ihm auch leicht zu verzeihen. Allein er sagte seine Entschuldigung selbst mit einem solchen Tone, der mit seiner aufgeklebten Perruque, abgenutzten Stiefeln, kirschbraunen Gesichte und trüben Augen ganz übereinstimmte; mit einem Tone, der einen thüringischen Bauer so gleich distinguirte. Und in der That waren Se. Wohlehrwürden aus dem Thüringischen. Der Examinator versicherte ihm, daß er sich an den Canael der lateinischen Sprache nicht kehren würde: er wolle vielmehr das ganze Examen deutsch halten, und ihn auch nur auf solche Materien führen, mit denen ihn eine lange Erfahrung bekannt gemacht haben müßte. Hier lächelten Se. Wohlehrwürden, vermuthlich in der Hofnung, das Examen würde die Kirchengebete, Collecten, Tauf- und Trauungs-Formulare, oder die Butter und Getraide Preise betreffen, weil sie von Materien und Erfahrung hörten. Ehe es zum Treffen kam, fragte der Examinator, wie lange er im Amte gestanden? — Acht und dreyßig Jahr. Ob er ein schweres Amt gehabt? — Die Arbeit, antwortete der Candidat, ist

noch

noch mitgegangen, aber es war auch nicht viel zu verdienen; drum hat mich der gnädge HErr weiter gebracht. --- Nun, verſetzte der Examinator, ſo wird Er auch haben viel ſtudieren können, weil ihm die Amtsarbeiten nicht ſehr gehindert haben? Das GOtt! antwortete der Candidat, wenn die Wirthſchaft nicht thäte. Und überhaupt das liebe Thüringen. Das Getrayde gilt nichts Ich habe das Jahr etlichemal ſelbſt nach Naumburg und der Orten reiſen müſſen, um mein Getrayde zu verkaufen. Im vorigen Jahre hatte ich das Unglück, daß mein Großknecht zu Anfange der Erndte das Bein brach, da mußte ich drey ganzer Wochen ſeine Stelle vertreten. Und vor zwey Jahren --- Nun wir wollen doch, fiel ihm der Examinator in die Rede, zu unſerm Examine ſchreiten. Hat er eine hebräſche Bibel bey ſich? ſo --- hier verfärbten ſich Se. Wohlehrwürden ſo merkl ch, daß ihn der Examinator ſtarr anſahe, und nach der Urſache ſeines Schreckens fragte? Ich habe ſie ſchändlich vergeſſen, hieß es, und ich weiß auch nicht, ob ich noch möchte ſo gut exponiren können, als in meinen jungen Jahren; ſolche Sachen vergeſſen ſich. Der Examina-

tor gab ihm hierauf ein neues Teſtament und verlangte, er ſolle die Stelle Röm. 5, 1. 2. ihm vorleſen. Aber der gute Candidat konnte auch nicht mehr griechiſch leſen. Was war zu thun? Der Herr ſollte den Spruch deutſch herſetzen. Auch das konnte er nicht. Ja er verſicherte ſo gleich dem Examinator, um vorkünftige mit der Bibel verſchont zu werden, er ſey gewohnt, über die Evangelien zu predigen, die andern Sprüche brauche er ſelten und nur etwa zu Leichentexten, da er denn gemeiniglich aus dem Sirach eine Stelle wähle. Diß gab dem Examinatori Gelegenheit zu fragen, ob er den Sirach für ein canoniſches Buch hielt? Darauf der Candidat mit Ja antwortete. Er ſollte ſodann ſagen, was ein canoniſch Buch ſey. Von dieſen Augenbicke an ſchwieg er ganz. Alle die Fragen, die in der Folge aus dem erwähnten Spruche ihm vorgelegt wurden: Was Rechtfertigung ſey? Was Glaube ſey? In welchem Verſtande der Glaube der rechtfertigende genennt werde? Wie aus der Rechtfertigung durch den Glauben der Friede mit GOtt entſtehe? alle, dieſe Fragen beantwortete er theils gar mit Stillſchweigen, theils ſo ſtupid und unſinnig, daß

ich

ich einen rechten Abſcheu für dieſen Geiſtlichen bekam und heimlich die Gemeine beſeufzte, die durch einen ſolchen heilloſen Ignoranten heimgeſucht werden ſollte. — Und dergleichen Exempel können Sie alle Monat zu ſehen bekommen. — Sie würden aber ſeltner ſeyn, wenn der Theolog auf Univerſitäten beſſer angeführt, mit den geiſtlichen Rabbuliſtereyen verſchont, und zur Leſung und Verſtehung der Schrift ſorgfältiger unterrichtet würde. Denn alsdenn würden die Herren Geſchmack an den Wiſſenſchaften und Liebe zur Religion mit ins Amt bringen, und zugleich eine ſolche Grundlage, auf welche ſie Zeitlebens unter den anmuthigſten Beſchäftigungen fortbauen könnten.

Sein äuſerliches Verhalten. — Sollte es Ihnen wohl ſchwer werden, meine Herren? aus dem, was ich bisher geſagt habe, einen Schluß auf die Sitten und Aufführung eines Menſchen zu machen, der durch die Unwiſſenheit genöthiget iſt, ſein geiſtliches Amt als ein Pachtamt anſehen, wo es ſein höchſter Zweck iſt, die Pfarre zu nutzen? — Bedenken Sie nun den einzigen Grundſatz, der hier der rech-

le Schlüssel zu den Geheimnissen ist, die sich Ihnen mit guten Bedacht verschweige. --- Müßiggang, ist aller Laster Anfang. --- Mit diesem Grundsatze gehen Sie einmal ins Consistorium und lassen sich die Acten zeigen, die nur seit zehn Jahren wider Geistliche eingelaufen sind: die Berichte, die man wider sie gemacht hat: die öffentlichen Klagen der Gemeinen. --- Die Haare werden Ihnen zu Berge stehn.

Sollte man nicht glauben, derjenige, der alle die Stücke genau erwägt und den Schaden überdenkt, der aus diesen allgemeinen Verderben auf die Kirche und den Staat zurückfällt, müsse nothwendig in seinen Innersten gerührt und von dem ernstlichen Wunsche belebt werden, daß diesem Uebel gesteuert werden möge? --- Ich meines Orts bin zu ohnmächtig, meinen Wünschen ein Gewicht zu geben. Es ist heut zu Tage nichts schwerer, als Veränderungen in der Kirche machen wollen. Man ist so superstitiös für das Alterthum eingenommen, daß man eher sich den größten Unbequemlichkeiten aussetzt, ja eher die Kir-

che zu Grunde gehen läßt, ehe man von dem Hergebrachten abweichet. Die Kirche kommt mir vor, wie ein altes Hauß, das im Grunde und in den Seiten Mauern ganz unzerstöhrbar und auch unverbesserlich ist: in welcher aber so viel innerliche Verwüstungen, Schäden, Risse u. d. g gefunden werden, daß eine Reparatur unumgänglich nöthig wäre. Allein in diesem alten Hause wohnen gröstentheils alte Männer, welche die Ruhe und Bequemlichkeit lieben; denen nicht besser ist, als wenn sie recht bis über die Öhren im Kothe sitzen. Sie lassen nicht auskehren, und scheuen sich bloß deswegen, weil sie etwa aus ihren Großpater-Stuhl aufstehen, ihren Bierkrug verrücken und sich aus ihrer Ordnung bringen lassen müßten. Es gefällt ihnen so in ihren Löchern, weil sie sich einmal eingerichtet haben Sollte eine Reparatur vorgenommen werden, so müßten sie vielleicht auch in ihrer schmutzigen Lebensart einige Aenderung vornehmen, ihre täglichen und einmal gewohnten Geschirre bessern oder abschaffen, und sich so zu sagen in ein neues Gleiß bequemen; das lassen sie wohl bleiben. — Es bleibt bey

dem Alten! — Ja, Herr Confrater, das meine ich auch! Das Haus hat so lange gestanden, es wird auch noch stehen, weil ich lebe. Meine Nachkommen mögen die Reparatur vornehmen, wenn es ihnen nicht mehr — — —

adn. Beziehungen.
Luck.
Benner. 1.2.

Vorſchläge
Zur
Aufklärung
Und
Berichtigung
Des Lehrbegriffs
Unſerer Kirche

Geſammlet und herausgegeben

Von

D. Carl Friedrich Bahrdt,
Profeſſor und Prediger
Zu Gieſſen.

Riga, bey Johann Friedrich Hartknoch. 1771.

Eſt aliquid nunc placuiſſe paucis ſed optimis ; poſteritatis erunt æquiora judicia.

Erasmus.

Inhalt.

An die Lehrer in Kirchen und Schulen, von dem Herausgeber.

I. Apologie unſers Vorhabens.

II. Was Religions-Wahrheiten ſind, und ob dazu die Geheimniſſe gehören?

III. Allgemeine Vorſchläge zu einem freibibliſchen Syſtem. In einem Sendſchreiben an den Herausgeber.

IV. Allgemeine Gedanken von der Trennung der Chriſten, und ihrer Wiedervereinigung.

V. Fragment einer Abhandlung, über die Dauer der Höllenſtrafen.

VI. Kurze, und in ein Syſtem für alle Chriſten ſchickliche Vorſtellungsart, der Lehre von Gott und der Dreyeinigkeit.

VII. Sendschreiben, an den Herausgeber der Vorschläge.

VIII. Fortsetzung des Fragments, über die Ewigkeit der Höllenstrafen.

IX. Fortsetzung der allgemeinen Gedanken, von der Trennung der Christen und ihrer Wiedervereinigung.

X. Untersuchung, ob die Römisch-Catholischen den Layen das Bibellesen bisher mit Recht untersagt haben.

An

die Lehrer

in

Kirchen

und

Schulen

von dem

Herausgeber.

An

die Lehrer

in

Kirchen und Schulen,

von dem Herausgeber.

Theureſte Mitbrüder!

Es kann mir und Ihnen allen nicht gleichgültig ſeyn, was die Welt von uns und von unſerm Religions-Unterrichte, welchen wir unſern Layen vorlegen, urtheilet, und was dieſer Unterricht zur Ausbeſſerung des menſchlichen Geſchlechts beyträgt. Es muß uns alſo billig bekümmert machen, daß die Vorwürfe: unſer Unterricht ſey fehlerhaft, unzuverläßig, oft auch abergläubiſch und aufs wenigſte unfähig zur Beſſerung des menſchlichen Geſchlechts entſcheidend zu wirken: jetzo faſt allgemein werden. Folglich müſſen wir auf Mitel bedacht ſeyn, dieſe Vorwürfe zu zernichten, wofern man uns nicht für Heuchler halten ſoll, welche bloß um des Brodts willen ihren erhabenen Poſten bekleiden.

Allein dazu iſt das wirklich nicht hinreichend, was einige unter uns, ob ſchon aus guter Meinung, bisher gethan haben: — Nicht hinreichend:

reichend: daß man die Freygeister wacker ausschimpft, und ihr böses Herz als die einzige Quelle ihres Unglaubens vorstellt; nicht hinreichend, daß man den bisherigen Lehrbegriff der Kirche hartnäckig vertheidigt, und jeden Einfall, auch wohl jeden Ausdruck, jede Formel unsrer Vätrr — vornemlich der ehrwürdigen Stifter der Reformation — für Orakelsprüche erklärt, und alle, welche davon abweichen als Feinde der Wahrheit, als Eidbrüchige, als Neuerungssüchtige u. d. ausschreyt und verachtet oder — so viel man kann, verfolgt; nicht hinreichend, das man mit Philosophie und ein wenig Sprachkunst gerüstet, alle Winkel der Schrift durchsucht, um die Lücken unsers Lehrgebäudes zu verkleistern, hier und da einen nichts beweisenden Spruch mit einem halb beweisenden zu vertauschen, anstößigen Formeln eine gelindere Deutung zu geben, und dem Ganzen einen grössern Schein der Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit zu verschaffen.

Nein, meine Brüder! — Die Ehre der Religion — Ach der schönen Religion Jesu — ist besserer und kräftigerer Mittel so würdig als bedürftig. Alle obgedachte Mittel machen uns und unserm Amte Schande, und ziehen dem Evangelio den allergefährlichsten Verdacht zu, als ob es auf schlechten Gründen beruhe, und von uns nur aus Verzweifelung vertheidigt werde; weil seine Wahrheit mit unserm Unterhalt,

halt, und mit unserm irdischen Ansehen so sehr in Verbindung steht.

Die Zeiten sind da, wo wir zur Ehre der Kirche mehr thun müssen, als unsre Vorgänger gethan haben. Die Liebe zur Bequemlichkeit hatte unsre Vorfahren verleitet, die bey der Reformation abgefaßte Schriften als eine, schlechterdings unabänderliche, und eines Fehlers oder Unrichtigkeit nie zu beschuldigende Richtschnur des Glaubens und der Lehre, sich und ihren Nachkommen aufzulegen. Und ihre Nachkommen haben sich diesen Zwang bisher gar gern gefallen lassen, weil es ihnen die Mühe der eignen Untersuchung ersparte, und alle Arten der Amtsführung in einen gar angenehmen Mechanismum verwandelte.

Allein wir dürfen schlechterdings nicht mehr in dieser Trägheit beharren, die Liebe Jesu muß uns dringen, die Liebe zur Bequemlichkeit zu verläugnen, und den Geist der Prüfung freywillig auf den Thron zu setzen. Fest von der Wahrheit unsers theuren Evangelii überzeugt, müssen wir selbst alle, die Fähigkeit und Lust haben, auffodern, unsern Lehrbegriff zu prüfen, und ihre Meinung frey zu sagen. Stolz auf den Gedanken, daß die Wahrheit unter dem Schutz Gottes und ihrer eignen Festigkeit, bey allen Untersuchungen sich rein und unverletzt erhalten muß.. — Stolz auf diesen Gedanken, müssen wir keinen Lehrsatz unsrer Kirche dem

Lichte der Prüfung entziehen, und eine nähere Untersuchung desselben ausschlagen. — Thun wir das Gegentheil; so verrathen wir ein böses Gewissen, und stürzen uns selbst in den Verdacht, in welchem wir schon bey einem grossen Theile des denkenden Publikums stehen, als ob wir nemlich uns selbst keiner guten Sache bewußt wären, und deswegen das Licht scheueten, weil wir vor der Gefahr, vorsetzlich gehegter Irrthümer überführt zu werden, uns fürchteten.

Wäre es also nicht rathsam, theureste Mitbrüder! daß wir selbst ungebotnen Prüfungen unsers Lehrbegriffs zuvor kämen, und Hand an ein Werk legten, welches die Umstände unsrer Zeiten so nothwendig macht!

Ich dächte, wir könnten das, ohne etwas unsrer Ehre nachtheiliges zu befürchten, thun. Keine Untersuchung, so frey sie immer seyn mag, wird den Erfolg haben, daß wir in unserm bisherigen Religions-Unterrichte eines beträchtlichen Irrthums beschuldiget und überführet würden. Ich bin vielmehr völlig überzeugt, daß alle nur einigermassen erhebliche Lehrsätze unsrer Kirche die Probe vollkommen aushalten, und daß sich eben dadurch das Ansehen unsrer symbolischen Bücher gewiß behaupten werde: gesetzt auch, daß das Resultat aller anzustellenden Untersuchungen endlich dahin ausfiele: a) daß wir bisher manchen Begriff zu weit ausgedehnt, b) manchen willkührlichen Begriff nebst seinen will-

willkührlichen Zeichen (z. E. Sacrament:) zu hartnäckig vertheidigt, und c) manchen Satz als eine wichtige Religions-Wahrheit unsern Lehrlingen aufgedrungen haben, dem doch alle Kennzeichen einer Glaubenslehre mangelte.

Und wie? Wenn im Ganzen unser Lehrbegriff wahr, und das Ansehen der Augspurgischen Confeßion ungekränkt bleibt: sollten wir da wohl jene Untersuchungen scheuen? — Und lieber unsrer Liebe zur Bequemlichkeit nachgeben, als mit ihrer Aufopferung das Vergnügen uns verschaffen, das Evangelium dem gut denkenden Freygeist vernünftig, dem Lasterhaften ehrwürdig und untadelhaft, und zur Ausbesserung des menschlichen Geschlechts im höchstem Grade fähig gemacht zu haben?

Möchte ich doch durch diese Vorstellung recht viele unter Ihnen, zu dem Entschlusse vermögen, mir zu dem gegenwärtigen Werk, *) an welchem eine Gesellschaft von etwa acht Gottesgelehrten Theil hat, recht gründlich ausgearbeitete Beytäge zu liefern und endlich mich oder einen andern unsrer Brüder in den Stand zu setzen, aus dieser Sammlung von Vorschlägen ein reines und von allem Anstoß befreytes Religionssystem zu bilden, und der Welt vor Augen zu legen.

Ich

*) Welches ich an die Stelle meiner theologischen Briefe gesetzt habe.

Ich ſitze nun ſchon ſeit anderthalb Jahren über der Verbeſſerung meines ehemals bekanntgemachten Syſtems der Dogmatik, und bin noch nicht ſo weit gekommen, daß ich auch nur ein Capitel dem Publikum mit dem Bewußtſeyn, daß ich von allen Sätzen deſſelben ſelbſt vollkommen überzeugt wäre, vorzulegen mich getraute. Allenthalben finde ich noch Einwürfe, —— philoſophiſche und exegetiſche —— die mir zu beantworten übrig blieben. Allenthalben Bedenklichkeiten über die Frage: iſt auch das rein bibliſch? Glaubſt du hier zu viel oder zu wenig? Iſt das Religionswahrheit oder Schultheologie? Iſt das völlig vernunftmäßig oder kann es dem geſunden Menſchenverſtande noch anſtößig ſcheinen? —— Und eben deswegen meine Brüder! wünſchte ich mir Ihren Beyſtand.

Ich möchte ſo gar gern ein Syſtem zu Stande bringen, 1) wogegen die geſunde Vernunft nichts Erhebliches einwenden kann, 2) worinnen lauter aus der Bibel entſcheidend erweißliche Lehrſätze, 3) lauter eigentliche Religionswahrheiten enthalten, und wo alle Wahrheiten in einer ſolchen Stellung und von einer ſolchen Seite, 4) vorgetragen wären, daß ſie ihre volle Kraft zur Ausbeſſerung der Menſchen in Thätigkeit ſetzen könnten.

Der letzte Punkt liegt nur am meiſten am Herzen. —— Unſre Lehrbücher enthalten Be-

Begriffe und Formeln, welche zwar immer einer guten Deutung fähig bleiben, aber doch auf der Oberfläche, an der der gemeine Christ, der die subtile Erklärung nicht fassen kann, hängen bleibt, dem menschlichen Herzen allen Antrieb zu einem eifrigen Christenthum entreissen. Bedenket selbst meine Brüder, wo der Eifer im Guten herkommen soll, wenn man zu sich selbst sagen muß: „Du magst in der Welt so viel Gutes thun, als du willst, so hat das keinen wirksamen Einfluß in deine Seligkeit. Von der „Tugend hängen höchstens etwa die Grade der „Seligkeit ab, aber nicht die Seligkeit selbst. „Gott, wenn er uns begnadiget, nimmt auf „unser Verhalten keine weitere Rücksicht. Sein „Sohn hat einmal uns die Seligkeit verdient, „und dieses Verdienst dürfen wir mit Bereuung „unsrer Sünden ergreifen, so sind wir gerechtfertiget. Heiligung des Herzens und Lebens „muß hernach aus Dankbarkeit für die erhaltene „Gnade geübt werden, kann aber weder vorher „noch nachher als dasjenige angesehen werden, „was uns selig macht. Und überhaupt ist unser „Glaube so wie die auf unsre Begnadigung folgende Heiligung lediglich ein Werk des heil. „Geistes. Wir können uns nicht selbst bekehren „und bessern. Die Gnade muß es thun. Wir „müssen uns leidend dabey verhalten. Denn „wir sind von Natur böse und ohnmächtig. Wir „bringen die Abneigung gegen das Gute, und „die Neigung zum Laster, und einem gänzlichen

„Man-

„Mangel an Kräften zur Tugend mit auf die „Welt. Und was wir auch mit unsern Natur„kräften gutes vollbringen ist ohnehin natür„liche Tugend, die in Gottes Augen ver„werflich ist u. s. w.“

Meine Brüder! Vor diesen Lehrsätzen, wie sie da liegen, erzittre ich —— Gott weiß es, ich erzittere davor: weil ich sie als den Grund ansehe, warum die so wohlthätige Religion Jesu bisher nicht nur weniger zur Ausbesserung des menschlichen Geschlechtes, als die Philosophie und die Wissenschaften, beygetragen, sondern so gar faule und leichsinnige Christen gemacht, und sich die Verachtung in der Welt unverschuldet zugezogen hat.

O, möchten Sie doch, theurste Mitbrüder! möchten Sie doch endlich einmal Hand anlegen, diese und ähnliche Lehrsätze zu berichtigen, und sie in einer andern Stellung, und in weniger anstößigen Ausdrücken, der Welt vor Augen zu stellen.

Möchten Sie sich doch überhaupt dahin vereinigen, alle willkührlich ersonnene, und zu Streit und Misverstand Anlaß gebende Sätze und Worte, als: Erbsünde —— Sacrament —— Verdienst —— Genugthuung —— und unzählich andre, aus dem eigentlichen Religions-Unterricht zu verbannen, und die darunter

unter verborgen liegende sehr wahre Lehrsätze in einem simplen und angemessenen Ausdruck vorzutragen. Es stehen ja alle diese Worte nicht in der Bibel, sondern unsre Vorfahren haben sie ersonnen, und ihnen willkührliche Ideen untergelegt, über welche man hernach gestritten hat, ohne sich zu besinnen, daß der Streit ausser dem Gebiet der Religion geführt wird. Und im Grunde helfen sie keinem Menschen etwas, der die Religion studiert um zur Tugend weise, das ist, glücklich zu werden. Urtheilen Sie selbst.

Ist es nicht genug, wenn jeder Mensch das Verderben der Sünde kennt, in welcher wir uns alle befinden; und wider welches wir lebenslang mit Gottes Beystand zu kämpfen haben? Wozu will ich ihm noch über die Frage vorphilosophiren, ob dieses Verderben mit ihm auf die Welt komme, und deswegen Erbsünde heissen könne, oder ob es von Jugend auf durch Erziehung und Angewöhnung entsteht.

Ist es nicht genug, wenn ich einem jeden sage, so viel hat Jesus Christus zu deinem Heil gethan —— und so viel mußt du nun thun, wenn du an jenem Heil Theil haben willst? Muß ich ihn noch an das willkührliche Wort Genugthuung fesseln, und jenen leicht begreiflichen Satz in polemische Dunkelheiten einhüllen.

Ist es nicht genug, daß ich meinen Lehrlingen sage: Jesus hat befohlen, daß jeder, der in

seine

seine Kirche aufgenommen seyn will, sich taufen lasse auf das Bekänntnis der Lehre von Gott dem Vater, seinem Sohn und dem heil. Geist.

Auch hat er befohlen, daß wir zuweilen zusammen kommen und Brodt und Wein herumgeben, und bey dem Genuß beyder, uns seines für uns dahin gegebenen Leibes und vergossenen Blutes erinnern sollen. Ist das nicht genug? Muß ich nun noch hinzusetzen: „Das heissen „zwey Sacramente; und die Catholiken sind „gröblich Irrende, weil sie noch fünf andre, „weniger wichtige Gebräuche auch Sacramente „nennen“? —— Ey, denkt der gesunde Menschenverstand mögen sie doch zehn Sacramente haben. Das von Menschen ersonnene Wort Sacrament können wir ihnen ja schenken. —— Aber so ists in unzählichen Dingen. Die Religion liegt unter einem Wuste von Subtilitäten, unter einem Haufen menschlicher Erklärungen und Bestimmungen, und unter der Hülle unbedeutender und für die Polemick erdachter Formeln, so begraben, daß sie weder dem denkenden Geist ehrwürdig, noch dem menschlichen Herzen fühlbar werden kann.

Betrachten Sie im Gegentheil meine Brüder! das Ideal, welches ich mir von einem neuen academischen Lehrbuch der Religion gemacht habe: und urtheilen Sie, ob nicht unsre ganze bisherige Theologie, auch in Ansehung

ihrer

ihrer zufälligen Sätze und Formeln, unangetaſtet bleiben, und nur durch eine veränderte Stellung ihrer Theile, ſchöner und eindringender werden würde, wenn dieſes Ideal dereinſt (Gott gebe durch Ihren gemeinſchaftlichen Fleiß) zur Wirklichkeit käme.

Ich würde erſtlich die **Definitionen** anders **eloquiren** als bisher, und dann den **Materien** eine neue **Lage** und **Ordnung** anweiſen.

Die Definition —— werden ganz zuverläßig in unſern Lehrbüchern überſpannt. Sie ſind zu fein, zu ſubtil, zu beſtimmt. Nicht von allen behaupte ich das, aber doch von den meiſten. Ich will ein Exempel geben. **Ewig** heißt, was kein Ende hat und haben kann. Warum nicht ein wenig ſchlaffer: wovon man ſich kein Ende denken kann? —— Ich will Ihnen meinen Einfall deutlicher ſagen.

Wer die Religion nach der Abſicht beurtheilt, in welcher ſie uns Gott gegeben hat, der wird gar leicht auf den Gedanken geführet werden, ſie müſſe, ſo weit ſie für alle Menſchen iſt, aus lauter Begriffen und Sätzen beſtehen, welche dem gemeinen Erkenntnisvermögen der Menſchen entſprechen: Ihr weſentlicher Theil müſſe ſo faßlich und verſtändlich ſeyn, daß der gemeine Verſtand ſo gut fähig bleibt ſie zu begreifen, als der Verſtand der Gelehrten.

Iſt dieſes, ſo müſſen auch die, welchen der Unterricht des Volks anvertraut iſt, in ihren Reden und Schriften, wo ſie die weſentliche Religion vortragen, die Begriffe ſo eloquiren, daß ſie für den gemeinen Mann faßlich bleiben. Daß heißt, ſie müſſen ſie nie zu fein abſtrahiren, ſondern ſich begnügen, eine ſolche Idee in dem Verſtande des Lehrlings hervorzubringen, welche ihn in den Stand ſetzt, das Object, oder das Definitum von ähnlichen Dingen zu unterſcheiden. Z. E. Gott —— iſt dasjenige unſichtbare Weſen, welches der Schöpfer und Erhalter der Welt iſt, und unſern höchſten Gehorſam und Liebe verdienet. —— Das iſt ſchon genug zur weſentlichen Religion. —— Der Gelehrte kann die Saite freylich höher anſpannen. Er kann die Begriffe der höchſten Vollkommenheit, der abſoluten Independenz, der Nothwendigkeit, die Einfachheit hineinbringen. Er kann die Abſtracta der Exiſtenz, Zeit und Raum unterſuchen. Er kann —— noch hunderterley Speculationen anſtellen, —— die aber alle nicht zur weſentlichen Religion gehören. —— Thut er es, ſo mag er ſehen wie er ſich heraus hilft, wenn die Saiten ſpringen: wenn er mit ſeinen überfeinen und willkührlichen Nebenideen überal anſtößt, und eben ſo überfeine Zweifel zu beantworten bekommt. — Aber ſollte man mit dieſen Speculationen der Vernunft, das Gebiet der weſentlichen Religion entheiligen? Sollte man die populären und faſt

bloß

bloß concreten Begriffe, die die Bibel in die Hand giebt, unter die abgezogenen Begriffe der Gelehrten mischen und beyde als Glaubenslehren der ganzen Kirche aufbürden? Ist das nicht offenbar wider den Zweck der Religion, der auf die Besserung des Herzens und auf einen von allem Zweifel befreyten Glauben gerichtet ist? Oefnen wir nicht durch jene Speculationen der Polemick die Thore, zu der, an sich keinem Zweifel unterworfenen wesentlichen Religion?

Ich sage z. E. Allmacht ist, da Gott alles wirklich machen kann, was ihm gefällt. —— Genug für den gemeinen Mann! —— Was soll ihm der viel feinere Begrif: Allmacht ist das Vermögen durch den blossen Willen alles mögliche wirklich zu machen? —— Fallen hier nicht zwey Unbequemlichkeiten in die Augen? Erstlich die, daß ich dem gemeinen Verstand die Begriffe der Möglichkeit —— des Vermögens —— durch den Willen zu wirken —— Denken heisse, die er nimmermehr denken kann? Zweytens die, daß ich nun auf die polemische Frage stosse, ob es auch wahr sey, daß ein Geist durch das blosse Wollen wirken könne? und ob nicht die vielmehr recht haben, welche behaupten, Gott wirke so wohl als unsre Seele vermittelst seiner Substanz, nicht aber durch das blosse Wollen.

Ich sage z. E. Ewig ist, wovon ich mir kein Ende denken kann. —— Jetzt habe

)( )(: ich

ich genug für den gemeinen Verstand, um ihn die Ewigkeit Gottes und die Ewigkeit der Höllenstrafen ruhig erkennen zu lassen. —— Aber man steige eine Stufe höher. Man erkläre den Begriff der Ewigkeit aus unsern Metaphysiken —— so wird der Glaube des gemeinen Verstandes durch Zweifel beunruhiget und der Unglaube der feinern Geister bewafnet werden — ich meine in Absicht auf die **Ewigkeit der Höllenstrafen.**

Ich sage z. E. **Vorsehung** ist, die Erhaltung und Regierung der Welt. —•— Genug! —— Aber unser System geht weiter. Wir fragen nach dem **Modus.** Wir untersuchen ihn nicht nur, sondern wir bestimmen ihn auch. Wir bestimmen ihn nicht nur, sondern wir sagen auch wie er heißt: Concursus, Einwirkung, Mitwirkung Gottes. Wir gehen noch weiter, wir setzen alle unsre darüber angestellte unentschiedne Speculationen unter die übrigen faßlichen und entschiednen Lehrsätze dergestalt hin, daß der Lehrling glauben muß, es sey ihm das eine so heilige Wahrheit, als das andre.

Und sollten Sie nicht, meine Brüder! bey dem Lesen der Bibel schon gemerkt haben, daß jene speculativen, abgezogen und allzusehr aufs reine gebrachten Begriffe, nicht zum Religionsunterricht gehören? Wie populär spricht die Bibel nicht? Wie einfach, wie concret, ich

möchte

möchte sagen, wie unvollständig sind ihre Begriffe nicht? —— Und wahrhaftig ich erkenne darin die Weisheit Gottes. Die wesentliche Religion ist für alle Menschen. Sie hat also eine eigne niedre Sphäre, in welcher sie allein der höchsten Deutlichkeit, Zuverläßigkeit und beruhigenden Gewißheit fähig ist. —— Und in dieser Sphäre, meine Brüder, sollten wir geblieben seyn: oder wir sollten wenigstens in dieselbe zurück kehren.

Aber sollen wir deswegen, werden einige unter Ihnen sagen, fünf Sechstel unsrer Dogmatik wegwerfen? —— Nein! Das wäre das andre Extremum, welches ich so ernstlich verbitte, als Sie selbst. Aber absondern sollte man sie von dem einen Sechstel, welches die wesentliche Religion ausmacht. —— Jedes Capitel oder Abschnitt sollte die Rubriken haben: Religion —— Philosophie der Religion —— Litteratur. Z. E.

—— Capitel
von der Vorsehung.

1.
Religion.

Gott erhällt alle seine Geschöpfe, so daß sie fortdauren, —— ihr Wesen —— ihre Kräfte —— u. s. w. Er regiert aber auch ihre Ver-

ändrungen, so daß die Absichten und Bestimmungen eines jeden erreicht werden —— u. s. w. Das heißt die Vorsehung Gottes —— Sie erstreckt sich auf alle Geschöpfe —— insbesondre auf die Menschen —— Sie ist der Grund unsers Vertrauens und —— Gebets —— u. s. w.

2.

Philosophie.

Wie erhält und regiert Gott die Dinge in der Welt —— Bonnet sagt so —— der so —— der so —— die meisten unsrer Gottesgelehrte stimmen darin überein, daß die Erhaltung und Regierung durch ein beständiges Einwirken Gottes in die Geschöpfe geschehe. —— Beyde Meynungen haben ihre Schwierigkeiten, besonders in Absicht auf das Vorhersehen und die menschliche Freyheit —— u. s. w.

3.

Litteratur.

In den ältesten Zeiten waren die herrschende Vorstellungsarten diese. —— Unter den Neuern sind die besten Schriften der einen Parthey, diese —— der andern, diese —— u. s. w.

—— Ca-

—— Capitel.

Von Gott dem Vater und seinem Sohn und dem heil. Geist.

1.

Religion.

Die Schrift sagt: es ist nur **ein** höchstes Wesen, welches der Schöpfer der Welt, der Herr und Versorger der Menschen genennt, und unsers höchsten Gehorsams und Anbetung würdig geachtet zu werden verdiene. —— Sie sagt ferner dieser eine Gott sey der Vater unsers Herrn Jesu Christi. Er habe ihm seine ganze göttliche Gewalt, Majestät und Herrlichkeit mitgetheilt, und ihn deswegen seinen Sohn genennt, dem sein Name, seine Gewalt, und die Ehre der Anbetung dergestalt zukomme, daß sie alle den Sohn ehren sollen, wie sie den Vater ehren. —— Sie sagt endlich Gott wirke durch seinen Geist, nemlich durch eben den wesentlichen Geist, mit welchem er seinen Sohn gesalbet, das heißt, zum Herrn und Christ gemacht habe, in den Seelen der Menschen zu ihrer Heiligung, und nennt ihn deswegen einen **heiligen Geist** —— u. s. w.

2.

Philosophie.

Bald nach der Offenbarung obiger Lehrsätze werfen die Gelehrten allerhand subtile Fragen auf.

auf. — Praxeas, Noetus, Sabellius — Berillus, Apollinaris — Photinus — Arius — Die Tritheisten — Gründe der einen — der andern — der dritten — Partheyen u. s. w. — Gegengründe — Resultat: Wir sind bis itzt noch auf keinen festen Punkt. Vielleicht werden wir erst in der Ewigkeit erfahren, wer Recht hat.

3.

Literatur.

Unter den Aeltern — die — die — Unter den Neuern Töllner — Semler — u. s. w.

Ich überlasse Ihnen, theureste Mitbrüder! das Urtheil, was man sich von einem Lehrbuch nach diesem Ideal versprechen könnte. — Mein täglicher Wunsch zu Gott bleibt indessen auf eine solche Reforme unsers Lehrbegriffs gerichtet, welche die bisherigen Schriften unsrer Theologen nicht verwerflich oder entbehrlich macht, sondern welche lediglich auf die Simplificirung der Religions-Begriffe und auf die Absonderung der wesentlichen Religion von der Schultheologie gerichtet ist.

Schließlich bitte ich sie, bey Lesung nachstehender Abhandlungen, von denen nach meinem jetzigen Vorsatze alle Messe ein Band erscheinen soll, jederzeit wohl zu überlegen, daß ich in Absicht auf die meisten Stücke, bloß Sammler und Herausgeber bin, und an den Meinungen meiner Mitarbeiter keinen Antheil nehme.

I. Apo-

I.

Apologie
unſers
Vorhabens.

I.

Apologie unsers Vorhabens.

Nicht weil wir uns für der Inquisition fürchten; sondern um die Herzen unserer Leser gegen alle Bedenklichkeiten zu verwahren, fangen wir unser Werk mit einer Apologie desselben an.

Unsere Leser sind Menschen, das heißt, Wesen die zwey Drittheile ihrer Erkenntnisse durch Erziehung und Gewohnheit erlangt haben; so daß sie unzählige Sätze, bloß deswegen als wahr denken, weil sie sie, seit dem sie denken, als wahr gedacht haben. Unter diesen Sätzen nun, ist bey den allermeisten auch dieser: Alles, was uns unsere Lehrer von Jugend auf von der Religion gesagt haben, ist so wahr, daß wir verbunden sind, den, der uns etwas dagegen sagt, als einen Verführer anzusehen, und ihn so viel möglich zu meiden. Wer also von diesem Satz eingenommen, den Titel dieses Buchs lieset, wird ohnfehlbar mit dem Vorsatze es in die Hand nehmen, seine mit der Orthodoxie jetzt collidirende Neugierde durch Lesung einiger Capitel zu befriedigen, und es dann sogleich wiederum weg zu legen.

Um desto nöthiger ist es, daß wir uns die Schwachheit solcher Leser zu Nutz machen, und sie

gleich anfangs mit ſolchen Betrachtungen zu unterhalten ſuchen, welche ihr gutes Herz mit uns auszuſöhnen, und ſie dahin zu bringen vermögend ſind, daß es ſelbſt anfange, ſich für unſer Vorhaben zu intereſſiren.

In dieſer Abſicht geben wir hiermit zuerſt die feyerliche Verſicherung, daß es uns nie in den Sinn kommen wird, unſere Kirche irgend eines Irrthums gerade zu zu beſchuldigen, das heißt, irgend einen ihrer eigenthümlichen Lehrſätze für falſch und irrig zu erklären. Denn das gehöret nicht im geringſten zu denjenigen Abſichten, die uns zu dieſen Vorſchlägen zur Beſſerung des Lehrbegriffs bewogen haben.

Vielmehr iſt unſer Vorhaben dahin gerichtet, die Summe aller Lehrſätze, die in unſerer Kirche gelehret werden von neuem zu berechnen, und ſie, ohne einen einzigen auszuſtreichen, unter ihre gehörigen Rubriken vertheilt, getreulicher, als bishero geſchehen iſt, aufzubewahren.

Man ſtelle ſich einen Kaufladen *) vor, deſſen Beſitzer alle ſeine Artikel unter einander geſtellet hat, um ſie den Käufern für gleiche Preiſe aufzudringen! Wird man wohl dieſem Manne einen guten Abgang verſprechen? Werden ihm nicht die ſchlechtern Artikel gar liegen bleiben, anſtatt daß er ſie ſowol als die guten hätte an den Mann bringen können, wenn er ihren Werth richtiger entſchieden, und für ſie einen wohlfeilern Preis, als für jene, beſtimmt hätte?

Und

*) Matth. 13, 45. 46.

Und ſo ſiehet es gleichwohl in unſern Lehrbüchern aus. Artikel genug! Die auch alle ihre Liebhaber finden würden, wenn man ſie nicht durch unbehutſame Entſcheidung ihres Werthes abſchreckte. So aber beſtehen die Diener der Religion auf ihrem Eigenſinne, und rechnen jeden unerheblichen Lehrſatz, denen die die Wahrheit von ihnen kaufen wollen *), um eben den hohen Preis an, für welchen man nur die allerwichtigſten und koſtbarſten anzunehmen gewohnt iſt. Und eben daher kommt es, daß einige gar abgeſchreckt werden, etwas von ihren ſo ſehr vermiſchten Perlen zu kaufen, die meiſten aber von denen, welche ſie bereits gekauft, oder wie es gewöhnlich iſt, erblich an ſich gebracht haben, eine allgemeine Gleichgültigkeit gegen dieſelben empfinden.

Will man dieſem Uebel abhelfen, und die Religion ihren Bekennern ſchätzbar, und ihren Feinden ehrwürdig machen: ſo muß man ſchlechterdings den Werth ihrer Lehrſätze richtiger beſtimmen, als es bisher geſchehen iſt. Man muß ſie unter gewiſſe Claſſen vertheilen, und nach dieſen Claſſen den Grad ihrer Wichtigkeit entſcheiden. Man muß endlich, wann dieſe Verheilung geſchehen iſt, ein neues Verzeichniß jeder Claſſe der Welt vor Augen legen. Dann wird man ſehen, daß die, welche die Wahrheit ſuchen, ſo zahlreich ſeyn werden, als ſie noch nie waren, ſo lange die Welt ſtehet.

Und wie? Sollte dieſe groſſe Abſicht die Gränzen des Reiches Gottes zu erweitern, die Zahl der

*) Sprüchw. 23, 23

Bekenner des Evangelii zu vermehren, und der Weisheit, die uns Gott durch seinen Sohn vom Himmel gelehrt hat, neue Verehrer zu verschaffen, nicht unsers ganzen Eifers würdig seyn? Und sollten wir, wenn wir darthun könnten, daß unser gegenwärtiges Werk, wirklich auf diese Absicht gerichtet, und auch zu Erreichung derselben im höchsten Grade geschickt sey, nicht das ganze Vertrauen unserer Leser verdienen. — Jedoch wir müssen erstlich unser Vorhaben selbst deutlicher erklären, ehe wir die Apologie desselben entwerfen.

Es giebt in unsern Lehrbüchern dreyerley Arten von Lehrsätzen, auf die wir vornehmlich unser Augenmerk richten werden. Einige sind ganz unerweislich, das heißt sie haben keine entscheidende Schriftstelle für sich; einige gehören wenigstens nicht in die Classe der Religions-Wahrheiten, sondern in die der schultheologischen Lehrsätze; einige sind zwar Religions-Wahrheiten, allein sie werden nur nicht als Religions-Wahrheiten vorgetragen.

Alle diese Arten von Lehrsätzen werden wir künftig als wahr gelten lassen. Wir werden so gar die von unserer Kirche geglaubte Wahrheit der Unerweislichen ungekränkt lassen. Wir werden blos ihren Werth vestsetzen. Wir werden nur sagen, daß sie durch keine entscheidende Schriftstelle erweislich sind. — Und was nun am Ende daraus erfolgen wird? — Nie dieses, daß sie falsch sind: Denn es kann ein Satz, auch so gar ein Religions-Satz möglich, wahrscheinlich, ja so gar wahr seyn, der doch nicht in der Schrift

deutlich

deutlich gelehrt wird. Man nehme z. E. den Lehrſatz: Der Vater hat dem Sohne von Ewigkeit her das Weſen mitgetheilet. Wir ſelbſt halten dieſen Satz für wahr, oder doch für höchſt wahrſcheinlich. Aber aus der Schrift läſſt er ſich doch nicht vollkommen darthun. Denn dieſe ſagt uns nichts, als dieſes: Der Vater habe den Sohn gezeuget. Sie erklärt ſich aber nirgends über die Zeit und Beſchaffenheit dieſer Zeugung ſo deutlich und beſtimmt, daß man ihren Begriff völlig entſcheiden könnte. Daraus aber folgt nun zwar freilich nicht, daß der Begriff unſerer Kirche falſch ſeye, aber doch dieſes — daß er nicht zum Glauben verbinde, daß er nicht eine zur Seligkeit nöthige Religions-Wahrheit ſey. — Eben ſo halten wir es für wahr, oder doch für ſehr wahrſcheinlich, daß der Leib und das Blut Chriſti im h. Abendmahl der Subſtanz nach zugegen ſey. Allein die Schrift entſcheidet doch dieſen Satz nicht ſo deutlich, daß nur ein boshaftes und unglaubiges Herz ihn in Zweifel zu ziehen fähig wäre. Sie läſſt ihn vielmehr ſo zweifelhaft, daß eine unzählige Menge gelehrter, ſcharfſinniger, wahrheitliebender und glaubiger Chriſten ihn bis anhero verworfen und mit einem andern vertauſcht haben, nehmlich mit dem: Der Leib und das Blut Jeſu iſt nur der Kraft und Wirkung nach zugegen. — — Daraus folgern wir, daß jener Lehrſatz unſerer Kirche, ſo wahr er auch immer ſeyn mag, doch kein aus der Schrift erweislicher und die Gewiſſen der Menſchen zum Glauben verbindender Lehrſatz ſey.

Wir wiederholen es alſo noch einmal, daß wir in unſern Vorſchlägen nicht die Wahrheit, ſondern nur den Werth der Lehrſätze unſerer Kirche entſcheiden werden. Es wird nie die Frage ſeyn, ob der Satz, wovon wir reden, wahr oder irrig ſey, ſondern ob er aus der Schrift völlig zu erweiſen ſey?

Und weil viel Lehrſätze, ob ſie ſchon aus der Schrift erweislich ſind, deswegen noch nicht allen Menſchen nöthige Religions-Wahrheiten ſind: ſo werden wir zugleich bei jedem Satze, von dem wir künftig reden werden, noch insbeſondere unterſuchen, ob und warum er eine Religions-Wahrheit ſey? oder ob und warum er in die Schultheologie gehöre? Denn wir glauben z. E., daß die Lehre von einer bevorſtehenden allgemeinen Bekehrung der Völker zum Evangelio Chriſti ein in der Schrift nicht undeutlich vorgetragener und an ſich ſelbſt wünſchenswürdiger Lehrſatz ſey: allein wir geſtehen doch, daß er blos in die Schultheologie gehöre, und das Hauptkennzeichen der Religions-Wahrheiten (davon wir unten weitläuftiger reden werden) nicht an ſich habe.

Bei dieſen beiden Fragen nun, 1) ob ein Satz aus der Schrift erweislich? 2) ob er eine Religions-Wahrheit ſey? werden wir ſehr ſorgfältig und gewiſſenhaft zu Werke gehen. Wir werden alle Stellen der Schrift, welche einigermaſſen dahin gezogen werden könnten, nach möglichſter Strenge

prü-

prüfen. Wir werden hiernächſt unſern Leſern jedesmal begreiflich zu machen ſuchen, wie wenig die Religion und ihre Endzwecke, ich meine die Beſſerung und Beruhigung der Menſchen, verliere, wenn man dieſen oder jenen Lehrſatz in die Schultheologie verweiſet, oder gar für unerweislich erklärt: und wie viel ſie im Gegentheile dadurch gewinnen. Wir werden in dieſer Abſicht jeden Satz, den wir vor uns haben, von allen ſeinen Seiten und in allen ſeinen Verhältniſſen gegen andere Lehrſätze der Religion, vorzuſtellen ſuchen, damit unſere Leſer urtheilen können, ob der Ausſpruch, den wir von dem Werthe deſſelben gethan haben, für das Ganze der Religion ſchädlich oder unſchädlich ſey?

Mit eben der Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit, werden wir auch die dritte Claſſe von Lehrſätzen unſerer Kirche behandeln, nemlich die, welche Religions-Wahrheiten ſind, aber entweder nicht dafür erkannt, oder doch nicht als Religions-Wahrheiten vorgetragen werden. Von den erſteren werden wir theils nach aller Strenge beweiſen, daß ſie es ſind, theils den Werth und die Wichtigkeit derſelben in ihrem möglichſten Lichte darſtellen. Bei den letzteren aber werden wir Proben geben, wie ſie eigentlich vorgetragen werden müſſen, wenn ſie als Religions-Wahrheiten, das heißt, als ſolche Lehrſätze erkannt werden ſollen, die ihre Kraft zur Beſſerung und Beruhigung der Menſchen beſſer als bisher, beweiſen.

Und diese beide Punkte sind fürwahr von der äuſ-
ſersten Wichtigkeit, und verdienen vorzüglich die
Aufmerksamkeit rechtschaffener Gottes-Gelehrten.
Dann wann es wahr ist (und mehr als ein Bey-
spiel soll es in der Folge vor den Augen der ganzen
christlichen Welt wahr machen) daß wir manche
Lehrsätze bisher gar verachtet, und als unerheb-
liche Theile der Religion hintan gesetzt haben, die
doch zu den Haupt- und Grundlehren des Evangelii
Christi gehören. — Wenn es ferner wahr ist, daß
wir unsere meisten Religions-Wahrheiten unsern
Christen bisher so vorgetragen und in einer solchen
Gestalt gezeigt haben, welche, (wie es die Erfah-
rung lehret) schlechterdings alle Kraft derselben
zur Heiligung der Menschen schwächen oder auf-
halten mußte; so sollten alle Lehrer der Kirche ihren
Eifer vereinigen, um endlich einmal diesem Uebel
abzuhelfen.

Und wenn nun wir, die wir unsere Vorschläge
zu Verbesserung des Lehrbegriffs unserer Kir-
che der Welt mittheilen, dieses als unser Haupt-
Vorhaben ansehen, das System der Religion von
allen unerweislichen Lehrsätzen zu befreyen, sie,
nebst allem, was zur Schultheologie gehört, von
den eigentlichen Religions-Wahrheiten abzuson-
dern, und letztern eine solche Gestalt zu geben, da-
durch die Erreichung ihrer Kraft zur Heiligung der
Menschen im höchsten Grade möglich gemacht wird,
sollten dann wir noch nöthig haben, dieses unser
Vorhaben durch eine weitläuftige Apologie zu
rechtfertigen?

Wir

Wir wollen nur vier der wichtigſten Vortheile nennen, welche die völlige Ausführung unſers Vorhabens nach ſich ziehen würde. Der erſte iſt der, deſſen wir oben ſchon gedacht haben, nemlich die Vermehrung der Bekenner des Evangelii. — Man beherzige nur, was der Herausgeber dieſer Vorſchläge im fünf- und ſechs und dreißigſten ſeiner theologiſchen Briefe über dieſen Punkt geſagt hat: ſo wird man gewiß nicht mehr zweifeln können, daß theils viele von denen, welche bisher Verächter des Evangelii Chriſti waren, auf die Wege der Weisheit und Tugend zurückgeführet, theils die, welche noch in Gefahr ſind, es zu werden, vor dem Unglauben bewahret und geſichert werden könnten, wenn man (wie es unſere Abſicht iſt) die Religion von allen unerweislichen Lehrſätzen befreyen, wenn man dieſe unerweisliche Lehrſätze nebſt dem ganzen Krame der Schultheologie von den eigentlichen Religions-Wahrheiten abſondern, und endlich die Religions-Wahrheiten ſelbſt in einen ſolchen Vortrag umkleiden wollte, durch welchen ihre Göttlichkeit ſichtbarer, ihr Werth einleuchtender, und ihr Einfluß auf die Bewegung des menſchlichen Willens ſtärker und ſichtbarer würde.

Der zweite Vortheil betrift die Bekenner des Evangelii ſelbſt. — Wir ſind feſt überzeugt, daß die Religion Jeſu, in einem andern Kleide, in einer neuem Geſtalt, ſelbſt unter ihren Bekennern beſſere Wirkungen thun würde, als ſie bisher gethan hat. Wir ſind feſt überzeugt, daß manche

Lehr-

Lehrsätze in ihrer gegenwärtigen Stellung, und in ihren recipirten Ausdrucke die Motiven zum Guten grade zu geschwächt, und den Eifer in der Gottseligkeit gehindert haben; dahin manche Sätze aus den Capiteln von der Erbsünde, von der wirkenden Gnade, von der Rechtfertigung durch den Glauben allein ꝛc. vorzüglich gehören. Wir sind ferner überzeugt, daß unser ganzes dogmatisches System mit allen seinen Haupt- und Neben-Abtheilungen noch gar den rechten Gesichtspunkt nicht darbietet, aus welchen man alle Theile der Religion betrachten muß, wenn sie die Menschen weise und tugendhaft machen soll. Wir sind endlich auch davon fest überzeugt, daß alle einzele dogmatische Wahrheiten viel zu einfach, und ausser ihrer Verbindung mit der Moral bisher abgehandelt worden sind, als daß sie ihre göttliche Macht über die menschlichen Herzen in dem ihnen möglichen Grade hätten beweisen können. — Es ist unmöglich, daß wir unsern Lesern von dem allen beweisende Beispiele vor Augen legen; allein alle folgende Abhandlungen sollen die Vorwürfe rechtfertigen, welche wir hier dem gewöhnlichen Lehrbegriffe gemacht haben.

Der dritte Vortheil betrift die Lehrer der Kirche, vornehmlich die, denen der Unterricht des gemeinen Volks anvertrauet ist. — Diese werden zuverläßig dereinst, wenn die von uns vorgeschlagene Verbesserung des Lehrbegriffes auf unsere Leser erwünschte Eindrücke machen sollte, ihr Amt weit leich-

leichter und mit weit gröſſerem Nutzen, als bisher verwalten können: Denn daß es jetzt ſo wenige können; daß man ſo viel elendes und unfruchtbares Gewäſch auf die Canzel bringen hört; daß der Unterricht der Prediger gröſten Theils ſo ſchlecht iſt, und zur Ausbeſſerung des menſchlichen Geſchlechts ſo äuſſerſt wenig beyträgt, das hat ganz gewiß ſeine ſtärkſte Urſache in der Beſchaffenheit des Unterrichts auf Academien, das heißt, in der Art, wie daſelbſt das Syſtem der Religion gelehrt und vorgetragen wird. Man trichtert da den künftigen Predigern ein Syſtem ein, wo Ordnung, Ausdruck, Einkleidung, zweckmäßige Stellung der Materien, und ſo gar an unzähligen Arten, Wahrheit und Gründlichkeit fehlt. Dieſes Syſtem nun, wo noch dazu die Lehrſätze in ſchwerfällige Worte eingehüllet, und oft ganz hinter dieſelben verſteckt ſind, iſt der ganze Schatz von Kenntniſſen, mit welchen man ſeine Lehrlinge von den Academien ins Conſiſtorium, und vom Conſiſtorio ins Amt ſchickt. Da iſt es dann gerade, als wenn man einem Menſchen zumuthen wollte, Meiſterſtücke im lateiniſchen Styl zu liefern, dem man vorher drey Jahr lang die Grammatik gepredigt hätte. Denn in der That iſt das Compendium für den Lehrer der Religion eben das, was für den lateiniſchen Styliſten die Grammatik iſt. Er lernt da die allgemeinen Regeln, welche den Grund von denen verſchiedenen Denk- und Redearten enthalten, die den Inbegriff der Religion ausmachen. So wie man alſo den Donat nicht verachtet, ſondern Anfängern in der Sprache für

nöthig

nöthig hält; ſo ſind auch wir nicht gemeint die Compendia zu verachten, und ihnen allen Nutzen abzuſprechen. Allein wie der Donat keinen Redner und guten Scribenten macht; ſo wird auch das Compendium keinen zu einem brauchbaren Lehrer der Religion machen. Da nun gleichwol das Compendium das einzige iſt, worauf allenthalben der ganze Unterricht junger Leute erbaut wird: Da man künftige Lehrer der Religion mit nichts weiter bekannt macht, als mit dieſer ſchwerfälligen Hülle der geoffenbarten Wahrheiten: Da die academiſchen Vorleſungen ſich (auſſer einer magern und meiſt nur etymologiſchen Erklärung etlicher bibliſcher Bücher, einem gar kleinen Bisgen Kirchenhiſtorie, bey welcher die Geſchichte der Lehrſätze meiſt das ſchlechteſte iſt, ein wenig tranſcendentaliſcher Moral, und einem mächtigen Haufen Formular-Philoſophie) auf ein dogmatiſches Compendium einſchränken, in welchem kein Lehrſatz ſo vorgetragen iſt, wie ihn der Prediger wieder vortragen kann; in welchem Religions-Wahrheiten und Schultheologie, wie eine grobe Maſſe unter einander liegt; ja in welchem faſt keine Wahrheit von derjenigen Seite ſich zeigt, die auf das menſchliche Herz den nöthigen Eindruck machen muß; ſo iſt es wahrhaftig nicht zu verwundern, wenn unſere meiſten Prediger theils nicht wiſſen, was ſie predigen ſollen, theils ganz von allen Vermögen entblößt ſind, ihrem Unterrichte, Wahrheit, Gründlichkeit, Ordnung, Deutlichkeit, Nachdruck und Fruchtbarkeit zu verſchaffen. Wie alſo die meiſten Schulmän-

männer ihren Lehrlingen ſtatt der Schönheiten der Sprache, ſtroherne Regeln des Donats einbläuen; ſo werden ſolche verwahrloſete Prediger genöthiget, ihren Zuhörern ſtatt der liebenswürdigen Religion Jeſu, Schultheologiſches Geſchwätz in ſteifer Einförmigkeit vorzuplaudern. Und ſo bleibt der traurige Vorwurf, den man ſchon längſt dem ſo vortreflichen und wahrhaftigen göttlichen Evangelio Chriſti gemacht hat, durch die Erfahrung ſcheinbar gerechtfertiget, als ob es unfähig wäre, den Verſtand und das Herz der Menſchen zu bilden, und ihre Bekenner weiſe und tugendhaft zu machen, weil man ſieht, daß unter den Chriſten bey dem häufigen Religions-Unterrichte, dennoch oft weniger moraliſch gute Menſchen gefunden werden, als unter denen Völkern, welche bei einem ſchlechten Religions-Unterrichte, nur die Wiſſenſchaften, eine geſunde Philoſophie gebildet hatten.

Der letzte wichtige Vortheil, deſſen wir gedenken wollten, betrift den Wunſch einer künftigen Wiedervereinigung der diſſentirenden Kirchen in der Chriſtenheit. — Wir geſtehen gern, daß dieſer Wunſch durch die Verbeſſerung der Lehrart, und vornehmlich durch Abſonderung der Religions-Wahrheiten von der Schultheologie nicht ganz und allein möglich gemacht werde. Wir geſtehen, daß das jetzige Verhältniß des geiſtlichen Standes gegen den Staat, vornehmlich bei der Römiſchen Kirche, und die jetzt ſehr überhand nehmende blinde und intolerante Orthodoxie, die in Holland unter den Re-

for-

formirten, und in den meiſten deutſchen Provinzen, auch unter den Lutheranern ihren eiſernen Scepter empor hält, dieſem Wunſche gar groſſe Hinderniſſe in den Weg leget. Aber wir ſind doch auch gewiß verſichert, daß dieſe und alle andere Hinderniſſe leichter zu heben ſind, als man ſich vielleicht einbildet, wenn nur einmal der Geiſt der Prüfung allgemeiner wird, als er bisher war. Und wann dereinſt die verſtärkte Anzahl toleranter und Wahrheit liebender Gottes-Gelehrten ein von aller Schul-Theologie abgeſondertes, und auf die einfachen Lehrſätze der Evangeliſten und Apoſtel reducirtes und abgekürztes Religions-Syſtem, weiſen und tugendhaften Regenten von verſchiedenen Religions-Partheyen vorlegen werden; ſo hofften wir zu Gott, daß dieſen in kurzem die Augen aufgehen, und ſie von dem muthigen Entſchluſſe beſeelt werden dürften, allen intoleranten Nachbetern, allen römiſchen, lutheriſchen und reformirten Päbſten die Spitze zu bieten, ihre Gewalt und Anſehen zu ſtürzen, und durch ihr landesherrliches Anſehen die allgemeine erkannte wohlthätige Religion Jeſu auf den Thron zu ſetzen, alles Geſchrey von ſpeculativen und unfruchtbaren Lehrſätzen der Schultheologie zu verbieten, und die diſſentirenden Kirchen über ein eingeſchränktes ſimples, und den Kern der Lehren Jeſu und ſeiner Apoſtel enthaltendes Religions-Syſtem zu vereinigen: worauf alsdann mit leichterer Mühe, als es jetzt möglich war, eine allgemeine Abänderung und Verbeſſerung des äuſſerlichen Gottesdienſtes erfolgen könnte.

Einer

Einer von unsern Correspondenten aus Copenhagen ist zwar der festen Meinung, daß das alles nicht eher möglich sey, bis die Erklärung der heil. Schrift erst aufs Reine gebracht, und der Sinn ihrer dogmatischen Stellen mehr entschieden sey. Allein wir glauben hier mit gutem Grunde der entgegen gesetzten Meinung zu seyn. Denn erstlich ist in der That zur Verbesserung des Lehrbegriffs die Schrift-Auslegung genungsam cultivirt. Ja es wird leicht keine Stelle der Bibel gefunden werden, von welcher nicht irgend einer unserer guten Schrift-Ausleger den wahren Sinn getroffen und angegeben hätte. Daher die Gottes-Gelehrten nur unpartheyisch genung unter den schon vorhandenen Auslegungen wählen dürften, um sich über den richtigen Verstand der Bibel zu vereinigen; allein eben diese unpartheyische Wahl stehet nicht eher zu erwarten, als bis man sich über die Absonderung der wesentlichen Lehrsätze von denen zufälligen verabredet und genau bestimmt haben wird, was eigentlich Religions-Wahrheiten sind, und was im Gegentheil zur Schultheologie gehöre. Denn so lange dieses nicht geschehen ist, bleibt alles Schriftforschen, wenigstens bey den meisten Gottesgelehrten fruchtlos. Man kommt mit seinem einmal als wahr und unumstößlich angenommenen System über die Bibel, und findet stets den Verstand ihrer Aussprüche, den man suchte. Und eben aus diesem Grunde behaupten wir, gegen unsern obgedachten gelehrten Freund, daß die Verbesserung des Lehrbegriffs, wie fern dieselbe auf eine gewissenhafte

Abſonderung der weſentlichen Lehrſätze der Religion von den problematiſchen und ſpeculativen Lehrſätzen der Schultheologie abzielet, allen anderweitigen Bemühungen vorgehen müſſe. In dem, ehe dieſe Abſonderung geſchehen iſt, die wenigſten mit kaltem Blute die bibliſchen Ausſprüche unterſuchen, ſondern wie geſagt, von ſelbſt, und gleichſam mechaniſch finden werden, was ſie ſuchten.

II.

Was Religions-Wahrheiten sind,

und

ob dazu die Geheimnisse gehören?

II.

Was Religions-Wahrheiten sind,

und

ob dazu die Geheimnisse gehören?

Ich denke mir bey Religion die Summe aller derer Wahrheiten, welche jeder Mensch in einem seiner Fähigkeiten angemessenen Grade von Deutlichkeit und Ueberzeugung wissen, und denen er gemäß leben muß, wenn er seine Bestimmung erreichen will.

Die Bestimmung des Menschen ist ein höchst möglicher Grad von Glückseligkeit, welche und wiefern sie aus der moralischen Vollkommenheit entstehet.

Die moralische Vollkommenheit, welche wahrhaftig glücklich macht, ist die Güte oder Liebe, zu deren Erlangung und Ausübung Weisheit gehöret. — Das Bestreben darnach heißt Tugend.

Kein Bestreben ist ohne Motiven möglich, — wenigstens nicht ausdaurend. Das einzige wahre Motiv zur Tugend ist der Gedanke, daß sie mir belohnt wird, und daß dieser Lohn gewiß ist. Wovon ich keinen Nutzen habe, darnach strebe ich nicht. Und wovon ich im Gegentheil keinen Schaden fürch-

ten darf, das unterlasse ich nicht. Ich kann also auch Gott nicht lieben, wenn ich nicht weiß und gewiß bin, daß ich dadurch glücklich werde. Eben so wenig wird mein Herz von einer aufrichtigen Menschenliebe belebt werden, wenn ich diese Menschenliebe nicht als eine Quelle seiner eigenen Glückseligkeit betrachten könnte. Und so ist der Grund aller wahren Tugend, eine vernünftige Selbstliebe, dergestalt, daß ein vernünftiger Mensch nichts thut oder unterläßt, als wovon er überzeugt ist, daß es ihm wahrhaftig heilsam oder schädlich sey, und weil er davon überzeuget ist.

Unleugbar ist es aber, daß der Vortheil, den ich von der Tugend habe, so wie der Schaden, den ich von ihrem Gegentheil fürchte, grossentheils von Gottes Willkühr abhängt. Deswegen nennt man die angenehmen und mit meiner Existenz fortdaurenden Folgen der Tugend Belohnungen, und die unangenehmen des Lasters Strafen.

Beides kann nur Gott die Menschen lehren, und beides kann nicht eher vollständig und zureichend erkannt werden, als bis man die Existenz und das Wesen Gottes erkennet.

Wissen und mit Theilnehmung des Herzens dafür halten, daß ein Gott ist, der der Vergelter der Tugend ist; von diesem Gott den Lohn der Tugend erwarten, und ihn als den Rächer des Bösen fürchten; den Unterricht, den er uns zur Tugend giebt, annehmen, und demselben willig gehorchen, heißt an Gott glauben.

Also ist das Mittel zur moralischen Vollkommenheit hienieden der Glaube.

Es müssen also alle Menschen, zu welcher Secte sie auch gehören, den Glauben haben, wenn sie ihre Bestimmungen erreichen, wenn sie wahrhaftig tugendhaft, das heißt, selig werden wollen, Hebr. 11, 6., und ist folglich die Religion überhaupt die Summa der Wahrheiten, an die ein Mensch glauben muß, wenn er eine wahre und ausdaurende Glückseligkeit erlangen will.

Allein diese Religion kann auf verschiedene Art erlernet werden. Wer die Wahrheiten derselben mit gemeiner Deutlichkeit erkennt, und von ihnen durch allgemeine faßliche Beweise überzeugt ist, dem schreiben wir gemeine Erkenntniß zu, davon sich die gelehrte durch folgende Puncte unterscheiden läßet: 1) durch gewisse vorhergehende Kenntnisse, welche die Deutlichkeit und Zuverläßigkeit der Begriffe erhöhen, oder uns in den Stand setzen die Religions-Wahrheiten gegen spitzfindige Gegner zu vertheidigen: dahin gehöret z. E. Philosophie, Sprachen. ꝛc. 2) Durch die künstliche Reihe, in welcher man sich die Lehrsätze der Religion vorzustellen gelernt hat. 3) Durch gelehrte und nicht allgemeine faßliche Beweise. 4) Durch Kunstwörter, welche der Gelehrte braucht, reichhaltige Ideen mit einem Worte bestimmt anzuzeigen. 5) Durch genauere Bestimmungen gewisser Religions-Wahrheiten, welche nur durch Nachdenken und Schlüsse sich erfinden und wahrscheinlich machen lassen. Es ist z. B. ein Religions-Satz: Das ist mein Leib.

Die Bestimmung der Schultheologie ist: Das ist mein Leib in natura, welcher nicht bloß der Kraft und Wirkung nach, sondern auch der Substanz nach, in eben dem Raume zugegen ist, in welchem sich alle die befinden, zu welchen man diese Worte wiederholet. 6) Durch gewisse Lehrsätze, auf welche man entweder durch muthmaßliche Folgerungen, oder durch muthmaßlich erklärte Schriftstellen geführet wird, oder die man, um andere wichtige Lehrsätze desto mehr zu sichern, oder schädliche Folgerungen zu verhüten, bisher für wahr gehalten, und dem System einverleibet hat; ob sie schon an sich bloße Aufgaben sind.

Wenn man nun die Wahrheiten der Religion in einen Vortrag einkleidet, den die angegebene 6 Stück characterisiren: so heißt die so vorgetragene Religion Schultheologie. Es gehören also zur Schultheologie: 1) alle Sätze, welche Philosophie, Sprachkunde u. d. unumgänglich voraussetzen. 2) Die künstliche Reihe, in welcher sich der Gelehrte die Capitel der Religion und deren einzelne Sätze vorzustellen gewohnt ist. 3) Alle künstliche und über die Fähigkeiten des gemeinen Mannes erhabene Beweise. 4) Alle Kunstwörter, deren Verstehung die gemeinen Fähigkeiten übersteiget. 5) Alle nicht demonstrative Bestimmungen der biblischen Lehrsätze: so wie 6) alle Lehrsätze selbst, welche nicht mit expressen Worten in der Bibel enthalten sind, und von denen die Endzwecke der Religion, ich meine

die

die Tugend und Beruhigung der Menschen nicht unmittelbar abhangen.

Hieraus lässet sich nun gar leicht bestimmen, welches die eigentlichen Relaions-Wahrheiten sind, nemlich die, welche jeder Christ bey dem gewöhnlichen Religions-Unterrichte und bey den gewöhnlichen und allgemeinen Fähigkeiten der menschlichen Seele erlernen und fassen kann, und zum Glauben an dieselben verbunden ist, so daß man darnach seine Rechtgläubigkeit beurtheilen darf.

Ich weiß von diesen Religions-Wahrheiten keine richtigere Kennzeichen anzugeben, als folgende drey: 1) Sie müssen mit dem Endzweck der Religion, ich meine die Tugend und Beruhigung der Menschen, in einer unmittelbaren Verbindung stehen, so daß entweder die richtige Erkenntniß oder die standhafte Ausübung und Befestigung der Tugend, ohne sie nicht möglich oder doch höchst schwer seyn würde. Der Beweis von diesen Kennzeichen fällt jedermann in die Augen. Es ist unleugbar, daß Gott den Menschen keinen Lehrsatz offenbaret, und alle, denen er denselben offenbarte, zum Glauben an ihn verbunden haben kann, bloß aus einer blinden Willkühr, oder bloß um den menschlichen Verstand zu beschäftigen, und das Feld der Wissenschaften zu bereichern. Gott thut vielmehr alles, was er gegen die Menschen thut, aus Liebe: (wie er denn so gar aus Liebe sie straft, nemlich sie zu bessern) folglich muß auch die Güte die antreibende Ursache seiner Offenbarung gewesen

seyn, das heißt, er muß sie den Menschen zur Beförderung ihrer wahren Glückseligkeit gegeben haben. Nun aber ist die bloße γνωσις *) ohne allen Nutzen und Einfluß auf unsere Glückseligkeit. Folglich kann ich nicht erwarten, daß Gott irgend einen Lehrsatz offenbaret haben sollte, der nicht fähig wäre, die Menschen zur Tugend weise und fähig zu machen. Folglich bin ich berechtiget, ganz speculative Lehrsätze, die auf die Bildung und Besserung des menschlichen Herzens gar keinen Einfluß haben, von der Zahl der Religions-Wahrheiten auszuschliessen.

2) Lehrsätze, die ich zu den eigentlichen Religions-Wahrheiten rechnen soll, müssen ferner dergestalt ad captum omnium seyn, daß jeder Mensch, der einen gesunden Verstand hat, und den gewöhnlichen menschlichen Unterricht und Erziehung genießet, sich einen bestimmten Begriff davon machen, und die Beweise davon mit Beruhigung fassen und verstehen kann. Denn verbände Gott die Gewissen der Menschen zum Glauben an Lehrsätze, bey denen sie entweder nichts denken, oder von deren Wahrheit sie sich doch nicht mit Beruhigung überzeugen könnten; so müßte er ihre Bildung und Besserung nicht zur Absicht seiner Offenbarungen gemacht haben. Oder er müßte doch die Besserung derer nicht gesucht haben, welchen er nicht Fähigkeiten genung gab, um sie zu verstehen und als wahr zu erkennen. Denn ein Lehrsatz, den ich entweder gar nicht verstehe, oder von dessen Wahrheit ich nicht fest überzeugt

*) 1 Cor. 8, 2.

zeugt bin, kann auch auf mein Herz und dessen Gesinnungen keinen moralischen Einfluß haben. Die moralische Kraft der Wahrheit und ihre Grösse hängt allemal von der Deutlichkeit der Begriffe und der Ueberzeugung ab, die ein vernünftiger Geist davon hat. Folglich sind alle Lehrsätze, die über den Horizont des gemeinen Menschenverstandes sind, oder für welche man keine gültige oder doch nur äusserst schwere und subtile Beweise hat, von der Zahl der Religions-Wahrheiten auszuschliessen.

3) Lehrsätze, welche man zu den Religions-Wahrheiten rechnen will, müssen daher in der Schrift zureichend deutlich offenbaret seyn; ja ich würde fast sagen: sie müssen den herrschenden Lehr-Vortrag der Schrift ausmachen. Ersteres braucht weiter keines Beweises, weil es schon aus dem deutlich genung erhellet, was ich bey dem zweyten Kennzeichen gesagt habe. Und letzteres ist nur deswegen wahrscheinlich, weil ich sonst kein Merkmahl hätte, wodurch mir Gott die besondere und uneingeschränkte Verbindlichkeit zum Glauben an einen Lehrsatz zu verstehen geben könnte: wenn ich dieses Merkmahl nicht in einer oft wiederholten Einschärfung desselben suchen dürfte. Und ein solches Merkmahl kann ich doch gleichwol mit Recht in einer göttlichen Offenbarung verlangen, wo nach dem Geständnisse aller Vernünftigen nicht alles für alle Menschen zur Seligkeit nöthig ist. — Ich will aber, um jenes Merkmahl meinen Lesern begreiflich zu machen, einige Exempel geben. Die

Lehr-

Lehrsätze z. E.: Glaubet an das Evangelium: Jesus ist Gottes Sohn: Das Grundgesetze der Religion ist die Menschenliebe: Diese Lehrsätze, sage ich, stehen so oft und so expreß in der Bibel, daß sie ganz augenscheinlich den herrschenden Lehr-Vortrag der Schrift ausmachen. Hingegen die Vergleichung des Mittleramtes Christi mit dem Amte eines Hohenpriesters steht — vielleicht nur durch eine besondere Veranlassung — bloß in dem Briefe der Epistel an die Hebräer. — Man denke nur weiter nach!

Von diesen, durch jene drey Kennzeichen genugsam characterisirten Lehrsätzen, welche ich eigentliche Religions-Wahrheiten nenne (articulos fidei fundamentales primarios) unterscheide ich a) theils, die fruchtbaren Lehrsätze der Schultheologie (articulos fidei fundamentales secundarios) welche dienen, die Religions-Wahrheiten entweder mehr aufzuklären, oder schärfer zu beweisen, oder gegen Verdreher der Wahrheit zu vertheidigen; und welche sich sehr wahrscheinlich aus der Bibel beweisen lassen, obschon so, daß nur der Gelehrte fähig ist, den Beweis völlig zu fassen, und sein Gewicht zu empfinden. — So ist z. E. die Untersuchung der Frage: Wie ist der Leib und das Blut Christi im h. Abendmahle zu gegen? wegen Abwesenheit der obigen Kennzeichen nicht mit den eigentlichen Religions-Wahrheiten zu vermengen: sondern ihre Entscheidung gehöret in die Schul-Theologie. Allein es giebt doch Verdreher der

Wahr-

Wahrheit, welche den Irrthum behaupten: Brodt und Wein im h. Abendmahl werde in den Leib und das Blut Christi verwandelt. Wir werden also die Untersuchung jener Frage zu mehrerer Aufklärung und Vertheidigung der Wahrheit zu den fruchtbaren Lehrsätzen der Schultheologie rechnen müssen; obschon die bestimmte Entscheidung derselben weder von unserer noch von der Reformirten Kirche zu dem Grade von Gewißheit wird können gebracht werden, daß ein fundamenteller Lehrsatz daraus werde. — So ist auch die Frage: Wie Jesus und der h. Geist Gott sey? doch wenigstens unter die fruchtbaren Lehrsätze der Schultheologie zu rechnen, so wol deswegen, weilen es gefährlich-irrige Entscheidungen dieser Frage giebt, die man bestreiten muß, als auch deswegen, weil man hoffen darf, daß bey öfter angestellter Untersuchung derselben dereinst eine solche Entscheidung zum Vorschein kommen dürfte, welche vielleicht die Religion mit einem fundamentellen Lehrsatze bereicherte: ob es schon nach der jetzigen Lage der herrschenden Systeme schwer scheint für die Vorstellungsart unserer Lehrbücher, oder für die, der Socinianer, oder für die, der Sabellianer pro oder contra zu entscheiden. — b) Theils, die unfruchtbaren Lehrsätze der Schultheologie, (articulos non fundamentales) welche kaum einen entfernten Einfluß in die Aufklärung oder Vertheidigung der Religions-Wahrheiten haben, und nur durch subtile Folgerungen, aber aus Schriftstellen gar nicht, erkannt werden können: dahin z. E. die Fragen gehören,

hören, wo der Ort der Hölle einst seyn werde? ob in der Hölle viel oder wenig Verdammte seyn werden? ob Maria nach der Geburt Christi eine Jungfrau geblieben sey? u. d. m.

Und ich halte es von der äussersten Wichtigkeit, diese drey Arten von Lehrsätzen gehörig zu unterscheiden, und im Vortrage der Religion von einander abzusondern; auch von dieser Absonderung die gemeinen Christen so viel möglich zu benachrichtigen. Ja es ist im höchsten Grade wünschenswürdig, daß alle Gottes-Gelehrte sich über diese Absonderung vereinigen, und daß alsdenn diese, wenigstens von dem angesehensten Theile der Gottes-Gelehrten approbirte Absonderung, durch landesherrliche Auctorität, als ein Kirchen-Gesetz bestätiget werden möchte.

1. Weil es ja, so lange diese Absonderung nicht publica auctoritate geschieht, keine entscheidende Regel der Rechtgläubigkeit giebt. Denn was hilft der ganze Religionseid, so lange jener Unterscheid zwischen Religions-Wahrheiten und Lehrsätzen der Schultheologie nicht völlig und mit Anwendung der allgemeinen Regeln auf alle einzelne Lehrsätze, entschieden ist? Alle vernünftige Lehrer unserer Kirche behaupten mit S. K. R. Walch,*) daß

*) Introd. in LL. Symb. p. 961. -- res ipsa docet, quod obligatio spectet præcipui ad momenta *primaria*, nec absolute extendenda sit ad *secundaria*. In ejusmodi enim momentis secundariis -- nonnulla erronea; aut non satis accurate posita (in LL. Symb.) occurrunt etc.

daß die Verbindlichkeit des Religionseides, sich nur auf die in den symbolischen Büchern enthaltenen Religions-Wahrheiten (art. fund. primarios) erstrecke, nicht aber auf die Lehrsätze der Schultheologie. Gleichwol ist es noch nie mit Einstimmung der Kirche entschieden worden, welche Lehrsätze der symbolischen Bücher zu den momentis primariis, und welche im Gegentheil zu den secundariis gehören. Folglich steht die Vernunftmäßigkeit und Sicherheit des ganzen Religionseides noch auf schwachen Füßen. Denn es kann jetzt ein wahrer Irrlehrer auftreten, und seine falschen Meinungen ungescheut behaupten, ohne durch seinen Religionseid gehindert werden zu können. Ich sage durch seinen Religionseid. Denn durch Gewalt kann man ihn zwingen. Und das wäre vielleicht für manche unserer Theologen die liebste Methode. Aber mit seinem Religionseide wird man ihn doch nicht bändigen können, weil er allemal Kopfs genug haben wird zu behaupten, sein falscher Satz betreffe aufs wenigste keine Religions-Wahrheit, sondern gehöre bloß in die Schultheologie. Und er wird sich in diesem Schlupfwinkel bloß deswegen halten können, weil man nicht im Stande ist, ihm zu zeigen, daß er wider eine, von der ganzen Kirche dafür erkannte Religions-Wahrheit streite, und folglich als ein Irrlehrer und Eidbrüchiger von der Gemeinschaft der Kirche auszuschliessen sey.

2. Ehe also die Kirche sich nicht über diese Absonderung der eigentlichen Religions-Wahrheiten

von den Lehrsätzen der Schultheologie, vereiniget, können auch niedere Lehrer in Kirchen und Schulen keine feste Regel ihres Unterrichts haben. Sie werden nie einmüthig und auf einerley Art ihren Lehrlingen bestimmte Begriffe von dem Wesen der Religion beybringen. Sie werden immer, wie bisher, göttliche Wahrheiten und theologische Aufgaben in der unglücklichsten Vermischung denen Gemüthern, die sie unterrichten sollen, eintragen. Sie werden nicht wissen, was sie ihren Lehrlingen, nach Verschiedenheit des Alters und der Fähigkeiten vortragen, was sie zuerst und vornemlich lehren, was sie am eifrigsten einschärfen, und was für Begriffe sie ihnen von dem Werthe dieses oder jenen Lehrsatzes beybringen sollen. Und wie gut wäre es, wenn diesem Uebel endlich einmal dadurch abgeholfen würde, daß die Gottesgelehrten sich selbst über die Bestimmung des Werths ihrer Lehrsätze vereinigten, Religion von Schultheologie absonderten, und selbst in der Religion die Lehrsätze so classificirten, daß die niedern Lehrer darinnen das Ideal zu einer bessern Ordnung und Methode finden könnten.

3. Was würden alsdenn nicht auch unsere academischen Lehrlinge gewinnen, welche jetzt ihr Triennium so gut als gar nicht nutzen, indem sie, einen Wust von Religion mit Schultheologie vermengt, memoriren müssen. Wie vortheilhaft würden sie zu ihrem künftigen Amte vorbereitet werden können, wenn man ihnen diejenige Religion, die für alle Menschen ist, in ihrer natürlichen Einfalt vor-

vorlegte; wenn man ihnen sagte, dies allein sey ihr Zweck, dies allein sey der Inhalt ihres künftigen Unterrichts, den sie in ihrem Amte dereinst andern mittheilen sollten; wenn man sie mit der Quelle dieses Unterrichts, mit der h. Schrift bekannter machte; wenn man bloß und hauptsächlich für ihr Vermögen sorgte, die Religion einst ordentlich und deutlich vorzutragen: hingegen den litterarischen Theil des studii theologici, dazu die ganze Formular-Theologie gehört, ihnen besonders und so vorträge, daß sie selbst angewöhnt würden, diesen Theil immer als das accidentelle ihres Studii zu betrachten, und den Hauptzweck nie aus den Augen zu verlieren.

4. Was würden wir nicht durch jene gewünschte Absonderung in Absicht auf die Toleranz gewinnen? — Ich glaube, es ist nicht eher möglich, theils die Gränzen derselben gehörig festzusetzen, theils die Herzen der Christen zu ihrer völligen Ausübung geneigt und fähig zu machen, als bis diese Absonderung geschehen ist. — Wäre hingegen diese zu Stande gebracht, so würden die intolerantesten Menschen so gar gezwungen, tolerant zu seyn, weil ihnen die Quelle der Intoleranz auf ewig verstopft wäre. Denn woher entsteht jetzt das Geschrey verfolgungssüchtiger Orthodoxen? Daher entsteht es, weil sie noch das Recht haben, einen Lehrsatz für fundamentell und wesentlich auszugeben, der es nicht ist.

5. Wie viel Anstoß würde alsdann gehoben werden, den noch bis jetzt so viele vernünftige Men-

schen an der geoffenbarten Religion finden? — Wie verächtlich ist die Kirche durch Intoleranz? — Wie eckelhaft die Religion durch den bisherigen Vortrag geworden, vermöge welchen ganz offenbare Menschensatzungen mit blindem Eifer für göttliche Wahrheiten aufgedrungen werden? — O wie sehr würden sich die Verehrer des Evangelii Christi vermehren, wenn dieses Evangelium zu seiner ursprünglichen Reinigkeit und ehrwürdigen Einfalt zurück geführt würde.

6. Wie ganz andere Eindrücke müßte alsdann auch der so verbesserte Unterricht in der Religion auf die Herzen der Menschen machen? — Denn leider kann man jetzt dem Evangelio den Lobspruch nicht vindiciren, daß es mehr gute Menschen gemacht, und zur Glückseligkeit der Staaten mehr beygetragen hätte, als der durch Philosophie und Wissenschaften retablirte gesunde Menschenverstand. — Und was kann auch eine mit so viel speculativen, halbwahren, unverständlichen, und oft willkührlich angenommenen Lehrsätzen entstellte Religion, bey einem das Herz so wenig interessirenden Vortage, für sonderliche Wirkungen thun? — Kein Wunder! daß das Christenthum der meisten, auf nachbetende Orthodoxie und ein leeres Ceremoniel im Gottesdienste hinausläuft. Kein Wunder! daß Menschenliebe und Rechtschaffenheit, diese grossen Character der Nachfolger Christi, unter den Christen so selten sind.

7. Endlich würde auch jene gewünschte Absonderung den Geist der Toleranz und der Prüfung dergestalt

gestalt aufwecken, daß dann allererst das Feld der theologischen Wissenschaften durch neue und muthige Bearbeitungen, sich, gleich andern Wissenschaften, der Vollkommenheit nähern würde. — Um sich davon nur durch ein einziges Beyspiel zu überzeugen, so beantworte man sich nur ganz unpartheyisch die Frage: ob nicht die biblische Philologie und Kritik bis jetzt bloß deswegen eine so geringe Anzahl Verehrer unter den Lehrern der Kirche gefunden hat, weil eine, auf den Mangel jener Absonderung sich gründende blinde Orthodoxie diesen Wissenschaften im Wege gestanden?

Aus dem nun, was ich bisher von dem Unterschiede der Religions-Wahrheiten und der schultheologischen Lehrsätze gesagt habe, läßt sich die Frage: ob es Geheimnisse in der Religion geben müsse, und ob diejenigen Lehrsätze, die man so nennt, in die Schultheologie gehören? gar leicht entscheiden.

Vor allen Dingen müssen wir den Begriff eines Geheimnisses festsetzen. a) In der Schrift heißt μυστηρια alles das, was ohne göttliche und unmittelbare Offenbarung entweder gar nicht, oder nicht richtig und vollständig, und mit erwünschter Zuverläßigkeit erkannt werden kann: dessen Existenz also niemand wußte, ehe es Gott offenbarte. So sagt z. E. Paulus, Röm. 11, 25. daß noch künftig vielen Juden die Augen aufgehen würden, so daß sie sich zu Christo bekennen und an den Vorrechten seines Reichs Theil nehmen könnten. Und das

nennt er ein Geheimniß: nicht als ob die Sache selbst unbegreiflich wäre, sondern nur, weil sie jetzt bey dem hohen Grade der Verstockung des jüdischen Volks, niemand vermuthen konnte, wenn sie Gott nicht selbst verkündiget hätte. — Allein diesen sehr vernünftigen Begriff haben die Lehrer der Kirche verlassen, und einen andern an seine Stelle gebracht. Sie haben b) solche Lehrsätze (dogmata) welche sich gar nicht erklären lassen, und die ganz über den Horizont des menschlichen Nachdenkens sind, Geheimnisse genannt.

Jeder sieht, daß beyde der angezeigten Begriffe sehr weit von einander abgehen. Ein anders sind Dinge, die ich vorher nur nicht gewußt habe, die ich aber, nachdem sie mir bekannt gemacht worden, begreifen, und unter einem bestimmten Begriffe denken kann: ein anders hingegen sind Lehrsätze, die auch alsdann noch, wenn sie mir bekannt worden sind, ausser dem Horizonte des menschlichen Nachdenkens sich befinden.

Wenn nun unsere Gottesgelehrten die Frage: ob es in der geoffenbarten Religion Geheimnisse geben müsse? bejahen; so nehmen sie das Wort Geheimnisse in der letztern Bedeutung, und behaupten dadurch einen Satz, der im allerhöchsten Grade unerweislich ist. Denn der Grund, den sie angeben, passt nur auf den erstern und biblischen Begriff des Geheimnisses: keinesweges aber auf den zweyten. Sie sagen mit Recht, daß eine jedwede göttliche Offenbarung ohne allen vernünftigen

Zweck

Zweck wäre, wenn sie keine Geheimnisse enthielte. Allein das kann eigentlich nur so viel heissen: wenn Gott den Menschen unmittelbare Offenbarungen hätte geben wollen, und gleichwol in dem Inhalte derselben keine andere, als solche Dinge bringen wollen, die jeder gesunder Menschenverstand von sich selbst mit Ueberzeugung wissen konnte; so würde er ohne allen Zweck gehandelt, er würde etwas ganz Vergebliches gethan haben. Diese Art zu schliessen ist, meines Erachtens, sehr richtig. Nur folgt am Ende weiter nichts daraus, als dieses: „also „muß eine göttliche Offenbarung solche Wahrheiten „enthalten, welche durch die bloße Vernunft entweder gar nicht, oder nicht vollständig, oder nicht „mit erwünschter Ueberzeugung erkannt werden „konnten. -- Also muß es Geheimnisse geben.“ -- Daß es aber auch solche Lehrsätze geben müsse, die bey aller Deutlichkeit der Offenbarung, unbegreiflich, und ausser den Gränzen des menschlichen Nachdenkens bleiben, kurz daß es Geheimnisse im theologischen Verstande geben müsse, ist schlechterdings nicht aus jenen Vordersätzen zu erzwingen.

Ich will indessen darüber nicht streiten, ob es Geheimnisse im theologischen Verstande in der Religion gebe: denn das ist res facti, die anderswo untersucht werden soll. Ich frage nur, ob es dergleichen geben müsse? Und da sage ich nein. Erstlich, weil sich dieses müssen auf keine Art beweisen läßt. Zweytens, weil ich mir überhaupt die Regel gemacht habe: „Man muß ehrerbietig annehmen,

„was Gott thut, befiehlt und lehret, aber nie sich „unterfangen zu bestimmen, was er thun, befehlen „und lehren sollte und müßte.„

Uebrigens gebe ich einem jeden Freunde der Wahrheit, noch dieses Einzige zu bedenken, daß jener theologische Begriff der Geheimnisse nebst ihrer auf blossen Vorurtheilen beruhenden Nothwendigkeit, der Religion selbst bereits den allergrößten Schaden gethan, und theils alle vernünftige Untersuchung und Prüfung einzelner Lehrsätze gehindert, theils die Aufklärung mancher Begriffe schlechterdings unmöglich gemacht habe: und zwar auf zweyerley Art.

Erstlich verursachte jener ohne Grund erweiterte Begriff eines Geheimnisses, daß man zuweilen eine sehr deutliche und brauchbare Vorstellungsart dieses oder jenen biblischen Lehrsatzes bloß deswegen verwarf, weil bey derselben, dieser Lehrsatz, der ein vor allemal unter die Rubrik der Geheimnisse gebracht war, kein Geheimniß im theologischen Verstande mehr blieb. ---- Und so hat dieser Begriff sehr oft die Entdeckung der Wahrheit, eben so, wie

Zweytens ---- die Aufdeckung des Irrthums verhindert. ---- Denn er hat zuweilen den Verstand der Lehrer der Kirche dergestalt gefesselt, daß alle vernünftige Einwendungen, gegen eine irrige Vorstellungsart, die etwa ein Concilium Orthodoxorum festgesetzt hatte, schlechterdings unkräftig wurden,

wurden, bloß deswegen, weil man sich bey dem Falschen und Widersinnigen in seiner Vorstellungsart damit beruhigte: Es ist ein Geheimniß! Unter diesem elenden Deckmantel hat man sich nicht gescheuet, die seltsamsten Widersprüche zu behaupten, die noch hier und da in unsern Lehrbüchern gefunden werden.

Und nach diesen Voraussetzungen kann ich nun die Frage: Ob die Geheimnisse in die Schultheologie gehören? nicht anders als mit Ja beantworten. Doch will ich mich zu Verhütung alles Anstosses darüber deutlicher erklären.

1. Wenn ich die Geheimnisse in die Schultheologie verweise; so nehme ich das Wort im theologischen Verstande, für einen solchen Begriff oder Satz, der ganz ausser den Gränzen des menschlichen Verstandes ist, bey dem man sich keine bestimmte Vorstellung machen, und davon man sich auch nicht mit Beruhigung überzeugen kann. Z. E. der Satz: Gott hat sein göttliches Wesen von Ewigkeit her dem Sohne mitgetheilet. Dieser Satz kann wahr seyn. Aber er kann auch nicht wahr seyn. Niemand kann dabey etwas bestimmtes denken. Niemand kann die Ideen: von Ewigkeit her —— und: mittheilen, zusammenreimen. Gleichwol behauptet ihn die Kirche, welche die Worte der Schrift: heute habe ich dich gezeuget! ohne eine andere ausdrückliche Schriftstelle für sich zu haben, von einer solchen

von Ewigkeit her geschehenen Mittheilung des göttlichen Wesens verstanden wissen will: und alle Einwendungen der Vernunft damit abweiset: Es ist ein Geheimniß. --- Ich habe nichts dawider. Aber ich rechne ihn zu den Lehrsätzen der Schultheologie.

2. Wenn ich die Geheimnisse in die Schultheologie verweise; so verstehe ich nicht ganze Capitel, sondern die einzelnen Sätze oder Begriffe eines dogmatischen Capitels, welche und wiefern sie Geheimnisse im theologischen Verstande sind. --- Ich halte also z. E. nicht das ganze Capitel de mysterio Trinitatis für Schultheologie: denn es enthält Begriffe und Sätze, welche allen Bekennern der geoffenbarten Religion zu ihrer Seligkeit nöthig sind. So sind z. E. die Lehrsätze: Gott ist der Vater unsers Herrn Jesu Christi: In Christo wohnet die Fülle der Gottheit wirklich oder leibhaftig: Der heil. Geist ist der Geist Christi, und folglich auch der Geist des Vaters, der die Menschen heiliget: Es ist ein Gott: Diesen einigen Gott bete ich in dem Vater, in dem Sohne, und in dem heil. Geiste an. u. s. w. Sehr wichtige und ächte Religions-Wahrheiten! Aber allen diesen Sätzen kann man einen so gesunden Verstand beylegen, daß sie auf keine Weise unter die Geheimnisse im theologischen Verstande gehören. Daher rechne ich sie nicht zur Schultheologie. — Hingegen giebt es in eben

diesem

diesem Capitel Sätze, die gar keinen gesunden Verstand geben — dergleichen der oben angeführte war: Der Vater hat dem Sohne sein Individual-Wesen von Ewigkeit her mitgetheilt. —— Und diese gehören alle in die Schultheologie.

3. Folglich werfe ich die Geheimnisse im biblischen Verstande keinesweges aus dem Gebiete der Religions-Wahrheiten. Vielmehr besteht meine ganze Dogmatik fast aus lauter solchen Geheimnissen; dahin zum E. die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und die Belohnungen der Tugend in der Ewigkeit gehört, welche allerst der vollkommene Lehrer vom Himmel ans Licht gebracht hat. 2 Tim. 1, 10.

4. Die Ursache aber warum ich alle Geheimnisse im theologischen Verstande unter die theils fruchtbaren, theils unfruchtbaren Lehrsätze der Schultheologie rechne, ist bereits oben angezeigen worden: nemlich weil ihnen alle drey Kennzeichen einer eigentlichen Religions-Wahrheit mangeln. Vornemlich fehlt ihnen das Erste. Sie haben gar kein Verhältniß gegen die Besserung und Beruhigung des Menschen. Sie haben nich den mindesten Einfluß aufs Herz: wenigstens keinen vortheilhaften. Denn den schädlichen haben sie zuweilen gezeigt, daß sie intolerant gemacht haben.

Gott lasse diese dreist gesagten Wahrheiten zu seiner Ehre, zur Ausbreitung der reinen Lehre, und zur Wiederherstellung des Friedens in der Kirche gedeihen. Er erwecke Männer, welche sie unpartheyisch prüfen: und zum Besten der Kirche einen weisen Gebrauch davon machen.

III.

Sendschreiben

an den Herausgeber.

Allgemeine Vorschläge zu einem rein-biblischen System.

III.

Sendschreiben an den Herausgeber.

Allgemeine Vorschläge zu einem reinbiblischen System.

Ew. H. werden sich ohne Zweifel durch ihren ausserordentlichen Vorschlag unter Ihrer Vermittelung eine Vereinbarung der Theologen zum besten der Toleranz zu befördern eine rechte Fluth von Correspondenz zugezogen haben. Da vieleicht einige darüber in ihrem Herzen und auch wohl mit lauter Stimme seufzen und wehklagen werden, so hoffe ich doch, zur Ehre unserer sich immer mehr erhellenden Zeiten, daß eine ungleich grössere Menge daran frolockenden Antheil nehmen und nicht bloß in der Stille den Segen des Allerhöchsten zu einem so gemeinnützigen Vorhaben erflehen werden.

Hochwürdiger Herr Doctor! Ich bin einer von denenjenigen, der bey aller Entfernung an einem eiteln Ehrgeitz, dennoch es sich für einen Ruhm anrechnet, mit einer unbeschreiblichen Innigkeit in das Project E. H. zutreten. Und desto herzlicher ist der Dank den ich hiermit Ihnen wegen ihres vortreflichen Vorhabens bringe, und der Wunsch

zu Gott, daß seine Vorsehung dasselbe mit allen benöthigten Seegen ansehen, und besonders E. H. auf alle ihm gefällige Weise darinnen unterstützen wolle. Was konte einem Menschen in der Welt angenehmers seyn, als dieses, der den heiß sten Hunger nach Wahrheit von jeher gefühlet, bey einem fast gänzlichen Mangel an Hülfsmitteln und gelehrter Gemeinschaft im Verborgenen und in der Einsamkeit demselben nachgejaget, über einzelne Sätze der Philosophie und Theologie in sehr häufig veränderten Entwürfen Monate, ja Jahre zugebracht hat, ja dem alles ekel geworden, was nicht auf die Untersuchung der Wahrheit eine Beziehung hat? — E. H. können daher leicht abnehmen, daß ich Ihr grosses Vorhaben mit seinen möglichen, und ob gleich noch nicht völlig entdeckten, dennoch aber gewiß abgezielten Folgen ziemlich tief, und vielleicht tiefer wie viele andre, einsehe.

Werde ich daher wohl bey E. H. Entschuldigung gebrauchen, wenn ich die Schranken, die sich ein jeder Ihrer Correspondenten setzen sollte, selbst überschreite, und mich Ihnen als einen wortreichen Correspondenten aufdringe? — Ich muß zwar gestehen, ich bin kein Kritikus, ja nicht einmahl in so fern ein Verehrer der Kritik, wenn man sie zur Schiedsrichterin allgemein nothwendiger Wahrheiten erheben will. — Meine theologische Sprachwissenschaft schränket sich auf eine mäßige Kenntniß der Hebräischen, Griechischen und Lateinischen Sprache ein. — Mein Name ist noch nirgend gedruckt,

gedruckt, als — Aber im Denken kann ich nicht ganz ungeübt seyn, weil ich platterdings von jeher selbst gedacht habe, worinnen ich endlich so weit gekommen bin, daß ich nun ein ganz unabhängiges System, welches mit keinem mir bekannten völlig übereinkomt, gebildet, obgleich noch nicht ganz auseinander gesetzt habe. — E. H. werden mich daher nicht für ganz unwerth halten, zu Ihrem Vorhaben etwa ein Schärflein beyzutragen.

Ehe ich mich aber an dasselbe wage, muß ich E. H. von meiner Person und Umständen etwas nähere Nachricht geben. Ich bin — — — *). Mein Unterricht bis zur Academie ist jederzeit privat und sehr schlecht gewesen, wenn ich ein einziges Jahr ausnehme, da ich einen Professormäßigen Hauslehrer hatte, der — — Die ersten Folgen davon waren, daß ich meine folgenden Hauslehrer übersahe — und mich in der Folge der autodidaxie größtentheils überließ. — Es hätte auch keine schlechtere Academie für mich ausgesucht werden können, als — allwo ich 2 Jahre zubrachte, ohne ein einziges Sprachcollegium hören zu können, weil die Wolfische Philosophie damals alles in allem war — — — das Bengelische System ist mir im ganzen gar nicht und Stückweise nur aus Journalen bekannt. Seine und des Herrn Crusius Neigung zur Apocalypti ist aber so sehr von mir entfernt,

*) Ich bin genöthiget alle die Umstände aus dem Briefe meines Freundes wegzulassen, die seine Person kenntlich machen würden. A. T. H.

ferut, daß ich darinnen vielmehr Semlerisch denke. — Den Zustand der Wissenschaften in hiesigen Gegenden kann ich nicht vortheilhaft schildern. Die meisten bekümmern sich nicht um die gelehrte Welt, oder sind wenigstens ehrliche Paläologen denen die Haut schaudert wenn sie die geringste Neologie hören. — Der Gelehrteste ist *) — — (ohe jam satis est.)

In Untersuchung und Beurtheilung desjenigen, was nach symbolischer oder schlußmäßiger Erkenntniß, und besonders in Religionssachen wahr ist, reducire ich alles auf allgemein klare Empfindungen und die Regel der Sicherheit oder des Besten, hinfolglich mehr auf practische als bloß theoretische Grundsätze. Die Vornehmsten davon sind folgende.

1) Glaube (in Sachen, welche zur symbolischen Erkenntniß und besonders zur Religion gehören) so wenig als du, ohne Verlust und Gefahr deiner gegenwärtigen und künftigen Gemüthsruhe mit Vernunft glauben kanst.

Diese Regel ist noch allgemeiner als jene; Unter allem, was wahr seyn mag, mußt du dasjenige zuerst glauben, und dich zu glauben bemü-

*) Ehe ich meine Leser weiter lesen lasse, muß ich sie bitten, nichts von dem Inhalte des Briefes für meine eigene Meynung zu halten, bis ich mich selbst dafür erkläre. --- Es giebt seltsame Menschen, welche die Sätze meiner Correspondenten für meine eigene halten, bloß deswegen, weil ich sie nicht auf der Stelle wiederlege. - - Bedenket doch Freunde, daß ich Euer Referendarius aber nicht judex bin. A. D. H.

bemühen, was du ohne Verlust und Gefahr deiner gegenwärtigen und künftigen Gemüths-Ruhe nicht verwerfen kannst. Denn sie drücket zugleich die Verbindlichkeit aus, unter der Menge desjenigen, was als wahr geglaubet und auch uns zu glauben vorgeleget wird, anfänglich nur so wenig zu glauben, als unter den gesetzten Bedingungen möglich ist; hinfolglich die Verbindlichkeit zu einem Bestreben, lieber wenig als viel zu glauben. Und ich sehe sonst nicht ein, wie man sich für Leicht- und Aberglauben bewahren, oder davon frey machen, ja wie man den Unterscheid fundamenteller und nicht fundamenteller Artikel aufs Reine bringen kann. Das heißt gar nichts, wenn man das fundamentelle Lehren nennet, die ein jeder zur Seligkeit nöthig hat, und vice versa. Ja auch das ist noch nicht genung, wann man die fundamentellen Lehren darin setzet, daß man ihrer ohne Gefahr und Verlust seiner gegenwärtigen und künftigen Gemüths-Ruhe nicht entbehren könnte. Denn dies wäre doch zu partial, und richtete sich zu sehr nach individuellen Empfindungen und Urtheilen. Wie? wenn jemand dagegen sagte: Ich habe meine Gemüths-Ruhe eben so lieb, wie ein anderer; ich wünsche nicht weniger, wie er, vor künftiger Verantwortung gesichert zu seyn. Aber ich kann den Beyfall dieses oder jenen Satzes entbehren; er interessiret meine Gemüths-Ruhe gar nicht. Ich darf auch von meiner Gleichgültigkeit gegen den, Dir so wichtigen Satz keine Verantwortung besorgen. Wer soll nun Recht

haben? — — — Vor ausgemachter Sache, gewiß derjenige, dessen Sache am vortheilhaftesten für das menschliche Geschlecht ist. Dieser Grund aber ist offenbar für den, der weniger, wie der andere seiner Empfindung nach, für nothwendig zu glauben hält. Das mehr ist hier in dem menschlichen Geschlecht ohnstreitig schädlicher, als das weniger. Jenes könnte zu einer unendlichen Grösse anwachsen, aber dieses findet viel leichter seine Gränze. Jenes, wie es entweder eine knechtische Seele anzeiget, oder macht, artet auch gemeiniglich im Gewissens-Zwang und Verfolgungs-Sucht aus, welches von den Selbst- und Frey-Denkern fast gar nicht zu besorgen steht. — — — — Soll es denn auch je per postulata ausgemacht werden, was ein jeder Vernünftiger, der seiner gegenwärtigen und künftigen Gemüths-Ruhe nicht zuwider handeln will, glauben muß: so muß man eher wenig als viel, und so wenig als möglich ist, von ihm fodern, und allgemein festsetzen.

Doch gestehe ich, daß, wenn aller Mißbrauch dieser ersten Regel verhütet werden soll, dazu noch eine neue Regel, wodurch jene eingeschränket wird, erforderlich sey. Hier ist sie:

2) Ob du gleich nicht verpflichtet bist, etwas zu glauben, was nicht deine Gemüths-Ruhe interessiret; so kann doch vieles, ausser dem wahr seyn, weil du es entweder nicht genugsam hast untersuchen können, oder dich auch in deiner angestellten Untersuchung geirret hast. So lange du

dir also diese Bedenklichkeiten im Wege stehen, mußt du keinen Satz, und insonderheit keinen Satz, den andere für sehr wichtig halten, platterdings verwerfen, um nicht allein auch hierin vor dir selbst ohne Verantwortung zu seyn, sondern auch andern keinen vermeidlichen Anstoß zu geben.

Ich kann beyde practische Sätze mit Exempel erläutern.

A) Die Persönlichkeit des heiligen Geistes ist eine Lehre, die meine gegenwärtige und künftige Gemüths Ruhe an und vor sich nicht im geringsten interessiret; nicht meine gegenwärtige: Denn wenn ich einen Gott glaube, der zum Beweise seiner Offenbarung Wunder gewirket, und seinen Boten Wunder-Kräfte mitgetheilet, auch mit seiner unsichtbaren Kraft mir zur Leistung seiner Forderungen behülflich seyn will; so ist meiner gegenwärtigen Gemüths-Ruhe ein Genüge gethan. Aber auch meiner künftigen, weil ich ohne Verantwortung bin, wenn ich den Satz von der Persönlichkeit des heil. Geistes keinen Beyfall geben kann. Ich bin 1) nicht verbunden, ja ich darf nicht einmal mit ihm, als einer göttlichen Person umgehen, ihn anbeten, ihn um seinen Beystand bitten, sondern ich muß Gott anrufen, daß er mir denselben schenke, Joh. 14, 16. Ephes. 1, 17. —— 2) Da auch keine Spuhr vorhanden ist, daß die alten Juden den heil. Geist, ohngeachtet er im Alt. Test. eben so oft und stark personificirt wird, für eine Person,

und noch weniger für eine von dem Jehova verschiedene Person erkannt haben; so erkläre ich daher mit Recht den Sprach-Gebrauch des N. Test. ---- Zumal da 3) an verschiedenen Stellen N. T. unter andern Luc. 1, 35. und 1 Cor. 2, 10. 11. ꝛc. der heil. Geist mit der Anwendung einer unsichtbaren Kraft Gottes verwechselt, und anstatt des göttlichen Verstandes substituiret wird; ja an sehr vielen andern Orten durchaus unpersönlich genommen werden muß, —— wozu 4) kommt, daß er in der Reihe der göttlichen Personen öfterer fehlet, als angetroffen wird, —— und 5) aus der Lehre von der Persönlichkeit des heil. Geistes Schein-Widersprüche, als von der Leitung des Geistes Gottes, worunter Jesus anfänglich gestanden, und hernach umgekehrt von der Sendung des heil. Geistes durch den erhöheten Jesum, erwachsen u. s. w. Wenn ich nun einer Lehre, die so viel gegen sich hat, und so verwickelt ist, meinen ganzen, ja meinen halben Beyfall nicht geben kann: kann ich davon wol Verantwortung zu besorgen haben? Ja kann es wohl der heil. Geist für eine persönliche Beleidigung halten, wenn ich ihn im Vater suche, und mit demselben für eine Person halte? Lasset mich immer darin theoretisch zu wenig glauben, so glaubet der Gegner in practischer Absicht gewiß zu viel. Und so ist, nach meiner ersten Regel, die Vermuthung des Rechts auf meiner Seite.

Möchte ich doch gerne (um meiner andern Regel desto reichlicher ein Genüge zu thun) den heiligen Geist,

Geist, obgleich meine Gemüths-Ruhe bey dem Glauben an seine Persönlichkeit gar nicht interessiret ist, für eine besondere Person, wenn er es ist, und in so ferne solches mit andern vorher ausgemachten Lehren nicht streitet, erkennen! Ich bestreite also auch dieselbe nicht ohne besondre Veranlassung, und lasse demjenigen, der sie glauben zu müssen meinet, gerne seine Freyheit, ohne deswegen ihn zu verachten, geschweige, (wenn ich auch Macht hätte), ihn zu mißhandeln. Und eben dasselbe könnte ja auch ich wohl wenigstens fodern.

B) Ein andres Beyspiel von der Auferstehung. —— Die erste Sorge, die ein jeder Mensch, in Ansehung des Todes haben muß, und die keine Vernunft wegräumen kann, gehet auf ein neues Leben nach demselben. Dann folget die Sorge wegen der Beschaffenheit dieses Lebens, und dann die, wegen der Dauer desselben. Alle diese Arten von Sorgen hebet das Evangelium, und zwar die erste durch Bezeugung der Auferstehung, zu welcher es den Zeitpunct des jüngsten Tages, worauf es uns beständig vertröstet, anweiset. Wo ist hier eine Idee von dem Tode, als dem Anfange eines neuen, mit Bewußtseyn der Seligkeit verknüpften Lebens, als einer Befreyung von den Fesseln des Leibes, wenn dadurch etwas mehr, als eine Befreyung von dem Elende dieses Lebens angedeutet wird? So wäre ja der der Tod für uns ein grösserer Trost, als die Auferstehung! Ja was für ein Grund des Trostes wäre alsdann überall in

der Auferstehung zu finden, wenn sie der Seele nur einen Leib, und zwar aus den Uhrstoffen des alten Cörpers geformet, zuführte? Das Letztere interessiret ja gar nicht, und das Erste kann ja niemand für so tröstlich halten, als das persönliche Leben der Seele selbst? Und doch sollte die heilige Schrift uns nur vornemlich, ja durchgehends auf den Trost der Auferstehung verweisen? Ja Tod und Auferstehung, als zwey extrema einander entgegen setzen? Das ist ja wol genug uns zu berechtigen, nicht eher als in der Auferstehung den Anfang eines neuen Lebens nach dem Tode zu erwarten; so reizend uns auch die Idee eines augenblicklich erneuerten und mit Bewußtseyn verknüpften Lebens nach dem Tode an sich ist, und so sehr ein jeder die Wahrheit desselben an sich wünschen mögte. Aber auch durch die erstere Idee kann schon unser Gemüth zulänglich beruhiget werden, indem der Tod dadurch eine Aehnlichkeit mit einem sanften Schlafe erhält, dem er auch so wol an sich ähnlich siehet, als auch in der heil. Schrift verglichen wird.

In diesem Beyspiel sind abermals beyde Regeln angewendet worden. Aber zu mehrerer Erläuterung, insonderheit der ersten Regel, will ich ein drittes hinzusügen.

C) Wenn man etwa keinen göttlichen Geist in Christo, der von seinem menschlichen Geiste unterschieden wäre; jedoch sein geheimnißvolles und vielleicht repräsentatives Verhältniß zum Vater, Joh. 10, 30. Cap. 12, 45. Cap. 14, 7. 10. 11.

Col.

Col. 2, 9. 1 Tim. 3, 16. 2 Cor. 5, 19. ausgenommen) glaubte, und nun die Frage wäre, ob der Geist Christi vor seiner Empfängniß präexistirt habe oder nicht? Und auf was Art er präexistirt habe? So würde meine Antwort seyn: Meine Gemüths-Beruhigung in Ansehung Christi kommt auf die Entscheidung dieser Frage gar nicht an. Wenn ich seine göttliche Gesandschaft, nebst ihrer grossen Absicht und Wirkung erkenne: so weiß ich von ihm zu meiner Beruhigung genung, und wenn ich ihn so vom Vater erhöhet halte, und ihn so tief verehre, daß ich ihn zur Ehre des Vaters anbete, und nur durch ihn zu Gott ein Vertrauen habe, und mich zu Gott nahe; so verlanget gewiß Gott und Christus keine grössere Verehrung des Heilandes von mir, und ich bin von der Seite ausser aller Verantwortung. Soll ich nun aber auch meine Gedanken von den Stellen der Schrift sagen, die man gemeiniglich für die Präexistenz Christi, und zwar in göttlicher Herrlichkeit, Allwissenheit und Ausübung der höchsten Macht erkläret: so gestehe ich zuförderst, daß ich zu dieser Auslegung deswegen keine Neigung habe, weil meine Gemüths-Ruhe ohne dem schon befriediget ist, ich auch überdem dabey die Erniedrigung Jesu, die mir sonst nach Phil. 2. und Hebr. 12, 2. kinderleicht ist, schwerer denke, und alle biblische dahin gedeutete Aussprüche nur gelegentliche und nicht eigentlich beweisende sind, auch alle Joh. 8, 58. eine möglich andere gute Deutung zulassen. 1 Cor. 10, 9. und Hebr. 11, 26. haben an sich

nicht die geringſte Beweiß-Kraft, ſo wenig als alle andere Stellen, worin Chriſto die Oekonomie des Alt. Teſt. beygeleget werden ſoll. —— Das εμπροσθεν und πρωτος μου des Johannis beweiſet gewiß prioritatem und zwar dignitatis internæ & externæ, aber gar nicht nothwendig temporis. -- Die Erſchaffung der Welt durch Chriſtum wird Hebr. 2, 5. auf die neuteſtamentaliſche Oekonomie im Entgegenſatz der alttеſtamentaliſchen, die nur den Engeln unterworfen geweſen, gezogen. Und ſoll an andern Orten das ολον verſtanden werden; ſo ſiehet man aus Col. 1, 16. wie ſchwankend die Partikel δια ſey, und daß es mit εν und εις verwechſelt und verbunden worden, und alſo ſehr gut heißen könne: In Chriſto iſt der Grund, warum Gott mit Weisheit (λογος) die Welt ſchaffen können, und Gott hat durch Erſchaffung der Welt vornemlich ſeinem Sohne Hochzeit machen wollen, oder alles in Abſicht auf dieſen Liebling erſchaffen. —— War Chriſtus vor ſeiner Empfängniß bey dem Vater, und kam und ward geſendet in die Welt: ſo konnte das von ſeinem Daſeyn in dem göttlichen Rathſchluſſe Off. 33, 8. und auch von ſeiner übernatürlich gewirkten menſchlichen Natur (weswegen er vor allen natürlichen Menſchen den Namen des Sohnes Gottes verdienet, Luc. 1, 35. 36.) ungezwungen erkläret werden. Aber er. präexiſtirte allerdings ſubſtantialiter εν κολπω του πατρος Joh. 1, 18. Nur das wie? laſſe ich unentſchieden, weil ich es nicht entſcheiden, auch nicht ſo entſcheiden kann, daß meine Erkenntniß von Chri-

ſto

ſto dadurch nicht mehr verwirret wird, als gewinnet. Ich wünſchte gerne mehr von Chriſto zu wiſſen, ich nehme gerne alles an, was zu ſeiner Erhebung gereichet, aber es muß mich mit andern frühern und ſimplern Erkenntniſſen nicht in Colliſion bringen, nicht in gar zu groſſe Weitläuftigkeit führen. Thut es das, ſo iſt es meiner Gemüths-Ruhe mehr ſchädlich, als nützlich, und zum wenigſten mir individualiter von Gott nicht auferleget zu glauben. ——

Ja verlangte Gott überhaupt, daß wir mehr aus ſeinem Worte glauben ſollten, als was unſere vernünftige Gemüths-Ruhe intereßiret; ſo würde er dieſes Unintereſſante eben ſo deutlich, und eben ſo ſtark wie das Intereſſante uns eingeſchärft haben; er würde überhaupt ſein Wort kürzer verfaſſet, den Sinn ſeines Worts feſtſtehender eingerichtet, eine authentiſche Ueberſetzung beſorget, nicht ſo viele abweichende Erklärungen zugelaſſen, oder einen untrüglichen Glaubens-Richter verordnet haben. Aus dieſen Gründen, und weil auch nicht anders vermuthet werden kann, als daß Gott den Menſchen ſeine Offenbarung von theoretiſchen Glaubens-Lehren zu ihrer vernünftigen Beruhigung, und zu daraus ſchlieſſender Erweckung zur Gottſeligkeit mit gegeben habe: ſo iſt wohl dasjenige, was zu dieſem Zweck offenbar dienet, der vornehmſte und allgemein brauchbare Theil der Bibel, den man als die eigentliche göttliche und wohlthätige Glaubens-Vorſchrift

schrift anzunehmen hat; dagegen aber das übrige, so viele Wahrheiten es auch in sich fassen mag, als verschlossen ansehen, und von den allgemeinen Glaubens-Wahrheiten ausschliessen kann und muß, gleichwie es auch jederzeit in Praxi einem jeden nicht nur erlaubet, sondern auch gerathen gewesen, dasjenige aus der Bibel, mit Zurücksetzung des übrigen, herauszunehmen, was er darin am tröstlichsten und erwecklichsten für sich gefunden. So käme es alsdann nur noch darauf an, durch allgemeine Postulata es auszumachen, worin die απεκαταστασις παντων των κτισεων; bestehe, deren Versicherung durch eine göttliche Offenbarung nöthig wäre, und vermuthet werden könnte: so hätte man den Kern der biblischen Glaubenslehren, der sich auch alsdann in der Bibel leicht finden würde, und dem darauf das mit demselben gut zusammenhängende und zu weiterer Erklärung dienende klar erweisliche Mehrere, nebst den Bedingungen und Einschränkungen, welche die göttliche Weisheit dabey festzusetzen und zu offenbaren anständig gefunden hat, zugefuget werden könnte.

Hochwürdiger Herr Doctor! Indem ich Ihnen so offenherzig, wie möglich, meine theologische Denkart schildere: so komme ich dadurch unvermerkt nicht nur auf den Inhalt, sondern auch auf die wahre Methode, ein System der biblischen Dogmatik zu präpariren, ob ich gleich von dessen Inhalte, ausser dem eben angeführten anjetzo nichts specielles beybringen kann, und was ich hernach davon

von anziehen werde, nur beyläufig gesagt seyn wird, indem man zuforderst mit der Methode, ein System der biblischen Dogmatik zu präpariren, zur Richtigkeit seyn muß. Aber auch davon kann ich in diesem Briefe nur das allerwesentlichste, und zwar nur berühren, nicht ausführen.

Will man hiebey, wie man sollte, elementarisch verfahren; will man bey der so sehr verschiedenen theologischen Denkart, in Erklärung der Bibel, und besonders des N. T. als der allgemeinen Offenbarung, und in Herleitung der wichtigsten Glaubens-Lehren aus dieser Quelle, den richtigsten und gewissesten Weg gehen: so muß man, meiner sehr geprüften Meinung nach, die απαραδοκιαν πασης κτισεως, deren Bestätigung durch Offenbarung zu wünschen, und in einer wahren Offenbarung zu vermuthen wäre, zum ersten Grunde legen, und damit die Geschichte von dem Religions-Zustande des menschlichen Geschlechts ohne besondere Offenbarung, und besonders vor dem Anfange des Christenthums, nicht weniger die Haupt-Geschichte der Bibel, und besonders des N. T. verbinden. Bisher hat man noch niemals an diese Methode nur gedacht, und diejenigen sind davon am meisten entfernet gewesen, haben es auch nicht anders seyn können, welche der so genannten natürlichen Religion mehr als Empfindungen der vernunftmäßigsten geistigen Bedürfnisse der Menschen, und verpflichtende, obgleich in der Theorie nicht völlig gewiße, Vermuthungen und Erwartungen von der Wirklichkeit

ihrer

ihrer Gegenstände beylegen. Und dennoch empfiehlet sich diese Methode bey dem ersten Anblick, insonderheit wenn man erwäget, daß kein Mensch ohne ein vorgängig gefaßtes System an die Erklärung der Bibel gehet, und daß es so gar unmöglich ist, dieselbe zu verstehen, wenn man nicht vorgängig weiß, was man darin suchen soll. In dem letzteren Fall ist es ja wol die wohl verstandene παραδοσις selbst, welche uns solches lehren muß. Und in dem ersten kann wohl kein sicheres vorgängiges System, womit man an die Erklärung der Bibel gehet, erdacht werden, als was uns eben diese παράδοσις mit der Geschichte, beyde der Menschheit und der Bibel, verbunden, an die Hand giebet. Man besitze noch so viele Sprach-Wissenschaft und Kritik; so wird man doch damit so wenig ohne Conjectur der allgemeinen Absicht einer Offenbarung, auskommen, als solches bey besondern Stellen und Büchern ohne Conjectur der besondern Absicht des Verfassers, aus dem Zusammenhange und andern Umständen, geschehen kann. Irre ich in diesen Urtheilen nicht; so kann keine methodisch-gewisse Erklärung der Bibel und besonders des N. T. statt finden, und also kein zuverläßiges Bibel-System zu Stande kommen, man habe denn vorher ausgemacht, was ein jeder vernünftiger von einer göttlichen Offenbarung wünschen und erwarten muß. Ist denn die Offenbarung wahr, und ist sie besonders für alle Menschen eingerichtet: so müssen diese Wünsche und Erwartungen so wol durch ihren Inhalt, als durch die zuverläßigsten Beweis-Grün-

de

de bestätigt gefunden werden. Und darauf kann man nach wahrer elementarischer Methode weiter gehen, weil man den Grund zu einer richtigen analogia fidei gelegt hat, zu welchen sich ein Stück des Systems nach dem andern, so weit die Bibel uns belehret, passen wird; jedoch daß bey einem jeden Stück vor allen Dingen prämittiret werde, ob und in wie ferne es das menschliche Geschlecht interessire oder nicht. Ich kann es zwar nicht sagen, daß ich auf diesem Wege diejenige Lehren des Systems, deren ich bald erwähnen werde, nebst vielen andern, die ich noch zurück halte, gefunden habe. Denn ich habe nur erst vor kurzem demselben recht nachgespühret. Aber gewiß hat meine elementarische Denkart, nach welcher ich schon lange gerne vom A anfangen, und so weiter fortschreiten mögen, mich darauf geführet. Und nun bin ich auch sehr überzeuget, daß dieser Weg, als wahrhaftig elementarisch nicht allein nicht irre führen könne, sondern der richtige sey, auf welchem ein zuverläßiges biblisches System könne angetroffen werden. Diejenigen Lehren des Systems, die ich zur Erläuterung dieser Methode auszeichnen werde, sind folgende wenige, aber äusserst wichtige.

1) Die Lehre von einem einigen Gott, ist nicht ein articulus mixtus, sondern purus, ein eigenthümlicher Lehrsatz der Offenbarung, besonders nach der christlichen Offenbarung im N. Test. Joh. 17, 3. 1 Cor. 8, 5. 6. 1 Tim. 2, 5. Die Lehrer des Christenthums suchten zwar auch diese Lehre ver-

vernunftmäſſig vorzuſtellen, als Ap. Geſch. 14, 17. (Röm. 1, 19. 20. iſt wegen der Wortfügung V. 20. und wegen des Zuſammenhangs mit der Offenbarung des Evangelii V. 16. 17. 18. höchſt zweifelhaft.) Aber vornemlich beriefen ſie ſich dabey auf die Offenbarung, und zwar durch Jeſum, der als der Sohn Gottes ein unverwerflicher Zeuge ſeines Vaters ſey Joh. 1, 18. Cap. 6, 46. Matth. 11, 27. Die Sache war auch ſchwerer, wie man ſich insgemein vorſtellet. Die Heyden ſollten nicht nur überzeuget ſeyn, daß ein einziger Gott ſey, ſondern auch daß der Vater Jeſu Chriſti, der Jehova der Juden, derſelbe und kein Nationalgott, wie die heydniſche Götter, ſey, und daß die Götter der Heyden hingegen keine wahre Gottheiten wären, noch weniger den höchſten Gott zum Gegenſtand hätten. Hiezu waren gewiß keine Vernunftſchlüſſe hinreichend, ſondern eine Offenbarung vonnöthen. Kein Ort des N. T. ſtellet uns ſolches deutlicher vor, als der ſo ſehr und ſo lange gemißdeutete, 1 Joh. 5, 20. Sein wahrer Sinn iſt und kann kein anderer ſeyn, als dieſer: Die Lehre von Jeſu lehret uns den wahrhaften Gott, zum Unterſcheid von den Abgöttern kennen V. 21. und beruhiget uns in demſelben, weil wir von ihm allein, und nicht von den Idolen, ein ewiges Leben mit Gewißheit erwarten können. Der ganze Context, und die ganze Geſchichte iſt für dieſe Erklärung, ſo wie die Worte ſelbſt. Wie iſt es möglich, daß man hier die Gottheit Chriſti hat finden können, da nur erſt die Gottheit des Vaters feſtgeſetzet und bewieſen wird?

2) Eben

2) Eben so wenig ist die Lehre von dem ewigen Leben (in so ferne es dem leiblichen Tode entgegen stehet) ein' articulus mixtus. Unglücklicher Weise stehet man fast durchgängig in dieser Meinung, und nimmt daher fast allenthalben das ζωη αιωνιος des N. T. in sensu translato oder Hebraisch artig, da es doch nach einer richtigen und allgemeinen hermenevtischen Regel allenthalben in sensu nativo sollte genommen werden, wo nicht eine augenscheinliche Nothwendigkeit den Vorzug des sensus translati erfoderte. Und eben so verfährt man mit dem entgegen gesetzten θανατος, welches ebenfalls secundum regulam nicht ohne augenscheinliche Nothwendigkeit sollte transferiret werden. Kennte man auch die wahren Bedürfnisse der Menschen philosophisch und historisch, und dächte dabey elementarisch, so würde man es so gar für Unvernunft halten, wenn man nicht allenthalben in dem N. T. bey diesen Worten zuerst an ihren sensum nativum gedächte. Die Menschen brauchen zuförderst Versicherung, daß sie nach dem Tode wieder leben sollten, ehe sie weiter schreiten und fragen dürfen: Wie dann in diesem neuen Leben ihr Zustand werde beschaffen seyn? Ich bin gewiß, daß diese Versicherung nicht anders, als durch Offenbarung, und nicht vortrefflicher, als durch die Auferstehung Jesu theoretisch gewiß werden könne. Wenigstens, wenn man die Geschichte der Heyden und auch der Sadducäischen Juden vor den Zeiten des Christenthums betrachtet: so mangelte es beyden an der Versicherung eines neuen Lebens nach dem Tode,

und

und es war höchst nöthig, daß sie ihnen durch Offenbarung ertheilet wurde. Ja auch ein ehrlicher Pharisäer konnte wohl zum Zweifel an diesem neuen Leben versucht werden, wenn er erwog, daß keine ausdrückliche Verheissungen Gottes von diesem Leben in dem ganzen A. T. ausser in dem nicht sehr geachteten Daniel Cap. 12. vorhanden, und daß unter denjenigen Stellen, woraus diese Verheissung per consequentiam konnte hergeleitet werden, solche als 2. Mos. 3, 6. coll. Matth. 22, 32. die vornehmsten wären. Sollte man nach diesem allen nicht die Versicherung eines neuen Lebens nach dem Tode zu allererst in den Lehren Jesu suchen? Und wie bald, wie häufig, wird man sie alsdann nicht darin finden? Und früher finden, als die Versicherung eines seligen Lebens nach dem Tode, welche doch genau damit verknüpfet ist. — Luc. 1, 78. 79. Joh. 17, 3. Cap. 5. 11, 25. 26. und vornemlich 1 Cor. 15. Ap. Gesch. 17, 18. 2 Tim. 1, 10. Hebr. 2, 14. 15. ja allenthalben, wo Jesu das Leben zugeschrieben wird. Joh. 1. Cap. 14, 6. 1 Joh. 1. ꝛc.

3) Nach eben diesen Voraussetzungen muß nun der erste und elementarische Begriff der Erlösung nicht bestehen, in der Erlösung von Sünden oder quod idem, von einem unseligen Tode, sondern in der Erlösung vom leiblichen Tode, oder von der Sorge, nimmer von den Banden desselben befreyet zu werden. Hebr. 2, 14. 15. kann nicht anders und Röm. 6, 23. nicht natürlicher erkläret werden,

werden, wie auch von E. H. gar wohl angemerket ist. Jesus hat uns freylich auch von der Sorge eines unseligen Todes, ja auch certo und peculiari respectu von den Fesseln der Sünde als eines geistlichen Todes erlöset. Aber jener Begriff gehet voran, und ich vermuthe ihn so lange in allen Stellen, welche von der Erlösung handeln, so lange nicht in denselben der sensus translatus vor dem nativo einen augenscheinlichen Vorzug verdienet. Wie wenig hat man dieses auch in den besten Dogmaticken bedacht.

Nur noch etwas.

4) Man stellet sich fast durchgängig die Erlösung Jesu, und nicht einmal seine Erlösung durch Leiden und Sterben, sondern auch durch Erfüllung des Gesetzes, als so etwas vor, das er an unserer Statt gegen Gott verrichtet hat. Daher satisfactio passiva und so gar activa. Ich gebe es zu, daß in einigen wenigen Stellen das, was Jesus gelitten, nicht blos überhaupt als zu unserem Besten geschehen, sondern präcise von demjenigen erkläret werden muste, was er uns bey Gott ausgewirket, so daß Gott, wenn solches nicht geschehen wäre, nicht mit Weisheit, und Beybehaltung des Ansehens seines Gesetzes (Gerechtigkeit) den Menschen ihre Sünden vergeben und ihnen Auferstehung und ewiges Leben schenken konnte.

Aber ist das der Haupt- und elementarische Begriff der Erlösung in diesem respectu? Nichts we-

niger, als dieses — — denn derselbe besiehet nicht darin, daß Jesus unsere Sache bey Gott, sondern Gottes Sache bey uns geführet, und zwar so, daß er 1) Gottes persönliche Gesinnung gegen uns Unwürdige und Sünder durch Worte und Thaten uns entdecken, und 2) diese gnädige Gesinnung mit seiner gesetzlichen vereinbaren und vor den Menschen rechtfertigen sollte. Siehe von dem ersten 1 Cor. 15, 19. 2 Tim. 1, 10. Tit. 2, 11. Luc. 1, 78. 79. u. f. und von dem andern Röm. 3. und c. 8, 3. 4. ꝛc. Die ganze Sache ist dafür und auch der herrschende Ton des N. T. und besonders der Reden Jesu, unter andern Joh. 4, 34. c. 17, 1. 4. Wie richtig und fruchtbar von Folgerungen ist nicht diese Anmerkung!

Ich möchte auch recht herzlich wünschen, daß vor würklicher Bearbeitung eines biblischen Systems auch darüber die Theologen sich vereinbareten: ob es überall wohl zuvermuthen stehe, daß in einer göttlichen Offenbarung andre, als a) Wort-Geheimnisse, die von unserer Unbekanntschaft mit der Sprache, der Geschichte, den Gewohnheiten und andern Ursachen mehr, sich herschreiben können? und b) solche sachwahre Geheimnisse enthalten wären, deren Entdeckung uns zur Aufklärung und Befestigung eines beruhigenden und erwecklichen Glaubens nöthig sind? ob es denn also wohl erlaubet sey, allenthalben Geheimnisse, und so gar von verschiedenem Range zu suchen, und zur Qual und Verwirrung der Menschen recht mit Fleiß heraus

zu

zu klauben? oder ob es vielmehr die Pflicht eines wahren Exegeten erfodere, alles schwer zu erklärende, so viel möglich, analogisch und also faßlich, und besonders zu dem Zweck der Aufklärung und Befestigung eines beruhigenden und erwecklichen Glaubens auszulegen. — — — Und ferner: Wenn gleich bey den uns geoffenbarten eigentlichen Glaubenslehren uns noch viele unbeantwortliche Fragen, welche nicht nur Worte sondern auch Sachen betreffen, übrig bleiben; ob man denn unverständliche Antworten darauf formiren, ja dieselben als Glaubensartikel andern vortragen und aufdringen, geschweige sie in einem metaphysischen Kleide, worzu die Schrift keinen Lappen hergegeben hat, aufstellen solle? oder ob es rathsamer und pflichtmäßiger sey, solche unbeantwortliche Fragen entweder gar wegzulassen, oder wenigstens ihnen mit demüthigem Bekenntniß unserer Unwissenheit ihren rechten Namen beyzulegen?

Zu meinen piis desideriis gehöret nicht weniger der Wunsch einer Theologiæ Irenicæ, welche gerade eine praxin contrariam von unserer bisherigen unbiblischen Polemick beobachten möchte; und entweder im ganzen oder stückweise von einer Gesellschaft Theologen, selbst aus verschiedenen Kirchen behandelt, ja wenn ich nicht sehr irre, ein Mitzweck einer biblischen Dogmatick, und derselben geschickt einverleibet werden könnte. Es wird ja, so Gott will, die Zeit da seyn, da wir uns nicht mehr zum beständigen polemisiren berechtiget, ja verbunden

halten, sondern von Paulo Eph. 4, 15. Das αληθευειν εν αγαπη annehmen werden. Wie sehr würde insonderheit dadurch, wenn man nach der Liebe, des dissentirenden Worten die erträglichste Deutung gäbe; ihm so viel möglich Recht wiederfahren liesse, und vornehmlich auch das Gewicht der streitigen Puncte in Obacht nähme; die von E. H. so angelegentlich bezweckte Reunion der verschiedenen Kirchpartheyen befördert werden müssen. Ich halte auch fast nichts leichter zu seyn, als daß wir mit unsern Dissentienten uns verstehen könnten, wenn wir nur wollten, oder wenn nur die eine Parthey den Anfang und Vorgang machte.

Wenn ich zum Beyspiel hievon die vornehmsten Unterscheidungslehren unserer und der Reformirten Kirche gegen einander halte, so wird solches zur Absicht nicht undienlich, und eben so wenig E. H. mißfällig seyn.

Ich nehme die härteste Lehre der Supralapsariorum zum Gegenstande, und halte dafür, man müsse ihnen zugeben, daß Gott die Menschen, die verdammt werden, zur Verdammnis, und die selig werden, zur Seligkeit erschaffen und verordnet habe; auch daß die Mittel, welche Gott an den Menschen gebrauchet, nicht mehr wirken sollen, wie sie würklich thun. Ich kann es auf keine Weise absehen, wie man beydes läugnen könne, wenn man gestehen muß, daß es eben dasjenige ist, was Gott ohne Fehl vorher sahe, ehe er das geringste

machte.

machte; und daß er, ohngeachtet er es ohne Fehl vorher sahe, dennoch demselben zu der Würklichkeit verhalf, die es ohne seine Erschaffung nimmer erhalten hätte. (Es gielt hier gleich, ob er es als nothwendig oder zufällig vorher sahe, ob es gleich jedem in die Augen fallen muß, daß, wenn Gott dabey auf sich sahe, er es als nothwendig vorhersehen mußte; genug, daß er es ohne Fehl vorher sahe.) Gesetzt auch, daß beyde Sätze nicht unmittelbar biblisch wären, gesetzt insonderheit, daß Röm. 9. nur als eine Hypothesis nicht aber cum applicatione; nicht universaliter von einer jeden paßiven Bestimmung des menschlichen Willens und der menschlichen Schicksale, sondern nur partialiter von der Unzulänglichkeit des menschlichen Willens sich ohne Gottes zuvorkommende und mitwirkende Gnade wahre Vortheile der Seele verschaffen zu können, oder von der Bestimmung der menschlichen Schicksale in diesem Leben zu erklären wäre; so sind sie doch theologisch, und wenn man legitimas consequentias zulassen muß, auch in so ferne biblisch wahr; es mögen so viele Ausflüchte dagegen hervorgesuchet, oder so viele gehäßige Consequenzen daraus gezogen werden, als nur immer wollen.

Und was verlieren wir durch diese Lehren? Büssen wir dadurch einen Trost ein, den wir bey den entgegengesetzten Lehren haben könnten? widersprechen wir dadurch andern klar geoffenbahrten Lehren? Haben wir dabey Verantwortungen des

Gewissens zu besorgen? Keines von allen, nach meiner Meinung.

1) Können wir keinen Gott leiden, der ohne Fehl allwissend ist, und auch unsere unglücklichen Schicksale vorher gesehen, und vorher bestimmet habe? Auch bey dem indeterministischem, bey dem universalistischem, ja selbst bey dem Zulassungs-System, müssen wir ihn ja so ansehen, und so gar NB. bey allen zugestehen, daß Gott nichts als existirend vorher gesehen habe, ehe es von ihm selbst zur Existenz bestimmt worden. Nur alsdann scheinet diese Idee einem Nachdenkenden unausstehlich zu seyn, wenn wir von dem allwissenden und alles determinirenden Wesen besorgen müssen, daß es nur einem einzigen seiner vernünftigen Geschöpfe erlauben konnte oder mußte, sich überwiegend und ohne Ende unglücklich zu machen. Dies ist die Hauptsorge, welche kein Indeterminismus heben aber wohl befördern kann, gleichwie der Determinismus sie gar nicht mit sich führet, sondern vielmehr zu ihrer Zerstreuung nebst andern Gründen dienen kann. — — Ferner: hat sich ein jeder Mensch, als von Gott entweder erwählet oder verworfen anzusehen, so ist er dadurch noch nicht berechtiget, sich präcise für erwählet oder verworfen zu halten, sondern er muß blos darüber ungewiß seyn. Noch weniger darf er sagen: Ich bin erwählet, darum stehet mir alles frey, oder ich bin verworfen, darum kann ich es nimmer gut genug machen. Denn

seine Erwählung oder Verwerfung ist seinem Verhalten proportional. Will er sich also aus der in abstracto immer bleibenden Ungewisheit, so viel möglich herausziehen, und treibet ihn die vernünftige Selbstliebe an, solches nach allen Kräften zu thun; so muß er ohnabläßig dahin sehen, daß sein Verhalten, dem von Gott verordneten Verhalten der Erwählten, und nicht dem entgegenstehenden Verhalten der Verworfenen ähnlich sey. So lange dieses Bemühen bey ihm vorhanden ist, und so weit er darin fortschreitet, so lange und so weit ist er auf dem Wege der Erwählten, und darf die Furcht vor der Verwerfung bey sich nicht überhand nehmen lassen, und vice versa. Was kann dabey die ungewisse abstrackte Alternative von seiner Erwählung oder Verwerfung, für einen schädlichen Einfluß haben! Muß nicht dieser Einfluß vielmehr vortheilhaft seyn? ohne Zweifel! und gewiß nicht mehr und nicht weniger, als von demjenigen, was Christus redet Matth. 7, 13. 14. Marc. 13, 33. 37. und Paulus schreibet Phil. 2, 12. c. 3. 14. 16. — — Aber wie kann unsere Freyheit mit dieser Idee bestehen? Nach dem gewöhnlichen mächten Begriff wohl nimmermehr! — — — Vielleicht aber auch nicht, wenn wir den wahren Begriff derselben also formiren, daß sie in einem zureichenden oder mit genugsamen Mitteln versehenen Vermögen bestehe, seinen Willen (nicht pro und contra, sondern) zu seinem wahren Vortheil zu bestimmen; wenigstens scheinet die Verwerfung von Ewigkeit sich nicht damit zu reimen.

Allein diese Schwierigkeit drücket alle Systeme, den Universalisten so wohl als den Particularisten, den Indeterministen noch mehr wie den Determinisſten; und selbst das Zulassungs-System löset sie nicht auf. Meiner Meynung nach kann sie am besten auf folgende Weise gehoben werden. Gesetzt, es sey die beschriebene Freyheit wenigstens vor Erlangung einer Fertigkeit, theoretisch ungewiß, so verhält sich solches mit allen bisher ungenützten Kräften und Mitteln eben so. Schliesset man nun vor angestelletem Versuch wohl vernünftig, daß solche Kräfte und Mittel nicht vorhanden sind? oder muß man, zumal bey wichtigen Zwecken, dazu man ihrer benöthiget ist, und bey glaubwürdigen Zeugnissen, die uns davon Versicherung geben, vermöge der vernünftigen Selbstliebe, und nach den Regeln des Wahrscheinlichen, nicht vielmehr glauben, oder wenigstens vermuther, daß sie würklich vorhanden sind? Und muß man nun nicht in solcher Erwartung getroste und ernstliche Versuche und Anstrengungen unternehmen, auch dieselben beständig, und zu immer höhern nöthigen Graden fortsetzen? Wenn nun gleich die beschriebene Freyheit nicht theoretisch zu erweisen stünde, noch in abstracto mit der Verwerfung könnte vereinbaret werden, so ist doch die practische Vermuthung derselben da, und diese streitet mit der Verwerfung, welche in concreto immer vor der Ankündigung ungewiß ist, nicht im allermindesten.

2) Eben

2) Eben so wenig finde ich die Meinung der Supralapsarier mit andern klar geoffenbarten Wahrheiten im Widerspruche. —— Wenn die heilige Schrift uns die herrlichsten Versicherungen von der gnädigen Gesinnung Gottes gegen uns Menschen giebet: so ist fast allenthalben, wo nicht ausdrücklich, doch verschwiegen, die Bedingung dabey, wenn wir sie erkennen, und uns zu Nutzen machen wollen. Gott will uns selig machen, wenn wir uns selig machen lassen wollen. Gott will uns den Glauben geben, wenn wir ihn annehmen wollen. Er will nicht den Tod der Sünder, wenn der Sünder ihn nicht selbst will. Da ist also gewiß kein Widerspruch. — Es sind aber vielleicht so allgemeine Versicherungen des göttlichen Wohlmeinens mit allen Menschen in der Bibel vorhanden, dabey keine Bedingung subintelligiret werden kann, z. E. Tit. 2, 4. 2 Petr. 3, 9. Joh. 3, 17. ꝛc. Ich gebe es zu, und erkläre sie als Antropopathien θεοπρεπως dahin, daß das Unglück auch der strafbarsten Menschen nicht finis verus & ultimus Dei sey. So sind sie wahr und ohne alle Verstellung gemeinet. Und wie will sie ein Universalist immer mit dem ewigen Elende einiger Geschöpfe reimen? Er müßte zum wenigsten sagen: Gott wollte diese Unseligen noch beständig gerne in einen bessern Zustand setzen, wenn er nur könnte! Soll das aber heissen: Er wollte, wenn er es nur um sein selbst willen könte, so ist das gerade eben so viel, als: Er will nicht: und soll hingegen damit angedeutet werden:

Er wollte es, wenn es ihm die Geschöpfe nicht selbst unmöglich machten; so ist es ja wohl von dem nicht allein allmächtigen, sondern auch allweisen Wesen nicht zu gedenken, daß es etwas sollte gemacht haben, das so wol seiner Macht, als seiner Weisheit überlegen wäre, und bey dem es seine Güte durchaus nicht vermögend wäre anzubringen und geltend zu machen. — — Ich geschweige der Regel der Sicherheit, die so wol hier als bey einer neuen Schwierigkeit angewendet werden kann, da man vielleicht sich einbilden möchte; wenn Gott mit seinen Gnaden-Mitteln nicht mehr ausrichten will, als er wirklich ausrichtet, so sind sie unkräftig, und es ist Verstellung und Unwahrheit dabey, wenn sie uns als ernstliche und zureichende Mittel angepriesen werden. Dieser Vorwurf kann schon alsdann den Gnaden-Mitteln nicht gemachet werden, da sie ein Subject voraussetzen, das sie anwenden oder wenigstens ihre Kraft nicht hindern soll. Aber auch jene Regel verbietet, den göttlichen Gnaden-Mitteln irgend eine ihnen in der Schrift beygelegte Kraft abzusprechen, und eine Verstellung dabey zu vermuthen, zumal wir die Gränzen dieser Kraft vor geschehener und zwar gebührender Anwendung gar nicht vermögend sind, selbst zu bestimmen, und eine absolute Kraft derselben sich bey allen Subjecten im Gebrauch äussert. Wir sind also practisch verbunden, zu glauben, daß die Gnaden-Mittel alle Kraft haben, deren wir bey einer guten Anwendung benöthiget sind, und daß Gott damit so viel ausrichten

richten wolle, als nicht von uns selbst gehindert wird, ob wir gleich die Sache von der Seite des allwissenden Gottes, und in abstracto betrachtet, gestehen müssen, daß die Gnaden-Mittel nicht mehr ausrichten sollen, als sie wirklich ausrichten; und so stehen beyde Sätze in keinem Widerspruch.

3) Bey solcher Beschaffenheit der Sache, verantwortet man wohl nichts, wenn man die Sätze des Supralapsarier in Abstracto, und von Seiten der Allwissenheit Gottes betrachtet, zugiebet, und nur in Concreto, und von Seiten der eingeschränkten Einsicht und moralischen Natur der Menschen allem Mißbrauch derselben vorbeuget, ihnen das practische beständig entgegen hält, und so nicht allein selbst denket, sondern auch davon bey aller Gelegenheit sich äussert. Ich wenigstens sehe nicht die mindeste Gefahr dabey, sondern es kommt mir vielmehr vor, daß wir auf solche Art mit den härtesten Reformirten im Grunde einerley denken, und nur darin von ihnen abgehen, daß wir die Sache bloß theoretisch und in Abstracto abthun wollen, und darüber in unauflöslichen Widersprüchen bleiben: Der Reformirte aber, wenn er es verstehet, auf dem practischen Wege seine Theorie und Abstraction sowol von allen Widersprüchen, als bösen Folgerungen befreyen kann.

Und wie sehr würden wir uns den Reformirten in dem Streite über die Worte: Das ist, im Artikel

tikel de ſacra coena nähern, wenn wir dasjenige, was wir doch ſelbſt lehren und lehren müſſen, im Streite ihnen zuerſt zugäben. Wir ſollen ja bey dem heil. Abendmahl vornemlich an den Tod und an das Blutvergieſſen Jeſu für uns gedenken! Woran ſollen wir alſo bey dem Brot und Wein im Gebrauch des heil. Abendmahls vornemlich denken? Antw. Ebenfalls an den Leib und an das Blut Jeſu und was damit zu unſerm Beſten vorgegangen. Was will denn alſo Jeſus damit zu allererſt uns anzeigen, und dabey von uns gedacht haben, wenn er ſaget: Das iſt mein Leib — — mein Blut? Dies ſind äuſſerliche Zeichen, dabey ihr euch desjenigen erinnern, und die euch dasjenige bedeuten ſollen, was mit meinem Leib und Blute zu eurem Beſten vorgehen ſoll, und geſchehen iſt. Wenn man dieſes den Reformirten ausdrücklich zuförderſt eingeräumet hätte; ſo könnte man, wenn man dazu veranlaſſet wäre, nun weiter fragen: Ob denn nicht noch wol etwas mehr oder nichts mehr in den Worten: Das iſt, mit Gewißheit gegründet ſey, oder der Unterſuchung werth wäre? Aber ſo iſt die leidige Gewohnheit (aller Liebe und aller guten Ordnung, ja ſelbſt der Wahrheit entgegen) daß man die Gegenſätze, und alſo auch den Bruch mit Diſſentirenden gleich ſo weit macht, wie möglich, und darüber der bekannteſten Vermittelungs-Sätze, worin man einig ſeyn muß, ſo ſehr vergiſſet, als wenn ſie gar nicht vorhanden wären.

Ich

Ich gestehe es, daß ich E. H. Anfoderung an Ihre Correspondenten nicht pünctlich erfüllet habe, und dennoch hoffe ich, daß dasjenige, was ich Ihnen vorzulegen die Ehre gehabt habe, Ihrem Zweck im Ganzen nicht ungemäß seyn werde, wiewol meine Denkungsart sich vielleicht kaum mit der Denkungsart sonst jemandes, völlig in eine Classe wird bringen lassen. Ich habe nur über einige besondere Puncte der biblischen Dogmatik mich abgebrochen herausgelassen, und ich sollte die vornehmsten nach der Reihe durchgegangen seyn. Aber das war für mich noch zu früh und zu weitläuftig. Ich sollte bemerket haben, worin ich mit E. H. übereinstimme oder nicht. Doch das giebt der Augenschein, ob ich gleich als bloß für mich über einige Puncte zu raisonniren scheine. Sonst bekenne ich mit vollem Herzen, daß, ob ich gleich der biblischen Dogmatik noch viele Veränderung in der Methode, dem gelehrten Vortrage, und manchen besondern Materien, und insonderheit eine grosse Verkürzung wünsche, welche auch in einer geschwind veranstalteten obgleich verkürzten Ausgabe nicht allerdings möchte bewerkstelliget werden können, ich dennoch die meisten Puncte derselben, besonders diejenigen, worin E. H. sich von den gemeinen Compendien entfernen, mit rührender Beystimmung gelesen habe. Die Beschreibung des Glaubens, daß er in der (mit Empfindung verknüpften) Annehmung der ganzen Lehre Jesu, und also auch seines Gesetzes bestehe, ist völlig

meine

meine Idee. Eben so sehr billige ich die Beschreibung der Rechtfertigung, und die Zusammenfassung verschiedener, sonst getrennten Gnaden-Wohlthaten des heil. Geistes in einer allgemeinen Idee, und unzählige Dinge mehr, davon ich auch schon vorhin einige angeführet habe.

In der, meinem Dünken nach, gar zu sehr bis ins Kleine detaillirten Lehre von Christo, und überhaupt in der meßianischen Religion gehe ich am weitesten von E. H. ab. Ich bin nicht überzeuget, daß die eigentliche meßianische Religion ihren Anfang früher genommen habe, als mit dem Lehramte Christi. Die Patriarchen hofften, nach meiner Einsicht, auf den Meßiam nicht weiter, als daß er zur Verherrlichung Gottes, und zum Trost der Menschen mehr Licht in die Welt und auch zu den Heyden bringen werde. Vielleicht fehlte ihnen selbst noch Beruhigung, sowol in Ansehung eines neuen künftigen Lebens, als auch der Vergebung ihrer Sünden, insonderheit solcher Sünden, davon den mosaischen Opfern keine Vergebung ausdrücklich zugesaget war. Sie mußten sich mit Schlüssen aus den vorhandenen geringern Gnaden-Versicherungen begnügen, und sich durch (entwickelte oder unentwickelte) Glaubens-Pflicht so beruhigend machen, wie sie konnten; daher sie hofften und wünschten, daß der Meßias mehrere und allgemeinere Versicherungen über diese wichtigen Puncte

der

der Welt mittheilen werde. Das war aber auch wol alles, es möchten denn die Propheten bey ihren göttlichen Begeisterungen davon etwas mehr Entwickeltes gefühlet oder eingesehen haben. Es wäre sonst unmöglich, daß die wahre Idee von dem Meßia so ganz und gar bey allen Juden hätte können verlohren gegangen, und selbst bey denen, die auf den Trost Israels warteten, nur so sehr universal seyn, und so sehr universal ausgedruckt werden können, wie wir an dem Beyspiel selbst eines von dem Geiste Gottes getriebenen Simeons Luc. 2. finden. Wollte man indessen annehmen, daß die patriarchalische Religion, nach der Weise des Melchisedek, der messianischen in Ansehung der Simplicität, und der Zwangs-Freyheit ähnlicher wie die Levitische gewesen sey; so bin ich zwar damit einig, aber ich begreife alsdenn nicht, wie deswegen die patriarchalische Religion mehr meßianisch könne genennet werden, als wenn man die wahre natürliche Religion (wo überall eine existiret hat, oder mit Recht existiren kann) wegen eben dieser Aehnlichkeit meßianisch nennen wollte.

Vielleicht, Hochwürdiger Herr Doctor! ist gegenwärtiger Aufsatz mehr meinem Ideal, das ich mir gemacht hatte, als dem Ihrigen gleichförmig; zum wenigsten, wenn derselbe von E. H. nicht ganz unbrauchbar sollte gehalten werden, werden zwey Jahre wol lange nicht hinreichend

reichend ſeyn, die Stimmen zu einem möglichſt univerſellen bibliſchen Syſtem zu ſammlen, weil noch gar zu viel vorher auszumachen iſt. Ich will aber, wie er auch beſchaffen iſt, anjetzo nicht weitläuftiger ſeyn, und E. H. Geduld nicht zu ſehr mißbrauchen.

IV.

Allgemeine Gedanken

von der

Trennung der Christen

und ihrer

Wiedervereinigung.

Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes hat mir ſeine Gedanken über die Möglichkeit, ſich vornemlich mit der Römiſch-Catholiſchen Kirche über alle ſtreitigen Puncte zu vereinigen, ſchriftlich mitgetheilet. Ich finde ſie zum Theil ſo **gut**, zum Theil ſo **neu**, daß ich ſie den prüfenden Freunden der Wahrheit gedruckt vor Augen zu legen, und ihre Urtheile darüber mir zu erbitten entſchloſſen bin. Ganz von dem Wunſche belebt, daß Gott der darin enthaltenen Wahrheit bey allen Religions-Partheyen einen geſegneten Eingang verſchaffen, und hingegen alle ſchädliche Wirkungen irriger oder doch übel eloquirter Sätze (wenn ſich dergleichen darinen finden ſollten) durch ſeine mächtige Gnade verhüten wolle.

der Herausgeber.

IV.

Allgemeine Gedanken von der Trennung der Christen und ihrer Wiedervereinigung.

JEsus Christus verknüpfet alle an ihn Glaubende durch das Band des Friedens, Ephes. 4, 3. Wie alle zu einer und eben derselben Seligkeit durch ihn berufen werden: so müssen auch alle, die sich Hoffnung darauf machen wollen, seinem Worte glauben, und seinem Befehle gehorchen. Alle sollen demnach auch *) einerley Erkenntniß und Meinung besitzen, 1 Cor. 1, 10. Röm. 15, 5. wie Jesus und sein Wort einig ist. Alle sollen einander eifrig lieben, einer des andern wahren Nutzen nach seinem Vermögen befördern, und alle sich gegen einander als Mitglieder eben desselben Leibes verhalten, die unter der Herrschaft eines einigen Hauptes stehen.

Wie wenig erreichet dieses göttliche Haupt seine Absicht bey dem gegenwärtigen Zustande seiner Bekenner! Alle preisen mit einem Munde Gott, als den

*) In Absicht auf die zur Gründung und Befestigung dieser Hofnung unentbehrlichen Wahrheiten. A. D. H.

den Vater ihres Herrn Jesu Christi, Röm. 15, 6. der sie zu einer lebendigen Hofnung eines himmlischen Erbes wiedergebären, 1 Petr. 1, 3. 4. oder zu seinen Kindern erzeugen will. Dem ohngeachtet sind sie nicht einig im Geiste ihres Gemüthes. Sie sind vielmehr über dem richtigen Begriffe von dem Heyl ihres einigen Seligmachers und über seiner Lehre in einen so heftigen Streit verfallen, daß sie geglaubet haben, dieser Zwiespalt könne die blutigsten Kriege rechtfertigen, worinnen man auf einer Seite den Widerspruch wider die, durch das Alterthum geheiligte, Lehren dämpfen, auf der andern aber das Recht, öffentlich zu widersprechen, seiner eigenen Einsicht zu folgen, und von jenen sich abzusondern, hat behaupten wollen.

Auch einzelne Anhänger der einen Parhey sind durch diesen Streit zu unversöhnlichen Feinden der Gegenparthey gemacht worden. Man hat sich bereden lassen, solche Gegner als verdeckte Feinde Christi und seiner Lehre anzusehen, mit denen man zur Ehre seines Hauptes keinen vollkommenen Frieden eingehen, und keine aufrichtige Freundschaft errichten dürfe. Daher ist eine heimliche Verbitterung des einen Theiles gegen den andern erwachsen, und sehr tief eingewurzelt. Darum heget man gegen einander ein unablegliches Mißtrauen und eine unüberwindliche Abneigung. Und wenn man auch um irdischer Vortheile willen mit seinen Gegnern äusserlich im Frieden lebet, so hält man es doch für seine Pflicht, beständig auf seiner Hut zu seyn,

damit

damit nicht eine genaue Freundschaft der Seele gefährlich seyn, und der Verführung die Wege öffnen möge. Weil eines den andern einer vorsetzlichen Liebe des Irrthums in geheim beschuldiget; so benimmt auch eines dem andern das Vermögen, diejenigen Dienste zu leisten, die ein Glied des Leibes Christi von dem andern geniessen soll. Keines kann des andern Erkenntniß der Wahrheit verbessern, oder seinen Willen von dem Bösen abziehen. Alle Warnungen und Ermahnungen sind fruchtlos, weil der Verdacht des Irrthums und Verführung sie kraftlos macht.

Und diese Abwendung der Gemüther von einander ist nicht einmal der einige Schade, welchen die Trennung derer an Christum glaubenden verursachet. Die Wahrheit der Nachricht von Christo selbst muß darunter in Absicht auf diejenigen, welche von ihr überzeuget werden sollen, einen grossen Abbruch leiden. Ein ganz ungeheurer Schade ist, und der immer mehr daher zu besorgen, wenn diese Spaltung nicht wieder aufgehoben wird. Man verehret den von Gott gesalbten Jesum einmüthig als das göttliche Licht einer vollkommnen Weisheit, und die in dessen Lichte sich Erfreuenden können doch in etlichen Jahrhunderten darüber nicht einig werden, was dieses Licht eigentlich zu erkennen gebe, was nemlich Jesus Christus eigentlich lehre, und welchen Weg zu einer vollkommnen Glückseligkeit er der Welt eigentlich geoffenbart habe. Wie leicht lässet sich hieraus der Schluß

machen, daß Christus diesen Weg nicht so deutlich müsse geoffenbaret haben, daß man bey dessen Erkenntniß der Wahrheit gar nicht verfehlen könne. Und ist dieses Merkmal die Eigenschaft eines göttlichen und vollkommenen Lichtes? Macht nicht eine unüberwindliche Dunkelheit einen jeden Unterricht unbrauchbar? Wie scheinbar wird hierdurch der Verdacht, daß die Lehre Christi nicht göttlich sey?

Die Gelehrtesten von beyden Partheyen beschuldigen ihre Gegner solcher Irrthümer, welche ihre ganze Erkenntniß Christi verderben und fruchtlos machen, zugleich aber einer willkührlichen und boshaften Verblendung, welche sie hindern, die Wahrheit zu erkennen. Hat man aber wohl auf beyden Theilen einen hinlänglichen Grund, allen seinen Gegnern eine so unbegreifliche Thorheit und Bosheit zu zutrauen, daß sie in Ansehung der allerwichtigsten Erkenntniß sich selbst betrügen, und einer solchen Lügen unaufhörlich anhangen wollten, um deren Willen ihnen Christus gar nichts hilft? Uebertritt man nicht augenscheinlich das Gebot Christi: Richtet und verdammet nicht, wenn man über die Beschaffenheit der menschlichen Herzen ein Urtheil fällen will, in die Gott allein einschauen kann?

Irren aber die gelehrtesten Männer nach einer langwährigen Ueberlegung wider ihren Willen, was soll endlich ein Ungelehrter seiner Beurtheilungskraft zutrauen? Ist es wol möglich, daß der Hause der Christen, der in Vergleichung mit den

Gottes-

Gottes-Gelehrten so groß ist, jemals eine gewisse Versicherung erhalte, daß er die seligmachende Erkenntniß Christi besitze, wenn er den Grund seiner Ueberzeugung mit Ablegung aller Vorurtheile untersuchet; wenn er einen Gelehrten den andern, und seine Erkenntniß so sehr verdammen höret, und keinen von beyden in das Herz sehen und wissen kann, ob es Gott und der Wahrheit getreulich anhange? Kann er wohl auf Gott das feste Vertrauen setzen, daß er wegen seiner aufrichtigen Liebe der Wahrheit, ihn für allen gefährlichen Irrthümern bewahren werde, ohne zugleich so viele zu verdammen, die er als solche Irrende ansehen muß? Heisset dieses wohl auf einen unbeweglichen Grund gebauet, wenn man in der That, obgleich unwissend, sich allein auf die Versicherung seiner ersten Anführer zu Christo verläßt, und ihr Urtheil von den Widersprechern mit blinder Zuversicht zu seinen eigenen macht, weil sie den Vortheil gehabt haben, uns zuerst von Christo zu unterrichten?

Das macht die Seligkeit eines Christen auf Erden aus, daß er versichert ist, Gott werde ihn durch Christum in der gezeigten Ordnung nach dem Tode ewig selig machen. Soll aber diese Versicherung die Probe aushalten; soll sie das Herz auch bey Anfällen der Schwermuth und dem sichtbarlich herannahenden Tode völlig beruhigen: so muß sie auf einem unbeweglichen Grunde beruhen. Man muß völlig überzeuget seyn, daß der allmächtige und wahrhaftige Gott selbst uns geoffenbaret habe, er

wolle dieses thun. Kann aber diese Ueberzeugung wohl vollkommen seyn, wenn es nicht unmöglich gemacht wird, daran zu zweifeln, so wohl daß Gott durch Christum geredet, als das er dasjenige geoffenbaret habe, was wir für die wahre Lehre Christi halten? Und wie kann dieses unmöglich gemacht werden, so lange die gelehrtesten Ausleger der göttlichen Offenbarung so sehr von einander abweichen, daß die von der einen Parthey, die von der andern, als Christum gar nicht kennende verdammen?

Man entsaget seinem eigenen Urtheile, und unterwirft sich dem Ausspruche der Kirche. Man glaubet, daß Christus etwas gelehret habe, weil die Lehrer des Evangelii von undenklichen Zeiten her, oder vielmehr von Christi Zeiten an, also gelehret haben. Man kann aber doch auf dieses Vertrauen sich nicht sicher verlassen, wenn man nicht selbst untersuchet, ob diese Lehre wirklich so alt sey, und ob die jetzt lebenden Lehrer Glauben verdienen, wenn sie sich eines solchen Alters ihrer Lehre rühmen? Können wir uns in Ansehung solches Vertrauens irren, wie es der Gegentheil sehr wahrscheinlich macht, so ist es auch möglich, daß wir uns mit einer ganz falschen Hoffnung schmeicheln. Und wer soll uns Bürge dafür seyn, daß wir in Ansehung des ganzen Glaubens an Christum uns nicht irren, wenn denen nicht völlig zu trauen ist, die uns die Nachricht von Christo, als eine sichere übergeben haben?

Man glaubet zwar vornemlich deswegen die richtige Erkenntniß Christi zu besitzen, weil man dieselbe in der heil. Schrift deutlich gegründet siehet. Beruhet aber dieses Sehen nicht in der That auf dem Zeugnisse unserer Lehrer, daß es darin gegründet sey, und also auf dieser ihren Augen? Wenn diese auch nicht irren wollen, so ist es doch möglich, daß sie irren, und den wahren Sinn der Worte der Schrift nicht treffen, und wie stehet es alsdenn um unsern eigenen Glauben aus? Wir können unser Gemüth nicht völlig beruhigen, wenn wir nicht auf das genaueste und mit einer völligen Unpartheylichkeit untersuchen, ob die heilige Schrift eine göttliche Offenbarung sey, und was sie eigentlich lehre. Nach aller angewendeten Mühe aber bleibet es noch zweifelhaft, ob unsere eigene Einsicht und Urtheil nicht irrig sey. Denn wer kann sich hierin selbst eine Untrüglichkeit beylegen, wenn er sieht, daß die Klügsten unter den Menschen sich so oft bey dieser Untersuchung geirret haben? Womit sollen wir uns in dieser Verlegenheit trösten? Und was hilft die ausgebreitetste Gelehrsamkeit in diesem Falle, zu einer ganz vollkommenen Ueberzeugung?

Wie viele Menschen sind auch zu einer solchen Prüfung ihrer Erkenntniß von Christo fähig? Wie viele können nur mit einigem Scheine der Zuverlässigkeit der Entscheidung ihres eigenen Verstandes trauen? Der einfältige und größte Haufen des Pöbels ist hiezu ganz untüchtig. Die eine Hälfte der

Menſchen, ich meine dasjenige Geſchlecht, welches die Schrift in Abſicht auf ihren Geiſt das ſchwächſte nennet, 1 Petr. 3, 7. und ihm daher alles Lehren 1 Tim. 2, 12. erwachſener Perſonen unterſaget, darf ſich nicht allein gar nicht unterſtehen gelehrte Männer ſeinem Urtheile zu unterwerfen, und zu hoffen, daß es die Wahrheit beſſer, als jene entdecken werde; da es von allen Mitteln, ſie aus der Quelle aufzuſuchen, ganz entblößt iſt. Auch in gewiſſen Wiſſenſchaften ſehr geübte, und in dieſer Abſicht ſehr gelehrte, auch ſehr verſtändige Männer, die in weltlichen Geſchäften eine groſſe Stärke ihrer Beurtheilungs-Kraft zeigen, die wenigſte Zeit ihres Lebens aber dem Nachdenken über die Religions-Wahrheiten widmen können, und überdies weder diejenigen Sprachen gründlich gelernet haben, ohne welche man nicht einmal die Worte der göttlichen Offenbarung verſtehen kann, noch die weitläuftige Erkenntniß beſitzen, die zu einem gründlichen Ausleger der Schrift von denen ſelbſt gefodert wird, die jedermann, ſeinen Glauben auf das Forſchen in der Schrift zu gründen, vermahnen: Auch ſolche geſchickte Männer, ſage ich, handeln vielmehr verwegen als klüglich, wenn ſie ſich dem Richteramte über die Wahrheit der Lehre von Chriſto unterziehen wollen.

Und was kann man endlich von den Häuptern ganzer Völker erwarten, welche nicht allein den ſtärkſten Reizungen zur Bequemlichkeit und zu ſinnlichen Beluſtigungen ausgeſetzet ſind, und alſo alle lang-

langweilige oder ihren liebſten Vergnügen zum Nachtheil gereichende Unterſuchungen verabſcheuen, ſondern auch wenn ſie bey ſich ſelbſt eine gewiſſe Stärke der Beurtheilungskraft fühlen, und daher in ihrem Gebrauche einiges Vergnügen finden, durch die Menge und Weitläuftigkeit der Regierungs-Geſchäfte ſo ſehr zerſtreuet werden, daß ſie zu einer reifen Erwegung aller Worte der göttlichen Offenbarung und zu einer gründlichen Vorbereitung auf die Entdeckung ihres wahren Inhalts allzuwenig Zeit übrig behalten? Was werden endlich dieſe von den Lehren des Evangelii urtheilen, wenn ihre Lehrer fortfahren, ſich ſelbſt allein den Beſitz der Wahrheit zu zueignen, und ihre gelehrten Widerſprecher verdammlicher Irrthümer zu beſchuldigen? Werden ſie nicht zuletzt auf den Gedanken kommen, die Würde ihres Standes erfodere, daß ſie ſich von aller Unterwürfigkeit unter andere Menſchen frey machen? Wird nicht der bloße Verdacht, daß Menſchen, unter dem Vorwande einer Sendung Gottes zur Verkündigung ſeines Willens, über ſie herrſchen, dem Genuſſe ihrer irdiſchen Vortheile, durch eine erdichtete ſchreckhafte Ausſicht in ein Leben nach dem Tode, Einhalt thun, und ſich ſelbſt durch das angemaaßte Amt der Haushalter göttlicher Geheimniſſe viele irdiſche Vortheile erwerben wollen, ihre Ehrbegierde entflammen, und der Neigung, dieſem Verdachte Beyfall zu geben, ein höchſt ſchädliches Uebergewicht verſchaffen?

Was hat man alſo endlich zu beſorgen, wenn die Religions-Spötter fortfahren, dieſen Verdacht zu unter-

unterstützen, und an Scharfsinnigkeit, Witz und Feinheit zu zunehmen? Sollten nicht alle Religions-Partheyen der Christen befürchten, daß die Mächtigen dieser Erden einmal aufhören werden, die Religion zu schützen, weil die Lehrer der Religion durch ihre Uneinigkeit sich verdächtig machen, und daher ihnen eine eigene Untersuchung aufbürden, wozu jene selbst sie doch für unfähig erklären? Sollten sie es nicht für möglich halten, daß die Liebe zum Freydenken sich einst ihrer Beschützer bemächtigen, und sie verleiten könnte, die Religion der Christen einmüthig als ein leeres Pfaffen-Geschwätze, und den Stoff ihrer Zänkereyen zu verwerfen, und an ihrer Unterdrückung zu arbeiten? Sollte nicht das Beyspiel eines einzigen also gesinneten Mächtigen viele andere zur Nachfolge reitzen, und das Vertrauen, welches man bisher auf seine Anführer zum Glauben an Christum gesetzet hat, durch die Aufdeckung seines wirklich schwachen Grundes vereiteln können?

Wie viel leichter würde es hingegen seyn, jedermann von der Wahrheit der Lehre von Christo zu überzeugen, wenn alle streitende Religions-Partheyen einander zugestehen könnten, daß sie in Ansehung alles dessen, was man von Christo erkennen muß, wenn man an seinem Heyl Antheil nehmen will, die Wahrheit gleich richtig erkannt, und sich ohne Noth von einander getrennet haben? Wie viel stärker müßte die vereinigte Macht der Partheyen zum Widerstande wider den Unglauben werden,

den, wenn eine jede durch das, was ſie vor andern Vorzügliches beſitzet, das erſetzte, was jener an Stärke noch abgehet? Sollte die Wahrheit der chriſtlichen Lehren nicht mit viel gröſſerm Nachdrucke, als bisher vertheidiget werden können, wenn alle Religions-Partheyen ſich über der Auslegung aller wichtigen Schriftſteller vereinigten, und dieſe Auslegung auf die unwiderſprechlichſten Geſetze der Auslegungs Kunſt gründeten? Eben dieſe Auslegung aber erwieſe, daß von den Zeiten des Lebens Chriſti im Fleiſche an, bis auf die jetzige Zeit, das reine Evangelium von unſerer Seligmachung auch durch mündliche Ueberlieferung von einem Lehrer zum andern fortgepflanzet worden ſey. Alsdann erſt könnte man die ſtets wachſame Vorſorge Gottes und ſeines Geſalbten für ſeine Kirche, und die Bewahrung eines jeden an Chriſtum aufrichtig glaubenden für ſchädlichen Irrthümern: Alsdann erſt könnte man die Deutlichkeit der Offenbarung, die es unmöglich macht, daß man in Anſehung ihres weſentlichen, und zu erkennen unentbehrlich nöthigen Inhalts, irre, augenſcheinlich darthun. Und wie ſchlecht ſtehet es um die ganze Gewißheit unſerer Erkenntniß aus, wenn dieſes Vertrauen zu Gott wegfällt?

Allein ſoll man wohl, wird mancher hierbey fragen, wegen der androhenden Gefahr des allzuſehr überhand nehmenden Unglaubens heucheln? Soll man ſeine eigene Einſicht den Vortheilen eines äuſſerlichen Friedens aufopfern, und nur deswegen

seinen bisherigen Gegnern Recht geben, damit die Religions-Spötter die Uneinigkeit der Anhänger Christi sich nicht zu Nutze machen, und insonderheit die Grossen unter den Menschen nicht von Ihnen abspänig machen mögen? Das sey ferne! Verflucht sey vielmehr eine solche Gleichgültigkeit in der Religion, die sich auf fleischlichen Eigennutz gründet, und lieber falsch lehret und Recht behält, als durch den Vortrag der reinen Wahrheit sich nachtheilige Verachtung zuziehet! Die Lehre der Wahrheit, welche gottselig macht, ist so wenig als die Gottseligkeit selbst ein Gewerbe, Tit. 1, 1. 1 Tim. 6, 5. Wehe dem, der sich dadurch nur irdische Vortheile zu erwerben bemühet!

Eine dauerhafte, eine wirklich nützliche, eine gerechte Vereinigung der Lehrer des Evangelii muß nothwendig auf eine Uebereinstimmung ihrer Einsicht, die von ihrem eigenen Gewissen bezeuget wird, in Ansehung aller wichtigen Glaubenslehren sich gründen. Man muß auf beyden Theilen überführet werden, daß der Gegentheil in Absicht auf diese Lehren in der That eben das glaube, was wir für wahr halten. Man muß sich nicht bloß über der Auslegung der Schriftstellen willkührlich vergleichen, sondern man muß auf beyden Seiten überzeuget seyn, daß sie richtig sey, und dieses jedermann vor Augen legen können. Man muß erweisen können, daß die mündlich fortgepflanzte Lehre also erkläret werden könne, daß sie mit jener Auslegung völlig übereinstimme, wenn durch die vereinigte

einigte Macht der Streiter Jesu Christi eine ehrne und unübersteigliche Mauer um das Evangelium her aufgeführet, und der Glaube wider allen Irrthum befestiget werden soll.

Was ich indessen von den Vortheilen einer Vereinigung der Christen angeführet habe, ist blos deswegen vorgestellet worden, damit man auf beyden Seiten einer aufrichtigen Begierde nach derselben und nach ihrer Möglichkeit Raum geben; damit man derselben nicht mit einem unzeitigen blind und taub machenden Eifer widerstreben möge, wenn eine Gelegenheit dazu sich darbieten sollte. Denn ich bin versichert, daß einer würklichen Vereinigung der Christen nichts mehr im Wege stehe, als ein fast unüberwindlicher Abscheu vor derselben. Ich bin von den sichern Gründen meiner eigenen Vorschläge so gewiß überzeuget, daß die Hofnung eines heylsamen Erfolges meiner Bemühung fast durch nichts anders als die Furcht geschwächet wird, daß man mich entweder ungehört und ungeprüfet verdammen oder sich nicht die Mühe geben werde, meine wahre Meynung zu erkennen: daß man folglich mich also widerlegen werde, wie man sich zuvor einbildet, daß ich reden werde, oder wie ich reden mußte, wenn ich widerleglich seyn sollte, und nicht wie man nach aufmerksamer Betrachtung meiner Worte befunden hat. Darum muß ich zuförderst dem Vorurtheile zu begegnen suchen, der fast alle Gemüther der Christen eingenommen hat, als ob die

Ar-

Arbeit an der Vereinigung der christlichen Religionsparthеyen eine in aller Absicht ganz vergebliche, das ist, nicht allein unmögliche, sondern auch unnöthige und von allem wichtigen Nutzen entblößte Arbeit sey.

Man ist gewiß für seine Parthey allzusehr eingenommen, wenn man sich einbildet, daß es der Gegenparthey an gelehrten und scharfsinnigen, und allen Ansehen nach gottesfürchtigen Männern fehle. Ein unpartheyischer Richter trift auf beyden Seiten Märtyrer ihrer Meynungen an, die ihrer Erkenntniß und Glauben reiche Opfer bringen, und ansehnliche irdische Vortheile nur deswegen ausschlagen, weil sie die Verlassung ihrer Parthey für eine Verläugnung Christi halten, und daher lieber die ganze Welt verlieren, als Schaden an ihrer Seele leiden wollen. Wer Hartnäckigkeit, Eigensinn, und andere eitle Absichten zum einigen wahren Bewegungsgrunde eines solchen Eifers für die Reinigkeit des Glaubens und des Bekenntnisses der Wahrheit bey allen ohne Unterschied macht, der besitzt gewiß die Liebe nicht, denn diese ist nicht argwöhnisch. 1 Cor. 13, 7. Und wie kann man mit einigen Gründen vermuthen, daß man eine solche Thorheit auch mit dem Tode versiegele? Sollte man nicht lieber daraus schliessen, daß es der Gegenparthey nicht gänzlich an einem überzeugenden Scheine der Wahrheit fehle? Und sollte dieser so mächtige Schein nicht etwa von der Wahrheit selbst herrühren, die auf beyden Seiten in so

ferne

ferne im Verborgenen liegt, daß ſie von dem Gegentheile nicht eingeſehen werden kann? Sollten nicht beyde Partheyen auf eine ſolche Art vereiniget werden können, daß keine etwas dabey einbüſſete?

Alle bisherige Vereinigungsverſuche, ſind allerdings fruchtlos abgelaufen. Die größten und gelehrteſten Männer haben ihre eifrige Bemühung um dieſelbe ganz vergeblich angewendet, weil ſie den Widerſpruch, der ſich in gewiſſen Glaubenspuncten zwiſchen den ſtreitenden Partheyen befindet, nur zu verſtecken, aber nicht gründlich zu heben gewußt haben. Soll man aber deswegen alle Hofnung aufgeben, daß eine untadelhafte Vereinigung zu Stande gebracht werden könne? Auch die größten Männer bleiben Menſchen, denen es an vielen Einſichten fehlen kann, welche eine ſolche Vereinigung erfodert, und die ihren Leidenſchaften, insbeſondere dem Ehrgeiz, oft am wenigſten Einhalt thun. Und kann nicht das, was in vorigen Zeiten unmöglich geweſen iſt, durch den Zuſtand der jetzigen möglich gemacht werden, da ſich auf beyden Seiten vieles aufgekläret und der zuverſichtliche Stolz auf den alleinigen Beſitz der Wahrheit, und die Untrüglichkeit ſeiner eigenen Urtheile, ſehr vermindert hat?

Würklich groſſe Männer, denen ihre eigene Gröſſe niemals verborgen bleibt, ſind allezeit am meiſten der Verſuchung ausgeſetzet, von der Ein-

ſicht des wahren Sinnes ihrer Gegner die Augen zu verſchlieſſen, und ihre Lehren blos deswegen für unzweifelhaft falſch zu halten, weil ſie von der Richtigkeit ihrer eigenen Einſicht allzuſehr eingenommen ſind, und alles, was nur im geringſten davon abweichet, ſo gleich für etwas widerſprechendes anſehen. Wenn ſie mit ihren groſſen Gaben viel Nutzen ſtiften ſollen, ſo müſſen andere ihnen den gebührenden Werth beylegen. Deswegen ſehen ſie es als eine Pflicht an, bey ihrer Parthey ſich ein groſſes Anſehen zu erwerben, damit man ihnen eine untrügliche Einſicht und Beurtheilungskraft zutrauen, und in dieſen Vertrauen ſich auf ihren Unterricht deſto völliger verlaſſen möge. Gleichwohl thut einen ſolchen Vertrauen nichts mehr Abbruch, als das Geſtändniß, daß man bisher in der Beſchuldigung eines Irrthums ſeiner Gegner ſich geirret habe.

Wie ſehr wird noch überdies die Freyheit groſſer Gottesgelehrten durch die Rechenſchaft eingeſchränkt, welche ſie ihrer Parthey von ihren Verhalten zu geben haben. Dieſe erwartet nur die Rettung ihrer Ehre von denſelben. Aller Augen ſind daher auf ſie gerichtet, und der geringſte Schein, daß man zu viel nachgebe, erwecket Geſchrey, oder doch wenigſtens Verdacht. Alles Anſehen bey ihrer Parthey, die ſie nicht verlaſſen wollen, wird dabey aufs Spiel geſetzet. Was Wunder alſo, wenn ſie immer beſorgen, ſie möch-

ten

ten sich selbst ausser den Vertheidigungsstand setzen, und dem Gegentheile eine nachtheilige Blösse zeigen, wenn sie einen Gedanken von der Richtigkeit einer gegnerischen Lehre Gehör geben, und ihn nicht in der Geburt ersticken wollen? So sehr sie daher sich vor einem schimpflichen Nachgeben zu fürchten haben, so sehr sind sie darauf bedacht, den Gegentheil ohnvermerkt dazu zu bereden. Unter dem Scheine einer Vereinigung sucht man also bloß seine Gegner zu überschleichen, und über sie die Oberhand zu behalten, indem man sie zu bereden sucht, daß ihre Lehren unter einer solchen Erklärung, die sie in der That aufhebet, angenommen, und für richtig erkläret werden sollen. Weil man aber diese Absichten auf beyden Seiten führet, so ist man auch auf beyden Seiten auf seiner Huth, und oft allzu mißtrauisch. Daher muß nothwendig eine Absicht die andere vereitlen.

Wie viel weniger darf sich ein solcher Gottesgelehrter beyfallen lassen, dem Gegentheile einzuräumen, daß einige seiner Lehren den Vorzug verdienen? Seine Parthey rühmet sich, daß sie nichts glaube und lehre, als was sich aus dem geschriebenen Worte Gottes deutlich erweisen lasse. Dieses verhindert ihn seiner eigenen Einsicht zu folgen, und erst erwehntermassen nachzugeben. Wenn er auch vollkommen überzeuget ist, daß seine Parthey sich irre, und von der Lehre der Schrift abweiche, so darf er dieses doch nicht öffentlich bekennen.

Der Religions-Eyd bindet ihm die Hände. Er nöthiget ihn zwar nicht, seiner eignen Ueberzeugung zuwider, eine gewisse Lehre für wahr zu erklären. Er nöthigt ihn aber doch sein Amt nieder zu legen, und seine bisherigen Einkünfte der Wahrheit aufzuopfern. Eine solche Veränderung seiner äusserlichen Umstände muß ihn nothwendig in die größte Verlegenheit setzen, zumal wenn er für vieler Unterhalt zu sorgen hat. Er kann der Gegenparthey nicht beytreten, weil er nur etwa in einem Stücke ihrer Lehre beypflichtet, und seine bisherige Parthey verstößet ihn gleichwohl wegen seiner Gewissenhaftigkeit. Wie schüchtern muß dadurch ein jeder Gottesgelehrter zu Erforschung der Wahrheit gemacht werden? Wie sorgfältig muß er einen jeden aufkeimenden Zweifel an der Richtigkeit der Lehre seiner Parthey ersticken, damit er nicht zu einer höchst nachtheiligen Ueberzeugung erwachsen möge.

Wer mit Nutzen an der Vereinigung der Religionspartheyen arbeiten will, der muß nothwendig über alles würklich erhaben seyn, was ihn und sein Urtheil partheyisch machen könnte. Er muß alle irdische Vortheile gar nicht in Betrachtung ziehen, die von dem Anhangen an einer von den streitenden Partheyen abhangen. Er muß mit Uebereinstimmung des Herzens den unschätzbaren Vortheil, welchen alle Christen von einer Vereinigung sich versprechen können, dem eitelen und vergäng-

gänglichen Nutzen vorziehen, den er für seine eigene Person dadurch erhalten könnte, wenn er entweder die Trennung unterhielte, und für die Ehre seiner Parthey eifrig stritte, oder zu der nach Neubekehrten begierigen Gegenparthey übergienge. Er muß aber auch seine eigene Ehrbegierde verläugnen, und kein Bedenken tragen, öffentlich zu gestehen, daß er mit seiner Parthey bisher ein falsches Urtheil von der Lehre seiner Gegner gefället habe. Er muß zu seiner Demüthigung eingestehen, daß man von der Wahrheit eine vollkommene Ueberzeugung besitzen, nachhero aber doch überführet werden könne, daß man nicht allein selbst, sondern auch seine Lehrmeister und die verehrungswürdigsten alten Theologen seiner Parthey sich im Urtheilen vergangen haben. Er muß mit einer wahren Freude sich lehren lassen, daß den bisherigen Gegnern seiner Parthey zu viel geschehen und etwas nur deswegen für falsch und unrichtig gehalten worden sey, weil man es nicht in dem Lichte einer völligen Deutlichkeit eingesehen hatte.

Sind die grossen Gelehrten und angesehensten Lehrer zu einer solchen Gemüthsverfassung wohl die Allerfähigsten? Darf man wohl eine solche Verläugnung von ihnen erwarten, da ihre Ehre mit der Ehre ihrer Parthey, deren Stützen sie sind, so genau zusammen hänget? Ist es ihnen wohl zu verargen, wenn sie diese Ehre keiner

Gefahr ausſetzen wollen, da ſie zu beſorgen haben, die geſuchte Vereinigung möchte doch nicht zu Stande kommen, und ſie ohne Nutzen ſich ſelbſt und ihre Parthey verächtlich machen, und viele Anhänger von ſich abwenden? Kann man ihnen eine eifrige Bemühung um die Reunion zumuthen, da eben dieſer Eifer ihnen den Verdacht einer Gleichgültigkeit in der Religion oder eines verdeckten Irrglaubens zuzieht? Kann man ſich demnach wohl weigern, einen, auſſer einer ſolchen Verbindung lebenden Diogenes einigen Vorzug vor jenen zuzugeſtehen, da er keinen Ruhm und Anſehen und keinen irdiſchen Nutzen zu verlängnen hat?

Jedoch, man muß nicht blos ſich in den Umſtänden befinden, daß man die Wahrheit freymüthig bekennen darf. Man muß auch in dem Beſitze der Wahrheit ſtehen. Es iſt eine unverantwortliche Verwegenheit, wann man an einer Vereinigung der Religionspartheyen arbeiten will, ohne hinlänglich unterrichtet zu ſeyn, was eine jede eigentlich lehre, und was die göttliche Schriften davon urtheilen. Man muß in der Gottesgelahrheit ſelbſt ſtark ſeyn, wenn man beyden Theilen überführend zeigen will, wie die von Gott bezeugte Wahrheit ſie vereinigen könne, und daß ſie allbereits in ihrer Erkenntniß einſtimmig ſind. Wer dieſe Stärke nicht beſitzet, der wirft an ſtatt Friede zwiſchen zwey Partheyen zu ſtiften, eine

eine dritte Parthey auf, die wegen ihrer neuen Lehren von jenen mit gleichen Abscheu angesehen wird. Und wo trift man diese Stärke ausser der Anzahl derer an, die sich der Gottesgelahrheit deswegen gewidmet haben, weil sie ihnen künftige einträglich seyn, und ihnen Lebensunterhalt verschaffen soll? Wie viele und wie starke Hinderniſſe haben demnach bis anhero eine Religionsvereinigung unmöglich gemacht? Könte diese nicht an sich selbst gar wohl möglich seyn, und wegen der angeführten Umstände doch niemals zu Stande kommen?

Auch diese Betrachtung hat mich nicht abschrecken können, Hand an ein Werk zu legen, an dessen guten Erfolge bis jetzo jedermann gezweifelt hat. Ich habe vielmehr in der, länger als dreißig Jahre lang verspührten, und noch immer in gleicher Stärke fortdaurenden ganz sonderbaren natürlichen Neigung, in dem Forschen der Schrift und dem Nachdenken über theologische Materien mein allersüſſestes Vergnügen zu finden, und diesen Vergnügen ohne einigen Anschein eines irdischen Vortheils, und vielmehr zur Verschlimmerung meiner äussern Umstände, eifrig nachzuhängen, einen göttlichen Beruff anzutreffen vermeinet, mich einer solchen Arbeit zu unterziehen. Ich habe also aller Gefahr, von allen Seiten her verächtliche Begegnung einzuerndten, lieber freywillig mich aussetzen, als dem, was mich beklemmet, widerstreben wollen. 2 Cor. 5, 14.

Ich will zum voraus gewärtig seyn, daß alle Religions-Partheyen ihre Pfeile auf mich abdrucken werden, womit sie bisher ihren Gegnern Abbruch haben thun wollen. Allein ich wünsche in dem, der mich stark macht, Phil. 4, 13. daß sie durch meine Arbeit unter sich selbst zu einem Waffenstillstand bewogen werden mögen, in welchem jedermann seine Parthey nur gegen mich vertritt, weil ich mir verspreche, daß solchenfalls der Streit doch mit gemäßigter Heftigkeit werde geführet werden. Ich traue meiner Arbeit wenigstens so viel zu, daß jede Parthey etwas darin finden werde, daß ihr gefällt, und mir einigen Antheil an ihrer Hochachtung zuerkennet. Und ich wollte mich selbst hassen, wenn ich bey Vertheidigung meiner Sätze einem wilden Feuer Platz geben, und das bittere Bezeigen meiner Widersprecher nicht mit Gelassenheit erdulden, ihren Eifer bey mir selbst nicht entschuldigen, ja ihm nicht einigen Ruhm beylegen, und durch die dienlichsten Vorstellungen zu besänftigen, mich nicht bemühen sollte.

So wenig ich einer weitläuftigen Belesenheit und eines grossen Besitzes dessen, was man eigentlich Gelehrsamkeit nennt, mich rühmen kann: so wenig halte ich dieselbe auch zu Ausführung meines Werkes für unentbehrlich. Daß ich aber die dazu erfoderliche Geschicklichkeit dennoch besitze, und aus wirklich redlichen Absichten an der Vereinigung arbeite; das kann mein eigenes Zeugniß nicht erweisen.

weiſen. Alle die ſich in dieſem wichtigſten Theile der menſchlichen Wiſſenſchaften für ſtark halten, muſſen und ſollen mich prüfen, wenn die Wahrheit an den Tag kommen, und mein Wunſch erfüllet werden ſoll. Es wird mich im geringſten nicht beleidigen, wenn man ſich alle Mühe geben wird, meine unerkannte Schwäche aufzudecken, und mich zu überführen, daß ich weder in den eigentlichen Gegenſtand des Streites über gewiſſe Lehren, noch in dieſe Lehren ſelbſt eine zureichende Einſicht beſitze, ſo ferne man nur auch auf das aufmerkſam ſeyn will, was ich zu meiner Vertheidigung zu ſagen habe.

Wäre ich ſelbſt nicht verſichert, daß ich in Anſehung aller wichtigen Lehren wiſſe, worüber eigentlich geſtritten werde, und was die Vereinigung aufhalte: Wäre ich nicht überzeuget, daß bey den wichtigſten Glaubens Lehren beyde Theile Recht behalten, und doch ſich vereinigen können; wüßte ich ich nicht, daß dieſer Zweck in Anſehung einiger Lehren auch erreichet werde, wenn der Forderung der Glaubens Verbeſſerer ein Gnüge geſchiehet, und die Uebereinſtimmung der alten Lehren mit der heil. Schrift und geſunden Vernunft auf eine überzeugend deutliche Art erwieſen wird; hätte ich alle dieſe wichtige Lehren nicht ſchon durch gearbeitet, und die Möglichkeit einer ſolchen Vereinigung nicht allein eingeſehen, ſondern auch bey den ſchärfſten und vielfältigſten Prüfungen gegen alle erſinnliche von

mir selbst erregte Zweifel aufrecht bestehen gesehen: so würde ich mir nicht haben beyfallen lassen, meine Gedanken andern zur Prüfung vorzulegen. Wüßte ich nicht, daß meine Arbeit in dem Herrn nicht vergeblich sey, wenn sie auch nichts, als Verachtung und Spott mir zuziehen sollte: so würde mein Muth sich nicht auf eine sehr ungewisse Hofnung stützen, daß meine Gedanken eine entfernte Gelegenheit zu Wiedererrichtung des Friedens in der Kirche geben könnten. Denn höher steigt weder meine Erwartung noch mein Wünschen. Darf ich mir nur diese Frucht meiner Arbeit versprechen: Kann ich mir nur einige Hofnung machen, daß nach meinem Tode diese Frucht erwachsen möchte, wenn aller Ruhm mir ganz unnütze seyn wird: so halte ich alle Mühe für reichlich vergolten.

Und wie soll ich mein redliches Herz der Welt vor Augen legen? Mein eigenes Gewissen giebt mir das Zeugniß, daß ich nicht lüge, wenn ich sage, ich würde mich für glückselig schätzen, wenn man mich aus einem blinden und doch rühmlichen Eifer um meiner Gedanken willen, als einen Ketzer verbrennen sollte, wenn ich nur die Hofnung mit mir nehmen könnte, daß auf meiner Asche ein Tempel des Friedens werde erbauet werden. O möchte ich doch das Jegopfer beyder Partheyen seyn, über dessen Blute die kriegerische Fäuste einander umfaßten, einen aufrichtigen Frieden und ewiges Bündniß wider die gemeinschaftlichen Feinde des Evangelii

gelil zu schliessen! Möchte doch eben dasselbe Feuer meine zerbrechliche Hütte und zugleich den Zaun verzehren, der einen Christen von dem andern absondert! Möchte ich doch den grossen Stifter des Friedens, der in meiner Schwachheit stark ist, Ephes. 2, 14. auch darin ähnlich werden, daß ich ausser dem Lager seines Volkes, Ebr. 13, 12. 13. und vor dem Thore der heiligen Stadt seiner sichtbaren Kirche, als ein von deren äusserlicher Gemeinschaft ausgeschlossener, ein Gott gefälliges Brandopfer darbringen könnte, welches alle Feindschaft unter seinen Gläubigen aufhübe! Möchte doch wenigstens meine Freudigkeit im Sterben denen von mir bis in den Tod herzlich geliebten Feinden, die durch mein Tödten einen Gottesdienst zu verrichten glaubten, denjenigen offenbaren, der in mir mit Nachdruck wirket, Col. 1, 29.! Möchte ich doch auf einer so harten Probe, durch den Beystand der Kraft aus der Höhe, aller Welt erweisen, Luc. 24, 49. daß mein Haupt und mein Alles den allergrößten Heldenmuth, und ich möchte wohl sagen, seine Allmacht, seinen Nachfolgern mittheile, Marc. 9, 23. Phil. 4, 13.! Möchte doch mein Beyspiel erweisen, daß der Anblick eines Holz-Stosses in einem himmlisch gesinnten eben dieselbige freudige Bewegung des Gemüths hervorbringen müsse, welche die Erscheinung eines feurigen Wagens bey einem Elias verursachet hat, weil derselbe eben so wohl als jener die getreuen

Knech-

Knechte Jesu einer gewissen und baldigen Versetzung in die Wohnung ihres gemeinschaftlichen Vaters versichern kann!

Aber wie? Alle diese Wünsche wird die That selbst nicht bekräftigen. Man verdammt bey jetzigen Umständen niemanden bloß aus Verdacht oder wegen der Beschuldigung einer Ketzerey, und am wenigsten einen Menschen, der seine Gedanken deswegen eröffnet, weil er bey sich selbst überzeuget ist, daß er in allen wichtigen Lehren sich von der sichtbaren Kirche nicht trenne, und wenn er auch sich irren sollte, doch nicht allein willig ist, sich eines bessern belehren zu lassen, sondern auch dem Urtheile der sichtbaren Kirche seine Gedanken schlechterdings unterwirft. Kann ich aber die wahren Gesinnungen meines Herzens nicht durch die That erweisen; so wird man auch keinen Betheurungen glauben, die ich diesfalls geben könnte. Wem sollte es wohl glaublich vorkommen, daß der bloße Gedanke an die Möglichkeit eines solchen Falles mich mir selbst entreissen und bewegen könne, den Augen aller zur Erde gedruckten Gemüther (und wie groß ist deren Anzahl!) als einen Unsinnigen mich darzustellen? Wird man nicht mein ganzes Bezeigen für eine Ausschweifung meiner erhitzten Einbildungskraft halten, welche deswegen mit einem übernatürlichen Muthe pralet, weil die Gefahr weit entfernt ist? Wird man es nicht für ganz unglaublich

lich halten, daß jemand auf diese Art dem Himmel zueilen sollte, ob man sich gleich gar nicht wundert, wenn man täglich so viele ihr Leben für eine eitle Ehre oder geringen Sold verhandeln siehet, wenn man gleich diejenigen verspottet, die sich weigern, ihr Leben einem Schatten von Ehre in einem Zweykampfe aufzuopfern und in den eröffneten Schlund des ewigen Verderbens ohne Scheu sich zu stürzen? Wie vergeblich sind also alle Versicherungen meiner redlichen Absichten!

Doch was kann mir ein solches Mißtrauen für einen Nachtheil zuziehen? Ich danke dem, der mich über alles, was irdisch heißt, und also auch über alle von der Erden aufsteigende Urtheile weit erhoben hat. Man verwerfe alle Zeugnisse, die ich von mir selbst ablege! Man traue mir weder hinlängliche Kräfte, noch eine lautere Absicht bey meiner Unternehmung zu! Kann dieses wohl mir oder meinen Lesern schaden? Mir selbst hülfe es nichts, wenn jedermann mir alles zutrauete, und mein eigenes Bewußtseyn mir meine Schwäche unter die Augen vorwürfe. Ein Thor verläßt sich bloß auf das Urtheil anderer Menschen, ohne sich selbst auf der Probe kennen zu lernen. Ein jeder vernünftiger Mensch muß bey sich selbst das finden, worauf er sich verlassen soll; und so werde auch ich niemals mich dahin erniedriegen, von irgend jemanden einen Beyfall zu erbet-

erbetteln, der aus bloſſer Gefälligkeit herrühret. Ich verachte vielmehr von ganzem Herzen allen Vortheil, der von der Gunſt meiner Leſer herflieſſet.

Dieſe aber ſollen mich auch nicht als einen ſolchen betrachten, der Ihnen ein Licht aufſtecken will. Ich bitte vielmehr einen jeden, meine Gedanken bloß als eine Geſchichte meiner eigenen Meinungen zu leſen. Man ſuche in meiner Schrift ſonſt nichts, als was ich in Anſehung dieſer oder jener Lehre dafür halte, und worauf mein Urtheil ſich gründet. Ein Lehramt iſt mir niemals aufgetragen worden, ſo wenig als ich es jemals ſuchen werde. Meine Stimme iſt alſo nichts, als die Stimme eines einzelnen unanſehnlichen Menſchens. Dieſe prüfe man aufs ſtrengſte. Nur vergeſſe man ſich ſelbſt nicht! Man tadele mich, aber ſo, daß man ſich nicht ſelbſt im Lichte ſtehe, und die Erkenntniß der Wahrheit zu ſeinem eigenen Nachtheile aufhalte!

Irre ich mich nicht, (hier iſt der Hauptſatz, auf welchen ich alles folgende erbaue) ſo iſt das, was alle ſtreitende Partheyen Der Chriſten in Anſehung der wichtigſten Glaubens-Lehren für wahr erklären, kein Irrthum: ſo

irret

irret eine jede nur in der Verdammung ihrer Gegner, und jede kann ohne Bedenken ihre Hände zu einer aufrichtigen Vereinigung ausstrecken. Sollte dieser einzige Satz meine Gedanken nicht einer sorgfältigen und unpartheyischen Prüfung würdig machen?

Aber man wird mit etlichen meiner Gedanken nicht zufrieden seyn. — Gut. — Man verwerfe sie also so lange, als man sie, nach einer mir abgefoderten Erläuterung und Erklärung, für unrichtig halten kann! Man schneide mir allen Ruhm ab, daß ich etwas Gutes zum erstenmale gesagt habe! Man denke nur nach, ob man nicht, mit Beybehaltung seiner eigenen Meinungen, nach meiner Anleitung eine sichre Vereinigung mit seinen Gegnern ausfündig machen könnte! Man vergesse es, daß man mich gelesen! Man strafe den Stolz, den man mir zutrauet, dadurch, daß man einen Vergleich errichtet, an welchen ich gar keinen Antheil habe! Ich will zum voraus diese Strafe loben. Ich will jetzt schon mich als einen Thoren verdammen, wenn ich mich alsdann für beleidiget halte, weil man sich dessen nicht erinnert, der die Bahn gebrochen hat.

Aber ich will nun ohne fernere Entschuldigung meinen Entwurf selbst mittheilen. Ich will anfangen zu erzählen, was ich von der Trennung der Christen halte, welche aus der Verbesserung der mündlich fortgepflanzten Lehre entstanden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

V.

Fragment einer Abhandlung

über die

Dauer der Höllenstrafen.

V.

Fragment einer Abhandlung über die Dauer der Höllenstrafen.

Einleitung.

§ 1.

Da ich gesonnen bin, meine Gedanken über die Dauer der Höllenstrafen, oder über die Frage: ob sie ewig sind oder nicht? den Freunden der Wahrheit zur Prüfung vorzulegen; so muß ich zuerst den Gegenstand, davon ich handeln will, und die Art und Weise, wie ich davon zu handeln, gemeinet bin, festsetzen. Ich verstehe durch ewige Höllenstrafen einen überwiegenden unglücklichen und schmerzhaften Zustand derjenigen, die am jüngsten Tage das Urtheil der Verdammniß empfahen werden, der nicht allein eine Zernichtung oder eine andere Art der Endschaft, sondern auch ohne Verlust oder Betäubung ihres Verstandes und Empfindungs-Kräfte seyn wird. Ich setze zum voraus, daß uns in der Schrift eine solche Beschreibung der Höllenstrafe ertheilet werde, welche uns nicht den geringsten wahren Anlaß giebt, die Zernichtung der Verdammten, oder den Verlust oder

Betäubung ihres Verſtandes und Empfindungs-Kräfte zu vermuthen. Wenigſtens habe ich es bey Unterſuchung der Frage, ob die Höllenſtrafen ewig oder nicht ewig ſind, nur mit ſolchen zu thun, die in dem gegebenen Begriff mit mir einig ſind, und ich überlaſſe die Meinung derjenigen, welche etwa eine Zernichtung der Verdammten oder einen Verluſt oder Betäubung ihres Verſtandes und Empfindungs-Kräfte glauben möchten, einer beſondern Erörterung. Und es werden auch die meiſten, welche die Ewigkeit dieſer Strafen behaupten, eben dieſem Begriffe zugethan ſeyn. —— Ich berühre es gleichfalls nur im Vorbeygehen, daß ich privative ewige Strafen keinesweges in dieſem Verſtande leugne, daß eine jede Sünde, deren Folgen nicht ausgelöſchet ſind, eine Verminderung der Seligkeit in der zukünftigen Welt ohne Ende nach ſich ziehe. Wiewohl dieſelbe ohne Zweifel nicht als eine eigentliche Strafe peinlich empfunden werden, ſondern denjenigen Seligen, welche derſelben unterworfen ſind, nur eine deſto mehrere Demüthigung vor Gott und ihren Mitbrüdern natürlich machen, und ſie zu einem deſto lebhaftern Preiſe der ihnen wiederfahrnen göttlichen Barmherzigkeit erwecken würde, wovon das Beyſpiel eines Paulus 1 Tim. 1, 13. 16. zu einer merkwürdigen analogiſchen Erläuterung dienen kann. —— Aber von den poſitiven Höllenſtrafen, welche uns in der heil. Schrift als ein βρυγμος ὀδοντων, ὄλεθρος, ξηροχωρία, κολασις, πυρ, u. ſ. w. beſchrieben werden, halte ich mich mit Grunde berechtiget zu

urtheilen,

urtheilen, daß sie nicht ewig sind, sondern einmal ein erwünschtes Ende haben werden.

§ 2.

Da meine Absicht hiebey ist, mich so kurz zu fassen, als es ohnbeschadet des wahren Entscheidungs-Puncts, oder vielmehr zum Besten desselben möglich und nöthig ist: so wird man schon vermuthen, daß ich mich mit ausführlicher Widerlegung derjenigen nicht aufhalten kann, welche sogar aus vereinigten Vernunft-Gründen, aus dem Begriff einer von Ihnen willkührlich gebildeten Gerechtigkeit und Heiligkeit ewige Strafen herleiten wollen. Wer nicht eine solche Empfindung hat, daß ihm so wohl aus eigner Sorge für sich selbst, als aus wehmüthigen Mitleiden gegen seine Mitgeschöpfe, ein Schauder überfällt, wenn er den Vater der Geister auch als einen Werkmeister ewig mühseliger Geschöpfe betrachtet; oder wer aus dem Begriff des vollkommensten Wesens, oder aus der erkannten Einrichtung und Regierung der Welt von diesem vollkommensten Wesen, den geringsten Anlaß zu einem Beweise, ja nur zu einer Vermuthung hernehmen kann, daß gewissen Geschöpfen desselben ein überwiegendes ewiges Unglück bevorstehe, verdienet auch in Wahrheit nicht einmal eine ernsthafte Widerlegung. Sonst, wenn es aufs demonstriren ankäme, würde es mir vielleicht nicht mißlingen, zu demonstriren, daß, da nur drey Ursachen erdenklich sind, warum ein überwiegendes ewiges Elend von dem Allerhöchsten über

irgend eines seiner Geschöpfe könne verhänget werden, (nemlich, weil er entweder die Zurechtbringung desselben gar nicht verlange, oder ohngeachtet derselben ihm alle Begnadigung versage, oder nicht im Stande sey, es dahin zu vermögen, und seine Gnade bey demselben geltend zu machen) daß alle diese Ursachen unmöglich mit dem Begriff eines an Macht, Weisheit und Güte vollkommensten Wesens können vereiniget werden, zumahl, wenn man so tief in die Metaphysik gehen wollte, zu beweisen, daß dasjenige einem Wesen zu thun oder zu lassen unmöglich sey, und also demselben nicht moralisch imputiret werden könne, was es bey möglichst gegebener Veranlassung dennoch entweder immer thut, oder nimmer unterläßt.

Ich entferne mich von solchen Speculationen! Aber ich kann gleichwohl der Vernunft zur Folge nicht unterlassen, bloß zu fragen: welches von beyden Bildern für uns einen mehrern Reiz und mehrere Sicherheit, und also in der That eine mehrere Vollkommenheit habe, ob das Bild eines Wesens, welches zwar seine Güte in verschiedenem Maaße austheilet, aber nie dieselbe jemanden so sehr entziehet, daß es ihn ohne Erbarmen einem ewigen Elende überlassen, oder gar damit belegen könnte; oder das Bild eines solchen Wesens, welches nur einige ewig glücklich, andere aber ewig unglücklich machte? Die Wahl ist leicht getroffen, und vermeldet uns den Ausspruch der gesunden Vernunft in dieser Sache — — Aber damit ist freylich

freylich gegen völlig entscheidende Ausſprüche einer göttlichen Offenbarung nichts ausgemacht, vielmehr müßte alle unſere natürliche Empfindung, wenn ſie auch noch ſo vernunftmäßig ſcheinet, weichen, falls ſolche Ausſprüche ſollten vorhanden ſeyn. — — Im Gegentheil kann aber auch nichts für einen ſolchen Ausſpruch gelten, was mit gutem Grunde zweifelhaft gemacht, oder gar anders ausgelegt werden kann. — — Und darauf ſoll und muß es auch bey unſrer Abhandlung allein ankommen.

Erſter Abſchnit.

§ 3.

Mein erſter Satz, wodurch die Unaufhörlichkeit der von mir beſchriebenen Höllen-Strafen ſelbſt nach Anleitung der heil. Schrift geſchwächet wird, iſt dieſer: Wenn gleich in der heiligen Schrift dieſelbe als ein klarer Lehrſatz angetroffen würde: ſo iſt doch noch Hofnung da, daß ſie ein Aufhören haben könne. Kann nicht Gott das Urtheil, welches er über die Verdammten ausgeſprochen, wieder abändern, und kann man ihm das Jus aggratiandi mehr abſprechen, als einem irdiſchen Fürſten?

Ich ſehe, daß dieſes anjetzo die Meinung verſchiedener Neuern ſey, und erblicke davon in ihren Schriften hin und wieder Spuren. Und vor vielen Jahren war auch dieſe Vorſtellung der letzte Anker, woran

woran ich mich hielt, wenn ich beym Nachdenken über die herrschende Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen in eine unaussprechliche Beklemmung gerieth. Aber schwach war sie nur, die daher entspringende Hofnung eines wunschwürdigen Aufhörens derselben, besonders deswegen, weil mir die Wahrhaftigkeit Gottes und seines Worts dabey in Gefahr zu seyn schien. Ich beantwortete zwar diesen beunruhigenden Gedanken damit, daß, gleichwie Gott um des möglichen Mißbrauchs willen, eine vielleicht von ihm beschlossene Begnadigung der Verdammten gänzlich verbergen könne, er aus einem gleichen Grunde anfänglich den gar zu rohen und leichtsinnigen Sündern nicht den geringsten Anlaß geben wollen, sich eine künftige Begnadigung als leicht vorzustellen, und daher die Drohungen seiner Strafen so eingerichtet habe, daß sie eine Unendlichkeit anzeigen, oder uns wenigstens über das erwünschte Aufhören derselben zweifelhaft machen und lassen sollten. Und ich bin allerdings versichert, daß, wenn sich die Sache so verhielte, die Wahrhaftigkeit Gottes und seines Worts damit allerdings bestehen könne. Aber daß es sich unter der angenommenen Hypothese wirklich so verhalte, war nur noch bloß deswegen möglich, weil es nicht durchaus unmöglich war, nicht aber, weil ein positiver Grund vorhanden war, wodurch die gefaßte schwache Hofnung verstärket werden konnte. — Seit dem habe ich einen solchen Grund, und zwar in dem Vorgange der heiligen Schrift selbst angetroffen, und will ihn jetzt meinen wertheſten Lesern mit-

mittheilen. Ich finde nemlich in diesen heiligen Büchern verschiedene Beyspiele, welche mich belehren, daß katechorisch lautende Worte und Ankündigungen Gottes, ohnbeschadet der Wahrhaftigkeit Gottes und seines Wortes, hypothetisch genennet sind, und eine verschwiegene Bedingung in sich fassen. Von denselben will ich aber nur vorjetzo zwo anführen, welche am meisten meiner Absicht gemäß sind, und dieselbe so deutlich unterstützen, daß, da sie auch bekannt genug sind, man gewiß Ursache hat, sich zu verwundern, daß sie bisher dazu entweder gar nicht, oder nicht treffend genug angewendet worden.

§ 4.

Das erste stehet Esa. 38, 1. Da Gott dem Hiskias in seiner Todkrankheit sagen lässet: Bestelle dein Haus, denn du wirst sterben, und nicht lebendig bleiben. Was ist klärer, als daß Gott dem Ansehen nach, ihm alle Hofnung zur Genesung abschneiden wollen, die er noch ohne Zweifel mehr, wie er sollte, unterhielt, und wodurch er abgehalten wurde, sich so eifrig und demüthig, wie es seine Schuldigkeit war, zu Gott zu wenden. Gott schicket einen eignen Boten an ihn, ihm seinen Tod anzukündigen. Er lässet ihn erinnern, sein Haus zu bestellen, um nicht mit einem beschwerten Herzen und Gewissen in die Ewigkeit zu gehen, und, damit ihm gleichsam vollends alle Hofnung zum Leben abgeschnitten werde, lässet er die Ankündigung seines Todes Urtheils noch überdem verneinend ab-

faſſen: Du wirſt ſterben, und nicht lebendig bleiben! Der Prophet, welcher ihm dieſe Ankündigung hatte überbringen müſſen, wußte es auch nicht anders, als daß es dabey ſein Bewenden haben ſollte, bis ein neues Wort vom Herrn zu ihm geſchah, V. 4. Und das beſtund darin, daß das vorige Wort, wegen der Bitte und Thränen des Hiskias aufgehoben wurde, und Gott ſeinen Tagen noch 15 Jahre zulegte. War es nun wohl Gottes Abſicht geweſen, die erſte Ankündigung zu vollziehen, oder beſtand ſie in der That wohl in etwas anderm, als darin, daß Gott den Hiskias weichmüthig und recht um ſein Leben beſorgt machen, und dadurch zu einem deſto eifrigern und demüthigern Gebet um Friſtung ſeines Lebens erwecken, und ſo dann dieſelbe wieder zurücknehmen wollte? Iſt das nun nicht zu leugnen; ſo haben wir hierin ein bibliſches Beyſpiel, daß es Fälle gebe, wo Gott inſonderheit unangenehme Dinge dem Menſchen mit Weisheit ohne eine Bedingung hinzu zufügen, verkündiget, welche er doch nur in Entſtehung einer ſich vorbehaltenen Bedingung zu erfüllen, und wenn dieſe Bedingung an den Menſchen eintrift, wieder zurückzunehmen gemeinet iſt, ohne daß ſeine Wahrhaftigkeit dabey im mindeſten leidet. Ja, wir werden dadurch nicht allein berechtiget; ſondern auch angewieſen, bey ähnlichen katechoriſchen Vorherverkündigen unſere Hofnung nicht gänzlich wegzuwerfen, daß ſie vielleicht bedingt von Gott gemeinet ſind, und daß, wenn wir nur dieſe verſchwiegene Bedingung

erfüllen

erfüllen *, dieselbe von Gott aus Gnade und Erbarmen wieder werde zurückgenommen werden.

§ 5.

Noch passender ist das andre Beyspiel, welches in dem Propheten Jona aufgeführet wird, weil es völlig von einer Art mit den Drohungen ewiger Strafen ist, wenn wir dieselben, als katechorisch verkündigt annehmen, und, weil die Bedingung, unter welcher wir dem ohngeachtet ein Aufhören derselben hoffen dürfen, darin deutlich angegeben wird. Jonas prediget nach Cap. 3, 3. im Namen Gottes ganz katechorisch: Es sind noch 40 Tage; so wird Ninive untergehen. Die Absicht dieser Predigt gieng freylich dahin, daß Ninive sich bekehren sollte, und solche war leicht zu errathen, wenn sie gleich nicht ausdrücklich angeführet worden wäre. Aber daß unter dieser Bedingung Gott seine Drohung zurücknehmen werde, das liessen die Worte, worin sie abgefasst war, so wenig vermuthen, daß sie vielmehr damit zu streiten schienen. Daher auch der König zu Ninive nur eine zweifelhafte Hofnung zu einem erwünschten Erfolg ihrer Bekehrung, V. 9. zu erkennen giebt. Gleichwohl war das die verschwiegene Bedingung, unter welcher Gott Ninive mit dem gedrohten Untergang verschonen wollte, und nach deren Erfüllung er sie wirklich damit verschonte, V. 10. — —

Der

*) Dies setzt die Möglichkeit der Bekehrung der Verdammten voraus, darauf der Verfasser unten kommen wird. A. d. H.

Der Fall mit den in der Schrift vielleicht gedrohten ewigen Strafen ist nun in den wesentlichen Stücken wahrlich eben derselbe mit der Drohung des Untergangs von Ninive. Wir können also auch, gesetzt, daß den Verdammten ewige Strafen in der Schrift katechorisch gedrohet würden, gleich den Niniviten eine vielleicht verschwiegene Bedingung dabey in Demuth vermuthen, und so wie sie sagen: Wer weiß, Gott möchte sich kehren, und ihn reuen, und sich wenden von seinem grimmigen Zorn, daß er auch die Verdammten, wenn sie sich recht bekehrten, nicht ewig verderbte!

Diese Hofnung ist theils durch eine analogische Folgerung, theils nach dem Argument vom Kleinern zum Grössern noch um so viel gegründeter, als bey den Niniviten. Diese hatten kein Beyspiel vor sich, wie wir an ihnen haben, eine Aufhebung des göttlichen Urtheils zu vermuthen, und da uns dies Beyspiel in dem Worte, welches uns auch durch Geschichte lehret, aufgezeichnet ist: so stehet es gewiß zu dem Ende da, daß wir bey göttlichen katechorischen Drohungen, wenn es nicht andre Umstände durchaus verbieten, eine verschwiegene Bedingung nicht unmöglich halten. Die Busse als eine solche ansehen, und zur Erfüllung dieser möglichen und einzig möglichen Bedingung alles ersinnliche vorkehren sollen. — — Das Argument vom Kleinern zum Grössern findet auch offenbar zur Bestätigung der schriftmäßigen Möglichkeit, daß die Höllenstrafen, ob sie gleich, als ewig verkündiget

diget wären, dennoch ein Ende haben können, statt: wenn wir von dem, was Gott mit Ninive gethan, auf das, was von seiner Erbarmung gegen die Verdammten zu erwarten stehet, schliessen. Wir folgen hier der Anweisung der Worte Gottes selber, Cap. 4, 10. 16. und der Herr sprach zu Jona: Dich jammert des Kürbis *, daran du nicht gearbeitet hast, hast ihn auch nicht auferzogen; welcher in einer Nacht ward, und in einer Nacht verdarb: Und mich sollte nicht jammern Ninive, solcher grossen Stadt, in welcher sind mehr, denn 120000 Menschen, die nicht wissen Unterscheid, was recht und link ist, dazu auch viele Thiere? So groß der Abstand zwischen einem Kürbis und dem irdischen Leben der Menschen, geschweige der Thiere muß erkannt werden: so groß, ja noch weit gröſſer ist der Abstand zwischen dem zeitlichen Untergang einer grossen Stadt voll Menschen und Thiere, und dem ewigen Verderben unzählig mehrer Menschen. Und eben so richtig ist unsre, nach eben dieser Gott bey gelegten Schlußart, gebildete Folgerung. Hat Gott der zeitliche Untergang einer grossen Stadt, wegen der darin befindlichen Menge seiner Geschöfe nicht allein an Menschen, sondern auch an Vieh dergestalt gejammert, daß er aus Erbarmen den unbedingt lautenden Ausspruch ihres Untergangs für einen bedingt-gemeinten erkläret, und wie diese Bedingung

*) Jonas war böse, daß seine Drohung nicht eingetroffen war ---- Eine Art von Hartherzigkeit, die unter unsern Lehrern der Religion nicht selten ist.

gung erfüllet wurde, wieder zurückgenommen hat: so haben wir eben daher noch um desto mehr Ursache zu hoffen, daß Gott den etwa unbedingt lautenden Ausspruch seines Worts von der Ewigkeit der Höllenstrafen bedingt nehme, und nach Erfüllung der verschwiegenen Bedingung, nemlich nach einer wahren Busse der Verdammten, denselben aus Erbarmen über die Verdammten, welche alle seine Geschöpfe sind, wieder zurücknehmen werde.

§ 6.

Ich stelle mir nicht vor, daß man bey dieser meiner Erklärung der angezogenen Beyspiele etwas der göttlichen Wahrhaftigkeit nachtheiliges entdecken werde. Sie können ja, wie sie da liegen, ohnmöglich anders ausgelegt werden, als von mir geschehen ist. Und wer kann es für einen Mangel der Wahrhaftigkeit erklären, wenn besonders ein Oberherr zu einem guten Zweck seinen Unterthanen, bey Ankündigung der von ihm auf gewisse Verbrechen gesetzten Strafen diejenigen Ausnahmen verschweiget, welche Er sich gleichwohl vorbehalten hat? Stünde es ihm nicht so gar frey, von allgemeinen Verheißungen, welche er denselben ertheilet hätte, unter besondern Umständen, und ohne Schaden seiner Unterthanen, Ausnahmen zu machen: wie wir solches bey der Verheissung des vierten Gebots nicht leugnen können, indem dieselbe nach der Erfahrung zwar ordentlicher Weise in Erfüllung gehet, aber jedoch nach eben derselben ihre in den Worten des Gebots nicht ausgedruckte, sondern

ſondern Gottes weiſer Willkühr vorbehaltene Ausnahmen hat? Es kann auch ein jeder bey mäßigem Nachdenken begreifen, daß dem Zweck, welchen Gott bey Hiskia und den Niniviten hatte, katechoriſche Ankündigungen weit gemäßer wären, als wenn ihnen die Bedingungen, worunter ſie zurück genommen werden ſollten, zugefüget worden wären. Hiskias würde nicht in eine ſolche Aengſtlichkeit wegen ſeines Lebens geſetzt worden ſeyn, und die Niniviten würden nicht mit einem ſo gerührten Herzen zur Buſſe gegriffen haben, wenn Gott eine andere Einrichtung der ihnen zu ertheilenden Ankündigungen beliebet hätte. Und eben dieſes könnten wir von den Drohungen ewiger Strafen leicht weitläuftiger zeigen, als es vorhin geſchehen iſt, wenn es hier, da wir bloß in Hypotheſi davon handeln, überhaupt nöthig wäre; und wenn nicht auch die weitere Ausführung dieſer Abhandlung ſolches überflüßig machte.

§ 7.

Aber von der Richtigkeit unſrer aus dieſen Beyſpielen hergeleiteten Folgerung muß ich noch etwas ſagen, ob ich es gleich in einer andern Abſicht nachher nochmals zum Theil wiederholen muß. Man hat mir nemlich den Einwurf machen wollen, daß dieſe Schlußart deswegen hier nicht ſtatt finde, weil man von dem, was in der Zeit der Gnaden wohl geſchehen könne, auf dasjenige ſchlieſſe, was nach Endigung derſelben noch zu hoffen ſtehe. — — Allein das leugne ich ſo wenig, daß eben dieſes

meine

meine Schlußregel ist, daß man besonders wegen des Beyspiels an Ninive jederzeit auf ähnliche Fälle und noch mit vermehrtem Recht auf unsern Fall schliessen könne; weil die von Gott angegebene Ursache, warum er Ninive auf ihre Busse begnadigt hat, in weit höherm Maaße bey der unbedingten Ankündigung ewiger Strafen zutreffen würde. — Wenn daher obiger Einwurf etwas bedeuten, oder wenn überhaupt etwas gründliches gegen diese unsere Schlußart vorgebracht werden soll: so muß man zeigen, daß die Vermuthung einer verschwiegenen Bedingung bey den etwa unbedingt lautenden Ankündigungen ewiger Strafen durch gewisse Aussprüche heiliger Schrift untersagt, oder wenigstens unwahrscheinlich gemacht werde: und solche Stellen der Schrift möchte ich kennen!

Hebr. 3, 13. und Cap. 12, 15. wie auch Cap. 4, 1. worin vor Verstockung des Herzens und Versäumung der Gnade gewarnet, und eine heilsame Furcht empfohlen wird, daß wir die Verheissung einer seligen Ruhe nicht versäumen, und unser keiner dahinten bleibe, scheinen nebst andern gleichlautenden Ermahnungen und Warnungen des göttlichen Worts dazu nicht hinlänglich zu seyn. Denn würden dieselben wohl allesammt dadurch unnöthig und überflüßig werden, wenn sie gleich nur die Erlangung einer frühern oder herrlichern Gnade, und die Vermeidung einer noch so kurzen, geschweige unabsehligen Höllenpein zum Gegenstand hätten? — Wollte man sich auf das Gleichniß von den thörich-

ten

ten Jungfrauen Matth. 25, welche eine verschlossene Thür vor sich fanden, die ihnen auch auf ihre Anfoderung nicht aufgethan wurde, berufen: so siehet man ja offenbar, daß diese Jungfrauen damals ihre Unbesonnenheit eben so wenig wie die Uebelthäter, Matth. 7, 21. 22. ihre Bosheit erkannten, und deswegen noch nicht eingelassen werden konnten. Aber daraus mit Gewißheit auf dasjenige zu schliessen, was hinter dem niedergelassenen Vorhange bey veränderten Umständen auch in Zukunft nicht geschehen könne, wäre eben so übereilt, als wenn die Niniviten wegen der ihnen geschehenen unbedingten Verkündigung ihres Untergangs alle Hofnung einer Begnadigung weggeworfen hätten. — In dem Gleichniß aber von dem reichen Manne, Luc. 16. worin Abraham von einer grossen Kluft redet, welche zwischen den Seligen und Verdammten vorhanden sey; ja gar diesem Unseligen die geringste Linderung seiner Höllen-Schmerzen versagt wird, sehe ich zwar eine fürchterliche sinnliche Abbildung des Zustandes der Verdammten in der Hölle, welcher so elend ist, daß diese Unseligen selbst dasjenige nicht erhalten können, was sie auch noch so flehentlich bitten, aber nicht die Nothwendigkeit alle Hofnung einer künftigen wünschenswürdigen Veränderung für sie fahren zu lassen, so schwer, so langsam, und so späte sie auch erfolgen möchte. Die Kluft zwischen den Seligen und Verdammten aufzuheben, ist zwar bey Menschen unmöglich, aber nicht bey Gott, wie uns Jesus in einem sehr ähnlichen Fall Matth. 19, 25. 26. darauf verweiset.

Wie wenig auch der reiche Mann damals zur wahren Buſſe ſchon mag gekommen geweſen ſeyn, ſiehet man aus dem Grunde, womit er ſeine Bitte gegen ſeine Brüder unterſtützet, V. 30. indem er darin nicht undeutlich zu verſtehen giebet, daß Gott zu ſeiner Bewahrung vor der Hölle nicht genug gethan, da er zu ſolchem Ende ihm keine Wunder ſehen laſſen, ſondern ihm bloß Moſen und die Propheten gegeben. Es ſind auch die Reden Abrahams zu dem reichen Mann gewiß einer verſchwiegenen Bedingung nicht mehr zuwider, als die Worte des Jonas: Es ſind noch 40 Tage, ſo wird Ninive untergehen! Und wie kann man von einer Erbarmung, die ſich ſo gar auf den irdiſchen Zuſtand einer, gegen das Ganze, geringen Anzahl Menſchen, ja ſelbſt der verächtlichen Thiere erſtreckt, anders denken, als daß ſie aus weiſen Urſachen, bloß eine zeitlang, in dem Innern der Gottheit zurückgehalten werde, wenn man ſie etwa in den Ausdrücken des göttlichen Worts von den ewigen Schickſalen eines unzählbaren Heers unſeliger Menſchen vermißete?

§ 8.

Ich hoffe, meine Leſer von der Wahrheit meines erſten Satzes zulänglich überführet zu haben, nemlich, daß, wenn gleich die Ewigkeit der Höllenſtrafen in der heiligen Schrift klar bezeuget würde, dennoch Hofnung ſey, daß ſie ein Ende haben werde. Ich halte auch dieſes ſchon genug zu ſeyn, dem Lehrſatz von der Ewigkeit dieſer Strafen den ſchlimſten

sten Anstoß, den er zarten Gemüthern geben kann, und den Naturalisten wirklich giebt, zu benehmen. Aber jenen Gemüthern würde doch sehr damit gedienet seyn, wenn ihrer Hofnung zu dem Aufhören der Höllenstrafen noch eine solidere Nahrung verschaffet werden könnte *. Denn freylich bleibet sie noch immer nach diesem ersten Satz einem ähnlichen Zweifel unterworfen, als den die Bürger zu Ninive nebst ihrer Hoffnung zur Begnadigung in den Worten an den Tag legen: Wer weiß! Gott möchte sich kehren, und ihn — und sich wenden von seinem grimmigen Zorn. Das Beyspiel von dem glücklichen Erfolg dieser ihrer Hofnung, und die Betrachtung der unendlich grössern Wichtigkeit, welche die Begnadigung der Verdammten selbst in den Augen der Erbarmung haben muß, vermindern zwar diesen Zweifel, aber heben ihn noch nicht ganz und gar.

*) Ich bin nicht dieser Meinung. Vielmehr glaube ich, Gott habe bey so katechorischen Ankündigungen ewiger Strafen, die Absicht gehabt, daß sie die meisten Menschen sich für gewiß und unbedingt, nur wenige stark denkende für bedingt halten, alle aber den bangen Satz: es ist möglich, daß sie ewig sind! zur Besiegung ihres Leichtsinns mit ins Grab nehmen sollten. Und ich denke, alle Bekenner der Offenbarung werden ihn mit sich nehmen. Ich wenigstens werde ihn mit mir nehmen; ohngeachtet ich auch den Wunsch einer starken auf Gottes unendliche Liebe sich gründenden Vermuthung, daß ich mich geirret, mit mir nehmen werde. A. d. H.

Zweyter Abschnitt.

§ 9.

Hierzu wird ein zweyter Satz nöthig und dienſam seyn, deſſen Inhalt dieſer iſt: Die Hoffnung zur Begnadigung der Verdammten kann durch leichte und richtige Folgerungen aus klaren Lehrſätzen der Schrift hergeleitet werden.

Daß ſie darin mit ausdrücklichen Worten oder Exempeln gelehret werden, das unternehme ich mich nicht mit einigen zu behaupten. — 1 Cor. 3, 11:15. Inſonderheit V. 15. ſcheinet mir zwar dahin zu zielen, und ich halte eine jede andre davon gegebene Erklärung für ungewiß. Aber als auf einen Beweiß des Aufhörens der Höllenſtrafen mag ich mich nicht darauf berufen. — — Ich bin auch nicht mehr, wie vor dieſen, der Meinung, daß in 1 Petr. 4, 6. ein ſolcher Beweis anzutreffen ſey, beſonders wenn dieſer Ort mit Cap. 3, 19. verbunden würde. Es kommt mir anjetzo am wahrſcheinlichſten vor, daß Petrus darin nur ſo viel lehren wolle: „Zu dem Ende iſt auch denjenigen unter den Chriſten, welche von den Verfolgern des chriſtlichen Namens vieles ausgeſtanden „haben, oder wohl gar zum Tode befördert worden, wenigſtens nun todt ſind, das Evangelium „verkündiget worden, daß, ob ſie gleich wegen ihrer vormaligen im Heydenthum begangenen „Greuel, vieles bis an den Tod an ihrem Fleiſche „leiden

„leiden müssen, sie doch mit der innerlichen Ver-
„sicherung, daß Gott sie begnadiget habe, und in
„ein ewiges seliges Leben aufnehmen wolle, in ih-
„rem Leiden und Tode sich aufrichten und trösten
„möchten.„ — — Indessen stehe ich noch in der festen Ueberzeugung, daß 1 Petr. 3, 19. nicht nach der gewöhnlichen äusserst gezwungenen Art von der Predigt Christi durch Noah, zu den Zeiten der Sündfluth, sondern von einer Predigt Christi selbst an diese, nach ihrer Auferweckung in einem unbekannten Kerker sich befindende Christen zu verstehen sey, welche Christus in den Tagen nach seiner Auferstehung vor seiner Himmelfahrt gehalten, und gewiß nicht ihre Verurtheilung, sondern das Anerbieten ihrer Begnadigung zum Inhalt gehabt hat. Da ich auch meine Leser zur Hofnung einer allgemeinen Begnadigung der Verdammten schon einiger maassen vorbereitet habe: so werden sie mir diese Auslegung um so viel weniger verargen können. Aber ich verlange nicht, daß sie darauf bauen, weil ich ihnen vielmehr andre Gründe vorlegen will, ohne deren Zuthun ich selbst nicht wissen würde, was ich aus dieser Stelle machen sollte. Denn das hoffe ich augenscheinlich darthun zu können, das solche Ausspruche in der heiligen Schrift vorhanden sind, woraus das Aufhören der Höllenstrafen auf die leichteste und richtigste Art gefolgert werden kann.

§ 10.

Der erste Ausspruch heiliger Schrift, worauf ich mich beziehe, ist derjenige, da Gott die Liebe

genannt wird, 1 Joh. 4, 8. 16. Ich weiß wohl, daß man diesen Ausdruck damit zu erschöpfen meint, wenn man ihn von einer wahren und ernstlichen Neigung erkläret, welche Gott hege, alle Menschen innerhalb eines gewissen Zeitraums, nemlich dieses kurzen Lebens, zur Seeligkeit zu befördern. Aber es müßte vorher schon ausgemacht seyn, daß Gott gegen gewisse Geschöpfe nach Ablauf dieser Zeit keine Liebe mehr beibehalte, oder auch, daß der Zustand derselben vermischt und nicht überwiegend unglücklich wäre, wenn man diese von Gott gepriesene Eigenschaft in Ansehung einiger Geschöpfe so sehr einschränken, oder sie dem ohngeachtet noch behaupten wollte. Aber letzteres kommt hier, vermöge desjenigen, was wir oben § 1. angenommen haben, gar nicht in Betrachtung, und ersteres ist wenigstens hier noch so wenig ausgemacht, daß wir es vielmehr durch die natürlichste Erklärung dieser Gott beygelegten Eigenschaft bestreiten können. — Die natürlichste Erklärung derselben ist ohne Zweifel, vermöge der Worte selbst und auch des Zusammenhangs, daß wir sie in der größten Ausbreitung, oder welches einerley ist, in derjenigen Unendlichkeit, die allen göttlichen Eigenschaften zukommt, nehmen, und sie also abfassen: „Gott, als die unendliche Liebe und Güte, kann kein einziges seiner „Geschöpfe, so unwürdig es auch seiner Liebe ist, „in einem überwiegenden Elende lassen, sondern „hat eine bis in Ewigkeit dauernde Neigung „denselben daraus zu helfen, so daß, wenn auch „diese Wirkung nicht sollte erreichet werden, es

„gleich-

„gleichwohl nicht daran liegen kann, daß Gott diese „Neigung ihm sollte entzogen haben.„ Ja nehmen wir zu dieser unendlichen Liebe und Erbarmung die gleichfalls unendliche und ohnfehlbare Allwissenheit Gottes, vermöge welcher Er mit untrüglicher Gewißheit zum voraus weiß, was Er aus einem jeden seiner Geschöpfe machen kann, so können wir so gar behaupten, daß, wenn Gott die unendliche Liebe und Güte ist, es ihm unmöglich sey, ein einziges Geschöpfe hervorzubringen, bey dem Er seine Liebe überall nicht geltend machen könnte, sondern welches Er, so ungerne Er wollte, in einem überwiegenden Elende lassen, oder gar darzu befördern müßte. Diese Schlüsse aus dem Begriffe einer unendlichen Liebe, oder vielmehr diese zu unserm Zweck genugsame Entwickelung des Begriffs selbst, sind so klar und augenscheinlich, daß man bloß mit dem gemeinen Menschenverstand die Wichtigkeit derselben erkennen und recht empfinden muß. Und wenn man sie in Zweifel ziehen, oder gar für unrichtig erklären wollte: so müßte man entweder dem gemeinen Menschenverstande entsagen, oder alles ungewiß machen. — — Man setze sich zum Ueberfluß mit einem liebesvollen Herzen, wiewohl ohne Einmischung menschlicher Schwachheit, an die Stelle Gottes, und sage, ob es uns möglich sey, eine einzige empfindende Creatur und vielmehr noch ein einziges unserer Kinder, wenn nicht durchaus alle Hofnung an demselben verlohren wäre, in einem überwiegenden Elende zu wissen und zu lassen, ohne geneigt und darauf

bedacht zu seyn, ihm daraus zu helfen? — — Ja, wenn wir eine Schöpfungs Kraft besässen, oder unser Zeugungs Vermögen ansehen: so sage man, ob es uns möglich sey, etwas mit Wissen und Willen hervorzubringen, was wir so gar selbst anderer Ursachen wegen überwiegend und ewig unglücklich machen müßten? — — Oder, wenn wir uns beydes getraueten zu thun, so sage man, ob wir uns alsdann wohl eine unendliche Liebe und Güte beylegen, oder ob wir vielmehr der Wahrheit gemäß gestehen müßten, daß wir nur eine eingeschränkte Liebe und Güte besässen, indem wir nur einige, gegen welche wir anders gesinnt wären, liebten, diese aber nicht liebten, sondern wahrhaftig haßten. —— Ist es nun Wahrheit, wenn Johannes Gott die Liebe nennt, und Ihm diese Eigenschaft, als von seinem Wesen unzertrennlich und in der größten Ausdehnung beyleget: so muß die Quaal der Höllen ein Ende haben, oder wenn man nach andern Grundsätzen dem ohngeachtet das Gegentheil möglich halten wollte: so muß doch die Ursach davon, in alle Ewigkeit nicht dem Mangel einer liebevollen Neigung Gottes, derselben ein Ende zu machen, zugeschrieben werden können.

§ 11.

Diese Entwickelung wird durch den Zusammenhang der Worte unsers Apostels auf eine gedoppelte Art bestätiget. Der Apostel hat zuerst die Absicht, die Christen durch Vorstellung der Liebe Gottes gegen sie, wovon die Sendung seines eingebohrnen

Sohns

Sohns der höchste Beweis sey, V. 9. 10. 16. zu einer völligen Liebe, V. 17. ohne alle Furcht, V. 18. gegen Gott zu erwecken. Denket man nun hierbey nicht an die unseligen Fegopfer des Zorns, und hat eine gute Meinung von sich selber, und von der Gott wohl gefälligen Beschaffenheit seines Seelen-Zustandes: so behält freylich diese Erweckung alle Kräfte. — — Aber nun denke ich mir nach dem angenommenen Lehrsatz der meisten Christen ewig und überwiegend unglückliche Mitgeschöpfe, worunter auch solche seyn können, die mich, dem Geblüte und Gemüthe nach, nahe angehen. Und was müßten solche Gedanken bey mir nach den Trieben der Natur, der Menschlichkeit und selbst des Christenthums für Wirkungen hervorbringen? Wahrhaftig Schrecken, Angst, Mitleiden und die eifrigsten Wünsche, daß dieser Lehrsatz falsch seyn möge. — — Und kann der Glanz der göttlichen Liebe wohl durch diese trüben Wolken durchbrechen? Wahrhaftig nicht, so lange dieselben da sind. Diejenigen Gedanken, welche sich gegen die Empfindung der göttlichen Liebe daher erheben möchten, weil Gott nach Schrift und Erfahrung, so wie es ihm gefällt, einige Geschöpfe zu Gefässen der Ehre, andere zu Gefässen der Unehre, (wiewohl letztere, moralisch betrachtet, mit ihrer eigenen Verschuldung) machet, können alsdenn überwältiget werden, wenn dieser Unterschied entweder nicht ewig dauret, oder nicht bis zu einem überwiegenden ewigen Elende gewisser Geschöpfe sich erstrecket. Aber es ist unmöglich, Gottes Liebe

völlig zu ſchmecken, ſo lange der Gedanke von ewig unglücklichen Geſchöpfen ſich in unſrer Seele erhält. — — Man wird ſagen: „So verbanne „man dieſen traurigen und unnützen Gedanken aus „ſeinem Gemüthe!„ Ich antworte: geſetzt, daß ſolches pſychologiſch möglich wäre, und er unter dem Schein der Wahrheit oder Wahrſcheinlichkeit, oder nur der Vermuthung der Seele einmal eingeprägt, nicht immer mit erneuerter Unruhe wieder hervorkäme: ſo werde ich doch die Liebe Gottes völliger und mehr ohne Furcht ſchmecken können, wenn ich dieſem fürchterlichen Gedanken die Geſtalt der Wahrheit oder Wahrſcheinlichkeit, oder ſo gar der Vermuthung entziehen kann, als wenn ich jenem Rath Folge leiſte. Der beſte Rath, um der Liebe Gottes den möglichſten Eingang in mein Herz zu verſchaffen, wird alſo dieſer ſeyn, daß ich, wenn ich mich anders deſſen erwehren kann, kein ewiges überwiegendes Elend irgend eines Geſchöpfs glaube, oder wenn ich es gleichwohl zugeben müßte, mich wenigſtens deſſen ungezweifelt verſichert halte, daß ſolches durchaus nicht daher kommen könne, daß die Liebe Gottes gegen daſſelbe ein Ende habe, und demſelben keine anſtändige Mittel zur Zurechtbringung und Begnadigung geben könne oder wolle; ſondern daß in einem ſolchen Fall die Schuld an dem Geſchöpfe ſelber liege, und es alſo, wenn es nur ſelber wollte, bis in Ewigkeit einen Zugang zu der göttlichen Liebe und Erbarmung haben könne. Dieſem Rathe will ich denn auch unverbrüchlich folgen.

Auch um mein selbst willen. Ich will nicht gedenken, daß ich bey einer anders beschaffenen Liebe Gottes auch für meine Person nimmer sicher seyn könnte. Denn dagegen möchte sich verschiedenes mit Grunde oder doch mit vielem Schein einwenden lassen. Aber was sollte ich Elender von der göttlichen Liebe erwarten, wenn es wahr wäre, daß die Höllenstrafen vermöge einer Einschränkung der göttlichen Liebe ewig daureten, und eben dieses mich hinderte und hindern müßte, die göttliche Liebe so zu schmecken, und mit Gegenliebe zu erwiedern, wie ich gerne wünschte, und wie auch Gott von mir zu fodern scheint? Auch um mein selbst willen muß ich also bey dem gefaßten Schluß verharren, und mich nichts davon abwendig machen lassen.

§ 12.

Eben dahin werde ich auch geführet durch die zweyte Absicht, welche sich Johannes vorgesetzet hat; wenn er den Christen die Liebe Gottes in ihrer Grösse abschildern und einprägen will. Diese eröffnet er, V. 11. 12.: Ihr Lieben, hat uns Gott also geliebet; so sollen wir uns auch unter einander lieben. So wir uns unter einander lieben; so bleibet Gott in uns, und seine Liebe ist völlig in uns. Es ist nicht nöthig, daß wir uns bey dem besondern Zweck des Apostels in diesen Worten aufhalten. Genug die erkannte und empfundene Liebe Gottes soll nach denselben die vornehmste Triebfeder bey uns seyn, warum wir uns

unter

unter einander lieben. Wie kann sie das, wenn der Gedanke von ewig Unglücklichen, unsern Mitgeschöpfen, unsern Freunden und Angehörigen uns hindert die Liebe Gottes völlig zu empfinden? — Sie soll das Muster seyn, wornach wir unsre Liebe nicht allein unter einander, sondern auch gegen unsre Feinde, gegen die boshaftesten und verruchtesten Menschen, Matth. 5, 44. 45. Luc. 6, 35. bilden. — — Wie kann sie das, wenn ich mir Menschen, gegen welche Gott, (und eine Zeit, da Er gegen dieselbe) aufhöret, die geringste Güte zu hegen, vielmehr sie mit einem unaufhörlichen Zorn verfolget, mit Vermuthung, geschweige mit Gewißheit denke? Soll also die erkannte und empfundene Liebe Gottes mir zur Reizung und zum Muster dienen: so müßten keine aus Mangel der göttlichen Liebe ewig Unselige vor meinen Augen schweben. Ich müßte den Gedanken davon als falsch verwerfen, und von Gott nicht weniger Liebe und Erbarmung gegen solche, welche seine eigene Geschöpfe, und überdem unvermögend sind, ihm die mindeste unangenehme Empfindung zu verursachen, vermuthen, als er von mir gegen solche, welche nur meine Mitgeschöpfe sind, und mir vielleicht die empfindlichsten Beleidigungen zugefüget haben, nach seinem Vorgange fodert.

§ 13.

Gleiche vortheilhafte Folgen können wir zu unserm Zweck aus den bekannten drey Gleichnissen Jesu Luc. 15. vom verlohrnen Schaaf, Groschen und

Sohn

Sohn ziehen. Es kommt in der That vornemlich darauf an, daß wir die Natur der göttlichen Liebe und Erbarmung recht kennen. Iſt dieſelbe ſo beſchaffen, daß ſie kein ewig unglückliches Geſchöpf zugeben, geſchweige zu einem ſolchen Elende verurtheilen kann: ſo findet die göttliche Weisheit ſchon Mittel, wodurch demſelben ohne Unanſtändigkeit geholfen, und deſſen Zuſtand verbeſſert werden kann. —— In dieſen drey Gleichniſſen wird uns nun die Natur der göttlichen Liebe und Erbarmung ſo geſchildert, daß wir daraus die natürlichſten Schlüſſe auf die Ewigkeit, zu unſerm Vortheil ziehen können. Es hat keinen Zweifel, daß uns Jeſus darin ſeine, und da er das Ebenbild des unſichtbaren Gottes iſt, auch die Geſinnung ſeines göttlichen Vaters gegen verirrte und verlohrne Sünder in ihrer wahren Geſtalt zeigen wolle. Und wie iſt denn dieſelbe nach der Erklärung Jeſu beſchaffen? —— Wir wollen zuförderſt nach den erſten beyden Gleichniſſen, welche die meiſte Aehnlichkeit mit einander haben, antworten: So iſt die Geſinnung Gottes und Jeſu gegen verirrte und verlohrne Sünder beſchaffen, daß ſie von ihnen ſo lange, wiewohl mit göttlicher Anſtandigkeit geſuchet werden, bis ihr Zweck erreicht, und das Verlohrne gefunden wird. Da nun dieſer Zweck gewiß in dem gegenwärtigen Leben nicht erreicht wird, und in der zukünftigen Welt viele den verlohrnen Schaafen und Groſchen noch mehr ähnlich wie anjetzo ſeyn werden: ſo ſchlieſſen wir ja wohl ganz ungezwungen, daß dieſelben noch in der Ewig-

keit

keit werden gesucht, und also auch ohne Zweifel alle endlich werden gefunden werden. Dieser Schluß würde schon eine grosse Wahrscheinlichkeit haben, wenn wir gleich dasjenige, was uns Jesus von seiner und seines Vaters erbarmenden Gesinnung gegen Sünder, und von ihrer Freude über deren Wiederfinden entdecket, im eigentlichen und nähesten Verstande auf das gegenwärtige Leben ziehen wollten. Denn warum sollte ich nicht nach der Analogie von der erbarmenden Gesinnung Gottes gegen unwürdige Sünder in diesem Leben auf die Fortsetzung solcher Gesinnung in der Ewigkeit schliessen, da die Gegenstände derselben sich in dem Wesentlichen gleich, und beyde der Erbarmung zwar unwürdig, aber höchst bedürftig sind? —— Aber freylich ist der Schluß weit nachdrücklicher, den wir aus den klaren Worten Jesu selbst hernehmen können, daß das Verlohrne so lange solle gesucht werden, bis daß es gefunden werde. Denn dadurch werden wir gerade zu versichert, daß, da nicht alles Verlohrne von Gott in diesem Leben gefunden wird; Er das Suchen auf eine ihm anständige Weise in der Ewigkeit so lange fortsetzen werde, bis er seinen Zweck erreichet habe. Man darf uns dagegen nicht einwerfen, daß es nach dieser Schlußart das Ansehn gewinne, als wenn die Verdammten in diesem Leben nicht genug gesuchet wären, und das solches die Ursache sey, warum sie nicht gefunden worden. Ich habe überall nicht nöthig, mich auf diesen dornigten Nebenweg einzulassen. Es kann hier genug seyn, daß sie gleichwohl

wohl nicht gefunden, und also noch eines weitern Suchens in den Augen der Erbarmung bedürftig sind. Ich will es aber auch gern einräumen, daß sie von Seiten Gottes und Jesu genug gesuchet sind, und der göttlichen Erbarmung daraus kein Vorwurf könne gemacht werden, daß der Zweck derselben nicht erreichet werde; daß also auch von Gott kein fortgesetztes Suchen derselben könne gefodert werden. Aber die Erbarmung, wenn sie herzlich und wesentlich ist, weigert sich selbst gegen Unselige und Hülfsbedürftige nicht, sie schreitet von einem Mittel zu dem andern, sie wird nicht müde, und es liegt wenigstens nicht an ihr, wenn nicht allen solchen Elenden selbst bey der grössesten Unwürdigkeit endlich geholfen wird. ——

Eben so wenig wird unserm Schluße durch die Einwendung, welche man wohl dagegen gemacht hat, geschadet werden können, daß in den Gleichnissen gar nicht behauptet werde, daß das Schaaf und der Groschen wirklich gefunden worden. Die Schuld aber davon liegt doch nicht an dem Suchen, und also auch nicht in der Anwendung an dem Mangel des Erbarmens, sondern an andern äussern Ursachen. Das Schaaf kann schon von dem Wolfe zerrissen seyn, und der Groschen so versteckt liegen, daß sie von Menschen nicht können gefunden werden, und Menschen also wohl endlich vom fernern Suchen abstehen müssen. Aber wie unanständig wäre es auch nicht, solche Hinderniße des göttlichen Erbarmens anzunehmen? Gott solte deswegen von den

Wir

Wirkungen seines Erbarmens abstehen müssen, weil Er doch damit nichts auszurichten vermögend wäre? Oder um mich schon gebrauchter Ausdrücke zu bedienen: Gott sollte Geschöpfe hervorgebracht haben, bey denen Er entweder gar keinen liebreichen Zweck sich vorgesetzet, oder, da er sie hervorbrachte, nicht gewußt, ob er ihn erreichen würde, oder ihn wenigstens in der That nicht erreichen könnte, so gerne er auch wollte. Was wären das für Vorstellungen von der unendlichen Liebe, von der unendlichen Allwissenheit und von der unendlichen Seligkeit Gottes? Zu einer von diesen Annehmungen aber siehet man sich nothwendig gebracht, wenn man behaupten will, daß Gott entweder die Verdammten nicht suchen wolle, bis er sie findet, oder daß er seinen Zweck nicht erreichen könne, und darüber wohl gar von der Fortsetzung derselbn abstehen müße. Doch es ist uns noch mehr an der Falschheit des erstern als des letztern gelegen, und davon werden wir durch die angezogenen Worte Jesu, und selbst durch die ganze Absicht dieser Gleichnisse zum wenigsten vollkommen überführet.

§ 14.

Wir kommen zu dem dritten Gleichniß von dem verlohrnen Sohn. Das saget uns nun zwar nichts von dem Suchen der Sünder, weil das schon in den vorigen Gleichnissen zur Gnüge geschehen war. Aber wer es nicht begreifen kann und will, wie die Verdammten in der Hölle zur Busse gelangen können, wenn gleich dieselbe darin nicht geprediget werden

werden möchte, der sehe darauf, wie der verlohrne Sohn durch Noth und Elend dahin gebracht, in sich schläget, zu seinem Vater sich wendet, sein Unrecht demselben, und mit solcher Demuth bekennet, daß er nicht einmal die Rechte eines Sohnes verlangen, sondern zufrieden seyn will, wenn ihm nur der Unterhalt eines Tagelöhners von seinem Vater aus Gnaden zugestanden wird. Nach diesem biblischen Plan, der so sehr mit der psychologischen Erfahrung, und mit dem Zustande der Verdammten, in Ansehung ihrer Erkenntniß und Empfindung übereinstimmt, ist es ja wohl leicht zu begreifen, wie diese Unseligen in den Höllenstrafen, und durch dieselben zur Empfindung ihres begangenen grossen Unrechts, zum Entschluß dasselbe zu verbessern, zum Sehnen und Flehen nach Gnade, und zu demüthigen Unterwerfungen gegen Gott, wenn er sie auch nur der geringsten Gnade würdigen möchte, mit einem Worte zur wahren Busse können gebracht werden. —— Und wie vortreflich bildet sich nicht in diesem Gleichniß die Natur der göttlichen Erbarmung gegen wiederkehrende Sünder ab? Sie ist nach demselben gleich der Erbarmung eines liebreichen Vaters gegen sein wiederkehrendes Kind. Sie kann sich bey einem Vater, der die Liebe gegen sein Kind mit Anständigkeit verbindet nicht eher zeigen, als bis dasselbe in sich schläget, umkehret und die rechten Wege betritt. Aber kaum macht es dazu einen wahren Anfang, so findet schon das Vaterherz daran ein Wohlgefallen, und je weiter es darin zur Vollkommenheit

fortschreitet, je weniger kann es dem büssenden Kinde sein Wohlgefallen daran verbergen, bis es dasselbe völlig zu Gnaden annimmt, und mit väterlichen Wohlthaten von neuem überschüttet. Das ist mit Auslassung der Ausschmückungen dieses Gleichnisses der Kern desselben, in so fern es auf die göttliche Gesinnung, und das derselben gemässe Verhalten gegen wiederkehrende Sünder kann und soll gedeutet werden. Wer kann denn nun anders schliessen, als daß diese Gesinnung Gottes in ähnlichen Fällen sich auch ähnlich bleiben und beweisen werde? Bleiben doch die Verdammten in Ewigkeit Kinder des Höchsten, sie mögen so boshaft gewesen seyn, wie sie wollen. Wenn denn dieselben noch in dem Zustande der Verdammniß in sich schlagen, sich demüthigen und wahre Busse thun, wie dazu grosse Hofnung ist *), kann denn wohl Gott sich verleugnen, daß Er ihr Vater sey, und sie dem ohngeachtet in einem überwiegenden Elende lassen, oder sind wir berechtiget zu glauben, daß ihm vielmehr solche Wiederkehr gefallen werde, und er es nicht lassen könne, diese seine verlohrnen und nun gefundenen Kinder zu Gnaden anzunehmen? Zu dem letztern werden sich gewiß alle diejenigen geneigt finden, welche keine andere unüberwindliche Schwierigkeiten dagegen antreffen werden, oder

*) Die vielleicht in der Grösse der Quaalen, die die Verdammten leiden werden, liegt. Wenigstens habe ich oft gedacht: Vielleicht ist eben die Hölle für die Unglücklichen, die durch alle Motiven, die in diesem Leben statt finden, nicht gebessert werden können, das einzige Mittel der erbarmenden Güte Gottes, ihr hartes Herz mürbe zu machen und zu retten. A. d. H.

oder nicht den harten und neidiſchen Character führen, welcher dem Bruder des verlohrnen Sohns im Gleichniß beygeleget wird.

§ 15.

Dieſe Geſinnung Gottes gegen die Verdammten, und die daher entſpringende Hofnung ihrer Wiederherſtellung wird auch nicht wenig beſtäriket durch das Verhältniß der Geſinnung Gottes bey den Strafen, womit er die Menſchen belegt. Dieſes wird uns in den allgemeinſten Ausdrücken — — Jer. 3, 33. alſo vorgeſtellet: Denn er nicht von Herzen die Menſchen plaget und betrübet. Wenn wir verſichern können, daß dieſe Worte völlig richtig überſetzt ſind, und die vorhergehenden Worte V. 31. 32. „Denn der Herr verſtößet „nicht ewiglich, ſondern er betrübet wohl und erbarmet ſich wieder nach ſeiner groſſen Güte,„ dazunehmen: ſo iſt klar, daß wir die göttlichen Strafgerichte über Sünder ſo anſehen ſollen, daß Gott kein unmittelbares Wohlgefallen daran finde, ſondern ſie um andrer Zwecke willen über die Sünder zu verhängen, gleichſam genöthiget werde, und daß er bey ſolchen Strafen jederzeit die Abſicht habe, ſie nicht ewig dauren zu laſſen, ſondern ſich ſo bald es mit Weisheit geſchehen kann, der Geſtraften und Betrübten zu erbarmen. Gegen dieſe Erklärung kann ſo wenig, als gegen die Anwendung derſelben auf die Strafen der Ewigkeit, auch der ſchärfſte Verfechter ihrer Unaufhörlichkeit, das geringſte einwenden. Er geſtehet es und muß es geſtehen, daß Gott die Verdammten auch nicht von

Herzen plage, und kein unmittelbares Wohlgefallen an ihrem Elende habe, sondern, daß wenn er Strafen über sie verhänge, solches von ihm um andrer Zwecke willen geschehe. Solcher Zwecke mögen nun ausser der Aufrechthaltung des Ansehens seiner Gesetze, oder welches einerley ist, ausser der Handhabung seiner Gerechtigkeit, mehr seyn oder nicht: so kann es doch kein Mensch ableugnen, daß, wenn diese Strafen dem grossen Gott nicht von Herzen gehen, Er bey denselben immer geneigt sey, sie aufzuheben, wenn es nur unbeschadet des Ansehens seiner Gesetze geschehen kann. Dürfen wir aber wohl lange beweisen, wie die Begnadigung der Verdammten mit der Handhabung der Gerechtigkeit Gottes bestehen könne, da ein jeder hier schon Begnadigter davon ein Beyspiel ist? Denn wird von Seiten des Menschen der Gerechtigkeit Gottes, vermöge des Evangelii, eben so ein Gnüge gethan, wie Gott derselben durch den Tod Jesu an seiner Seite ein Gnüge gethan, und die Begnadigung des Bußfertigen mit dem Ansehen seiner Gesetze vereinbaret hat, wenn der Sünder recht und gründlich sich bekehret: so ist das auch in jenem Leben möglich. Sobald also der Verdammte solches thut; so stehet dem Vaterherzen Gottes nichts im Wege die bisherigen Strafen von demselben abzunehmen, und nach seiner grossen Güte sich desselben wieder zu erbarmen. Und sollte denn nicht Hofnung vorhanden seyn, daß diese Zeit einmal eintreffen, und sich alsdann der Zustand der Verdammten ändern, wenigstens auf eine solche Weise ändern werde, daß sie nicht mehr überwiegend unglücklich bleiben? Es

Es scheinet mir hierbey nur eine Bedenklichkeit übrig zu seyn, welcher zwar leicht abzuhelfen steht, aber doch nicht gänzlich von mir vorbey gelassen werden kann. Sie ist diese: Es möchte vielleicht das überwiegende ewige Elend einiger zum Besten der ganzen Christen-Welt nöthig seyn, und sodann müßte das sonst gegen alle Sünder zum Erbarmen geneigte Herz Gottes doch das Privat-Beste einiger dem allgemeinen Besten nachsetzen. — — Ich antworte: Wäre dieser Einwurf von dem Leiden Unschuldiger zum gemeinen Besten hergenommen: so würde er grade das Gegentheil beweisen. Denn wir wissen, daß dergleichen Leiden nach einer kurzen Dauer den herrlichsten Lohn nach sich ziehen. Er gründet sich aber freylich nicht auf solche Leiden, sondern auf die Leiden der Strafbaren, welche unter andern den Nutzen haben, daß durch das an ihnen gegebene Beyspiel viele abgehalten werden, sich gleiche Leiden zu zuziehen. So kann z. E. wenn man einen Dieb zu rechter Zeit hänget, dadurch vielleicht zehn andern, welche bey versäumter Gerechtigkeit sonst auch Diebe geworden seyn, und gehänget werden müssen, dadurch das Leben gefristet werden. Nach diesem Beyspiel müßte obiger Einwurf so eingerichtet werden. Vielleicht hänget die Seligkeit von zehn oder mehr Geschöpfen Gottes davon ab, oder, so viele werden vor dem Rückfall bewahret, wenn nur ein einziger zu einem überwiegenden ewigen Elende verdammt wird. — Ist das aber nicht ein offenbares Hirngespenst? Was wäre das für eine Seligkeit, deren Genuß

die Seligen nicht kräftiger vor einen Rückfall bewahren könnte, als die entfernte Hofnung dieser Seligkeit, die uns schon hier dazu genugsam seyn muß. Und was wäre das für ein Gemüths-Zustand der Seligen, der zu seiner Bewahrung vor Rückfall ewig elende Objecte gebrauchte, da die Frommen hier bloß durch eine weit geringere, und sich immer vermindernde Furcht einer künftigen Unseligkeit kräftig genug dagegen in Sicherheit gesetzet werden? Um der Seligen willen, wären vielleicht gar keine Feg-Opfer des Zorns in der Ewigkeit nöthig, sondern nur ohne Zweifel um dieser Verkehrten willen selbst. Es ist so gar wahrscheinlich, daß ihre Seligkeit weit eher darunter leiden, als dadurch befördert werden könne.*) Gesetzt aber, sie müßten auch um jener willen die Wahrheit der göttlichen Drohungen erfahren: Nun so muß ihr Elend aus diesem Grunde, doch nicht länger dauren, als bis durch ihre gründliche Bekehrung den Foderungen der Gerechtigkeit ein Gnüge geschehen ist, welches denn den Seligen ja nicht unbekannt bleiben darf.

§ 16.

Wir finden aber so gar Worte Gottes selbst, worin Er seine größre Neigung zum Erbarmen, als Strafen aufs helleste an den Tag leget. Ich meine die Worte Gottes, die wir 2 Mos. 20, 5. 6. Cap. 34, 6. 7. und 5 Mos. 5, 9. 10. aufgezeichnet

*) Weil es gewiß ist, daß die Natur der Menschenliebe, als der wahren Vollkommenheit eines vernünftigen Geistes, sich in der Ewigkeit nicht verändern kann und wird. A. d. H.

net finden, und dieſen Inhalt haben, daß Gott die Sünden der Väter heimſuche an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, aber denen, die ihn lieben und ſeine Gebote halten, wohl thue bis ins tauſendſte Glied. *) Dem gemeinen Menſchen-Verſtande, wenn er nicht durch Künſteleyen verblendet wird, muß es auch nach dieſer Ueberſetzung ſo gleich in die Augen fallen, daß ſich die Neigung Gottes wohlzuthun gegen ſeine Neigung zu ſtrafen, verhalte, wie Tauſend gegen Drey oder Vier: das iſt, daß ſie dieſelbe um ein Groſſes überwiege, und Gotte natürlicher und eigner ſey. Allein wenn auch dieſe Ueberſetzung nicht die wahre wäre, ſondern eine andere dem Sinne Gottes mehr zuſtimmete: ſo würde unſer Zweck dabey mehr gewinnen, als verlieren. Und freylich iſt ſie nicht die wahre. Gott läſſet die Kinder an den glücklichen oder unglücklichen zeitlichen Schickſalen ihrer Eltern Theil nehmen. Aber das heißt eigentlich nicht, ſie um der Eltern willen ſtrafen oder belohnen, wenigſtens iſt davon hier gar nicht die Rede. Diejenigen Kinder, denen Gott bis ins tauſendſte Glied wohlthun will, ſind ſolche, die auch wegen ihres eigenen Wohlverhaltens, Wohlthaten von der Gnade Gottes erwarten können, und diejenigen, die er bis ins dritte und vierte Glied ſtrafen will, verdienen

*) Ich weiß nicht, was diejenigen auf dieſe Stelle antworten wollen, welche aus der nothwendigen Gleichheit der göttlichen Gerechtigkeit und der göttlichen Liebe ein Argument für die Ewigkeit der Höllenſtrafen herleiten: oder die, welche aus der Ewigkeit der Seligkeit auf die Ewigkeit der Verdammnis ſchlieſſen. A. d. H.

diese Strafe mit ihrer eignen Bosheit. So und nicht anders können wir nach Ezech. 18, 20. urtheilen. Wir werden uns aber vergebens bemühen, aus den Schwierigkeiten, welche die gewöhnliche Uebersetzung der vorangezogenen Aussprüche Gottes hat, uns herauszuwickeln; wenn wir nicht denselben einen solchen Sinn beylegen, als folgende freye Umschreibung derselben enthält. — — „Ich bin „ein über meine Ehre, und insonderheit gegen die „Anbetung falscher Götzen und ihrer Bilder eifern„der Gott. *) Ich strafe zwar gemeiniglich solche „Sünde nicht gleich, nicht an den Vätern, die da„mit den Anfang gemacht, insonderheit nicht „durch allgemeine Strafgerichte an einem ganzen „sündigen Volk. Aber wenn die Kinder oder Kin„des-Kinder, bis ins dritte und vierte Glied in „solcher Sünde, und im Haß gegen mich fortfah„ren: so muß ich dem Uebel Einhalt zu thun, und „andern zur Warnung endlich nothwendig anfangen „zu strafen, und werde solches gewiß auch nicht „unterlassen, es sey nun, daß ich schon die bösen „Kinder mit der Strafe der immer weiter einreis„senden Abgötterey und Bosheit belege, oder daß „ich sie erst an den Kindes Kindern der ersten Ab„götter, oder gar deren Kindern vollziehe. Und „denen wird meine Strafe desto schärfer seyn, je„mehr das Uebel eingerissen ist, und je ein schär„fer Gegenmittel es erfodert. So scharf wird sie „seyn, als wenn ich die Sünden der Vorfahren an „den gottlosen Nachkommen mit bestrafte.„ Diese Ueber-

*) Nach dem Hebr. eifersüchtigen Gott. A. d. H.

Ueberſetzung iſt den Worten des Textes gemäß, ſie hat nicht die geringſte Schwierigkeit an ſich ſelbſt, und ſtimmt mit dem Verhalten Gottes in Anſehung des oft in Abgötterey verfallenen Iſraelitiſchen Volks der Geſchichte nach in allen Stücken ſo zuſammen, daß man wohl an der Richtigkeit derſelben nicht zweifeln darf, wie denn auch ohne Zweifel der Ausſpruch Chriſti Matth. 22, 35. auf gleiche Art erkläret werden muß. — — Käme nun auch der Gegenſatz dieſer ſchonenden aber doch gerechteſten Geſinnung Gottes gegen die Boshaften mit der überwiegenden gnädigen Geſinnung deſſelben gegen die Frommen, uns nicht beſonders zu ſtatten, ſo würde ſchon jene zu unſerm Zwecke genug ſeyn. Denn es iſt daraus klar, 1) daß Gott nicht mit unmittelbarem Wohlgefallen ſtrafe, indem er nicht auf friſcher That den Bokhaften lohnet, ſondern mit ihnen gleichſam Gedult hat. — — 2) Daß, wenn er nun ſtrafet, Er bloß ſolches zur Handhabung ſeiner Ehre und des Anſehens ſeiner gerechten Geſetze, um dem Uebel Einhalt zu machen, und zur Warnung thue. Woraus —— 3) folget, daß wenn dem Böſen Einhalt geſchehen, und die Warnung ſo wohl an Seiten der Boshaften ſelbſt, als in Anſehung anderer nicht mehr nöthig iſt, die Strafe aufgehoben werde, und nicht weiter Statt finde. Aber der Gegenſatz iſt uns vollends ſo augenſcheinlich vortheilhaft, daß wir uns des Gebrauchs davon nicht begeben können, und ihn bloß durch eine ähnliche Umſchreibung bemerklich machen dürfen. Gott will mit den Worten: Aber denen,

ſo mich lieben und meine Gebote halten, thue ich wohl bis ins tauſendſte Glied, ſo viel anzeigen: „Im Gegentheil aber dürfet ihr nicht denken, daß, wenn ihr gleich mich liebtet und meine „Gebote hieltet, ihr doch wohl eigentliche Strafen „von mir würdet zu erwarten haben. Nein! denn „meine natürliche Neigung iſt wohlzuthun. Ich „bin ein Gott, der barmherzig, gnädig und von „groſſer Gnade und Treue iſt, der da beweiſet Gnade „in tauſend Glied. Wenn ihr daher durch eure „Untreue und Bosheit meine Gnade nicht von euch „abkehret und in Zorn verwandelt: ſo werdet ihr „derſelben unaufhörlich genieſſen, und auch bis in „tauſend Glied keine eigentliche, und beſonders keine allgemeine Strafgerichte von mir zu beſorgen „haben.„ Sind das nun wahre Abbildungen der göttlichen weſentlichen und unveränderlichen Geſinnung: ſo iſt die Verhängung ewiger Strafen Gott noch weniger natürlich und mit ſeiner überwiegenden Neigung wohlzuthun, zu vereinbaren. Wenn ſie Statt finden ſollten: ſo müßte das um ſolcher Urſachen willen ſeyn, die Gott gleichſam fremde wären, ſo müßten ſie zur Warnung oder auch dem ſonſt unbezwinglichen Böſen einigermaſſen Einhalt zu thun, nöthig ſeyn. Wie unanſtändig aber ſolches von Gott gedacht, und wie unwahrſcheinlich auch die Sache ſelbſt wäre, haben wir beydes ſchon vorhin angemerket.

(die Fortſetzung folgt.)

VI.

Kurze

und in ein System für alle Christen

schickliche

Vorstellungsart

der Lehre von Gott

und

der Dreyeinigkeit.

VI.

Kurze und in ein System für alle Christen schickliche

Vorstellungsart

der Lehre von Gott und der Dreyeinigkeit.

Wenn ich ein Religions-System schreiben sollte, so würde ich mir die Regel zu einem unverbrüchlichen Gesetz machen: daß nichts dahin gehöre, was nicht jedermann verstehn und fassen, als ausgemacht und zuverläßig erkennen, und als einen Antrieb zur Tugend gebrauchen kann. Vermöge dieser Regel müssen aus meinem System alle Lehrsätze wegbleiben, wider welche sich aus Schrift und Vernunft erhebliche Einwürfe machen lassen: ferner alle die, welche die Vernunft nicht völlig begreiffen und fassen kann, und folglich alle so genannte Geheimnisse: Endlich alle die, welche bloß speculativ sind, und dem menschlichen Herzen keinen wichtigen Antrieb zur Gottseligkeit geben. Denn was helfen Lehrsätze, die uns nicht bessern? Und wie kann ein Lehrsatz bessern, den ich entweder nicht als wahr und zu

verläßig denke, oder den ich, wenn ich mich auch von seiner Wahrheit überzeugen könnte, doch nicht verstehe?

Nach diesem Gesetz habe ich verschiedene Capitel von der christlichen Dogmatik bearbeitet, z. E. das von Gott und der Dreyeinigkeit, — von dem Zweck und Mittelpunct der Religion, — von der Sünde, — von der Gnade, — von der Gnugthuung. — Darunter ich jetzo das erste als einen Versuch dem Publico mitzutheilen gedenke.

§ 1.

Ich betrachte Gott entweder an sich selbst, oder im Verhältnisse gegen uns: und dieses letztere gehöret eigentlich zur Religion. Jenes kann man dem Gelehrten überlassen. Wenigstens kann man den Unterricht davon auf sehr wenige und für alle Menschen faßliche Lehrsätze einschränken. Was helfen dem gemeinen Christen die ihm unverständliche Betrachtungen über die so genannten Attributa, ἀνενεργητα, Ewigkeit, Unermeßlichkeit, Unendlichkeit, Nothwendigkeit, Einfachheit, Vollkommenheit, Independenz u. s. w.? Was hilft ihm das unsichre Geschwätz von dem Modus der Einwirkung Gottes auf die Geschöpfe, von den verschiedenen Arten des göttlichen Wollens, u. d. g.? Ich würde mich begnügen, von Gott überhaupt folgendes zu sagen:

Gott nennen wir dasjenige Wesen, welches von uns selbst in der Welt unterschieden ist, und

welchem alles, was iſt, ſein Daſeyn zu danken hat. — Wer in dieſem Verſtande keinen Gott glaubt, glaubt gar keinen.

Ob es einen Gott in dieſem Verſtande gebe, iſt für die Inhaber der göttlichen Offenbarung keine Frage mehr: Zumal da dieſe das Daſeyn eines Gottes durch ein unausrottbares Vorurtheil der Erziehung erkennen und glauben. —— Mich dünkt auch überhaupt, daß der Menſch ohne göttliche unmittelbare Offenbarung (ich meine nicht eben die ſchriftliche, die wir haben,) nie auf das Daſeyn eines Gottes würde gekommen ſeyn. S. die freye Betrachtung über die Religion für denkende Leſer. 1 St. Halle 1770.

Von dem eigentlichen geiſtigen Weſen Gottes können wir uns keinen deutlichen Begriff machen, ſo wenig wir hienieden eine anſchauende Erkenntniß von dem Weſen des in uns wohnenden Geiſtes, welchen wir Seele nennen, jemals erlangen werden.

Gott hat nicht für nöthig befunden, uns mehr von ſich ſelbſt bekannt zu machen, als ſeine Eigenſchaften oder Vollkommenheiten, und auch dieſe nur ſo weit, als ſie mit unſern Beſtimmungen in Verbindung ſtehen. Und in dieſer Abſicht braucht es nicht mehr als drey Sätze: 1) Es iſt ein Gott. 2) Es iſt ein Gott. 3) Dieſer eine Gott iſt der allerſeligſte Gott, der alle ſeine vernünftige Geſchöpfe glücklich machen kann und will.

Der erſte bedarf, wie geſagt, keines weitern Beweiſes und keiner weitläuftigen Ausführung.

Der zweyte ist von Wichtigkeit. —— Und das um so viel mehr, jemehr seiner Erkenntniß die gemeinen Lehrbücher durch ihre verwegenen Speculationen Hindernisse in den Weg legen. —— Man muß also jedem Christen diesen Satz erklären, und ihm so dann die Menge von Schriftstellen, welche auf den Glauben an diesen Satz dringen, bekannt machen. 5 Mos. 4, 35. Cap. 22, 39. 1 B. der Kön. 8, 23. 60. 2 B. der Kön. 19, 19. Ps. 85, 19. Esa. 44, 6. Ephes. 4, 5. 6. 1 Tim. 2, 5. u. s. w. Alle Vernunft Beweise halten hier keinen Stich

Der dritte Satz begreift den eigentlichen interessanten Theil der Lehre von Gott. —— Gott ist das allerseligste Wesen! —— Ist Gott das nicht, so kann auch ich den Weg zur Seligkeit nicht von ihm lernen; so kann ich keine Seligkeit von ihm erwarten; so fällt Tugend und Beruhigung dahin.

§ 2.

Seligkeit kann nichts anders seyn, als der Genuß des allerhöchsten Vergnügens. —— Das allerhöchste Vergnügen aber geniesse ich alsdann, wenn ich bin und habe, was ich seyn, und haben will: wenn alle meine Wünsche befriedigt sind: wenn ich gerade das habe und erlange, was mir gut deucht, und was ich freywillig wählte.

Darin besteht das Leben eines vernünftigen Geistes, daß er das Vermögen hat, selig zu seyn, und daß er dieses Vermögen wirklich ausübt, das heißt,

heißt, wirklich das allerhöchste Vergnügen empfindet. Wenigstens ist das der erhabenste Begriff des Lebens, deswegen die Morgenländer חיים und der sie nachahmende Hellenist ζωη für Seligkeit setzen.

Wer Vergnügen empfindet, muß das, was ihm Vergnügen schaft, denken können: also muß der allerseligste Gott Verstand haben. Er muß das, was ihm Vergnügen schaft, wollen und freywillig wollen können: also muß Gott Willen und Freyheit haben.

Wenn ich mir nun die allerhöchste Seligkeit recht deutlich vorstellen sollte, so müßte ich mir zuerst die Frage beantworten: Was will Gott? Worin besteht sein immerwährendes freyes Wollen, dessen immerwährende Befriedigung ihn so selig macht?

Gott will das Wohl, die Glückseligkeit seiner Geschöpfe; dies allein vergnügt ihn, dies allein wünscht er, wenn ich so reden mag. —— Und die Befriedigung dieses Wunsches ist sein Vergnügen, seine Seligkeit. Wohlthun ist seine Lust. —— Woher weiß ich das?

Die Schrift sagt es deutlich, Jer. 32, 41. Prov. 8, 31. Und alle Lehren der christlichen Religion sind ein einleuchtender Beweis für diese Wahrheit. —— Ja, da so gar die Summe und der Mittelpunct der ganzen Religion die Liebe, und ihr Zweck gleichwohl der Menschen Glückseligkeit ist, so muß, wenn Gott nicht ein unbrauchbares Mit-

tel zu seinem Endzweck gegeben und vorgeschrieben haben soll, die Liebe und ihre Ausübung das höchste Vergnügen verschaffen; so muß die Liebe die moralische Vollkommenheit, und folglich die einzige Quelle der Seligkeit eines vernünftigen Geistes seyn. Und wenn ich weiter überlege, daß Gott uns eben dieselbe Glückseligkeit bestimmt hat, die er selbst genießt, und dabey in unzähligen Stellen der Schrift wahrnehme, daß uns die Liebe, als die Quelle und Bedingung der Seligkeit empfohlen wird: so kann die Seligkeit Gottes selbst in nichts anderm, als in der Ausübung seiner unendlichen Liebe bestehen.

Die Vernunft stimmt auch vollkommen mit dieser Behauptung überein. Wenigstens ist sie nicht vermögend einen andern Gegenstand des göttlichen Wollens, dessen Befriedigung ihn so selig macht, sich zu erdenken, als die Glückseligkeit vernünftiger, das ist, in dem Vermögen selig zu seyn ihm ähnlicher Geschöpfe. Denn wenn gleich die gewöhnlichen Lehrbücher auf obige Frage die Antwort geben: vult se ipsum, suasque perfectiones, so kommt es doch zuletzt auf eben dasselbe hinaus. Denn wenn ich die göttlichen Vollkommenheiten betrachte und untersuche, wie Gott durch dieselbe der allerseligste seyn könne: so finde ich, daß der bloße Besitz derselben hierzu nichts beytrage. Denn der bloße Besitz der höchsten Macht, und der höchsten Weisheit macht nicht selig, sondern der Genuß. Ich komme also immer auf die neue Frage:

Wie

Wie genießt Gott seine Vollkommenheiten? Wie kann er sie so in Thätigkeit setzen, daß sie ihm Vergnügen schaffen? Und die einzige Antwort, die man sich erdenken kann, wird seyn: durch Wohlthun! — Durch Hervorbringung einer wahren ewig daurenden Glückseligkeit fähiger Geschöpfe, und durch wirkliche Schenkung und Ertheilung dieser Glückseligkeit.

Freylich wird hier die Vernunft den Einwurf machen, daß Gott auf diese Art, als ein seiner Geschöpfe bedürftiger Gott vorgestellet werde, und daß man bey jener Behauptung zugleich den unerweislichen Satz zugeben müsse, daß Gott vor Erschaffung dieser Welt, von je her Geschöpfe gehabt haben müsse, an denen er seine Güte oder Neigung zum Wohlthun ausüben, und darin eine immerwährende Quelle des höchsten Vergnügens hätte finden können. Allein ich getraue mich, diesen Einwurf hinreichend zu beantworten.

Erstlich ist überhaupt zu bedenken, daß der Beantwortung einer Frage, wenn sie die einzige mögliche in ihrer Art ist, in Absicht auf ihre Wahrheit und Richtigkeit, durch alle mit ihr verbundene Schwierigkeiten, nicht das Mindeste entgehe. Wenn also auf die Frage: Wie ist Gott selig? dieses die einzige erdenkliche Antwort ist: Er ist es durch die Ausübung seiner Güte; so kann dieser Antwort ihre Wahrheit und ihr Werth nicht abgesprochen werden, wenn man auch noch so unbeantwortliche Einwürfe dagegen machen könnte. —

Doch ich will die obige Einwürfe selbſt noch ein wenig beleuchten.

Durch meine gegebene Antwort wird Gott im eigentlichen Verſtande eben ſo wenig, als ein bedürftiger Gott vorgeſtellet, als der gröſte und reichſte Monarch, wenn man von ihm ſagte, daß er ohne Geld und Unterthanen unmöglich der gröſte und reichſte Monarch ſeyn könnte. Denn das gehört zu dem Begriffe der Gröſſe und des Reichthums eines Monarchen. Er würde in der That der nicht ſeyn, der er iſt, wenn es ihm an Geld und Unterthanen fehlte. Und gleichwohl iſt er, ſo bald er beydes im Ueberfluſſe beſitzt, gewiſſermaſſen unbedürftig zu nennen. Und eben ſo verhält es ſich mit dem gegenwärtigen Fall. Gott iſt in dem allerhöchſten Grade unbedürftig dadurch, daß er das Vermögen hat, ſich zu allen Zeiten Gegenſtände ſeines Vergnügens zu verſchaffen. Und er würde nur alsdenn ein bedürftiger Gott ſeyn, wenn er dieſes Vermögen nicht hätte, oder nicht mit völliger Freyheit ausüben könnte.

Der andre Einwurf iſt freylich etwas ſchwerer zu beantworten. Ich meines Orts, würde auf die Frage: ob Gott auſſer unſrer Welt, von je her Geſchöpfe gehabt hätte, an denen er ſeine Neigung wohlzuthun ausüben, und das daher entſtehende Vergnügen genieſſen können? ohne Bedenken ja antworten, weil ich ein für allemal überzeugt bin, daß ein Weſen, welches die höchſten Vollkommenheiten nur hat, aber nicht braucht und in

Thä-

Thätigkeit setzt, nimmermehr das allerseeligste seyn könne. Ein Crusius sahe das wohl ein, und that daher in seiner Metaphysik einen Vorschlag, wie man dieses Räthsel auflösen solle. Man solle nemlich denjenigen Lehren der Kirche glauben, welche sagen: die Gottheit bestehe aus drey Individuis, davon eines für das andere von Ewigkeit her, der Gegenstand der moralischen Liebe gewesen wäre. Allein diese Auflösung ist ganz untauglich, denn drey Individua in dem Verstande wie er und seine meisten Glaubensgenossen sie nehmen, sind erstlich unerweislich, und führen allemal auf einen feinen Tritheismus, dadurch die absolute Einheit Gottes aufgehoben wird. Und zweytens verstünde ich höchstens aus dem Daseyn dieser dreyen Individuorum den möglichen Genuß und Ausübung der moralischen Liebe, aber immer noch nicht die mögliche Anwendung der übrigen Eigenschaften, der Allmacht, der Gerechtigkeit ꝛc. Soll ich also Gott von Ewigkeit her Leben, das ist, Gebrauch und Genuß seiner Vollkommenheiten, oder welches eben so viel ist, die höchste Seligkeit zuschreiben: so muß ich glauben, daß er von Ewigkeit her Dinge ausser sich selbst hervorgebracht oder geschaffen habe, an denen er seine Vollkommenheiten ausüben konnte. — Ich gestehe, daß man auch hier wiederum neue Einwendung machen könnte. Allein ich verweise meine Leser auf meine obige allgemein Antwort: daß man bey Beantwortung einer Frage alle Schwierigkeiten nicht zu achten habe, so lang diese Beantwortung die einzige erdenkliche ist. —

Ich kehre nun zu meinem obigen Hauptsatze zurück.

Gott ist durch die Ausübung seiner Liebe oder Güte das allerseligste Wesen! — Ich will meine Leser noch durch drey besondere Gründe davon zu überzeugen suchen.

Der erste Grund. — Johannes, welcher Gott aus dem vertrauten Umgange mit seinem Sohne gewiß am besten kannte, versichert uns, daß das ganze Wesen Gottes, Liebe sey; und daß die Liebe der Grund und der Mittelpunkt aller seiner übrigen Vollkommenheiten sey. Er sagt: 1 Joh. 3, 2. Gott ist die Liebe.

Der zweyte Grund. — Alle übrigen Vollkommenheiten Gottes werden erst durch die Liebe wahre Vollkommenheiten. Denn so wie die heil. Schrift, den Menschen bey dem Besitz aller Wissenschaften und Vollkommenheiten dennoch alles Verdienst abspricht, wenn sie die Liebe nicht haben, 1 Cor. 13, 2. so würde ich auch allen Vollkommenheiten Gottes, seiner Weisheit, seiner Allmacht, u. s. w. allen Werth absprechen, und ihnen nicht einmal den Namen der Vollkommenheiten beylegen, wenn nicht damit die Güte und Liebe verbunden wäre, welche ihn in dem höchsten Grade geneigt macht, seine übrigen Vollkommenheiten zur Wohlthätigkeit gegen seine Geschöpfe anzuwenden.

Der dritte Grund. — Alle Eigenschaften Gottes haben ihr unmittelbares Verhältniß gegen die Güte dergestalt, daß sie aus ihr, als aus ihrer Urquelle herfliessen, und in ihr ihren eigentlichen

Er-

Erkenntnißgrund haben. Ich will davon meinen Lesern eine Probe geben.

Gottes Wille ist stets auf das wahre Wohl seiner Geschöpfe gerichtet, und sein Nichtwollen auf alles, was demselben entgegen stehet. Nun aber will und kann Gott seinen vernünftigen Geschöpfen keine andere Seligkeit ertheilen, als die er selbst hat. Denn die seinige ist die allein wahre. Folglich will er, daß alle Geschöpfe durch die Liebe selig seyn, oder doch werden sollen, durch die er selbst selig ist. Er hat deswegen sein ganzes grosses Werk, davon wir zu andrer Zeit weitläuftiger reden werden, darauf gerichtet, daß aller Menschen Herzen mit ihm und unter einander durch die Bande der reinsten Liebe verbunden werden sollten, Ephes. 1, 4. Diese Liebe ist bey Geschöpfen eine Vollkommenheit, die ihnen, wie ich in einer meiner folgenden Betrachtungen zeigen werde, auf einmal nicht mitgetheilet werden konnte; zu der sie erst nach und nach ausgebildet werden mußten. Gott setzte uns also auf diese Welt, um uns zu dem Besitz dieser und aller damit verwandten Vollkommenheiten vorzubereiten. Das, nach Vorschrift mittelbarer oder unmittelbarer Offenbarung Gottes eingerichtete Bestreben nach dieser Vollkommenheit, ist also unsre Bestimmung hienieden. Sein Name ist, Tugend. —— Gott will also alle Menschen durch Tugend vollkommen, das heißt, sich selbst ähnlich, oder welches eben so viel ist, selig machen. —— Wenn ich mir nun vorstelle, daß Gott uns alle tugendhaft, und durch die Tugend ihm ähnlich, das

iſt, ſelig machen will: ſo nenne ich dieſes in Gott Liebe oder Güte. — Das ernſte Wollen der Tugend oder die Bedingung, unter welcher es möglich iſt, uns ſelig zu machen, heißt Heiligkeit. — Das Verfahren Gottes gegen die Menſchen, wiefern es den Zweck hat, alles was die Erweiſung ſeiner Liebe möglich macht, zu befördern, und was ihr im Wege ſteht, zu verhindern, heißt Gerechtigkeit, die von verſchiedenen Seiten betrachtet werden kann, und deswegen in den Schulen mancherley Namen bekommt. Wenn z. E. Gott die menſchlichen Schickſale ſo regieret, daß die Menſchen ſelbſt in dieſer Regierung lauter Antriebe zur Tugend und Warnung vor dem Laſter erhalten, ſo heißt das juſtitia rectoria: Wenn Gott den Menſchen Vorſchriften zur Tugend, und Befehle wider das Laſter giebt, ſo nennt man dieſes juſtitia legislatoria: Wenn er ihm die Tugend zu einer Quelle des Glücks und der Ruhe, das Laſter hingegen zu einer Quelle des Unglücks werden läßt, ſo heißt das juſtitia remunerativa — punitiva. — Das Vermögen das Gott hat, ſeine Liebe im höchſten Grade zu befriedigen, und alles wirklich zu machen, was dieſe erfodert, heißt Allmacht. — Daß Gott alle zu dieſer Befriedigung nöthige Erkenntniſſe hat, heißt Allwiſſenheit. — Daß er insbeſondere die dazu erforderliche Mittel zu wählen vermögend iſt, heißt Weisheit. — Daß Gott im Ernſte und beſtändig liebt, heißt Wahrheit. — Nach der hebräiſchen Art zu reden, oder wie wir dafür ſagen würden, Treue, Aufrichtigkeit,

Recht-

Rechtſchaffenheit, Redlichkeit. —— Wie fern uns Gott treu belehret, wie wir zur wahren Glückſeligkeit gelangen ſollen, in ſo fern ſchreiben wir ihm Wahrhaftigkeit zu, welcher die Lügen und Veränderlichkeit im Reden entgegen ſtehet. —— Daß die Liebe Gottes nebſt allen dazu gehörigen Vollkommenheiten keine Gränzen hat, heißt Unendlichkeit. —— Und daß ſie nie aufhört oder unterbrochen wird, heißt Unveränderlichkeit Jac. 1, 17. — Sehet! ein ſolcher iſt der Gott der Chriſten. Laſſet uns nun auch die Verhältniſſe betrachten, in welcher dieſer Gott voll Liebe mit uns ſteht. —— Er iſt unſer Schöpfer, unſer Erlöſer, unſer Heiligmacher. Man nennt dieſes drey Perſonen in Gott.

§ 3.

Zwey Dinge haben die Menſchen verführt in dieſer Lehre von dreyen Perſonen in Gott zu irren. Erſtlich dieſes, daß jeder ſich einen ſolchen Begriff hat machen wollen, bey welchem dieſe Lehre ein Geheimniß, das iſt, ein auſſer dem Horizont des menſchlichen Nachdenkens befindlicher Lehrſatz bliebe. Zweytens dieſes, daß ſie ſich mehr in die kirchliche Worte Dreyeinigkeit und Perſon vertieft, als die Redensarten der Schrift ſtudirt haben. —— Daß aber bis itzt dieſe Lehre noch ſo verdunkelt geblieben, kommt wohl daher, weil man alles, was die Alten verketzert haben, noch heut zu Tage verketzert, und dadurch ſich und andere verhindert, durch kaltblütige Vergleichungen aller ehmals in der Kirche aufgekom-

gekommenen Vorstellungsarten, die Wahrheit zu entdecken, und solche, wenn sie sich auch bey einem Verketzerten fände, willig anzunehmen und laut zu bekennen.

Hier ist (ἐκδεσις της πιστεως μου) mein Glaubens Bekenntniß. — Ich glaube einen Gott, — in diesem einen Gott drey Personen, — die aber alle drey essentiam numero eandem, eben dasselbe Individual-Wesen ausmachen. —— Ich will mich darüber weitläuftiger erklären.

Wenn ich sage, es ist ein Gott, so nehme ich das in dem allerstrengsten Verstande. Ich meine denn so viel: es ist ein einziges Subject, ein einziger Geist, ein einziges für sich subsistirendes Wesen, eine einzige Substanz, ein einziges Individuum, welchem der Name und die Anbetung Gottes ausschliessungsweise zukommt. Jehova ist ein einziger! Nicht drey Subjecte, nicht drey Geister, nicht drey Individua, die zusammen Gott wären. Nicht drey Götter. Nicht drey ausser einander existirende complete Dinge.

Wenn ich aber sage, in Gott finden sich drey Personen; so nenne ich eine Person in Gott, Gott selbst, nach einem gewissen Zustand und Verhältnisse. Wir wissen aber aus der Schrift, daß sich Gott als unsern Vater, und den Vater unsers Herrn Jesu Christi bekannt gemacht, und erwiesen hat. In dem Gott Jehova ist also die Person des Vaters. Das ist, die erste Person Gottes, oder der Gottheit. Wir wissen ferner aus der Schrift,

daß

daß Gott mit Jesu der Maria Sohne sich vereiniget, und als den Erlöser und Lehrer des menschlichen Geschlechts bekannt gemacht und erwiesen hat. In dem Gott Jehova ist also die Person des Erlösers und Lehrers der Menschen, deswegen er λογος. der Redende, offenbarende, und lehrende Gott genannt wird: und das ist die zwote Person Gottes oder der Gottheit. Wir wissen noch weiter aus der Schrift, daß sich Gott als ein in allen Theilen der Schöpfung, und besonders in den Seelen der Menschen, zu ihrem Heile wirkender Gott bekannt gemacht und erwiesen hat. Es ist also in dem Gott Jehova die Person unsers Heiligmachers, deswegen er der wirkende, belebende Gott, πνευμα, und wiefern er zu unsrer Heiligung wirksam ist, πνευμα αγιον genannt wird. Das ist die dritte Person Gottes oder der Gottheit.

Es ist also ein Gott, aber, in dem Einen drey Personen. So sind nicht drey Geister, sondern ein Geist, eine Substanz. So sind nicht drey Ewige, drey Allmächtige ꝛc., sondern es ist ein Ewiger, ein Allmächtiger ꝛc. —— Ich bete aber in dem einen Jehova drey Personen an. Ich verehre in dem Jehova die Person, den Vater unsers Herrn Jesu Christi und unser aller. Ich verehre in dem Jehova die Person meines und unsers Erlösers. Ich verehre in dem Jehova die Person meines und unser aller Heiligmachers. —— Lasset uns diese Personen näher kennen lernen.

Die

Die erste Person Gottes oder der Gottheit heißt Vater — theils als Schöpfer, Erhalter und Versorger der Menschen. Malach. 2, 10. theils als der, welcher der Maria Sohn durch seine Schöpfungskraft hervorgebracht, und durch Mittheilung seines Wesens zu seinem Sohne erzeuget, Luc. 1, 35. und auf die feyerlichste Art für seinen Sohn erkläret hat, Ps. 2. vergl. Act. 13, 33. deswegen er πατηρ του κυριου ημων Ιησου auch θεος του κυριου Ιησου Eph. 1, 3. 17. genannt wird: — theils, als der, um der Verbindung willen, in der wir durch den Glauben mit seinem Sohne stehen, uns wie Kinder liebende Menschenfreund. Röm. 8, 15.

Daß diese Person nicht ein von dem einigen Gott Jehova, unterschiedenes Wesen, sondern der Gott Jehova selbst sey, der zuweilen in der Schrift Vater genannt wird, bedarf weiter keines Beweises. Denn wer einmal aus der Schrift die Einheit Gottes erkennt, und weiß, daß dieser Lehrsatz die Grundfeste der ganzen geoffenbarten Religion ist, der wird nicht daran zweifeln können, daß diese Person eben der Gott ist, den sie sonst schlechtweg ὁ θεος, יהוה u. d. nennt.

Die zwote Person Gottes oder der Gottheit heißt vornemlich λογος. Wie fern nemlich Gott mit Einwirkung in Geschöpfe seinen Willen offenbaret, in so fern heißt der offenbarende Gott λογος. So heißt auch dieser λογος, diese zwote Person Gottes, Erlöser.

Daß dieſer λογος nicht προφορικος, ſondern ὑποστατικος, eine wirkliche Perſon der Gottheit iſt, bedarf auch keines Beweiſes. Es gehört der gröſte Muthwille dazu, wenn man dieſen λογος für eine bloße Eigenſchaft oder Namen Gottes, nicht aber für den Gott ſelbſt, der in einem andern Verhältniſſe Vater heißt, halten wollte, ohngeachtet man ſähe, daß er θεος εξ ὑψιστε genannt, und daß ihm beſondere Handlungen zugeſchrieben werden, z. B. die Offenbarung des göttlichen Willens, die Menſchwerdung, die Erlöſung u. ſ. w.

Daß aber dieſer יהוה צדקנו patronus noſter, ſalus noſtra, daß, ſage ich, dieſer Gott in Chriſto kein beſondrer Geiſt, kein von dem Gott Jehova unterſchiedenes Weſen, keine beſondere Subſtanz, ſondern nur eine Perſon Gottes, und alſo der wahre Gott Jehova, der wahre weſentliche Gott ſey, ja daß er mit der erſten Perſon ein und daſſelbe (numero eandem) Individualweſen ausmache, das ſagt die Schrift ſo ſchreyend deutlich, daß ich keine Sünde für gröſſer und unverzeihlicher halte, als die Sünde des, der ohngeachtet er bekannt iſt mit dem Evangelio von dem Sohne Gottes, dennoch in Chriſto den ewigen Geiſt des Vaters verkennen, und die in ihm wohnende wahre Gottheit nicht anbeten will. a) Johannes ſagt es unwiderſprechlich deutlich, ὁ λογος ην θεος, Joh. 1, 1. b) Chriſtus ſagt es ſelbſt, Joh. 10, 38. vergl. V. 30. der Vater iſt in mir: nemlich der Gott, der in einem andern Verhältniſſe Vater heißt.

c) Er heißt Jehova, Jer. 23, 5. 6. יהוה צדקנו Jehova der Erlöser: d) dem alle göttliche Eigenschaften zukommen. Hebr. 1, 12. 13, 8. Joh. 5, 17. 19. 21. Joh. 17, 5. Es. 9, 5.

Der λογος aber iſt in gewiſſer Maaſſe von Gott ausgegangen, das heißt, er hat ſich dem Menſchen Chriſto Jeſu mitgetheilet, oder in demſelben ſichtbar gemacht. Nur muß man bey dieſem Satze vermittelſt der Abſtraction das Weſen Gottes, das iſt, den Inbegriff ſeiner Vollkommenheiten von der Subſtanz Gottes, das iſt, dem Subject, in welchem die Vollkommenheiten ſind, unterſcheiden. Wenn ich daher ſage, der λογος ſey Menſch worden, ſo heißt das ſo viel, als: das Weſen Gottes habe ſich in einem Menſchen offenbaret, und gleichſam ſichtbar gemacht.

Darum ſagt die Schrift mit Recht: λογος ην αρχη προς τον θεον, das heißt, der λογος, der offenbarende, lehrende, unterrichtende Gott, die חכמה, die ſelbſtſtändige Weisheit war anfänglich bey Gott: Der λογος war gleichſam in Gott verborgen: Er hat ſich aber zu der von Gott erſehenen Zeit in der Welt ſichtbar gemacht: Er war alſo ſchon, ehe er in dem Menſchen Chriſto ſichtbar wurde, von Ewigkeit her da: Er war es, durch den Gott die Welt ſchuf. Sprüchw. 8. Er war ſchon in dem A. T., ehe er in der Maria Sohne ſichtbar wurde, der Lehrer und Führer (φως) der Menſchen, Joh. 1, 4., aber die wenigſten Menſchen erkannten ihn damals, V. 5. Der erſte, der ihn

erkannte, nachdem er sich in einem sterblichen Leibe sichtbar gemacht hatte, war Johannes, V. 7. Er war die δυναμις ὑψιστου, welche über der Maria Sohn herab kam, Luc. 1, 35. dadurch derselbe über alle Propheten und Engel erhaben wurde. Hebr. 1, 4.

Der Maria Sohn also, mit welchem sich der λογος, oder die sich den Menschen sichtbar machende הכמה vereinigt hatte, heißt Sohn Gottes. Da nun diese Vereinigung in einem bestimmten Zeitpuncte geschahe: so konnte der Name Sohn Gottes nicht eher als in und nach diesem Zeitpuncte bekannt gemacht und verstanden werden. Er wird deswegen in dem A. T. niemals erwähnt, sondern sein Name wird höchstens als ein Räthsel vorgetragen: Wie heißt sein Sohn? —— Bey der Geburt Jesu entstund allererst das Subject des Theanthrop, welches die Bibel Sohn Gottes nennt, nemlich weil sich da der λογος mit der Maria Sohne vereinigte, ohngefähr so wie die Seele mit dem Körper. Denn damals, als sich Gott dem Menschen Christo auf eine so sonderbare Art mittheilte, hat Gott seinen Sohn gezeuget, das heißt, des Menschen Sohn, durch Mittheilung seines Wesens, zu Gottes Sohne gemacht. Dieses wurde bey der Taufe Christi abgebildet, in dem sich so etwas, welches die Juden für eine Erscheinung Gottes anzusehen pflegten, in einer taubenartigen Bewegung auf ihn herab ließ, wobey eine Stimme gehört wurde: Das ist mein lieber Sohn!

Und da dem ohngeachtet die Menschen, wegen der in die Augen fallenden Niedrigkeit Jesu, in ihm noch nicht die Würde eines Sohnes Gottes zu erkennen vermögend waren: so verschob Gott die nachdrücklichere Einschärfung der Lehre vom Sohne Gottes, bis zur Auferstehung Jesu, durch welche er feyerlich für denselben erklärer, und als derselbe öffentlich erwiesen wurde. Act. 13, 33.

Eben der wesentliche Geist Gottes endlich, der über der Maria Sohne herab kam, und sich mit ihm auf das genaueste vereinigte, eben dieser ist es, welcher in allen Menschen zu ihrer Heiligung geschäftig ist, und deswegen der heilige Geist heißt. Daher Christus mit vollkommenem Recht sagen konnte: Er werde uns seinen Geist senden, weil es eben der Geist des Vaters ist, der in ihm wohnte. Und so heißt also der einige Gott Jehova, ein heiliger Geist. — Geist, wiefern er alles belebt, und in allen Theilen der Schöpfung wirksam ist: — Ein heiliger Geist, wiefern er in den Seelen der Menschen zu ihrer Besserung wirksam ist. (Jene erstere Wirksamkeit heißt Vorsehung, und die letztere, Gnade.) — Das ist also die dritte Person Gottes oder der Gottheit.

Und daß dieser Geist, der die Wirksamkeit Gottes in allen Theilen der Schöpfung, und vornemlich in den Herzen der Menschen ausmacht, eine wirkliche und wahre Person der Gottheit sey, die von der Person des Vaters und des Erlösers allerdings reel, und nicht bloß idealisch unterschieden

iſt, kann man ohne weitläuftigen Beweis einſehen. a) Es werden ihm ja freye, individuelle und eigenthümliche Handlungen zugeſchrieben, Joh. 14, 26. 15, 16. 16, 8. 13. Act. 13, 2. 3. 20, 28. 1 Cor. 12, 11. b) Er bekommt deswegen eigene Namen, die ſeine Verrichtungen bezeichnen. Z. E. πνευμα ἁγιοσυνης — παρακλητος, advocatus, defenſor etc. Joh. 14. c) Deswegen dieſe Perſon Gottes auch mit genennt wird, wenn die andern genennt werden. Z. E. Matth. 28, 19. wo die Verbindung dreyer unter einem Prädicat unwiderſprechlich beweiſet, ein bloßer Name oder Eigenſchaft des andern ſey. Auch wird בשם *εν ονοματι* nie von einem Abſtracto geſagt.

Daß aber dieſer πνευμα der weſentliche Geiſt Gottes ſey, daß er der Gott Jehova ſelbſt ſey, keinesweges aber ein von dieſem Gott Jehova unterſchiedenes und auſſer ihm ſubſiſtirendes Weſen, kurz, daß der heilige Geiſt ein und daſſelbe (eſſentiam *numero* eandem) Individualweſen mit der erſten und zweyten Perſon ausmache, und alſo der wahre Gott ſey, erhellet daraus: a) weil oft für πνευμα θεου, θεος geſetzt wird. Was z. E. ſonſt dem heiligen Geiſt zugeſchrieben wird, wird an andern Orten directe Gott zu geſchrieben, Phil. 2, 13. b) Er wird daher 2 Sam. 23, 2. 3. רוח יהוה und im folgenden V. צור ישראל und אלהי ישראל genennet. Und Act. 5, 3. 4. wird von dem, welcher dem heiligen Geiſte log, das heißt einem Manne, welchem der Geiſt Gottes Offenbarungen

mittheilte, gesagt: er habe Gott selbst belogen, oder es sey so gut, als habe er Gott selbst gelogen. c) Hebr. 3, 7. werden dem heiligen Geiste die Worte vom achten Vers an zugeschrieben, daraus offenbar ist, daß man den θεον ζωντα (wahren Gott) der in der Aplication der Stelle V. 12. vorkommt, auf den heiligen Geist zu deuten hat, vergleichen Ps. 95, 7. Es. 63, 10. d) Aus Matth. 28, 19. schliesse ich so: Ist der heilige Geist eine Person der Gottheit wie der Vater und Sohn: so ist er auch Gott. e) In der Stelle Luc. 1, 35. kann uns das θεον και unlengbar überführen, der heilige Geist sey der Gott Jehova selbst.

Ich will dem, was ich gesagt habe, noch einige kurze Anmerkungen und Erläuterungen beyfügen, ohne mich in die unnöthigen Speculationen unser gewöhnlichen Lehrbücher einzulassen.

Ich wäre geneigt, meine Theorie von der Dreyeinigkeit mit folgenden Gleichnissen zu erläutern, Titius ist ein einiges Subject, ein einiges Individuum. Allein Titius ist Ehemann, Schriftsteller und Künstler. Dieses nenne ich drey Personen. Diese drey Personen sind reel nicht bloß idealisch unterschieden. Die Person des Ehemanns ist nicht die Person des Schriftstellers, und die Person des Schriftstellers ist nicht die des Künstlers. Eine jede dieser Personen verrichtet ihre eigenthümliche persönliche Handlung, die ihr ausschliessungsweise und allein zukommt. Was Titius als Ehemann thut ist von dem, was er als Schriftsteller thut gar sehr unterschieden u. s. w.

Bey meiner Theorie von der Dreyeinigkeit würde der Vorwurf des Patripaſſianismus, Verläumdung ſeyn. Denn wenn ich gleich behaupte, daß eben der Gott Jehovah, der in einem andern Verhältniſſe Vater heißt, in Chriſto gewohnet habe, Joh. 10, 38. ſo folgt doch daraus eben ſo wenig, daß der Vater gelitten habe, als aus dem gegenſeitigen Lehrſatze gefolgert werden will, daß der λογος gelitten habe.

Wenn man frägt, ob dieſe Lehre von dreyen Perſonen des einigen Gottes eine Religions-Wahrheit ſey? ſo antworte ich: a) wenn die Bekanntſchaft eines Chriſten mit Gott als Vater, Erlöſer und Heiligmacher, das Weſen der Tugend und des Glaubens beſtimmt, der Tugend die ſtärkſten Motiven und dem Herzen die beſten Troſtgründe ſchenkt. b) Wenn über dieſes die Schrift allen, denen das Evangelium gepredigt worden iſt, zum Glauben an die drey Perſonen verbindet, Matth. 28, 18. Ja, wenn der herrſchende Vortrag der Schrift die Lehre von einem Gott und dreyen Perſonen in demſelben beſtätigt und einſchärft: ſo muß dieſe Lehre für alle, denen das Evangelium bekannt worden iſt, eine Religions-Wahrheit ſeyn.

Von dem Ausgehen, das vom heiligen Geiſt, ſo wie vom Sohne Gottes Mich. 5, 1. Joh. 16, 27. 28. 30. 17, 8. geſagt wird, mag die Schultheologie urtheilen. Ich würde es für mitgetheilt und geſendet werden, annehmen. ——

Auch den Streit über die Frage: ob der heilige Geist vom Vater und Sohn zugleich ausgehe? überlasse ich der Schultheologie, ohngeachtet er nach meiner Theorie schon entschieden ist.

Daß אלהים ein bedeutender Pluralis sey, ist unerweißlich. Es zeigt die Gottheit überhaupt an. Und so wie der Lateiner Dii sagt, ohne allemal an mehrere zu denken: so sagt der Hebräer אלהים, wo der Deutsche sagt, Gott oder die Gottheit. Vielleicht wählt zuerst Moses den Namen, weil zu seinen Zeiten schon die Vielgötterey überhand genommen, deswegen, um anzuzeigen, der Gott, dessen eigner Name Jehova ist, sey der אלהים nemlich alles, was unerleuchtete Heyden unter vielerley falschen Gestalten anbeteten, und als unterschiedene Götter betrachteten. Daher man sich nicht wundern darf, wenn mit diesem Worte willkührlich bald der Pluralis bald der Singularis, der Zeit- und Nennwörter verbunden wird.

Ob die Schrift mit den Doxologien und dem Segen auf die drey Personen in Gott ziele, würde alsdann glaublich seyn, wenn entscheidend erwiesen wäre, daß Gott eine ausgewickelte Erkenntniß der drey Personen in dem A. T. den Menschen mitzutheilen für gut befunden habe.

VII.

Sendschreiben

an

den Herausgeber

der Vorschläge.

VII.

Sendschreiben.

an den Herausgeber.

der Vorschläge.

Hochwürdiger ꝛc.

Ich habe Ew. Hochw. lange auf die Vollziehung meines Versprechens warten lassen. Ihre neue Dogmatik wollte ich nemlich erst abwarten, die, wie Sie mir schreiben, noch vor Ostern erscheinen sollte: und ausserdem wußte ich wegen Ihres Wegzugs aus Erfurt keine gewisse Addresse. Nunmehr, da die letzte Schwierigkeit durch Ihre Erhebung zur theologischen Professur nach Giessen gehoben ist, wobey ich meine aufrichtige Freude nicht bergen kann, und der Verzug mit der versprochenen Ausgabe der verbesserten Dogmatik in unsrer Correspondenz eine zu grosse Pause machen möchte: so will ich lieber Ihrem Verlangen mit Wenigem Gnüge leisten, als mit gar nichts erscheinen.

Ich fange mit der Erbsünde an, ich kann aber sehr kurz seyn, weil schon jemand vor mir meine ganze Meinung ausgedruckt, und mir kaum eine kleine Nachlese übrig gelassen hat. Ich berufe mich auf das vierte Stück Ihrer Toleranzbriefe. —

Das Wort Erbsünde wollte ich zur Noth noch in der Dogmatik leiden, aber den bisherigen Begriff kann ich gar nicht ausstehen. Auch Ihr nitimur in vetitum nicht, welches Sie, wie ich sehe, nunmehr auch selbst aufzugeben scheinen. Die Erbsünde suche ich nicht in der Seele, sondern in gewissen Dingen ausser ihr, in den traurigen Umständen, unter welchen der Mensch geboren wird, in der Nothwendigkeit Böses zu sehen und zu hören, ehe er noch Gutes erwählen, und Böses verwerfen kann; in der Beschaffenheit des Körpers, der Lebensart, des Clima u. d. g. Keine Stelle der heiligen Schrift, welche bisher für den gewöhnlichen Begriff derselben angeführt worden ist, hält die Probe aus; und die Erfahrung verlangt sie auch nicht. Ist die Seele eines Kindes, wie unsre orthodoxen Philosophen, und philosophische Orthodoxen behaupten, tabula rasa; so kann auch kein nitimur in vetitum angebohren seyn. Das vetitum mußte doch erst auf der Tafel gestanden haben, ehe sich ein nisus nach demselben denken läßt. Ignoti enim nulla cupido. Allein das mag unterdessen ein Argument κατ' ἀνθρωπον seyn, um zu zeigen, daß die gemeine Lehre von der Erbsünde

sünde so gar mit den in der Philosophie allgemein angenommenen Grundsätzen unsrer Theologen streite. Ich werde kein Wort sagen, wenn künftig das ganze Hauptstück von der Erbsünde aus der Dogmatik weggestrichen wird. Aber wie gesagt, das Wort könnte ich, wenn es ja nicht anders seyn sollte, allenfalls noch leiden. So gut ich von Kindern, die durch die Schuld ihrer Eltern in verachtete dürftige und verschuldete Umstände gerathen sind, sagen kann, daß das ihr Erbstück wäre; so gut kann ich auch den gegenwärtigen Zustand, in welchen die Menschen durch die Sünde Adams gekommen, mit dem Namen der Erbsünde belegen. In diesem Begriffe aber liegt impurtatio peccati adamitici, so wenig, als ich nach dem vorigen Gleichniß, die liederliche Lebensart der Eltern den Kindern zurechnen kann; und eben so wenig propagatio mali moralis per traducem substantiæ, dergestalt, daß nach dem angeführten Gleichniß das liederliche Wesen der Eltern in die Seelen der Kinder übergehen müßte. Von diesem meinen Bekenntnisse wegen der Erbsünde läßt sich nun ein Schluß machen, was ich von dem Verlust des göttlichen Ebenbildes denke. Wenn das Wesen desselben darin bestanden hat, daß Adam und Eva erwachsene Personen waren, welche mit völliger Freyheit von dem ersten Augenblick ihres Daseyns an das erkannte Gute entweder thun oder unterlassen konnten: so muß ich gestehen, daß es verloren ist, weil wir itzt als Kinder geboren werden, die nicht wissen,

was Rechts oder Links ist, und also Gutes und Böses von Erwachsenen annehmen müssen, von denen sie geleitet und erzogen werden. Ist aber das göttliche Ebenbild in der vernünftigen und unsterblichen Seele zu suchen, welche der Mensch von Gott darum erhalten hat, um in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit seine Tage zu zubringen; (Eph. 4, 24. ἐν pro εἰς) so kann das Ebenbild noch da seyn, ohne daß die Absicht warum es Gott dem Menschen ertheilte, von allen erreicht, und zwar in diesem Leben vollkommen erreicht wird. Die Bibel habe ich bey dieser Erklärung nicht wider mich.

Denke ich von der Erbsünde und dem Ebenbilde auf die angezeigte Weise: so werden E. H. nun wohl ohne meine Erinnerung errathen, daß ich auch im Artikel de satisfactione Jesu Christi activa & passiva von der gemeinen Erklärung abweichen müsse. Vielleicht halte ich von dieser Lehre eben das, was der berühmte Töllner in seinem bekannten Buche davon hält, ob ich gleich dasselbe noch nicht durchgelesen habe, sondern es nur seinem Hauptinhalte nach kenne.

Meine Gedanken will ich Ihnen in einem Gleichniß zur Prüfung vorlegen. Ein Monarch hat unter seinen Ländern eine Provinz, welche sich durch einen seiner rebellischen Minister wider ihren rechtmäßigen Landesherrn zur Rebellion verleiten läßt, und

und zur Bestrafung ihres Aufruhrs zu einer immerwährenden Leibeigenschaft verurtheilt wird. Nun schlägt sich der Erbprinz des beleidigten Fürsten ins Mittel, bittet bey seinem Vater für diejenigen Rebellen, die sich ihr Verbrechen aufrichtig leid seyn lassen, und für ihre Kinder, die mit ihren Eltern nicht auf gleiche Weise rebellirt haben, sondern derselben That verabscheuen, aber durch das Verbrechen ihrer Eltern zugleich in eine ewige Leibeigenschaft gerathen sind, und reist zu dem Ende in diese abgefallne Provinz, die Einwohner derselben zu ihrem vorigen Gehorsam zurück zu führen. Der beleidigte Monarch erklärt sich hierauf gegen seinen Sohn, allen denen zu vergeben, die sich von dem bösen Minister abreissen, und den Befehlen seines Sohns nachleben würden. Allein der rebellische Minister geht darauf um, den Erbprinzen in seine Gewalt zu bekommen, ihn in Ketten und Banden zu bringen, und in eine gleiche Leibeigenschaft zu stürzen, in welche er bereits durch seine Bosheit die abgefallene Provinz gebracht hatte. Es gelingt ihm, einen Theil der Rebellen zu seinen Absichten zu bereden, daß sie ihm den Prinzen gefangen nehmen und in das Gefängniß werfen helfen. Der Prinz läßt alles dieses geschehen, ob er gleich Macht hätte, den Schlingen des Ministers zu entgehen; er läßt sich als ein Leibeigener behandeln, um dadurch aller Welt zu erkennen zu geben, wie groß seine Liebe zu den unglücklichen Rebellen sey; er thut aber alles nur darum, damit es desto deutlicher

licher in die Augen falle, daß seine Macht der Macht des bösen Ministers überlegen sey, daß er sich aus eigener Kraft aus der Leibeigenschaft los machen, und auch alle andre Leibeigne davon befreyen könne und wolle. Nachdem nun der Prinz über die List und Bosheit dieses Ministers und seiner Anhänger triumphirt hat: so verspricht ihm der Fürst, sein Vater, zur Belohnung als ein Eigenthum, alle diejenigen zu übergeben, welche ihre Rebellion bereuen, von dem rebellischen Minister ablassen, und ihrem rechtmäßigen Fürsten und seinem Prinzen aufs neue huldigen, als treue Unterthanen ihre Pflicht in Zukunft thun, und ihre Begnadigung durch diesen seinen Sohn bey ihm suchen würden, und also alle die von der immerwährenden Leibeigenschaft loszusprechen, für welche der Erbprinz bitten werde. Ist nun wohl diese zum Besten der rebellischen Provinz von dem Erbprinzen übernommene Leibeigenschaft eine eigentliche satisfactio der beleidigten Majestät seines Vaters, in sensu forensi? Und was nöthigt mich, die Redensarten, welche die heilige Schrift von der Erlösung, die durch Jesum Christum geschehen ist, gebraucht, anders zu verstehen, als nach meinem Gleichnisse? welches Sie sich nun vollends mit leichter Mühe weiter ausbilden können.

Wenn ich nicht ganz irre, so ist das tropische aus der typischen Theologie von vielen Gottesgelehrten zu eigentlich genommen, und dadurch der

gewöhn-

gewöhnliche Begriff von der gerichtlichen Genugthuung in das System gebracht worden. Doch ich kann itzt nicht umständlicher seyn, sondern überlasse alles Ihrer weitern Prüfung. Ich habe Ihnen zwar hiermit, ihrem Verlangen nach, noch nicht die stärksten Gründe für meine Meinung gesagt; allein diese werden Sie in dem Töllner finden. Vielleicht bin ich gar einen Schritt weiter gegangen, als dieser Mann; und doch glaube ich nichts weniger, als ein Socinianer zu seyn. Für einem Brief wäre das, was ich Ihnen geschrieben habe, wohl mehr als zu viel. Ich muß aber doch noch einige Punkte berühren.

Im Artikel de Trinitate möchten wir wohl ziemlich einerley Gedanken hegen. Wenn Chrysostomus kein Ketzer ist, so muß ich auch keiner seyn, wenn ich mit ihm nach seinen Homilien wider die Anomaer (T. I. p. 388. 89. 90. sqq. it. 410. 418. edit. Cram.) nicht numero eandem divinitatem, sondern similitudinem patris & filii glaube. So viel ist gewiß, daß keine Stelle, welche pro unitate essentiæ numero ejusdem angeführt wird, etwas anders anzeigt, als unitatem sententiæ & voluntatis, oder similitudinem. In Ansehung der Gnadenwirkungen des heiligen Geistes aber, bin ich vielleicht von Ihnen entfernt. Mir kommt es immer so vor, als ob in der heiligen Schrift causa efficiens pro medio gesetzt sey, so oft dem Geiste Gottes in Ansehung der

der Bekehrung, Wiedergeburt, Heiligung u. s. w. etwas zugeschrieben wird. Wir sind aus dem Wort Gottes wiedergeboren. Dieses Wort schreibt sich von dem Geiste Gottes her: folglich kann ich mit Recht sagen, daß wir durch den Geist Gottes wiedergeboren, bekehrt, erleuchtet und geheiliget werden. Darf ich aber nun daraus eine übernatürliche Mitwirkung des heiligen Geistes mit dem Worte Gottes schliessen? Oder dem Worte Gottes eine vim physicomoralem oder hyperphysicam beylegen? Sollten das nicht synonymische Ausdrücke seyn? Das Evangelium ist eine Kraft Gottes, selig zu machen, alle die daran gläuben, Röm. 1, 16. und die heilige Schrift kann dich unterweisen zur Seligkeit? 2 Tim. 3, 15. Sollte nicht jene Stelle durch diese letzte ihren bestimmten Verstand erhalten? Uebrigens gebe ich gern zu, daß der heilige Geist auch ausserordentlich an den Seelen der Menschen geschäftig seyn könne und werde. Aber das sehe ich nicht für das ordinarium an, was bey jedem Gebrauch des göttlichen Worts geschiehet, sondern für eine besondere Belohnung eines rechtschaffenen Fleisses in der Gottseligkeit. Wer da hat, dem wird gegeben. Er muß aber erst mit dem anvertrauten Pfunde wuchern lernen, ehe er mehr bekommt.

Und nun noch ein Wort von dem heiligen Abendmahl, wo ich auch von Ihnen abweiche. Sollte

Sollte Jesus bey der Einsetzung etwas anders sagen wollen, und die Jünger, welche Jesum vor Augen hatten, seinen Worten einen andern Verstand gegeben haben, als was David spricht: Ists nicht das Blut der Männer, die ihr Leben gewagt haben? 2 Sam. 23, 17. Der Verstand sey indessen, welcher er wolle; so sollte sich kein Christ unterstehen, mit andern darüber zu streiten. Alle sollten in der Erklärung einerley Sprache führen, und nicht mehr sagen, als daß das gesegnete Brot die Gemeinschaft des Leibes Jesu, und der gesegnete Kelch die Gemeinschaft seines Bluts sey, daß man dieses zum Gedächtniß seines Todes thun müsse, und daß es uns zur Versicherung der Vergebung der Sünden gereicht werde.

Das wäre denn eine kleine Probe von meiner dogmatischen Gesinnung. Ob ich Ihnen gleich nicht von Kapitel zu Kapitel gesagt habe, wo ich Ihre so genannte Neuerung in der Dogmatik billige, so können Sie doch, glaube ich, zu Ihrer Beruhigung so viel sehen, daß Sie und ich vielleicht bald auf einem Wege zusammen kommen möchten. Unter meinen Amts-Brüdern in der Nachbarschaft, kenne ich auch zween Männer, die sich vortreflich zu Ihrem Plan schicken. Das ist — — —

Das

Das sage ich Ihnen aber sub sigillo silentii. Ob sich dieselben an Sie wenden wollten, darf ich wohl nicht zu erforschen suchen, wenn ich nicht Gefahr laufen will, verrathen zu werden. Ὁι ἐρηνεύοντες σοι ἔϛω σαν πολλοὶ ἁ δε συμβȣλοι σȣ̃ ἐις ἀπὸ χιλίων. Ich erwarte Ihren Beyfall oder Tadel, und bin ꝛc.

VIII.

Fortsetzung des Fragments über die Ewigkeit der Höllenstrafen.

VIII.

Fortsetzung des

Fragments über die Ewigkeit der Höllenstrafen.

Eben diese überwiegende Neigung zum Wohlthun und nicht zur Strafe, wird uns in mehreren Stellen der heiligen Schrift so allgemein und nachdrücklich vorgestellet, daß es schlechterdings unmöglich ist, an ewige Strafen zu gedenken, welche man einem Mangel oder einer unglücklichen Aenderung dieser natürlichen und wesentlichen Neigung beymessen könnte. Ezech. 33, 11. vergl. v. 18, 20. f. bezeuget Gott mit einem Eide, daß er nicht den Tod des Sünders wolle, daß heißt, mit Wohlgefallen wolle, sondern ihn oft um unvermeidlicher Ursachen willen, wider seine natürliche Neigung, über den Sünder verhängen müsse. —— So erkläret sich Gott über seine Gesinnung in ansehung zeitlicher verderbender Bestrafungen der Sünder. Sollte er denn nun wohl mehr unmittelbares Wohlgefallen an ewigen, die Sünder nach dem Tode betreffenden, Strafen haben? Wer getraut sich auf diese Frage mit ja zu

antworten? So ist denn auch die Stelle 2 Petr. 3, 9. für mein Behauptung, da sie von der Gesinnung Gottes gegen das, den Unbußfertigen bevorstehende Verderben in der Ewigkeit, mit diesen Worten handelt: „Der Herr will nicht, daß „jemand verlohren werde, sondern, daß sich jedermann zu Busse bekehre.“ Dieser Wille Gottes ist zwar abermals ein äusserlicher, befehlender und zugleich bedingter Wille, denn Gott verlanget von den Unbußfertigen, daß sie sich bekehren sollen, wenn sie nicht verlohren werden wollen. Er will auch ihre Bekehrung nur, in so ferne sie selbst damit einstimmen, und die ihnen von Gott ertheilte Gnade gebrauchen wollen. Aber auch hier ist das Innere des göttlichen Willens nicht zu verkennen. Gott will doch das Verderben der Sünder nicht anders, als wenn sie von seiner Gerechtigkeit dasselbe gleichsam erzwingen, nicht aus einem unmittelbaren Wohlgefallen an ihrem Unglück, indem er ihnen sonst keine Frist und keine so nachdrückliche Erweckung zur Bekehrung geben würde. Wir wollen damit noch eine dritte Schriftstelle verbinden. Es heißt 1 Tim. 2, 4. „Gott will daß allen „Menschen geholfen werde, und zur Erkenntniß „der Wahrheit kommen.“ Nach dem Zusammenhange mit dem Vorhergehenden kann dieser Wille zuförderst als ein äusserlicher, und befehlender Wille angesehen werden. Gott verlangt von uns Christen, daß wir, wie für andere beten, also auch uns bemühen sollen, andern an ihrer Seele zu helfen, zu ihrer Seligkeit ihnen beförderlich zu

seyn, und sie zu diesem Ende zur Erkenntnis der Wahrheit zu bringen. Er verlanget auch von einem jeden, der dies Wort höret, daß er sich zu Erkenntniß der Wahrheit bringen und so zur Seligkeit helfen lassen solle. Nichts desto weniger ist dieser Wille Gottes ein bedingter Wille, so wohl an Seiten Gottes, daß er ohne Erkenntniß der Wahrheit niemanden selig machen kann noch will, als an Seiten der Menschen, daß ihnen nicht geholfen werden kann noch soll, wo sie nicht die Erkenntniß der Wahrheit annehmen. Aber dieser äusere, und befehlende, und zugleich bedingte Wille Gottes setzet gleich wohl ebenfalls einen innern Willen voraus und fasset ihn selbst den Worten nach in sich, daß nemlich Gott ein unmittelbares Wohlgefallen daran finde, wenn die Menschen zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, und dadurch zur Seligkeit fähig werden und würklich gelangen. Ja, welches das Vornehmste ist, wir können aus diesen Worten ganz natürlich schliessen, daß die überwiegende Neigung Gottes zu der Seligkeit der Menschen nicht bloß auf das gegenwärtige Leben eingeschränket sey, und so lange würksam fortgesetzet werde, als noch Menschen sind, die nicht zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen, und nicht gerettet sind. Und solches ist um desto weniger abzuläugnen, weil der befehlende Wille Gottes von den Menschen auch in Ansehung ihrer Nebenmenschen gröstentheils nicht befolget wird, und dieses ohne Zweifel eine grosse Miturſache ist, warum viele nicht gerettet werden, die sonst wohl

hätten können gerettet und zur Erkenntniß der Wahrheit gebracht werden, obgleich Gott ihnen nicht mehr schuldig war, und auch sie selbst daher keine Entschuldigung entlehnen dürfen. Gott wird also gewiß noch in der Ewigkeit dasjenige fortsetzen, was hier unvollendet gelassen ist. Es wird in alle Ewigkeit an Wirkungen seines Willens nicht fehlen, dasjenige, was noch nicht gerettet ist, durch Erkenntniß der Wahrheit zu retten und selig zu machen.

Doch was hilft das alles, wird man sagen, wenn wir zugestandene Beweise für uns haben, daß ohngeachtet des göttlichen Willens die Menschen vor dem Verderben zu bewahren, derselbe nicht erreichet werde? —— Ich antworte, 1) wenn gleich dieser göttliche Wille nicht die abgezielte Würkung haben sollte, so ist es uns schon genung zu wissen, daß er auch in der Ewigkeit nicht aufhöret würksam zu seyn, sondern durch fortgesetzte oder neue Mittel an den Unseligen arbeitet, und so ist es doch falsch, daß den Verdamten in der Ewigkeit die Gnade Gottes nebst den Mitteln zu derselben zu gelangen beständig versagt sey. So kommt es nur auf sie an, wenn sie nicht noch zurechte gebracht, und dem Verderben wieder entrieſſen werden. Wie viel haben wir nicht gewonnen, wenn nur hieran nicht zu zweifeln ist! Alsdenn mag ein jeder zusehen, daß er nicht durch fortgesetzte Schuld und Versäumung selbst diese fortgesetzte oder neue Gnade an sich vergeblich mache. Ich antwortete, 2) es

iſt keinesweges ausgemacht, daß der Wille Gottes, die Menſchen noch in der Ewigkeit zur Erkenntniß der Wahrheit zu bringen und ſelig zu machen, nicht in der That werde erreichet werden, wenn er gleich bisher an ihnen verlohren geweſen iſt. Haben gleich die vormalen von Gott zu dieſem Zweck gebrauchten Mittel denſelben nicht bewürken können, warum ſollte ſolches von den fortgeſetzten neuen Mitteln nicht erwartet werden können? Werden doch auch hier in der Welt, nicht alle Menſchen durch einerley Mittel zu Gott geführet, und wird nicht mancher, der durch Gottes Güte ſich nicht will zur Buſſe leiten laſſen, gleich einem Roſſe durch Zaum und Gebiß dazu gezogen? — — — Verlanget man aber bey dieſer Veranlaſſung von mir zu wiſſen, was ich von einem innern Willen Gottes denke, der ſeines Zwecks verfehle, ſo muß mich ſo wohl die Unnothwendigkeit dieſer Erörterung als ihre Weitläuftigkeit entſchuldigen, wenn ich mich nicht umſtändlich darauf einlaſſen kann. Nur ſo viel will ich in der Kürze davon ſagen, daß ich eine ſolche Vorſtellung des göttlichen Willens für eine Antropopathie halte, welche zwar durch die gewöhnliche theologiſche Eintheilung des göttlichen Willens in den vorhergehenden und nachfolgenden Antropopatiſch genug ausgemalet wird, aber nach derſelben auch bey der künſtlichſten Ausſchmückung nie Gott anſtändig werden kann, es ſey denn, daß man ſie von einer ſolchen Zulaſſung des göttlichen Willens erkläre, daß ſeine Stuffenweiſe mit Weisheit gebrauchten Mittel nicht durchaus zu

ihrem Zweck gelangen sollen, weil Er dazu noch andre und in der Folge würksamere Mittel weiß, und in Bereitschaft hält. Daher auch die Antropopathie gar zu stark und der Idee eines Gottes platterdings unanständig wäre, wenn eine solche Zulassung bey allen seinen zu einem gleichen Zweck gebrauchten Mitteln statt fände, und also sein innerer Wille in gewissen Fällen nie vollständig erreichet würde, sondern zu den guten Wünschen ohne Effect gezehlet werden müßte.

§ 18.

Man wird sich vieleicht wundern, warum ich den bekannten Ort, 1 Tim. 4, 10. da der lebendige Gott ein Heyland aller Menschen, und am meisten der Gläubigen genennet wird, nicht zu den Hoffnungsgründen der Wiederbringung rechne; und noch mehr, wenn ich die Ursache anführe, warum solches von mir nicht geschehe. Denn betrachten wir die Worte grammaticalisch und eregetisch, so stehet uns nichts im Wege, sie also zu erklären, daß Gott nicht allein alle Menschen selig machen wolle, sondern sie auch würklich selig mache, zuerst aber und vornemlich diejenigen, welche schon gläubig geworden sind. Die Gläubigen werden auch hier, nicht etwa oder blos allein den wirklich Ungläubigen, sondern allen Nichtgläubenden, welche also ja noch an dem Heil Gottes Antheil nehmen können, entgegen gesetzt. Folglich wäre Gott nach diesem Ausspruch nicht ausschliessungs sondern vorzugsweise der Heiland der Gläubigen, und also

nicht in der bloſſen Möglichkeit oder Darbietung der Heyland aller Menſchen, ſondern in der Würklichkeit und wahren Theilnehmung. —— Dasjenige aber, was mir dieſe Erklärung demohngeachtet bedenklich machet, iſt nicht ſo wohl, daß es der einzige Ausſpruch von dieſer Art in der ganzen heiligen Schrift wäre, oder daß die Sache ſelbſt vermöge anderer Ausſprüche ſich nicht ſo verhalten könne, ſondern weil ich gegenwärtig in den Gedanken ſtehe, daß ein unmittelbares Zeugniß, von dem Aufhören der Höllenſtrafen in einer Offenbahrung und beſonders in der Einrichtung, welche Gott der heiligen Schrift zu geben beliebet hat, ſich nicht ſchicklich befinde, indem es die Aufmerkſamkeit aller Leſer mehr nach ſich ziehen würde, als mit dem, vielen ſehr nöthigen Entzweck, von dem Gewicht der Höllenſtrafen beſtehen konnte; welches nun nicht zu beſorgen iſt, da wir dieſe Hoffnung nur durch geſammlete Schlüſſe aus Grundſätzen der heiligen Schrift erlangen, und alſo die Strafen der Ewigkeit ſchon vorher oder zugleich zur genugſamen Empfindung bey uns können gebracht ſeyn. Ich habe daher dieſe Schriftſtellen nur blos deswegen mitgenommen, damit ich meinen Leſern, das ihnen ſelbſt überlaſſene Urtheil einigermaſſen erleichtern, und die eben gemachte Bemerkung möchte hinzufügen können.

§ 19.

Die Freunde der Wiederbringung pflegen auch

gemeiniglich aus dem Begriff der Erlösung Jesu und aus Stellen der heiligen Schrift, welche von der Absicht, Allgemeinheit und ewigen Gültigkeit derselben handlen, auf das Ende derselben zu argumentiren. —— Das erste unterstehe ich mich nun gar nicht, ich mag für einen Begriff davon festsetzen, welchen ich will. Aber sonderbar genug ist es, daß man nicht allein aus dem gewöhnlich angenommenen, sondern auch aus dem vielleicht verbesserten Begriff der Erlösung, da man sie in der Aufhebung des von einer gänzlichen Zernichtung verstandenen Todesurteils über das ganze menschliche Geschlecht, setzet, sich so gar unterfangen wollen, die Ewigkeit der Höllenstrafen zu beweisen. Es sollte wohl schwer genug fallen, sie, wenn man erst aus andern Gründen ihre Gewißheit dargethan hätte, damit zusammen zu reimen. Doch, wer ohne Mühe im Stande ist zu glauben, daß Gott, als der Vater aller Geister, welcher sie alle lieb hat, und die Liebe selber ist, auch vorher ihre Natur und alle Modificationen derselben erkannt, nicht weniger alle Schicksale, die Er ihnen zutheilen wollte, aufs genaueste abgewogen hat, einen einzigen derselben, geschweige einer grossen Anzahl, ein überwiegendes ewiges Elend vergönnen und wiederfahren lassen könne, wogegen sein ganzes Verfahren in dem Reiche der Natur und Gnade, nach Schrift, Vernunft und Erfahrung streitet, der ist auch vermögend, jede andre, noch so widersinnige Sätze mit einander zu vereinbaren, und sich von deren Wahrheit zu überreden. ——

Was aber die von der Erlösung Jesu handelnden Schriftstellen betrift, so ist mir nur eine einzige bekannt, welche nicht mit der gegenseitigen Meinung gar wohl bestehen könnte, diese muß ich also freylich nicht zurücke lassen. Sie stehet 1 Joh, 3, 8. in diesen Worten: „Dazu ist erschienen der Sohn „Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre.“ Wenn unsre Gegner zeigen wollen, daß Jesus nach diesem Ausspruch würklich die Werke des Teufels zerstöret habe, so stellen sie die Sache so vor, als wenn der Teufel eine Politische oder Staatsrebellion gegen Gott angefangen, und die Menschen darein verwickelt hätte. Daß also zur Zerstörung seiner Werke nichts weiter nöthig sey, als daß dieser Haupt-Rebelle nebst seinen verstockten Anhängern, welche die angebotene Begnadigung ausgeschlagen, in Ketten und Banden geleget und darauf gebührend abgestraft worden. — — In einem rhetorischen Vortrage liesse sich dergleichen Vorstellung einigermaassen hören, aber im Dogmatischen ist sie ganz unerträglich, und fast nicht werth, daß sie widerleget wird. Die Werke des Teufels bedeuten ja blos die moralische Zerrüttung des menschlichen Geschlechts durch die Sünde, und zugleich die unglückliche Nothwendigkeit, daß diejenigen, welche sich davon nicht in Gutem wollen heilen lassen, deswegen von Gott gestraft werden müssen. Und eben so sind auch die Mittel beschaffen, deren sich Gott durch Jesum bedienet hat, diese Werke des Teufels zu zerstören. Sind sie denn aber alle damit zerstöret, wenn ein grosser Theil der Menschen zur

Höllen verſtoſſen werden, und darin beſtändig bleiben ſollen? Nein! gerade das Gegentheil; beſonders wenn in der Hölle an keine Bekehrung zu denken wäre, aber auch, wenn bey erfolgender Bekehrung doch das Elend der Verdamten ewig überwiegend bleiben ſollte. So werden wahrlich Sünde und Tod, als die eigentliche Werke des Teufels eben an dem Ort und zu der Zeit, da ſie zerſtöret ſeyn ſollten, am meiſten herrſchen. —— Oder hat Jeſus nur die Werke des Teufels bey denjenigen zerſtören ſollen, welche von der Verdammnis losgeſprochen und als vollendete Gerechte in den Himmel aufgenommen ſind? Eine ſolche Einſchränkung verbietet uns das ganze Evangelium, und auch die allgemeine Abfaſſung unſerer Worte: „Der Sohn Gottes iſt erſchienen, daß er die (ge„ſamten) Werke des Teufels zerſtöre.“ Da nun ſolches hier in dieſer Welt nicht geſchiehet, ſondern noch vieles von den Werken des Teufels in der zukünftigen Welt vorhanden iſt, ſo wird gewiß Jeſus ſein angefangenes Werk noch fortſetzen, und er wird wenigſtens es an ſeinen treuen und liebreichen Bemühungen nicht ermangeln laſſen, ſo lange noch etwas von den Werken des Teufels, nemlich von Sünden und den unſeligen Folgen derſelben übrig iſt.

§ 20.

Zum Beſchluß dieſes Abſchnitts muß ich aber noch eines Grundes erwehnen, warum man die Höllenſtrafen nicht für ewig halten kann, welcher

von dem Antheil den die Engel und Seligen daran nach der Schrift nehmen, hergeleitet ist. — Von den Engeln mögen wir das nach Luc. 15. schliessen: Wenn es v. 7. heisset: „Also wird Freude seyn im „Himmel über Einen Sünder der Busse thut, vor „neun und neunzig Gerechten, die der Busse nicht „bedürfen“: so kann solches auf Gott selber mit gehöriger Anständigkeit gedeutet werden, und so bestärket es dasjenige, was wir schon vorher (§ 13.) aus diesem Capitel zu unserm Zweck hergenommen haben. Aber gewiß geht es auch die Engel an, wie wir aus Wiederholung eben dieser Sache v. 10. sehen. „Also wird auch Freude seyn vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Busse thut.“ Hier wird uns zuerst die Versicherung gegeben, daß die seligen Geister durch die Empfindung ihrer eigenen Seligkeit nicht gefühllos gegen die Schicksale ihrer vernünftigen Mitgeschöpfe werden, sondern sich auch über die Busse eines einzigen wiederkehrenden Sünders freuen, und dadurch gleichsam einen Zuwachs zu ihrer Seligkeit empfinden. Diesen Antheil der Engel an den Schicksalen der Menschen uns desto zarter zu beschreiben, bezeuget Jesus noch über dieses, daß selbst der Gedanke an neun und neunzig Gerechte oder Seligen, unter einer Anzahl von hunderten, sie nicht gegen einen einzigen Verlohrnen so unempfindlich und gleichgültig machen könne, daß sie nicht über den Zustand desselben Mitleiden empfinden und sich seiner Busse freuen sollte. So erklären wir obige Worte mit Beystimmung des Textes, und, um die Anwendung des Gleichnisses

von

von der Gesinnung eines treuen Hirten gegen die neun und neunzig gute, und gegen das eine verlohrne Schaaf, dem Gleichnisse selbst desto gemässer vorzustellen. — Und diese zärtlich gesinnten Geister sollten nun schon zufrieden gestellt seyn, wenn nur ein Theil ihrer geliebten Mitbrüder gerettet wäre, und ganz unempfindlich dabey seyn, wann ein vielleicht eben so grosser oder auch nur der hundertste Theil derselben in ein ewiges Verderben eingienge? Oder wenn das nicht wäre, so sollte doch Gott in Ewigkeit ihre Freude über die Errettung der übrigen nicht vollkommen machen wollen oder können, sondern ihnen einen solchen Trauerspiegel ewig vor Augen schweben lassen wollen oder müssen. Wer die Natur eines Geistes einigermassen kennet, der wird das erste sich gar nicht vorstellen können. Die zärtlichen Engel würden nicht ohne überwiegendes Mitleiden eine grosse Anzahl ihrer geliebten Mitbrüder in die Hölle gehen und darin leiden sehen und noch dabey das Lied Moses und des Lams zum Preis des göttlichen Gerichts anstimmen können; ja, wenn sie gar als Vollstrecker des Verdammungsurtheils gebrauchet werden sollten, solches nicht anders als mit gleichsam blutenden Herzen verrichten können, (gleich einem Abraham, da er seinen Sohn zum Opfer führte) wenn nicht eine stille Hoffnung ihrer künftigen Bekehrung und Begnadigung die Eindrücke davon temperirte. Und sollten sie wohl hart dagegen werden können, ohne zugleich von der Empfindung ihrer eigenen Seligkeit und von dem Gefühl der göttlichen Liebe etwas einzu-

lassen? Gewiß eben so wenig, als es aufhören kann, ihnen Freude zu erregen, wenn in der Ewigkeit auch nur ein einziger von diesen Unseligen bekehret und begnadiget würde. Das Wenigste was man selbst um der Engel willen von der Gnade Gottes erwarten könnte, wäre die in seiner Macht stehende Vernichtung dieser zu allen weisen Zwecken, wenn ihre Errettung nicht mit darunter begriffen seyn sollte, untauglichen Elenden. Aber wenn anders die erbarmende Liebe Gottes nicht bis in alle Ewigkeit von dem Einfluß unsrer Ursachen dependent seyn muß, darf man selbst um dieser seligen und Gott werthen Geister willen ein mehres von derselben hoffen, nemlich, daß sie auch in der Ewigkeit den Zweck der Bekehrung und Begnadigung der Verdamten nie aus den Augen lassen werde, um auch dadurch den Engeln ein freudiges Schauspiel und vielleicht zu wiederholten malen zu bereiten.

Aber auch nicht weniger den Auserwählten und Seligen. Denn der Antheil derselben an den Schicksalen ihrer Brüder ist noch sichtbarer. Sie sind durch die Bande der Natur und Gnade, der Pflichten des Christenthums und der Ausübung derselben in der Liebe und im Gebet, noch näher unter einander, als die Engel mit den Menschen verbunden. Und diese sollten weniger von dem elenden Schicksal ihrer Mitmenschen gerühret seyn, und wenigern Antheil daran nehmen. Diese sollten, so bald sie in die ewige Seligkeit eingegangen wären, eine ganz interessirte Moral annehmen und ausüben,

üben, wovon sie gerade das Gegentheil in diesem Leben als Christen auszuüben angewiesen und gewöhnet wären. Diese sollten insonderheit nicht davon gerühret werden, wenn sie bedächten, daß, wo nicht die Gnade Gottes sie durch günstige Scenen geführet hätte, sie vielleicht an der Stelle dieser Unglücklichen ob gleich Strafbaren sich befänden, dahingegen jene wohl ihren Platz hätten einnehmen mögen, wenn ihnen ein anderes Loos der Zeit und Umstände zu Theil worden wäre. Nein! das kann unmöglich seyn. Das Muster der Engel, das wir haben, lässet solches nicht einmal vermuthen; Und zum Ueberfluß verbietet es uns sebst die Schrift. Diese sagt: Die Liebe höret nimmer, (auch nicht in der Ewigkeit) auf. 1 Cor. 13. Sie redet hier insonderheit von der Liebe des Nächsten, und ohne Zweifel nach allen vorhandenen Objecten derselben. Dazu gehören auch die Elenden. Und welche sind es in einem höhern Grade, als die Verdammten? Die Liebe also und das Mitleiden gegen dieselben, nebst allem, was man daher erwarten kann, höret auch in der Ewigkeit nicht auf, und soll nicht aufhören. Sollte nicht ein in der Liebe seines Volks eifriger Moses alsdenn noch ähnliche Empfindungen vor Gott ausschütten, wie er dorten 2 Mos. 32, 32. sagt: „Nun vergieb ihnen ihre Sünde, „oder tilge mich aus deinem Buche, das du geschrieben hast.“ Sollte ein eben so liebesvoller Paulus nicht auf eine ähnliche Art die Verdammnis seiner Brüder nach dem Fleisch empfinden, wie er sie schon vorher empfand nach seinen Worten. Röm.

9,

9. 9. 3. „Ich habe groſſe Traurigkeit und Schmer„zen ohn Unterlaß in meinem Herzen, ja ich habe „gewünſchet verdammet zu ſeyn von Chriſto für „meine Brüder.“ Und geſetzt, daß ſie und die mit ihnen darin gleich geſinneten geſamten Seligen ſolche Wünſche in ihrer Bruſt verſchloſſen und durch Hofnung völlig in Schranken hielten, ſollte denn nicht Gott ſie darin erblicken, und ſich auch dadurch reizen laſſen, denſelben zu ſeiner Zeit und auf die erwünſchte Weiſe ein Gnüge zu thun?

§ 21.

Man wird mir es hoffentlich nicht zu einem Fehler anrechnen, daß alle meine Beweiſe aus der Schrift für das vermuthliche Aufhören der poſitiven Höllenſtrafe vornemlich dahin gerichtet ſind, eine liebesvolle Neigung Gottes gegen dieſes Aufhören darzuthun, und wo nicht völlig gewiß, doch höchſt wahrſcheinlich zu machen; und, daß ich mich nicht mit gleicher Ausfuhrlichkeit darauf einlaſſe, zu zeigen, wie und auf was Art Gott dieſer ſeiner wahren Neigung ein Genüge thue, und den Zweck derſelben würklich erreiche. Er ſchien mir nemlich nicht nöthig, mehr von dieſem letzten Punct zu erwehnen, als was ich davon hin und wieder zwar beyläufig, aber gleich wohl, wie ich hoffe, nicht ohne Aufmerkſamkeit zu verdienen, beygebracht habe. Ueber dieſes wird auch niemand im Ernſt die Einwendung machen, daß, wenn die Verdammten einmal ſich gründlich beſſern ſollten, es Gott

unanständig sey, sie zu begnadigen. Und mit eben so wenigem Recht würde man daran zweifeln, daß nicht die Strafen der Ewigkeit in der Hand eines weisen und so wohl auf die Besserung seiner unseligen Züchtlinge, als auf das Ansehen seiner Gesetze bedachten Richters, gute und zureichende Mittel seyn sollten, von denen man nach psychologischen Grundsätzen und analoaischer Erfahrung, die abgezielte Wirkung endlich in der That erwarten könne. —— Ich wiederhole es abermals, was ich schon an mehrern Orten habe zu verstehen gegeben. Sind wir nur davon überzeuget, daß der Allmächtige und Allweise noch in der Ewigkeit fortfahre eine erbarmende Vaterliebe zu seinen unseligen Geschöpfen zu hegen und Mittel anzunehmen, sie ohne Verletzung seines richterlichen Ansehens von ihrer Unseligkeit zu befreyen; so dürften wir um den Erfolg davon ganz unbekümmert seyn, wenn wir auch mit solchen Mitteln nicht eigentlich bekannt wären, und die Verbindung derselben mit ihrem Zweck nicht so deutlich einsähen, als es jedoch bey einer wenigen Anstrengung unsrer Gedanken geschehen kann. —— Es pflegen auch die Vertheidiger ewiger Strafen hierin fast gar zu freygebig zu seyn, und nur insonderheit darauf zu dringen, daß die erbarmende Neigung Gottes die Verdamten aus der Höllen loszulassen, nicht allein nicht aus der Schrift zu erweisen stehe, sondern auch darin aufs deutlichste geleugnet werde. Da wir es nun eigentlich mit denselben, und vornemlich in diesen beyden Punkten zuthun haben, so ist bey dem ersten

Gegenſatz unſre Pflicht bereits erfüllt, und nur noch übrig, daß wir auch in der zweyten Behauptung uns ihnen entgegen ſetzen, und zeigen, daß die Schrift das, von uns aus der erbarmenden Neigung Gottes gegen die Verdamten geſchloſſene Aufhören ihrer Quaal, keinesweges läugne.

Dritter Abſchnitt.

§ 22.

Das führet uns zu dem dritten Abſchnitt unſrer Abhandlung, welcher dazu beſtimmet iſt, die hauptſächlichſten Gründe für die Ewigkeit der Höllenſtrafen zu prüfen, und es bemerklich zu machen, daß dadurch dasjenige, was wir für das Aufhören derſelben geſchloſſen haben, nicht aufgehoben werde. —— Ueberhaupt müſſen wir bey dieſer Unterſuchung folgende Punkte voranſchicken, welche der Anblick der heiligen Schrift beſtärket, und zum wenigſten einigen Einfluß in dieſelbe haben. 1) Man wird nirgends finden, daß in der Schrift die Ewigkeit der Höllenſtrafen als eine Aufgabe oder als ein Lehrſatz vorkomme, welcher erkläret und bewieſen oder deſſen Gegenſatz widerleget wird, da doch dieſe Lehrart bey wichtigen Dingen der Schrift nicht ungewöhnlich iſt, und ein Kenner der Bibel wiſſen wird, daß viele Lehrſätze, als von der Wirklichkeit Gottes, von Chriſto, vom Glauben, von guten Werken und mehrere, ſelbſt von den Strafen und Belohnungen in der Ewigkeit überhaupt, auf eine ſolche Art in derſel-

ben gelehret werden. Deswegen kann nun zwar dem ohngeachtet diese Lehre wohl in der heiligen Schrift gegründet seyn. Aber es würde doch unleugbar zur Gewißheit und Eindringlichkeit dieser Lehre ein Grosses beytragen, wenn sie auf ähnliche Art darin vorgetragen wäre, und da solches nicht geschehen ist: so können wir zum mindesten daraus schliessen, daß sie nicht so wichtig sey, als ein eigentlicher Lehrsatz eingeschärft zu werden. — 2) Man kann nicht einmal behaupten, daß die heilige Schrift diese Lehre durch eine ausdrückliche Verneinung des Gegentheils in irgend einem Orte bezeuge, welches doch wohl zur Sicherstellung derselben nöthig gewesen wäre. Wo findet man zum z. B., ich will nicht sagen den nemlichen, sondern nur gleichgeltenden Worten nach, einen solchen Ausdruck in der ganzen heiligen Schrift: „Die Höllenstrafen „werden nie ein Ende nehmen„ oder: „Gott wird „die Verdammten auf keine Weise und in alle „Ewigkeit nicht begnadigen?„ Wenn man dergleichen Sätze in der Schrift zu finden glaubet, so ist es blos Folgerung, und wir werden bald sehen, was für eine Art von Folgerung. —— 3) Ja, unter denjenigen Stellen der Schrift, woraus man die Ewigkeit der Höllenstrafen vornemlich herleiten will, sind nur sehr wenige, dabey man aus dem Umständen sehen kann, daß sie ausdrücklich die Absicht haben, uns von irgend einer Dauer derselben nur überhaupt zu unterrichten. Die meisten enthalten ein einziges Wort, eine gewisse Redensart, ein etwa gewöhnliches Sprichwort,

welche eine möglich verschiedene Deutung zulassen, und also an sich nichts entscheiden, wenn nicht der Zusammenhang oder Parallelismus es thut. Von der Richtigkeit so wohl, als von der Wichtigkeit dieser allgemeinen Voranmerkungen werden wir überzeuget werden, wenn wir nun uns in die Prüfung der vornehmsten Stellen der Schrift einlassen, welche zum Beweise der Höllenstrafen pflegen aufgeführt zu werden. Ich werde sie aber nach einer Ordnung, wie sie sich unsrer Prüfung am natürlichsten und bequemsten darzubieten scheinen, in gewisse Classen abtheilen.

§ 23.

Erste Classe: Schriftstellen, welche keinen Zweifel übrig lassen, daß nicht darin so wohl von der Beschaffenheit oder Dauer, als überhaupt von der Wirklichkeit künftiger Strafen geredet werde. Es kann ein Schriftort von künftigen Strafen handeln, und es ist doch aus den Umständen, aus der Veranlassung und aus der Art des Vortrages nicht klar, daß die eigentliche Absicht desselben sey, uns von der Beschaffenheit oder Dauer desselben, zu unterrichten. Hingegen bey andern ist diese Absicht so deutlich, daß sie niemand in Zweifel ziehen kann. Man wird mir Recht geben, wenn ich die letzte Art von Schriftstellen, als die vornehmsten zur Entscheidung in dieser Sache betrachte, und mich daher verbunden halte, dieselbe vor allen andern in Untersuchung zu nehmen.

Derjenige Schriftort, welcher nach meiner Empfindung am allerhervorstehendsten von der Beschaffenheit oder Dauer der Höllenstrafen handelt, ist Marc. 9, 43:48. — — Es werden in diesen Worten Jesu die Strafen der Ewigkeit als bekannt oder gewiß vorausgesetzet, wenn Jesus zu dreyen wiederhohlten Malen von der Beschaffenheit oder Dauer dieser Strafen eine solche Belehrung hinzufüget, „da ihr Wurm nicht stirbet, und ihr „Feuer nicht verlöschet.„ Unwidersprechlich ist es, daß Jesus damit die Quaal der Verdammten als sehr schwer und erschrecklich vorstellen will, um die Menschen zu erwecken, daß sie dieser Quaal zu entgehen, lieber den verführerischen Lüsten ihres Fleisches selbst auf die schmerzhafteste Art Widerstand thun, und gleichsam lieber sich eine Hand oder einen Fuß abhauen oder ein Auge ausreissen, als durch Versäumung dieses Widerstandes und Nachhängung ihrer Lüste sich zum höllischen Feuer befördern sollten. Aber man schliesset gewiß zu früh, wenn man die Unaufhörlichkeit dieser Qual damit beweisen will. Ich gestehe es, wäre die Ewigkeit derselben nach andern Schriftstellen ausgemacht, so würde ich sie auch hier finden. Aber wenn dieser Ort den einzigen oder vornehmsten Beweis davon in sich fassen soll: so ist er dazu keinesweges hinlänglich. Wer kann es ausmachen, ob dieser aus Es. 66, 24. hergenommene Ausdruck nicht den jüdischen Lehrern gewöhnlich gewesen, um ein grosses und unabsehliches Elend der Sünder abzubilden, ohne daß man demselben alles mögliche

Auf-

Aufhören im strengsten Sinne habe abschneiden wollen; so wie er auch wirklich, Judith 16, 21. gebraucht wird. Warum sollte ich denn nicht befugt seyn, diese Worte also zu umschreiben? „Da „sie ihres Elendes und ihrer Quaal kein Ende sehen „und auch demselben kein Ende werden machen können.„ Damit wäre denn ein solcher Zustand noch nicht im strengen Verstande unaufhörlich. Denn was bey Menschen unmöglich wäre, bliebe doch noch immer bey Gott möglich, wie wir schon vorhin (§ 7.) nach der Anweisung Jesu Matth. 19, 25. 26. erinnert haben. — — Ja wollte man dem bildlichen Vortrage Jesu genau nachgehen: so würde die Erklärung ganz anders lauten, und wohl gar das Gegentheil einer eigentlichen Ewigkeit dieser Quaal, nemlich entweder eine Vernichtung oder Bekehrung der Verdammten damit eben so gut vereinigt werden können. Das in diesen Worten enthaltene Bild, es mag nun auf das Thal Tophet zielen oder nicht, stellt uns einen Ort vor, dahin Leichname erschlagener Bösewichter andern zum Abscheu und zur Warnung unbegraben hingeworfen sind, an deren Fleische Würmer so lange nagen, bis es verzehrt ist, und deren überbleibende Knochen in ein Feuer geworfen werden, welches so lange brennet, bis sie in Asche verwandelt sind. Wollten wir nun bloß die näheste Aehnlichkeit, welche sich uns in diesem Bilde darstellet, auf die Strafen der Verdammten ziehen, so würden sie in einem ununterbrochenen Leiden bestehen, welches ihnen keine Ruhe lässet Tag und Nacht, so wie auch die

Quaalen der Ewigkeit, Offenb. 14, 11. beschrieben werden. Und warum sollte sich diese Erklärung nicht zu der Absicht Jesu schicken, welche dahin gehet, diese Strafen als furchtbar vorzustellen? Werden sie nicht auch solches dadurch, daß keine gute Zwischenstunden, keine Zeiten der Erholung, kein Tropfen zur Erquickung den Verdammten in ihrer Marter zu Theil werden soll? — — Doch die vornehmste Aehnlichkeit des Nichtsterbens und Nichtverlöschens soll durchaus darin bestehen, daß dadurch eine eigentliche Endloßigkeit dieser Strafen soll angedeutet werden, um sie dadurch desto furchtbarer vorzustellen! Nun so kann doch der Wurm nicht länger an einem todten Leichnam fressen, als bis er ihn verzehret hat. Das Feuer kann nichts mehr an den Knochen ausrichten, wenn sie in Asche verwandelt sind. Hätte also Jesus diese natürliche Folgen des von ihm gebrauchten Bildes zur Absicht gehabt: so wäre es klar, daß die Höllenstrafen, nachdem sie gleich einem Wurm und einem Feuer die Menschen ohne Ruhe lange genug gequälet hätten, endlich doch ein Ende haben könnten, und daß solches entweder durch eine Vernichtung der Unseligen, oder durch eine gänzliche schmerzhafte Ausbrennung und Abnagung desjenigen moralischen Bösen, desjenigen σωματος αμαρτιας, geschehen könne, was von ihnen hinausgeschaffet werden soll. Ich würde jedoch zu keiner von diesen Folgerungen besondere Neigung haben, wenn mir nicht die letztere durch die V. 49. folgenden Worte Jesu einigermaassen wahrscheinlich gemacht würde. Jesus sähret

ret also fort: „Es muß alles durchs Feuer gesalzen „werden, und alles Opfer wird mit Salz gesalzet.„ Meine Umschreibung davon ist diese: „Die Ermah„nung, die ich vorhin gegeben habe, daß man „nemlich, um dem erschrecklichen Elende des höl„lischen Feuers zu entgehen, allen noch so ange„nehmen Reizungen zum Bösen den ernstlichen und „schmerzhaftesten Widerstand thun müsse, ist von „der äussersten Wichtigkeit.„ Denn ein jeder, der derselben kein Gehör giebt, wird erst durch erschreckliche Quaalen, die ich euch beschrieben habe, als durch ein scharfes Salz zu dem Staude befördert, daß er Gott wohlgefällig werden kann, welches vorher viel leichter und mit mehrerem Vortheil von ihm selbst hätte bewerkstelliget werden können, wenn er nemlich gleichsam in sich selbst ein solches Salz gehabt hätte, um der Fäulung seiner bösen Begierden Einhalt zu thun, weswegen auch ein jedes Opfer mit Salz gesalzen wurde, um dadurch abzubilden, daß man durch beständig in Bereitschaft habende Gegenmittel gegen die Reizungen zur Sünde, sein Opfer Gott zu einem süssen Geruche, oder sich selbst, Gott wohlgefällig machen könne und müsse, wenn man anders das Feuer der Strafe vermeiden wolle. Diese Erklärung ist gewiß an sich viel natürlicher, als diejenige, welche ein sehr grosser Philolog zum besten ewiger Strafen von diesem mystischen Salz giebt. Lasset dies Salz sonsten in der heiligen Schrift und bey den Orientalern ein Bild der Dauerhaftigkeit seyn, hier ist es ein solches nach der eignen Erklärung Jesu gewiß

nicht: denn er beſchlieſſet jenen Vortrag alſo V. 50. „Das Salz iſt gut: ſo aber das Salz ſeine Kraft „verloren hat, wie will man denn damit die Spei„ſen ſchmackhaft machen?„ Habt Salz oder ſolche Mittel, wodurch ihr den Reizungen zum Böſen, als einer ſchädlichen Fäulung begegnen oder Einhalt thun könnet, allezeit in euch ſelbſt vorräthig und bereit, und im Umgange mit andern bewahret vornemlich den Frieden. Giebt hier Jeſus deutlich zu erkennen, daß er das Bild des Salzes, ſo nehme, daß dadurch die Nutzbarkeit deſſelben überhaupt, und inſonderheit zur Schmackhaftigkeit und Bewahrung vor Fäulung angedeutet werden ſollte, und ſtimmet ſolches mit ſeinem Vortrage V. 49. und deſſen Zuſammenhange aufs begreiflichſte überein; ſo haben wir vielleicht die wahre Meinung Jeſu gefunden, und ſo wird in den vorhin erklärten Worten Jeſu die Ewigkeit der Höllenſtrafen ſo wenig behauptet, daß ſie vielmehr darin ihre Widerlegung finden könnte. Sollte man aber auch gegen dieſe Erklärung noch etwas einzuwenden finden: ſo muß man mir doch wenigſtens zugeſtehen, daß ein, ſo wohl im Zuſammenhang, als an ſich, ſo dunkler Schriftort, keinen zuverläßigen Beweis von der eigentlichen Ewigkeit künftiger Strafen für uns abgeben könne.

§ 24.

Die Schriftſtellen, welche ich nächſt der vorigen für die bedenklichſten halte, ſtehen Matth. 5, 26. verglichen mit Luc. 12, 59. und Matth. 18, 34.

Die

Die Aussprüche Jesu, die darin enthalten sind, drohen den Störrigen, Feindseligen und Unversöhnlichen einen Kerker, und eine Peinigung, davon sie nicht anders befreyet werden sollen, als wenn sie nicht allein den von ihnen beleidigten Menschen, sondern auch Gott alles, was sie ihnen schuldig sind, bezahlt haben. Ich gestehe es, daß hier von künftigen Strafen die Rede sey, auch daß die etwan mögliche Befreyung von denselben darin, als nicht leicht, sondern sehr schwer, vorgestellet werde; ja, wenn die Bedingung unmöglich seyn sollte, die darin von denjenigen erfodert wird, welche aus dem Kerker wieder herauskommen wollen, daß alsdann die eigentliche Unaufhörlichkeit derselben darin gelehret werde, deren Aufhebung bloß durch eine zweifelhafte Begnadigung möglich wäre. Aber was hat man auch für Ursache die gesetzte Bedingung für unmöglich zu halten? Kann sie nicht so erkläret werden, daß der Unversöhnliche nicht eher aus dem Kerker der Höllen erlassen werden soll, als bis er mit dem redlichsten und möglichsten Eifer alles gethan, um seine vorige Verschuldung wieder gut zu machen? Und dringet man auf die Unmöglichkeit, daß ein Mensch Gott seine Schuld bezahlen könne; so ist das nur im gesetzlichen Verstande wahr, aber nicht im evangelischnn. Nach dem Evangelio der Gnade bezahlet alsdann der Mensch Gotte alles, was er ihm schuldig ist, oder Gott von ihm fodert, wenn er eine unverfälschte Busse thut, und das Verschuldete nach allen Kräften zu ersetzen und sein Herz und Leben zu bessern, bemühet

ist.

ist. Wer nun nicht bihaupten kann, daß eine solche Busse in der Ewigkeit unmöglich sey, gesetzt, daß sie weit strenger und vollkommner alsdann geübet werden müßte, als in diesem Leben; oder wer auf der andern Seite nicht vermögend ist, zu beweisen, daß Gott in der Ewigkeit gar keine Busse annehme, sie möge so gut seyn, wie sie wolle, der kann diese Ausspruche Jesu zu keiner Behauptung ewiger Strafen gebrauchen.

§ 25.

Wir kommen auf ein Paar Stellen der Offenbarung, Cap. 14, 11. wo von den Anbetern des Thiers versichert wird, daß der Rauch ihrer Quaal aufsteigen werde von Ewigkeit zu Ewigkeit, und eben eine so lange Quaal wird Cap. 20, 10. dem Teufel, dem Thier und dem falschen Propheten bestimmt. Den Beweis, den man hieraus für die Ewigkeit künftiger Strafen hernehmen will, zu entkräften, hätte ich nichts mehr nöthig zu erinnern, als daß man aus einem Buch von so zweifelhaftem und höchstens deuterokanonischen Ansehen keine eigentliche Glaubensartikel herleiten müsse, und am wenigsten, wenn sie in den wirklich kanonischen Schriften nicht unumstößlich gegründet sind. Als ein Zeugniß von den Gedanken und Meinungen der ersten Christen kann es gelten, aber das dienet uns zu einiger Präsumtion, nicht aber zu einem eigentlichen Beweise. Eine Anmerkung, deren Anwendung auch bey den andern Büchern von deuterokanonischen Ansehen nicht überflüßig seyn möchte. —

Aber

Aber auch gegen den Sinn dieſer Stellen, und ob dadurch eine eigentliche Ewigkeit angedeutet werden ſolle, laſſen ſich nicht ungegründete Einwendungen machen. Ich gebe zu, daß darin die zukünftigen Strafen als groß und ſehr langwierig ſollen vorgeſtellet werden. Ich gebe es zu, daß dieſes in Ausdrücken, welche ſonſt von der abſoluten Ewigkeit Gottes gebrauchet werden, und auch bequem ſind, ſie zu bezeichnen, geſchehe, aber daß das εις αιωνας αιωνων nicht bey einem jedem Subject eine abſolute Ewigkeit bedeute, ſondern auch als rhetoriſche Ausdehnung des Ausdrucks εἰς τὸν αἰῶνα, von einer ſehr langen Dauer, welche jedoch gewiß ein Ende nimmt, gebrauchet werde, beweiſe ich mit einem gleichlautenden hebräiſchen Ausdrucke מעולם ועד עולם welches Jer. 7, 7. und C. 25, 5. von der Zeit, auf welche Gott dem jüdiſchen Volk das Land Canaan zum Beſitz eingeräumet habe, gebraucht wird, die gewiß ſehr wandelbar war, und ſich nach ihrer Aufführung richtete, auch im ganzen nicht lange daurete. Wollte man hiergegen einwerfen, daß es keine gleichgeltende Ausdrücke wären, daher auch in der griechiſchen Ueberſetzung das Hebräiſche anders gegeben ſey ἐξ αἰῶνος καὶ ἕως αἰῶνος, ſo hebt ſolches den von mir gemachten Zweifel keinesweges. Denn es können doch gleichgeltende Redensarten ſeyn, und ſo wohl die Gleichheit des Etymus als der Structur ſind dafür. Und iſt es nur möglich, daß dieſe rethoriſche Redensart ſo wohl eine bloß unabſehliche Dauer, als eine eigentliche Ewigkeit bedeuten könne, ſo möchte ich

fragen

fragen, was denn ein Grieche, der bloß eine unabsehliche Dauer hätte ausdrücken wollen, für eine bessere und minderer Zweydeutigkeit unterworfenen Redensart hätte gebrauchen sollen? Man wird vielleicht mit einem gewissen Schriftsteller antworten: εἰς το διηνεκές; aber ausserdem, daß dieser Ausdruck nur in dem Briefe an die Hebräer an drey Orten vorkommt, und also gar den andern heiligen Verfassern hat ungewöhnlich seyn können, welche mehr an das Hebräischartige, als reine Griechische gewöhnet waren: so würde auch dabey die grammatikalische Zweydeutigkeit nicht vermieden seyn, weil es Hebr. 10, 12. von dem absolut ewigen Sitzen Christi zur Rechten Gottes gelesen wird. Und eben dieses liesse sich bey dem εἰς το παντελὲς und bey jedem andern ähnlichen Ausdrucke erinnern. — — Ueberdem lernet man ja nicht allererst aus dieser rhetorischen Redensart die absolute Ewigkeit Gottes, sondern weiß sie schon vorher aus andern Gründen und Umschreibungen. Und so fällt uns kein Zweifel dabey ein, wenn wir den Ausdruck von Gott gebraucht finden, daß er von Ewigkeit zu Ewigkeit lebe und herrsche, daß solches nicht im absoluten Verstande zu verstehen sey. Aber die absolute Ewigkeit der Höllenstrafen soll erst bewiesen, ja als eine Lehre, dawider das ganze menschliche Herz sich empören muß, so bewiesen werden, daß keine billige Einwendung dagegen gemacht werden kann. Sollte bey diesen Umständen nicht mit Recht gezweifelt werden, ob der möglich verschiedene Sinn solcher Stellen, als

wir hier vor uns haben, auch einmal auf eine eigentliche Ewigkeit gerichtet sey? Ja, sollten wir nicht vielmehr mit Grunde behaupten können, daß dergleichen Stellen, wenn sie auch durch ein kanonisches Ansehen unterstützet wären, dennoch zu einem wahren Beweise ewiger Strafen keinesweges zureichten.

Mehrere Schriftörter, ausgenommen die Parabeln von dem reichen Manne und den thörigten Jungfrauen, sind mir nicht bekannt, worin uns durch den Zusammenhang eröffnet würde, daß sie uns von der Dauer der künftigen Strafen Unterricht geben sollen. Alle andere haben zur unmittelbaren Absicht, die Gewißheit oder Furchtbarkeit dieser Strafen überhaupt zu bezeugen und abzuschildern. Gegen die eben genannten Parabeln aber haben wir schon (§ 7.) einige Einwendungen gemacht, und was noch weiter dagegen zu erinnern nöthig seyn möchte, wird bald zugleich mit der Abfertigung anderer ähnlichen Gründe, in einem allgemeinen Gegensatze folgen. Wir können daher zu einer andern Classe der Beweisgründe für die Ewigkeit der künftigen Strafen fortschreiten.

§ 26.

Zweyte Classe: Schriftstellen, deren Zusammenhang uns zwar nicht auf die Bestimmung der Dauer künftiger Strafen unmittelbar verweiset, worin aber das Wort ewig denselben, als eine Beschaffenheit beygeleget wird, aus welchen man daher

daher ihre eigentliche Ewigkeit oder Endloſigkeit gerne ſchlieſſen will. Ihrer ſind nicht wenige: aber ich darf ſie nicht alle anführen. Denn ohne den Ausſpruch Jeſu Matth. 25, 46. würden ſie wegen der ſchwankenden Bedeutung ſo wohl des Worts αἰώνιος im Griechiſchen, als des עולם im Hebräiſchen, und wegen desjenigen, als wir ſchon bey Offenb. 14, und 20. erinnert haben, ganz unbeträchtlich ſeyn. Wenigſtens wenn es dargethan werden kann, daß Matth. 25, 46. nicht einmal eigentlich ewigen Strafen das Wort rede; ſo wird man damit faſt allen andern ihre wahre Erklärung geben können. — — Man dringet hauptſächlich bey dieſen Schlußworten Jeſu von dem Erfolg ſeines allgemeinen Weltgerichts: „Und „ſie, (die Gottloſen,) werden in die ewige Pein „eingehen, aber die Gerechten in das ewige Leben.„ Auf den Gegenſatz zwiſchen den Gottloſen und Gerechten, und zwiſchen den Strafen jener und den Belohnungen dieſer. Sind dieſe eigentlich ewig, ſagt man: ſo müſſen auch jene ſolches ſeyn. Damit glaubet man der grammatikaliſchen Zweydeutigkeit des Worts αἰώνιος, und vielleicht auch dem ſonſt noch möglichen Einwurfe vorgebeuget zu haben, daß man aus dem Zuſammenhange dieſer Worte Jeſu nicht ſehen könne, daß er eine eigentliche Ewigkeit der künftigen Strafen habe lehren wollen. Aber, wenn es mit der Ablehnung des erſten Einwurfs nicht gar zu richtig ſeyn möchte: ſo wird auch dem letztern nicht alles Gewicht abgeſprochen werden können. Und das hoffe ich auf

eine neue und sehr natürliche Weise klar zu machen. — — Der Gegensatz wird von mir gerne zugegeben, und ich werde ihm genau nachgehen, aber ihn so formiren, wie es mit Recht geschehen muß. Ich fange von demjenigen an, was billig das Erste seyn muß. Dieses ist das ewige Leben. Solches bedeutet im eigentlichen und ersten Verstande das neue Leben nach dem Tode, dem kein abermaliger Tod ein Ende machen, sondern welches ohn Aufhören dauren wird. Wenn aber nach hebräischer Art zu reden, durch das Wort, Leben, Glückseligkeit, welche mit dem Leben verknüpft ist, angedeutet werden soll, so fragt sichs: Was heißt nun in dieser abgeleiteten Bedeutung ewiges Leben? —— Es heißt zum mindesten, und in allem Betracht eine Glückseligkeit in demjenigen Leben, dem der Tod kein Ende machen wird. Und so will Jesus zum mindesten mit den Worten: „die „Gerechten werden in das ewige Leben gehen„ so viel sagen: die Gerechten werden nun wirklich in denjenigen höchst glückseligen Zustand des ewigen Lebens eingeführet werden, den ich ihnen in meinem Gnadenurtheil öffentlich zuerkannt habe. — Aber sollte er nicht noch mehr damit haben andeuten wollen? Vielleicht: vielleicht aber auch nicht! - Indessen glaube ich es: denn es ist doch nicht unwahrscheinlich, daß Jesus das Prädicat, ewig, welches dem Subject, Leben, in seiner ersten und eigentlichen Bedeutung genommen, ganz eigentlich und ohne alle Einschränkung zukommt, auch in gewisser Maasse eben diesem Subject in seiner abge-

leiteten Bedeutung beylegen wolle. —— Nur fragt es sich, wie und in wieferne? Das Erste und Wenigste, was uns zur Beantwortung dieser Frage in den Sinn kommen muß, ist dieses, daß die von Jesu den Gerechten verheissene Glückseligkeit eben so ewig seyn könne, als das Leben selbst, in welches sie bereits eingegangen sind. Aber, wenn wir nun weiter fragen, ob diese Glückseligkeit auch eben so lange dauren werde, als das Leben selbst; so sind wir nach der Etymologie nichts weiter berechtiget aus diesen Worten darauf zu antworten, als daß wenigstens kein Tod derselben ein Ende machen werde. Es könnte aber vielleicht dieselbe dadurch ein Ende haben, wenn die Gerechten etwa von ihrer Gerechtigkeit wieder abliessen, und sich auf solche Weise der erlangten Seligkeit verlustig machten. Gegen diese nicht bloß fingirte, sondern reelle und analogische Möglichkeit haben wir eine besondere Gegenversicherung nöthig, wenn wir die Glückseligkeit der Gerechten für eben so ungezweifelt ewig, als ihr neues Leben selbst halten sollen. Finden wir dieselbe aber wohl in den gegenwärtigen Worten? So viel ich sehen kann, nicht! Denn es ist dazu nicht genug, wenn man sagen wollte: Die Etymologie verbietet es doch nicht, dem Wort, ewig, als einem Prädicat der Glückseligkeit jenes Lebens, eine eben so uneingeschränkte Bedeutung beyzulegen, wie es ohne Streit in Ansehung dieses Lebens selbst hat. Denn vermöge eben dieser Etymologie ist es doch nicht durchaus nothwendig, daß die Glückseligkeit jenes Lebens in einer andern Ab-

ſicht ewig ſeyn müſſe, als in ſoferne kein neuer Tod derſelben ein Ende machen ſoll. Aber zu einer Garantie, welche den Gerechten darin ſollte ertheilet ſeyn, daß ſie gar keine Möglichkeit, die erlangte Glückſeligkeit wieder zu verlieren zu beſorgen hätten, und alſo aller Wachſamkeit und vernünftigen Obacht auf die Erhaltung derſelben könnten entübriget ſeyn, dazu geben ſie nicht den mindeſten Anlaß. —— Und eben ſo wenigen Anlaß finden wir zu ſolchen Gedanken in der ganzen heiligen Schrift, deren Verſicherungen von einer künftigen ewig daurenden Glückſeligkeit alle nur dahin zielen, daß wir an demjenigen, was von Seiten Gottes dazu nöthig iſt, und unſer Vermögen überſteiget, keinen Zweifel tragen ſollen, dabey aber jene vernünftige Wachſamkeit und Obacht auf die Erhaltung der empfangenen Glückſeligkeit, wenn ſie gleich nicht mit der geringſten Aengſtlichkeit ſollte verknüpfet ſeyn, in alle Ewigkeit nicht unnöthig machen. Da nun überdem die abſolute Unmöglichkeit eines Rückfalls der Gerechten, und die daraus flieſſende Unnöthigkeit einer beſtändig fortzuſetzenden Aufmerkſamkeit auf ihren Zuſtand, und auf ihre Pflichten nicht nur der Natur der menſchlichen Freyheit entgegen zu ſeyn ſcheinet, ſondern es auch Gott unanſtändig ſeyn würde, den Gerechten eine ſolche Verſicherung zu ertheilen: ſo iſt gar nicht zu vermuthen, daß Jeſus ſeine Worte in einer ſolchen Ausdehnung habe verſtanden wiſſen wollen, da es den Gerechten genug ſeyn konnte,

daß sie von Seiten Gottes keine Endschaft ihrer erlangten Glückseligkeit zu besorgen haben sollten.

Läßt es also der Heiland in gewisser Maasse hier unentschieden, ob die Glückseligkeit der Gerechten nicht auf irgend eine Weise ein Ende haben könne: so wird auch der nun in der Ordnung der Ideen und der etymologischen Formation allererst folgende Gegensatz von den Strafen der Gottlosen, nach seiner Absicht ihre Ewigkeit nicht ohne Einschränkung entscheiden können und sollen. So viel ist vermöge dieses Gegensatzes von demselben gewiß: das über sie ergangene Urtheil der Verdammung wird vollzogen werden, und sie werden zufolge derselben in einen unbeschreiblich unglückseligen Zustand eingehen. Dieser Zustand wird auch durch keinen Tod, so sehr ihn die Unseligen wünschen mögen, geendiget werden. —— Ja, er kann und wird ewig und ohne alles Ende dauren, in soferne und wenn die Gottlosen ewig und ohne Ende unbußfertig bleiben sollten. — — Aber ob dieses wirklich geschehen werde, oder ob eine heilsame Veränderung derselben zu hoffen stehe, und alsdann auch ihrer Unseligkeit auf eine erwünschte Weise möchte abgeholfen werden, oder nicht, das lassen diese Worte Jesu mit Weisheit ganz unentschieden, und schneiden also die etwa aus andern Gründen entspringende Hofnung zu dem erstern keinesweges ab.

Diese Erklärung ist so sehr natürlich, und gründet sich auf die unläugbare Entschliessung der in

diesen

dieſer Schriftſtelle gebrauchten Redensarten, ſo deutlich, daß ich kaum von irgend einem Sprach- und Sachverſtändigen dagegen einen Widerſpruch befürchten darf. Wollte man mich aber, dem ohngeachtet überreden, daß hier eigentlich ewige Strafen von Jeſu gelehret worden, ſo würde ich mit Recht verlangen, daß man mir aus dem Sprachgebrauch zeigen möge, daß, wenn ein tropiſches Subjeckt mit einem Prädicat, welches die Beſchaffenheit eben dieſes Subjects in ſeiner erſten und eigentlichen Bedeutung, zu erkennen geben ſoll, verbunden wird, nothwendig dieſes Prädicat auf völlig gleiche Art jenem tropiſchen Subjeckt zukommen müſſe, worin es ſeinem eigentlichen Subjeckt zukommt, oder, wenn die Sache dadurch nur verwirrter gemacht werden ſollte, welche an ſich weit klärer iſt, ſo fodre ich gleichwohl dieſes, daß man mir die Ewigkeit der Höllenſtrafen ſonſt auf eine ſatſame Art aus der Schrift beweiſe. Alsdenn will ich nicht zweifeln, daß Jeſus auch hier das Wort αἰώνιος als an ſich und abſolut verſtanden wiſſen wolle. —— Aber ſo lange ſolches nicht geſchehen kann, behaupte ich mit gutem Grunde, daß es ungewiß ſey und bleibe, ob hier der Heyland einen ſolchen Lehrſatz im Sinne gehabt habe, und daß alſo aus dieſer Schriftſtelle gar kein Beweis dafür könne hergenommen werden. —— Müßte doch, wenn ein ſolcher Beweis hier Statt finde ſollte, zugleich mit feſtgeſetzet ſeyn, daß weder eine Buſſe der Verdammten möglich ſeyn, oder ſo gar von Gott nicht mehr angenommen wer-

den könne, noch daß ein Rückfall der Seligen möglich sey, oder sie weiter unselig machen könne; da doch von beyden die ganze heilige Schrift sonsten schweiget, auch dazu weder der Zusammenhang noch die Etymologie in dieser Stelle den geringsten Anlaß giebt, und vielmehr nach dem Zusammenhange einiger Grund zur Vermuthung des Gegentheils vorhanden ist.

Da man auch sonsten Ursache hat, bey vielen kategorisch lautenden Schriftstellen, eine verschwiegene Bedingung anzunehmen, warum nicht auch bey der gegenwärtigen? Warum sollte ich, wenn ich auch auf nichts anders als auf diese Beobachtung mich beziehen könnte, nicht dieselbe also erklären können: Die Gottlosen werden in eine Pein eingehen, welche kein Ende nehmen wird, wenn sie nemlich Gottlos bleiben; die Gerechten aber in eine Glückseligkeit, welche ewig dauren wird, nemlich wenn sie in ihrer Gerechtigkeit beharren. Und so bliebe, eben wie nach meiner vorigen Erklärung, so wohl die ewige Glückseligkeit der Seligen, als das unaufhörliche Elend der Verdammten in gewisser Maasse unentschieden, und ihrem künftigen moralischen Verhalten überlassen, ohne den Seligen, eine vielleicht schädliche Sicherheit, oder den Verdammten eine unumgängliche Verzweifelung inzuflössen.

§ 27.

Eben so wenig Vortheilhaft sind den Vertheidi-

gern ewiger Strafen, die den vorigen ähnlich scheinende Worte Jesu. Joh. 3, 16. „Auf daß „alle, die an den Sohn Gottes glauben, nicht „verlohren werden, sondern das ewige Leben ha„ben.“ —— Der Zweck Jesu ist alsdann schon vollkommen erfüllet, wenn wir diese Worte also umschreiben: „Auf das alle Menschen an den Sohn „Gottes glauben, und also, wenn sie in die Ewig„keit gehen, nicht unselig, sondern selig werden „mögen.“ Was sollte uns nöthigen, hier eine ewige Unglückseligkeit, im Gegensatz einer ewigen Glückseligkeit anzunehmen? Wissen wir doch auch überdem schon aus Luc. 15. daß das Verlohren werden nicht nothwendig in der möglichsten dogmatischen Schärfe verstanden werden müsse, und die Hofnung eines möglichen Widerfindens nicht ausschliesse. —— Ja! was hindert uns, daß wir diesen Worten nicht folgenden noch ungezwungenern Sinn beylegen: „Auf daß alle, die an den Sohn „Gottes glauben, nicht ohne Hofnung als Ver„lohrne bleiben, sondern Versicherung eines künf„tigen ewigen Lebens, die ihnen sonst fehlen würde, „haben mögen.“ Hierbey erinnere ich, daß es gewiß einer besondern gründlichen Untersuchung werth wäre; 1) an welchen Orten der Schrift, da von dem ewigen Leben geredet wird, dasselbe einem positiven unseligen Zustande, oder bloß einer Zernichtung, einem gänzlichen Aufhören des Lebens entgegen stehe? Und 2) welche Stellen der Schrift, die das ewige Leben Jesu zuschreiben, von der Erwerbung

desselben bey Gott, oder bloß von der uns durch Jesum verschaften Versicherung desselben handeln? Ein gedoppelter Unterscheid, welcher, wenn er bemerkt und erörtert würde, viele Verwirrungen zerstreuen und der Schrift Neuen Testaments ein grosses Licht anzünden würde. — Aber hier ist freylich nicht der Ort, dieses weitläuftig auszuführen. —— Indessen will ich zu einiger Erläuterung von beyden die Worte Jesu Joh. 17, 3. anziehen: „Das ist das ewige Leben, „daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und „den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen.“ —— Meiner Meinung nach können dieselben am ungezwungensten so umschrieben werden: „Dadurch erlangen die Menschen die allein wahre „Versicherung eines zukünftigen ewig daurenden „Lebens, welche sie sonst nicht haben könnten, daß „sie einen einzigen wahren Gott, und dich Vater, „durch denjenigen, den du gesandt hast, Jesum „Christum, dafür erkennen.“ Diese Erklärung hat einen recht sichtbaren Vorzug vor der gewöhnlichen, welche etwa also lautet: „Wann die Men„schen dich, Vater, und den du gesandt hast, „Jesum Christum nicht erkennen, so müssen sie „ewig verlohren und verdammt seyn.“ — — Sollte dadurch meine von den Worten Jesu, Joh. 3, 16. gegebene letztere Umschreibung nicht zugleich gerechtfertiget werden, zumal auch der Zusammenhang mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden derselben keinesweges entgegen ist?

§ 28.

Dritte und lezte Classe: Schriftstellen, deren Inhalt bloß durch Folgerung die Ewigkeit der Höllenstrafen beweisen sollen. Wir wollen aber hier nicht alle anführen, welche man etwan hierzu gebrauchen wollen, sondern nur diejenigen auslesen, deren Scheinbarkeit gröſſer, als der übrigen ihre ist. Den meisten stelle ich zur Entkräftung der Schlußfolge, welche man daraus ziehen will, diese allgemeine Anmerkung entgegen, daß sie unverändert bleiben können, und einen den Worten gemässen Sinn geben, wenn sie gleich keine eigentlich ewige, sondern nur solche Strafen lehren sollen, von welchen man nicht mit leichter Mühe, sondern nur mit der äussersten Schwierigkeit und nach überstandener unaussprechlichen Pein befreyet werden kann. Denn diejenigen Schriftstellen, bey denen langwierige und schwer abzukommende Strafen angenommen werden können, ohne daß denselben dadurch Gewalt geschiehet, können ja ohnmöglich für zulänglich beweisende in dieser Sache gehalten werden, indem sie alsdann eine solche Verwechselung ewiger Strafen mit denjenigen, die nur langwierig und fürchterlich sind, vermöge ihres Inhalts oder andrer gegründeten Ursachen verbieten mußten. Es wird also auf die Inductionen ankommen, die ich davon aufstellen werde.

Eine Probe davon habe ich schon in der ersten Abtheilung §. 7. bey Hebr. 3. und c. 12. gegeben.

Und die eben daselbst schon in einer andern Absich
erwogenen Gleichnisse von dem reichen Mann un
den thörigten Jungfrauen schicken sich besonder
zur Erläuterung unsrer Bemerkung. Konnt
nicht Jesus dieselben mit allen angeführten Um
ständen, welche ich besonders zu wiederholen unnö
thig finde, gebrauchen, wenn gleich die Höllen
strafen nicht ewig, sondern nur so beschaffen wä
ren, daß die unseligen Opfer derselben, erst er
schrecklich viel ausstehen, oft vergebens um Gnade
ja nur um Linderung der Schmerzen bitten müßten
ehe sie durch eine gründliche Bekehrung davon wür
den frey werden. Das letztere wird nun zwar gar
nicht in denselben begünstiget, sondern muß aus
andern Gründen hergeleitet werden. Da es aber
gleichwohl damit gar gut gereimet werden kann,
so ist klar, daß wenn die Ewigkeit der Höllenstra
fen sonst keinen Grund haben sollte, sie wahrlich in
diesen Gleichnissen keinen Beweis finde.

Und hätte Johannes der Täufer Joh. 3, 36.
nicht mit allem Recht den Ungläubigen drohen kön
nen, daß sie das Leben nicht sehen, sondern der
Zorn Gottes über ihnen bleiben würde, wenn er
auch gar nicht an die Ewigkeit des göttlichen Zorns
gedacht, noch andre auf solche Gedanken hätte
bringen wollen? wodurch will man beweisen, daß
er einen andern Zweck bey diesen Worten gehabt
habe, als den Ungläubigen zu bezeugen, sie wür
den bey ihrem Unglauben an der Glückseligkeit des
bevorstehenden ewigen Lebens keinen Theil haben,
son-

sondern alsdann den schon hier wohl verdienten Zorn Gottes erst recht erfahren? —— Ich fahre fort zu fragen: Wer sollte in den Worten Jesu Marc. 16, 16: „Wer da glaubt und ge„tauft wird, der wird selig werden, wer aber „nicht glaubet, der wird verdammet werden“ einen Grund finden, woraus die Ewigkeit der Verdammnis könnte geschlossen werden, als wer sie mit Gewalt allenthalben finden will, da ihr nicht ausdrücklich widersprochen wird. Es ist wahr, hier wird Seligkeit und Verdammnis einander entgegengesetzt, jene an den Glauben, diese an den Unglauben gebunden, aber gewiß von der Dauer beyder Ursachen und Wirkungen nichts gedacht, so daß es offenbar ist, Jesus habe diese Worte mit aller Wahrheit reden können, wenn auch die Höllenstrafen nimmer ewig seyn sollten? —— Eben so leicht fällt die Richtigkeit unsrer Anmerkung bey 2 Cor. 6, 1. 2. in die Augen, da Paulus seine Mithelfer ermahnet, daß sie die Gnade Gottes nicht versäumen sollen, und ihnen zu solchem Ende einen prophetischen Ausspruch von einer angenehmen Zeit und von einem Tage des Heyls mit dieser Application vorhält: „Itzt ist „die angenehme Zeit, itzt ist der Tag des Heyls.“ Man mag hier durch die angenehme Zeit und durch den Tag des Heyls eine gewisse glückliche Periode an sich selbst, oder in Verbindung mit ihrem schnellen und unwiederbringlichen Ablauf verstehen, so ist es doch so wenig zu läugnen, daß das schon eine Versäumung der Gnade Gottes sey, wodurch

eine

eine gewisse Periode derselben versäumet wird, wenn gleich noch immer eine neue Gnadenperiode zu hoffen wäre, daß vielmehr Paulus diese Warnung mit Recht habe gebrauchen können, wenn gleich nur dem vergeblichen Ablauf einer gewissen Periode der göttlichen Gnade dadurch habe vorgebeuget werden sollen. —— Etwas mehr würden die Worte Luc. 14, 24: „Ich sage euch, daß der „Männer keiner, die geladen sind, mein Abend„mal schmecken wird" zu bedeuten haben, wenn sie nicht in einem Gleichnisse stünden. Denn man weiß ja, daß nicht alle Ausdrücke eines Gleichnisses eben nothwendig zur Hauptsache gezogen werden müssen. So viel soll gewiß damit angezeiget werden, daß die Geladenen wegen Verschmähung der ihnen angebotenen Gnade, sich derselben ganz unwerth gemachet hätten, auch daß sie es zu spät gereuen werde; Aber das ist gar nicht ausgemacht, daß der gebrauchte Ausdruck in etymologischer Strenge genommen werden müsse, als wenn die vorhin geladenen Leichtsinnigen nun ewig davon sollten ausgeschlossen werden, gesetzt, daß sie auch bey einem geänderten Sinn noch so sehr darum bäten und flehten, oder als wenn ihnen nicht noch ein andres und vielleicht geringeres Mahl bey veränderten Umständen könne zu Theil werden. Kann man doch keine einzige Stelle der Schrift aufzeigen, wo ein solches, ohne Gleichniß, auf eine sichere und klare Art gelehret werde?

Ich könnte noch mehr dergleichen Oerter anziehen, allwo den unbekehrten Sündern die Ererbung und der Antheil an dem Reiche Christi und Gottes mit der vollkommensten Wahrheit abgesprochen wird, daß eine eigentliche Ewigkeit positiver Strafen mit Recht daraus gefolgert werden kann. Ich schone aber meiner verständigen Leser, um deren Willen ich auch mich bey den nahmhaft gemachten Schriftstellen nicht mit derjenigen Weitläuftigkeit aufhalte, die in Abhandlungen dieser Art nur leider gar zu gewöhnlich ist. — — Nur noch der einzigen Stelle, Hebr. 10, 26. 27. will ich die von mir bisher angewendete Bemerkung entgegen stellen. Denn wenn darin denjenigen, welche muthwillig sündigen, nachdem sie die Erkenntniß der Wahrheit empfangen haben, gedrohet wird, daß sie ferner kein ander Opfer für die Sünde haben, sondern ein schrecklich Warten des Gerichts und des Feuereifers, welcher die Widerwärtigen verzehren wird: so wird ja dadurch nicht behauptet, daß solche Sünder in Ewigkeit kein Opfer für ihre Sünden finden werden, sondern nur nicht ein solches Opfer, das sie von dem nächst bevorstehenden erschrecklichen Gerichte Gottes befreyen kann. Wie richtig ist und bleibet diese warnende Drohung, wenn auch das allgemeine Opfer Jesu für die Sünden der Welt ihnen noch in der Ewigkeit sollte zu gute kommen können?

§ 29.

Noch ein Paar Schriftstellen, woraus man die

Ewigkeit künftiger Strafen zu folgern pflegt, sind übrig, bey welchen einige besondere Anmerkungen nicht überflüßig seyn werden. Die erste ist das bekannte Urtheil Jesu über Judam und seine Verrätherey, Matth. 26, 24. in diesen Worten: Wehe dem Menschen, durch welchen des Menschen Sohn verräthen wird. Es wäre ihm besser, daß derselbige Mensch noch nie gebohren wäre. Da, sagt man, ist doch wenigstens ein Beyspiel von einem Menschen, bey dem es nach den Worten Jesu ohne Zweifel ist, daß seine persönliche positive Strafe ewig dauren werde. Denn wenn das nicht wäre, und er auch noch einmal ein Ende derselben finden, und von da an überwiegend glücklich werden würde: so wäre es, ohngeachtet alles vorher erlittenen verdienten Elendes, ja demselben dennoch besser, daß er gebohren, als daß er nicht gebohren worden, und so gienge ja das Urtheil Jesu über ihn nicht in seine wahre Erfüllung. Aber diese Folge leidet aus mehr als einem Grunde gressen Abfall. Ich will nicht gedenken, daß die Partikel noch, welche sich in der deutschen Uebersetzung befindet, und mit dem griechischen Aoristo überein zu kommen scheint, bloß eine vergangne Zeit im Entgegensatz einer andern künftigen Zeit bezeichnen könne, und alsdenn der Sinn der angezogenen Worte also lauten würde: Einem solchen Menschen wäre besser, daß er zu einer andern Zeit, da ihm die veränderten Umstände ein solches Bubenstück würden verboten haben, und nicht schon anjetzo gebohren wäre. Denn dergleichen Wortkleinigkeiten bedeuten in den Augen ver-

ſtändiger Männer nichts, und zeigen, wenn man ſich daranf berufen muß, nur eine deſperate Sache an. Aber folgende Anmerkungen werden etwas bedeutender ſeyn. —— Ich ſehe erſtlich gar keine exegetiſche Nothwendigkeit, warum dieſe Worte eben auf das erſchreckliche Schickſal des Verräthers, und nicht vielmehr auf ſeine abſcheuliche That ſollten gezogen werden. Will man ſich um dieſe Notwendigkeit darzuthun auf das: καλὸν αὐτῷ; es wäre ihm beſſer, und auf das vorhergehende: οὐαὶ τῷ ἀνθρώπῳ ἐκείνῳ, oder das dieſem Menſchen verkündigte Wehe berufen: ſo halte man einmal die bey eben dieſem Evangeliſten Cap. 18, 6. 7. ſtehende Paralelſtelle dagegen, und man wird Urſache finden, zweifelhaft zu werden: denn daſelbſt heißt es auch von dem Menſchen, welcher Unſchuldige verführet: συμφέρει αὐτῷ, es wäre ihm beſſer, und hernach: οὐαὶ τῷ ἀνθρώπῳ ἐκείνῳ, wehe demſelbigen Menſchen. Und dennoch hat das Urtheil Jeſu über das, was beſſer wäre, nicht die Perſon, ſondern die Sache zum Gegenſtande. Es wäre beſſer, daß ein ſolcher Verführer durch die geſchwindeſte und ſchrecklichſte Todesſtrafe aus der Welt geſchaffet würde, daß ein Mühlſtein an ſeinem Hals gehänget, und er erſäufet würde im Meer, da es am tiefſten iſt, damit er nemlich niemand, oder doch nicht mehrere verführen und in Unglück bringen könne. Warum ſollte man denn bey den Worten Jeſu von ſeinem Verräther: daß es beſſer wäre, daß er nie gebohren worden, nicht ebenfalls mehr auf ſeine Bosheit,

als auf das Schicksal seiner Person sehen, und ihnen den Sinn beylegen können: es sey gut, wenn nie ein solcher abscheulicher Bösewicht ans Licht der Welt gebohren wäre? — — Indessen wenn auch Jesus das Schicksal des Verräthers besonders in diesen Worten sollte zum Augenmerk gehabt haben; so ist man dennoch nicht genöthigt, dieselben in der möglichsten Schärfe zu nehmen. Sie scheinen höchst wahrscheinlich ein unter den Juden gebräuchliches Sprichwort gewesen zu seyn, womit man seinen Unwillen und Schrecken über besonders greuliche Uebelthaten, und über das fürchterliche Unglück, welches sich ein solcher Thäter dadurch zuziehen würde, an den Tag zu legen pflegte. Man weiß aber, daß Sprichwörter, und insonderheit diejenigen, wozu ein Affect Anlaß gegeben, fast niemals in eigentlicher Schärfe dürfen genommen werden. Würde man fodern, daß ich beydes ausführlich beweisen sollte: so glaube ich dessen dadurch überhoben seyn zu können, weil ich ein, selbst unter uns nicht ungewöhnliches Sprichwort, anstatt der Worte Christi unterschieben, und dadurch alles klar machen kann, indem es genau eben dasselbe ausdrücket, und eben eine solche Veranlassung muß gehabt haben. Man kann von einem äusserst boshaften Menschen, welcher vieles Unglück anrichtet, und sich selbst zugleich höchst unglücklich macht, mit Recht im Affect sagen, es wäre gut, daß er in der Geburt erstickt wäre, oder welches einerley, wie wohl in einem noch gemilderten Ausdruck ist, daß er nie gebohren wäre, indem man bey traurigen

rührens

rührenden Auftritten gleichsam die allenfalls mögliche künftige Ersetzung vergisset, und nur das vor Augen habende allein und tief empfindet. Und sollte man einen solchen menschlichen unsündlichen Affect nicht so gar bey Jesu selbst vermuthen können, da er seinen verhärteten Verräther vor Augen hatte, und zugleich alles nahe Unglück, welches er ihm und sich selbst bereiten würde, in einem Augenblick mit vollester Empfindung übersah? Gewiß eine Rede, die aus einer solchen Quelle des Affects entsprang, und so wohl durch ihren Inhalt, als durch den Gebrauch von einem solchen Affect zeuget, kann zu keinem dogmatischen Beweise dienen.

§ 30.

Zum Beschluß dieses Abschnitts müssen wir doch auch die Hauptstelle heiliger Schrift von der Sünde wider den heiligen Geist nicht zurück lassen. Da man gemeiniglich an derselben eine besondre Schutzwehr ewiger Strafen zu finden vermeint. Sie stehet Matth. 12, 31. 32. in diesen Worten: Alle Sünde und Lästerung wird den Menschen vergeben; aber die Lästerung wider den Geist wird den Menschen nicht vergeben. Und wer etwas redet wider des Menschen Sohn, dem wird es vergeben; aber wer etwas redet wider den heiligen Geist, dem wirds nicht vergeben, weder in dieser noch in jener Welt. Die Erläuterung aber, welche ich derselben geben will, soll gerade nicht weiter gehen, als zu unserm Zwecke durchaus nöthig ist. Es kommt vornemlich bey derselben darauf an, wie

die letzten Worte: weder in dieſer noch in jener Welt zu erklären ſind. Soll der Sprachgebrauch der Juden, welcher auch in den Schriften der Apoſtel, z. E. 1 Cor. 2, 8. Hebr. 2, 5, und Cap. 6, 5. ſich deutlich zeiget, nicht weniger den ungezwungenſten Verſtand mit ſich führen, Schiedsrichter ſeyn: ſo wird die alt- und neu-teſtamentliche Einrichtung des Reichs Gottes hier auf Erden dadurch angezeigt. Alsdenn gehet das Urtheil Jeſu über jene erſchreckliche Sünde in dieſen Worten dahin, daß diejenigen, welche ſich derſelben theilhaftig machen würden, weder durch die Verſöhnungsmittel des neuen noch des alten Bundes Vergebung derſelben zu gewarten haben, ſondern durchaus dem Gerichte der Verdammniß unterworfen ſeyn ſollten. Daß ſo gar die ernſtliche Buſſe, zu der ſie noch etwa in dieſem Leben greifen möchten, ſie von dieſer Strafe nicht befreyen möge, iſt daraus klar, weil unter der, obgleich verſchwiegenen, aber doch leicht zu verſtehenden und nothwendigen Bedingung der Buſſe, allen andern Sünden und Läſterungen, auch gegen des Menſchen Sohn, Vergebung oder Befreyung von dem Gericht der Verdammung verſprechen, und alſo vermöge des Gegenſatzes jenen gröſſern Verbrechern verſaget wird. ——

Freylich ein ganz gerechtes Urtheil! weil keine Sünde der Bearbeitung Gottes, ſich den Menſchen zu erkennen zu geben, ſich mit ihnen zu verſöhnen, und ihnen mit weiſer Gnade wohlzuthun, mehr entgegen läuft, als dieſe, welche den in

göttlichen Wundern sich offenbarenden Finger Gottes nicht allein bey sich, sondern auch bey andern unwirksam macht, ja so gar lästert. — — Aber auch ein so erschreckliches Urtheil, daß man gewiß nicht Ursache hat, durch Zusätze, welche nicht nothwendig in demselben enthalten sind, dasselbe noch fürchterlicher zu machen. Und wer muß nicht die ewige Unvergeblichkeit dieser Sünde aus einem solchen unnothwendigen Zusatze zu diesem Urtheil erkennen, welcher nicht durch andre Aussprüche heiliger Schrift von der Unzertrennlichkeit derselben mit dem Gericht der Verdammniß völig überzeuget seyn sollte? Denn nach unsrer angenommenen Erklärung ist nichts weiter darin enthalten, als daß jene Originale der Bosheit und der Unseligkeit, wenn sie gleich Busse thun, ohne Vergebung der Sünden aus der Welt scheiden, und einen unseligen Eintrit in die Ewigkeit ganz gewiß erwarten sollen. Aber von einer völligen Unvergeblichkeit derselben wird darin ein eben so weises Stillschweigen gebrauchet, als von einer zu hoffenden künftigen Vergebung derselben. —— Ich kann mich auch hiebey auf die von mir schon oft angewendete Bemerkung abermals beziehen, nemlich, daß gesetzt, es wäre dermal nicht aus andern Gründen eine Erlassung auch dieser Sünde zu hoffen, dem wahren Inhalt und Zweck der Worte Jesu nichts abgienge, und also daraus kein Beweis für die Ewigkeit der Höllenstrafen, nicht einmal der aller verruchtesten Sünder, könne geführet werden.

Nachbericht.

Da dieſes Fragment ungeachtet der gedrungenen Kürze, welche man ſich vorgeſetzt hatte, ſchon faſt weitläuftiger gerathen iſt, als es der anfänglichen Abſicht gemäß war, auch daſſelbe ſchon genug in ſich faſſet, um es auszumachen, ob die Streitfrage von der Dauer der künftigen Strafen zu den Dogmatiſchen oder Problematiſchen zu rechnen ſey: ſo hat der Verfaſſer die noch übrigen beyden Abſchnitte der Abhandlung bisher unbeurtheilt gelaſſen. Dem vierten war ſonſt eine ſo viel möglich genaue und nach Stuffen abgetheilte Parallele zwiſchen den Gründen für und wider die Ewigkeit der Höllenſtrafen, und dem fünften nebſt andern nöthigen Erwägungen, inſonderheit der klugen Gebrauch der behaupteten Lehre, zum Inhalt beſtimt. Er hat aber nun den Endſchluß gefaßt, damit ſo lange zu warten, bis ihm nicht allein dazu, ſondern auch zur abermaligen Prüfung ſeiner anjetzo bekannt gemachten Gedanken, durch Urtheile rechtſchaffener Wahrheitsforſcher, welche er darum aufs inſtändigſte bittet, mehr Anlaß gegeben werde.

IX.

Fortsetzung der allgemeinen Gedanken von der Trennung der Christen und ihrer Wiedervereinigung.

IX.

Fortsetzung der allgemeinen Gedanken von der Trennung der Christen und ihrer Wiedervereinigung.

Aus der Kirche, die sich nach Christi öffentlich nannte, sind Männer aufgestanden, welchen die Kirche vorher selbst das Zeugniß gegeben hatte, daß sie von ihren Lehren hinlänglich unterrichtet wären; denen sie also den Vorwurf nicht machen konnte, daß sie aus Unwissenheit dieselbe in Zweifel zögen. Diese Männer haben Anfangs einzelne persönliche Fehler derer Lehrer getadelt. Sie haben wider den geäusserten Mißbrauch einer Gewalt geeifert, welche sie der Kirche selbst nicht streitig machten. Weil aber das sichtbare Oberhaupt derselben ihren Eyfer nicht so gleich völlig beytrat, so entstund daher ein Mißtrauen gegen dasselbe. Dieses war die Ursache, warum man dessen Befehl, in seiner Gegenwart sich zu verantworten, sich nicht unterwarf. Der Ungehorsam aber ver-

mehrete die Mißhelligkeit. Auf einer Seite (der Römisch-Catholischen) hielte man sich für berechtiget, solchen Eiferern sich schlechterdings zu widersetzen, und allen ihren Unternehmungen Einhalt zu thun, die sich nicht scheueten, das Ansehen des sichtbaren Hauptes der Kirche, von welchem der Kirche äusserlicher Wohlstand abhienge, zu schwächen, und sich selbst über dieses Haupt zu erheben. Auf der andern Seite (der Protestantischen) verlor sich alles gute Vertrauen gegen ein Oberhaupt, welches Christo selbst zu widerstehen, und sich wider ihn aufzulehnen schien, indem es einen solchen Eifer und solche Lehren verdammte, von welchen man bey sich selbst überzeuget war, daß Christus durch sein schriftliches Wort dieselbe in denen ihm aufrichtig Glaubenden gewürket, und geoffenbaret hatte.

Mit dem Ansehen des Oberhauptes fiel aber auch das Ansehen und die Ehrerbietigkeit gegen die ganze sichtbare Kirche. Man kehrte sich gar nicht mehr daran, was diese Kirche bisher gelehret und für wahr und glaubwürdig erklärt hatte. Man traute blos seiner eignen Einsicht und dem Beystande des heiligen Geistes, zur richtigen Erkenntniß des wahren Sinnes der heiligen Schrift, und wollte keine andre als die darinnen deutlich enthaltene Lehren für Lehren Christi halten. Man wuchs in der Erkenntniß des Evangelii. Man entdeckte immer neue und bisher unbekannte Wahrheiten in dieser Quelle göttlicher Offenbarungen.

Man

Man konnte sie aber mit denen durch ein altes Herkommen eingewurzelten Lehren der sichtbaren Kirche nicht vergleichen, deswegen trug man kein Bedenken, diese Kirche einer Verfälschung der Lehren Christi zu beschuldigen, und wider ihre eigne Lehren als Mißgeburten ehrsüchtiger und geldgeiziger Pfaffen, zu streiten.

Auf der andern Seite war man über die Verwegenheit dieser Störer des Kirchenfriedens so erbittert, daß man den Verdacht, daß alles Streiten bloß aus fleischlichen Absichten entstehe, und aus der Verachtung Christi selbst herfliesse, für hinlänglich gegründet hielt, weil man sie wider die Braut Christi feindselig aufstehen sahe: daß man also auch es für unmöglich hielt, von solchen Dornen süsse Trauben abzulesen. Man ließ daher sich nicht so wohl in einen Streit über die neuen Lehren selbst, und ihren Grund in der Schrift, als über das Ansehen der sichtbaren Kirche und ihrer Häupter ein. Man hielt sich für genugsam gesichert, wenn man erweisen könnte, daß von undenklichen Zeiten her in der sichtbaren Kirche Christi so gelehret worden sey, wie damals gelehret wurde, und daß folglich die heilige Schrift, deren göttliches Ansehen von ihr niemals angefochten worden, eben so ausgelegt und verstanden worden sey, wie sie damals verstanden wurde.

Hieraus entstund die Unendlichkeit des Streitens, und die fruchtlosen Bemühungen um einen

gütlichen Vergleich in öffentlich angestellteren Unterredungen. Denn wie man auf einer Seite nicht eingestehen konnte, daß die sichtbare Kirche allezeit den wahren Sinn der Lehren der Schrift getroffen habe, so trauete man auf der andern dem Zeugnisse der Kirche, daß die angeführten Schriftstellen so ausgeleget werden müssen, wie sie thun, mehr, als den scheinbarsten Beweisen, ja mehr, als seiner eignen Vernunft, und verabscheuete aus Furcht sich zu vergehen, alle eigene Erforschung des wahren Sinnes der Schrift.

Es haben aber diejenigen Lehrer, welche sich einer Verbesserung der Glaubenslehren unterfangen haben, nicht alle Lehren der sichtbaren Kirche angefochten. Gleich wie sie die heilige Schrift selbst aus deren Hand empfangen haben, und das Zeugniß derselben von ihren göttlichen Ursprunge, gelten liessen, auch ihr selbst das Zeugniß gegeben haben, daß sie dieselbe in unverfälschter Reinigkeit erhalten habe. So sind sie auch in Ansehung sehr wichtiger Lehren in der Gemeinschaft des Glaubens mit ihr völlig bestehen blieben. Die drey ältesten Glaubensbekenntnisse der sichtbaren Kirche mit allen darinnen enthaltenen ohnstreitig aller wichtigsten Glaubenslehren, haben auf beyden Seitn ihr Ansehen unverletzt behauptet. Allein das, was in den ältesten Zeiten zur Aufrechthaltung der Einigkeit der christlichen Kirche hinlänglich war, das konnte dieselbe damals nicht länger erhalten. Man wollte nicht, wie vormals in der äusserlichen

Re-

Gemeinschaft mit denen leben, welche sich bloß zu diesen Glaubensbekenntnissen, als Merkmalen der Reinigkeit der Lehre, hielten. Gewisse besondere Lehren der sichtbaren Kirche, welche unter den allgemeinen Lehren der alten Glaubensbekenntnisse nicht mit begriffen waren, hatten einen Anstoß erreget. Man fand in diesen Lehren mit einer eingebildeten Ueberzeugung, einen Widerspruch wider jene allgemeine Lehren, deswegen verdammte man sie: deswegen suchte man auf alle mögliche Art ihren Ungrund und Falschheit aufzudecken.

Diese angefochtenen Lehren haben demnach der vornehmste Gegenstand meiner Untersuchung seyn müssen. Diese habe ich auch würklich, mit Beyseitsetzung des Ansehens der sichtbaren Kirche, mit der heiligen Schrift selbst verglichen. Mit eben derselben Unpartheylichkeit aber habe ich auch das Ansehen aller angesehenen Schriftausleger meiner Parthey hintan gesetzet, und den wahren Sinn und Verstand der heiligen Schrift, unter dem erbethenen Beystande Gottes Jac. 1, 17. und seines erleuchtenden Geistes, bloß nach den vernünftigen und von jedermann gebilligten Regeln der Auslegungskunde zu erforschen mich bemühet, zugleich aber habe ich auch sorgfältig um den wahren Sinn der Lehren der sichtbaren Kirche, die einem Streite unterworfen sind, mich bekümmert. Ich gestehe aufrichtig, daß ich mich dabey nicht an die Meynungen gelehrter Ausleger gehalten habe, welche öfters mit sich selbst nicht übereinstimmen. Ich

habe

habe vielmehr die Vergleichung einer Glaubenslehre mit der andern für einen sicherern Schlüssel zu der Eröfnung des wahren Sinnes derselben gehalten. Ich habe derjenigen Erklärung einen Vorzug vor der andern beygeleget, welche sich nach meiner Einsicht am besten mit der Schrift vergleichen läßt. Und auf diesem Wege habe ich alle Lehren, die man bisher mit so grosser Heftigkeit angefochten hat, in einer völligen Unschuld und Reinigkeit entdecket. Ob diese meine Entdeckung auf einem unbewealichen Grunde beruhe, werden die besondern Abhandlungen über eine jede streitige Lehre zu erkennen geben. Hier wird es mir erlaubt seyn, bloß Geschichtsweise von dieser Entdeckung zu reden, und zu bezeugen, wie gewiß ich glaube, eine solche Entdeckung gemacht zu haben.

Die Folgen einer solchen Entdeckung habe ich nicht nöthig weitläuftig anzuzeigen. Ein jeder kann einsehen, daß, wenn dieselbe richtig seyn sonte, so wohl die Vertheidigung des Ansehens der sichtbaren Kirche, als dessen Anfechtung in gewisser Maasse rühmlich sey. Daß man aber auch auf beyden Seiten in der Art seine Sache zu vertheidigen, sich unwillkührlich vergangen habe. Ist die Lehre der sichtbaren Kirche in der That vollkommen rein und unverfälscht, so entdeckt sich der sichere Grund des Vertrauens auf die Vorsorge Jesu Christi für seine sichtbare Kirche aus der Erfahrung. So überführet uns die würkliche Ueber-

einſtimmung ihrer Lehren mit der Schrift, daß Chriſtus ſie würklich vor aller Verkehrung ſeiner Lehren bewahret habe. Erfodern aber nicht auch gewiſſe Umſtände, daß man dieſe Uebereinſtimmung klar vor Augen lege, und jedermann davon überführe? Muß man nicht gefährlichen Widerſprechern auf dieſe Art ihre Vergehung verweiſen, und ihnen den Mund ſtopfen, 2 Tim. 2, 3. wenn man des Namens eines Streiters Jeſu Chriſti würdig ſeyn will? Heiſt aber das wohl eine ſolche Uebereinſtimmung darthun, wenn man ſich bloß auf gewiſſe Schriftſtellen beruft, und jedermann die Hände binden will, die richtigſte Auslegung derſelben aufzuſuchen? Hat alſo ein Feind der ſichtbaren Kirche nicht mit gutem Gewiſſen die Lehren derſelben anfechten können, wenn zu ſeiner Zeit Unwiſſenheit und Trägheit in derſelben ſo ſehr überhand genommen hat, daß man ihre Lehren ſelbſt nicht einmal völlig verſtanden, geſchweige dieſelben geziemend hat vertheidigen können? Iſt in ſolchem Falle ein gelehrter Feind der ſichtbaren Kirche nicht vielmehr in ſeinem Gewiſſen vor Gott verbunden geweſen, die Wahrheit unerſchrocken zu bezeugen, welche der ſichtbaren Kirche nachtheilig war? Hat er nicht aus göttlichen Eifer die Fehler aufdecken müſſen, welche die ſichtbare Kirche in ſeinen Augen verunſtalteten? Hat er nicht das Werk Chriſti ſeines Herrn getrieben, wenn er an einer Verbeſſerung mit Anwendung aller Kräfte gearbeitet hat?

Allein müſſen nicht auch auf der andern Seite dergleichen lobenswürdige Eiferer ſich vorher um

den wahren Sinn der Lehren der sichtbaren Kirche recht genau bekümmern, und mit Hindansetzung aller Ausleger demselben unpartheyisch nachgehen, alles zum Besten zu deuten und zu entschuldigen geneigt seyn, und allen Anstoß selbst abzuhelfen sich bemühen, ehe sie sich unterstehen die ganze sichtbare Kirche eines ganz verderbten Unterrichts zu beschuldigen? Dürfen sie wohl Fehler einzelner Personen der ganzen Kirche zur Last legen? Sollten sie nicht vielmehr die Vertheidigung derselben sich so sehr als ihre Gegner angelegen seyn lassen, und auf alle Arten einer statthaften Entschuldigung denken? Sollte man also bey einem guten Eifer aus menschlicher Schwachheit sich nicht solchergestalt auch vergehen können?

Auf diese Art nun lege ich zwar beyden Theilen den gebührenden Ruhm bey, aber ich verderbe es zugleich mit beyden, indem ich nicht allein eines jeden Gegentheil entschuldigen, sondern auch jedem Theile Fehler zeige, die er ungern eingesteht. Indessen kann man sich nicht anders verhalten, wenn man mit Nutzen an einer Vereinigung arbeiten will. Man hat sich bisher, und zwar, wie ich wünsche und hoffe, ohne zulängliche Ursache, getrennet. Dieses ist ohne Vergehungen nicht möglich gewesen. Sollten aber diese Fehler nur einem Theile angerechnet werden, so ist nimmermehr an eine Vereinigung zu gedenken, so lange beyde in Ansehung der äusserlichen Macht im Gleichgewichte stehen. Eine Versöhnung, bey

mel-

welcher beyde Theile nicht nachgeben, streitet allzusehr mit der Ehrbegierde, welche den Menschen so natürlich ist, als daß sie jemals ausgeführt werden sollte. Man muß also beyde Theile zur Erkenntniß gewisser Fehler, und deren aufrichtigem Geständnisse bringen, wenn man sie vermögen will, zu einer aufrichtigen Vereinigung die Hand zu bieten.

Allein läßet sich dieses, wird man hier einwenden, auch bey derjenigen Parthey ausführen, welche ihren sichtbaren Oberhäuptern die Untrüglichkeit beyleget, und deswegen allen Zweifel an der Wahrheit ihrer Aussprüche, und also auch der Verurtheilungen ihrer Widersprecher verbannet? Diese Beschaffenheit der Sache muß allerdings bey dem Versuche einer Vereinigung in reife Ueberlegung gezogen werden. Man arbeitet ganz vergeblich, wenn man die sichtbaren Häupter der Kirchen eines Irrthums beschuldigen, und ihre Unterthanen bereden will, dergleichen Vergehungen einzuräumen. Die Untrüglichkeit der sichtbaren Kirche und ihrer Oberhäupter ist die allerwichtigste Grundlehre dieser Parthey, worauf sich ihr ganzer Glaube an das Evangelium und dessen Wahrheit stützet. So bald dieser angegriffen wird: so bald weigert man sich, in eine Unterhandlung sich einzulassen.

Sie ist auch in der That unumstößlich. Alle aus der Schrift geführten Beweise, und alle Vernunftschlüsse werden dadurch kraftlos gemacht, daß

man

man seiner eignen Vernunft nicht trauet, und sich hütet, durch Scheingründe, die man selbst nicht widerlegen kann, nicht verführt zu werden. Die Wahrscheinlichkeit aller Einwendungen wird jederzeit durch das gute Vertrauen zu dem Zeugnisse der Kirche, als dem sichersten Mittel, allen Vergehungen seiner eigenen Vernunft vorzubauen, reichlich überwogen. Will man solchemnach dieser Parthey Freundschaft suchen: so muß man diesen ihren Augapfel nicht antasten. Man muß sich vorstellen, daß dieselbe nothwendig so empfindlich darüber seyn müsse, als man es disseits ist, wenn die Möglichkeit den wahren Sinn der heiligen Schrift ohne den Beystand der sichtbaren Kirche zu ergründen, in Zweifel gezogen wird. Ungeachtet ich also glaube, man müsse die von der einen Parthey behauptete Lehre von der Untrüglichkeit ihrer Oberhäupter gelten lassen: so halte ich nichts desto weniger dafür, man könne sich noch Hofnung machen, es dahin zu bringen, daß die sichtbaren Häupter selbst einige Fehler ihrer Vorfahren eingestehen; daß also auch die Parthey ihrer Anhänger zum Nachgeben sich bequeme.

Wenn nemlich der sichtbaren Kirche und ihrem Oberhaupte eine Untrüglichkeit beygeleget wird: so geschiehet es, eigentlich zu reden, nur in Absicht auf diejenigen Wahrheiten und Lehren, welche den Glauben aller einzelnen Glieder der Kirche bestimmen. Sie beziehet sich bloß auf den Unterricht der Kirche, und die Entscheidungen, was man in

zweifelhaften Fällen für wahr halten solle. Sie bestehet also vollkommen aufrecht, wenn derjenige niemals irret, welcher alles für wahr hält, was die sichtbare Kirche lehret, und zu glauben gebietet.

Ich will einräumen, daß unter diese Wahrheiten auch die Verdammung der Widersprecher gehöre. Ist die sichtbare Kirche untrüglich: so muß freylich auch derjenige nicht irren, welcher vor den Lockungen eines fremden Lehrers die Ohren verstopfet, der die sichtbare Kirche entweder eines Irrthums beschuldiget, oder von dieser für irrig erkläret wird. Allein ich frage: Sollte es nicht möglich seyn, daß bey der Verdammung eines Lehrers, seiner neuen Lehre, der er nur durch seinen Vortrag den Schein der Abweichung von der alten gab, selbst Unrecht geschähe; und solite also ein sichtbares Haupt der Kirchen nicht alle Streitfragen richtig entscheiden, und die Kirche in dem Besitze der Wahrheit aller Lehren erhalten, und dabey sich doch auch darin irren können, daß es eine gewisse Lehre für falsch erklärte, welche in der That bey der sichtbaren Kirche selbst angetroffen wird, und nur durch eine gewisse Einkleidung und Vortrag unkenntlich gemacht worden ist?

Die Lehren der sichtbaren Kirche sind ja sehr oft mit sehr unbestimmten und dunkeln Begriffen verknüpfet. Unter allen Religionspartheyen giebt der grosse Haufe, (der unverschämte Diogenes

setzt hinzu: so gar auch unter den Gelehrten) vielen Glaubenslehren nur den Worten nach Beyfall, ohne zu wissen, was die Lehren eigentlich sagen wollen, die sie für wahr annehmen. Wie oft muß der Vorwand: Es ist ein Geheimniß! die Unwissenheit verdecken, welche durch ein fleißiges Nachdenken überwunden werden könnte! Macht sich also eine Religionspartey von ihren eignen Lehren keine zulänglich deutliche Begriffe: so kann es auch gar wohl geschehen, daß die Gegenpartey ihres wahren Sinnes verfehlt, und sie daher widerlegen will; oder daß jene eine neue Lehre mit Unrecht verdammen, weil sie ihre Uebereinstimmung mit den Lehren ihrer eignen Partey nicht einsiehet, für deren Wahrheit sie mit Recht eifert?

Sollte dieser Fall nicht in Ansehung der sichtbaren Häupter der Kirchen möglich seyn? Die Untrüglichkeit, welche ihnen eigen ist, erfodert nicht den Besitz einer grossen Gelehrsamkeit und Scharfsinnigkeit. Sie ist ein Werk des ihnen beystehenden heiligen Geistes, der sie vor allen der Kirche schädlichen Irrthümern bewahret. Sie thun auch ihrem Amte ein völliges Genüge, wenn sie alle unter ihnen stehende Lehrer der Kirchen so anführen, daß sie bey ihrem Unterrichte der Wahrheit nicht verfehlen. Wenn also die sichtbare Kirche unter ihrer Regierung allezeit die Wahrheit von Christo und seinem Heil erkennt: sollte es wohl ihrer Untrüglichkeit oder der Kirche selbst nachtheilig seyn, wenn sie die Lehren der Kirche nicht in

der-

derjenigen Deutlichkeit einsehen sollten, die sie fähig macht, Scheinwidersprüche von wahren zu unterscheiden? Sollten sie wohl eine neue und nur durch den Ausdruck den Schein der Abweichung habende Lehre blos deswegen zur Ungebühr verdammen können, weil sie die Wahrheit ihrer eignen Lehren gegen einen eingebildeten Feind vertheidiget?

Dieser Vorschlag zum Nachgeben wird vermuthlich vielen noch anstößig seyn, weil die Ehre der Häupter der Kirchen ihnen am Herzen liegt. Man wird ihn als unerträglich verwerfen, und als eine Hinterlist verabscheuen, wodurch die Unträglichkeit dieser Oberhäupter unvermerkt übern Haufen geworfen werden soll. Ich bin aber versichert, daß man seine Gedanken und Urtheil verändern werde, wenn ich so glücklich seyn sollte, die streitenden Partheyen wirklich zu überführen, daß sie bey den wichtigsten Streitigkeiten in der That einerley Meinung sind, und nur im Vortrage von einander abweichen. Kann ich bey der wichtigsten Lehre von der Rechtfertigung mein Vorhaben nicht ausführen: so ist ohne dies meine ganze Bemühung umsonst. So kann es mir auch gleichviel gelten, wenn man diesen Vorschlag verachtet. Kann ich es aber durchsetzen: kann ich die Möglichkeit des Falles, daß ein sichtbares Haupt der Kirchen eine Lehre, welche in der That die Lehre der sichtbaren Kirche selbst ist, bloß deswegen verdamme, weil sie die Gegner in einen neuen Vortrag einkleiden, durch

Beyspiele erweisen: so wird man sich gewiß auch genöthigt sehen, es für möglich zu halten, daß ein solches Oberhaupt, seiner Untrüglichkeit in der Lehre unbeschadet, in der Verdammung neuer Lehrer sich vergehe.

Wie kann man also mir es jetzo verdenken, daß ich diesen Vorschlag gethan habe? Ist es nicht billig, daß man meine Verurtheilung bis zu ausgemachter Sache aufschiebe? Warum sollte man mich deswegen hassen, weil ich einen solchen Vorschlag zum Nachgeben gethan habe, der mit meinem ganzen Vereinigungs-Entwurfe so genau zusammen hängt? Sollten aber auch die sichtbaren Häupter der Kirchen nicht mit Freuden sich meinen Vorschlag gefallen lassen, wenn sie so viele abgewichene Unterthanen mit so geringen Kosten wieder erwerben könnten: wenn diese Eroberung ihnen nicht mehr, als das Geständniß kostete, daß ein Mißverstand sie von ihrer Regierung abgesondert hätte, an welchen ihre Vorfahren nicht ganz unschuldig waren? Sollte man sich wohl bloß deswegen vor einem solchen Nachgeben entsetzen, weil man es für ganz unmöglich hält, daß ich einen solchen Mißverstand an das Licht bringen könnte?

Mein Vorschlag ist aber auch alsdann noch nicht fruchtlos, wenn man sich nicht dazu verstehen wollte, die Häupter der Kirchen an dem Mißverstande mitschuldig zu machen. Man kann alle Schuld von ihnen abwälzen, und doch immer sagen, daß

eine

eine gewisse Lehre habe bey einer rechtmäßigen Verdammung Unrecht gelitten. Man kann nemlich behaupten, die sichtbaren Häupter haben so gefehlet, daß es ihnen gar nicht als ein Gebrechen zugerechnet werden könne. Diese Häupter sind nicht allwissend. Ihre Untrüglichkeit erfodert nicht, daß sie auch das Verborgene der Herzen ergründen können. Sie bekennen vielmehr ihr Unvermögen selbst durch den Gebrauch der Werkzeuge zur Untersuchung neuer Lehren, und die Einholung des Berichts dieser Untersucher. Es muß also möglich seyn, daß ein an sich untrüglicher Richter neuer Lehren nur den Sinn ihrer Urheber nicht völlig einsehe, daß er also die neue Lehre in Ansehung des Sinnes, den er ihr, obgleich unverschuldet, andichtet, mit Recht; und hingegen in Absicht auf die wahre Meinung ihrer Vertheidiger, widerrechtlich verdamme.

Zu einem solchen Mißverstande können ja die ungebührlichen Berichte derer, welchen die Untersuchung aufgetragen wird, das ihrige beytragen. Und auch diese können unvorsetzlich sich vergehen. Es ist allzuschwer den wahren Sinn einer neuen Lehre zu fassen, die uns beym ersten Anblick als widersinnig vorkommt, und ganz neue Begriffe beybringen will, wider welche wir uns wegen einer besorglichen Gefahr anstehnen. Denn es kann über dieses auch der ganze Mißverstand bey dem Streit über eine neue Lehre durch den Fehler derjenigen verursachet werden, welche sie vorbringen,

und dabey ihre wahre Gedanken nicht deutlich genug entdecken, oder auch nicht deutlich genug zu Tage legen können, weil ihre eignen Begriffe noch allzu verworren und dunkel sind.

Die Erfahrung allein kann uns lehren, wie schwer es sey, in Ansehung der Gedanken sich selbst zu kennen. Man muß eine Wahrheit von allen Seiten her betrachten. Man muß sein Augenmerk auf alle ersinnliche Verhältnisse derselben gegen andre Wahrheiten richten. Man muß keine Frage unentschieden lassen, die dabey aufgeworfen werden kann. Man muß sie bey sich selbst aufwerfen, und keiner verfehlen, die durch ihre Entscheidung die Deutlichkeit der Begriffe vermehren kann, wenn man versichert seyn will, daß man wisse, was man eigentlich erkenne und glaube. Und wie schwach ist ein Mensch zu einer solchen Erkenntniß! Wie sehr hat die Vorsehung viele Religions-Wahrheiten aus heiligen Ursachen in eine Dunkelheit verhüllet, welche kein menschlicher Fleiß ganz vertreiben kann, damit der menschliche Geist eine unerschöpfliche Gelegenheit haben möge, weiter nachzuforschen, und in der Erkenntniß zu seinen göttlichen Vergnügen zu zunehmen! Wie leicht muß es also seyn, in der Bekanntmachung seiner eigentlichen Gedanken etwas zu versehen, und dadurch einen Mißverstand zu veranlassen, der um so viel nachtheiliger ist, je weniger sich man dessen auf beyden Seiten versiehet! Wie schwer ist es, dem ersten Fehler wieder abzuhelfen, wenn man einmal die Uneinigkeit für un-

ver-

vermeidlich hält, und jeder Theil nur auf den Schutz seiner Parthey bedacht ist.

Und warum sollte denn eben ein untrüglicher Richter der Glaubens Lehren, auch in der Erra: thung des wahren Sinnes neuer Lehren untrüglich seyn müssen? Das Heil der sichtbaren Kirche er: fodert es, daß Christus seinen Stadthalter nicht irren lasse. Wenn aber dieser in der Bestimmung der Glaubenslehren nicht fehlet: so besitzet er ja die erforderliche Untrüglichkeit. Was liegt daran, daß die ganze Kirche von der wahren Meinung derer unterrichtet werde, welche dem Ansehen nach etwas Neues lehren? Schon das bloße Ansehen einer Neuerung in der Lehre, oder eines Wider: spruchs wider die alten Lehren der sichtbaren Kirche, legt deren Häupter die Befugniß bey, eine solche Lehre zu verdammen. Ja, seine Pflicht er fodert es, wegen des zu besorgenden Aergernisses, allen denen den Mund zu stopfen, die sich in ihren Lehren nicht nach seiner Vorschrift bequemen wollen. Sein Verhalten ist ganz untadelhaft, wenn er alle Widerspenstige aus der Gemeinschaft der sichtbaren Kirche ausschliesset, weil die blosse Anfechtung der Untrüglichkeit der sichtbaren Kirche sie dieser Stra: fe würdig macht. Bey diesen Umständen aber kann es ja wohl geschehen, daß die Lehre selbst, welche als eine neue, wider das Verbot des Hauptes der Kirche, vertheidiget wird, in der That wahr sey, wenn sie geziemend erkläret würde, und daß der aus der Gemeinschaft der sichtbaren Kirche recht

mäßig verstoßene Lehrer in der That keine irrige Meinung hege, sondern bloß durch seine hartnäckige Verachtung einer sichtbaren Oberherrschaft, und die mangelhafte Kenntniß oder Vortrag seiner eignen neu scheinenden Meinung sich straffällig mache.

Man setze gar den Fall, daß das Oberhaupt der Kirche die Richtigkeit einer neuen Lehre und deren Uebereinstimmung mit den Lehren der Kirche einsähe, daß aber diese Uebereinstimmung auf der andern Seite nicht eingestanden würde; daß man sich gegen alle Vorstellungen taub verhalte, und darauf bestehe, daß die neue Lehre der alten widerspreche. Wird es die Wohlfahrt der sichtbaren Kirche nicht erfodern, daß ihr Oberhaupt eine solche Lehre verdamme, soferne sie widersprechend ist? Sollte er nicht den kürzesten Weg erwählen, wenn er eine an sich selbst gute Lehre bloß deswegen vorzutragen verböte, und sie also verdammte, weil viele dadurch zu dem ärgerlichen Wahne verführet werden, daß sie mit den alten Lehren der Kirche streite? Kann also das Haupt der Kirche durch gewisse Umstände nicht gezwungen werden, eine unschuldige, und entweder durch den Vortrag neu scheinende, oder von dem Urheber derselben hartnäckig für eine der alten widersprechend ausgegebne Lehre, zu verdammen?

Sollte es also nicht möglich seyn, daß dieses Haupt durch Eingestehung solcher Verdammung unschuldiger Lehren seiner Vorfahren nachgäbe?

Sollte

Sollte er zu deren Verbesserung und zur Aufhebung solcher Verdammungen nicht auf den Fall sich willig erklären, wenn die Uebereinstimmung der verdammten Lehren mit den Lehren der Kirchen dargethan, und der Widerspruch in beyder Partheyen Augen gehoben werden sollte? Ist wohl ein Hinderniß an der Vereinigung der getrennten Christen von dieser Seite her zu besorgen, weil man gar nicht nachgeben, und gar keinen Fehler eingestehen kann, ohne der Untrüglichkeit derer etwas zu vergeben, welche einmal das Verdammungs Urtheil ausgesprochen haben? Hat man wohl Ursache meinen Entwurf einer Vereinigung deßwegen ohne fernere Untersuchung zu verwerfen, weil er ein solches beyderseitiges Nachgeben unumgänglich nöthig macht?

Dieses Nachgeben sollte aber billig denjenigen viel leichter ankommen, welche das zum ersten Grundsatze ihres Glaubens machen, daß ein jeder Mensch verbunden sey, seiner eignen Einsicht zu folgen, und nichts für wahr anzunehmen, als was er nach einer sorgfältigen Prüfung als wahr und in der göttlichen Offenbarung gegründet, selbst befunden hat. Diese müßten doch am ersten bereit seyn, Vorstellungen anzunehmen, welche zur Entschuldigung ihrer Gegner dienen, ja welche zur Erhaltung eines sichern Grundes ihres eignen Glaubens alles das unpartheyisch prüfen müssen, was eine bessere Aufklärung und Berichtigung gewisser Wahrheiten darbietet. Sie würden wenigstens

ohnstreitig wider ihre eignen Grundsätze handeln, wenn sie, aus Furcht eines Bessern belehret zu werden, so gleich die Ohren verstopfen, den Druck der Schriften hemmen, und ohne vorhergehende Prüfung oder Widerlegung diejenigen verdammen, welche vernunft- und schriftmäßig beweisen wollen, daß diejenigen so schlim nicht sind, welche man bisher für Feinde Christi und seines Evangelii ausgeschrien hat. Sie würden ohne Scheu das göttliche Verbot alles falschen Zeugnisses wider ihren Nächsten übertreten, wenn sie nicht auch bey dieser Gelegenheit sich geneigt bezeigten, alles zum Besten zu kehren, und die aus Irrthum ausgestossenen höchst schmähligen Beschuldigungen mit Freuden zu widerrufen. Alle streitende Partheyen können sich demnach nicht weigern, einer solchen Aufklärung der Glaubenslehren Gehör zu geben, welche einen unvermeidlichen Vorwurf von Fehlern mit sich führt. Keine hat Ursache, aus diesem Grunde den christlichen Diogenes zu verabscheuen, wenn ihr an der Stiftung und Erhaltung eines dauerhaften Friedens gelegen ist.

Ich habe mich bisher nach der Erkenntniß meiner Obliegenheit, und meinem Versprechen zufolge, vor aller Partheylichkeit möglichst gehütet. Ich habe mich bey jeder Gelegenheit bemühet, die streitenden Partheyen so wohl in Ansehung des Ruhms als des Tadels einander gleich zu machen. Wenn ich also die Reinigkeit der Lehre der sichtbaren Kirche nach Möglichkeit zu retten, und alles, was

ich auch selbst in einem andern Zustande zu sehen wünschte, zu entschuldigen, und zu erweisen gesucht habe, daß wenn auch wirklich Fehler vorgegangen seyn sollten, die Reinigkeit der Lehre doch nicht dadurch aufgehoben, noch die sichtbare Kirche selbst der Ehre verlustig gemacht worden sey, die wahre Kirche zu heissen, in deren äusserlichen Gemeinschaft alle Christen ohne Verletzung ihres Gewissens leben können: so habe ich hingegen mich der persönlichen Fehler der Lehrer dieser Kirchen, und besonders ihrer Oberhäupter, gar nicht angenommen, weil ich es für eine eingestandene Wahrheit halte, daß keine Kirche, nach dem sittlichen Verhalten ihrer Vorgesetzten beurtheilt werden müsse. Dieses hat mich berechtigt, dem Tadel des Lehrstandes zumal in vorigen Zeiten, öffentlich beyzupflichten. Vielleicht habe ich auch durch meine Erläuterung der alten Lehren der sichtbaren Kirche, dieselbe mehr eingeschränket, als dem eifrigen, und wegen einer Verkehrung allzu zärtlich besorgten Theile der Lehrer dieser Kirche lieb seyn möchte, weil sie etwa es für nothwendig halten, diese Lehren in dem weitläuftigsten Verstande gelten zu lassen. Will man also aus Ungeduld nicht abwarten, ob ich durch künftige Erläuterungen den aufgeworfenen Bedenklichkeiten abzuhelfen im Stande seyn werde: so wird man Ursache genug zu haben vermeinen, mißvergnügt mit mir zu seyn.

Sollten aber nicht auch Ursachen genug übrig bleiben, mich dem ohngeachtet mit günstigen Augen

anzusehen? Ich habe den Abscheu meiner *) Parthey gegen die anstößigen Lehren der sichtbaren Kirche **) so weit entfernet, als es nach Maaßgebung meiner Erkenntniß und Gewissens möglich gewesen. Ich habe nach der Denkungsart der Protestanten die Wahrheit dieser Lehren so gerettet, wie ich geglaubt habe, daß sie gerettet werden können. Wenn ich mir auch nicht versprechen darf, daß alle meine Erklärungen und Einschränkungen werden gebilliget werden: so darf ich doch wohl hoffen, daß man dieselben für einen Vorschlag gelten lassen werde, wie weit man nachgeben könne, ohne den Rechten der sichtbaren Kirche etwas zuvergeben, und wie man sich erklären könne, wenn man die willige Annehmung seiner Lehren erleichtern will.

Und warum sollte man mich um eines solchen unschädlichen Vorschlags willen hassen? Gebe ich doch meine Erklärungen nicht für Erklärungen der sichtbaren Kirche aus. Dieses Ansehen können sie allein durch die verhoffte Gutheissung der Lehrer dieser Kirche und ihres Oberhauptes erhalten. Was für einen Nachtheil können also meine Erklärungen dieser Kirche zu ziehen, wenn sie auch ganz unrichtig seyn sollten? Was für eine Gefahr der Verführung ist von einem solchen zu besorgen, bey

*) Der Evangelisch-Lutherischen. A. d. H.

**) Der Verfasser verstehet fast immer unter der sichtbaren Kirche, deren Lehren er mit den Lehren der übrigen vergleichen will, um zu zeigen, daß sie einander im Grunde nicht widerstreiten, die Römisch-

bey welchem niemand die Erklärung des wahren Sinnes der Kirche ſuchet, und der den Verdacht der Unwiſſenheit wider ſich hat, weil er nicht einmal ein äuſſerliches Glied dieſer Kirche iſt? Es iſt ja den gelehrten Gliedern dieſer Kirche unverwehrt, meine Vertheidigung durch eine kräftigere, und auch in den Augen ihrer Widerſacher beſſere nieder zu ſchlagen. Es ſtehet ja bey ihnen, ob ſie nach proteſtantiſcher Denkungsart, die bey Proteſtanten allein einen Eindruck machen kann, die Wahrheit der Lehren ihrer Kirche aus der nach vernünftigen Regeln erklärten heiligen Schrift erweiſen, und darthun wollen, daß ſie auch auſſer den von mir geſetzten Schranken aller Annehmung würdig ſind.

Ich ſelbſt will den Unterricht eines ſolchen gründlichen Vertheidigers willig annehmen, und mich erfreuen, wenn er durch dieſes Mittel die Vereinigung der Chriſten möglich machen kann. Sollte aber auch bloß der Mangel einer weitläuftigen Beleſenheit daran Urſache ſeyn, daß ich an dem Daſeyn einer ſolchen Vertheidigung zweifle: ſo kann man doch meine Abſicht nicht tadeln, vielmehr aber dieſe Gelegenheit ergreifen, dieſe gründliche Vertheidiger mir und andern bekannt zu machen; und ſo hat man doch nicht Urſache, ſcheel zu ſehen, wann auch unter den ſo genannten Ketzern ſich Zeugen der Wahrheit finden, welche die Unſchuld der ſichtbaren Kirche nach ihrer Art vertheidigen.

Hat es das Anſehen, daß ich an manchen Orten noch die Ketzerſprache führe: ſo kann man dieſes

doch

doch wohl einem Menschen zu gut halten, der als ein Ketzer geprüfet seyn will, und kann nichts desto weniger seine Gedanken in reife Ueberlegung nehmen; man kann, was man dem Frieden und der Einigkeit der Christen aufopfern könne und wolle, sich vorläufig in der Stille entschliessen, und einstweilen aufmerksam erwarten, wozu die Gegner selbst sich erklären, und wie sie ihre Beschuldigungen gegen einen einheimischen Widersprecher bekräftigen und unterstützen werden. Sollte wohl die Lehre des Heilandes: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns, Marc. 9, 40. wenn er es auch nicht äusserlich mit uns hält, nicht auch auf gegenwärtigen Fall angewendet werden können? Sollte man wohl seinen eignen Vortheil so wenig kennen, daß man dergleichen Versuche mit Verachtung und Unterdrückung zu bestrafen vor gut fände?

Kann man wohl von einem uncatholischen Vertheidiger der Lehren der catholischen Kirche mehr fodern oder erwarten, als ich wirklich leiste? Kann man ihm wohl zumuthen, wider sein Gewissen das, was er für ungegründet hält, mit Scheingründen zu unterstützen, und den Widersprechern seiner Parthey zu schmeicheln, da er nicht gesonnen ist, durch Abtretung von seiner bisherigen Parthey sich ihre Gunst, oder einigen irdischen Vortheil zu erwerben: Da er vielmehr aus erheblichen Ursachen fast entschlossen ist, (ausser dem unerwarteten Falle einer Ausstossung aus der Gemeinschaft seiner Parthey) nicht anders, als mit dieser

seiner

seiner Parthey sich mit der sichtbaren Kirche äusserlich zu vereinigen, und sich bloß mit der innerlichen Versicherung zu trösten, daß er ein unerkanntes Glied dieser Kirche sey? Sollte man sich nicht an dem Opfer begnügen lassen, welches er der Wahrheit bringet, indem er ohne einigen irdischen Nutzen sich der Gefahr aussetzet, bey seiner eignen Parthey sich verdächtig, verhaßt und verächtlich zu machen, und den Vorwurf sich zu zuziehen, daß er den Weg zum Abfall erleichtert habe, zu welchem so viele nur einen scheinbaren Vorwand suchen?

Eben diesen Vorwurf aber wollte ich auch gerne von mir ablehnen. Und sollte dieses wohl so gar schwer seyn? Es ist wahr, die Verdammung der Lehren der sichtbaren Kirche findet bey mir keinen Beyfall. Ich streite mit allem Eifer für ihre Reinigkeit, ob ich gleich auch die Bemühung der Religions Verbesserer rühme, soferne dieselbe eine Aufklärung der verdunkelten Glaubenslehren, und einer Besteafung der persönlichen Fehler der Lehrer bewirket hat. Ich behaupte also, daß man Christum nicht verläugne, sondern vielmehr sich zu ihm bekenne, und zu seiner wahren Kirche sich halte, wenn man in der äusserlichen Gemeinschaft der alten sichtbaren Kirche stehet. Allein berechtigt wohl diese meine Arbeit jemanden seine bisherige Parthey zu verlassen, und zum Gegentheile überzugehen? Ist es es wohl zu besorgen, daß ich viele dadurch zu einem Abfall verführen werde?

Ich

Ich müßte die menschlichen Gemüther weniger kennen, wenn ich glauben sollte, daß viele von dem grossen Haufen sich meiner Führung anvertrauen werden. Ja, ich würde es allen, für das Heil ihrer Seele ernstlich besorgten, selbst verdenken, wenn sie einem Unbekannten mehr, als ihren bisherigen Lehrern trauen wollten, und sich also der Gefahr aussetzten, der Raub eines Verführers zu werden, zu dessen genauer Prüfung sie keine hinlängliche Kräfte besässen. Schreibe ich doch meinen eignen Einsichten nicht schlechterdings eine Untrüglichkeit zu. Bloß die Erfahrung soll mich belehren, ob sie widerleglich sind. Wer sie dafür hält, der wird mich so wohl, als viele andere gar sehr verbinden, wenn er alle meine Gedanken, als Zweifel und Einwendungen betrachtet, zu deren Wegräumung ihn die christliche Liebe verbindet: Wenn er mithin die Schande der sichtbaren Kirche besser, als bisher geschehen ist, aufdeckt. Wie vielweniger kann ich andern rathen, daß sie sich auf meine Einsicht verlassen sollten?

Wer mir aber auch trauen; wer meinem Rathe folgen will, der wird eben deswegen bey seiner Parthey bis zu einer allgemeinen Vereinigung verbleiben, weil beyde Partheyen Recht haben. Denn kann man wohl andere, als fleischliche Absichten haben, wenn man einen vergeblichen Abfall zur Gegenparthey thut? Ein jeder hat Ursache sich vor seinem eignen Geiste zu hüten, Mal. 2, 15. damit ihn dieser nicht mit dem Scheine einer Ueberzeugung

und

und rechtmäßigen Absicht betrüge und verleite, aus eitelen Bewegungsgründen wider sein eignes Gewissen zu handeln, und seine Zweifel an der Rechtmäßigkeit seines Abfalls zu unterdrücken. Ist es auch wohl hinlänglich, daß man weiß, auf beyden Seiten werde die Wahrheit gelehret, um seinen Uebertritt für gerecht und löblich zu halten? Können nicht die Lehrer unsrer Parthey in dem reichlichern Unterrichte der gemeinschaftlichen Wahrheiten einen Vorzug vor jenen haben? Können sie nicht dieser Wahrheiten selbst mächtiger seyn, und durch eine bessere Bekanntschaft mit dem unläugbaren Worte Gottes in den Stand gesetzt werden, uns kräftiger zu trösten, und in allen Umständen mit nachdrücklicherm Rathe beyzustehen, als jene? Kann ihr Amt nicht an uns gesegneter seyn, weil wir ihrer Lehrart einmal gewohnt sind? Und warum wollte man alle diese wichtige Nebenvortheile aufopfern, da man im Hauptwerke sich nicht verbesserte; sondern von Bekennern der Wahrheit zu andern solchen Bekennern übergienge?

Ja wollte Gott! ich könnte den Gegentheil vielmehr bereden, sich gar nicht mehr um die Gewinnung einzelner Personen von ihrer Gegenparthey zu bewerben, und aus der Erfahrung zu erkennen, daß man durch Versprechung irdischer Vortheile, als den fast einigen Weg, Ungelehrte von ihrer bisherigen Parthey abzuziehen, unter etlichen redlich gesinnten sehr viele Ungewissenhafte und Heuchler, oder gar offenbare Verächter Gottes und aller Re-

ligion erhasche! Wollte Gott, man überlegte, wie schwer es, zumal bey Ungelehrten, sey, mit völliger Ueberzeugung demjenigen Glauben zu entsagen, der durch die Erziehung und Gewohnheit gleichsam in unsere Natur versetzet worden, und wie leichte ein einiger Zweifel an der Rechtmäßigkeit einer solchen Verläugnung zu der Unterdrückung der Stimme des Gewissens, zur Leichtsinnigkeit und zur Geringschätzung der Religion verleiten könne! Wollte Gott! man lernete catholischer Seits einmal den wahren Vortheil der sichtbaren Kirche und ihres Oberhauptes erkennen und einsehen, daß er nicht in der Berückung einiger wenigen Abtrünnigen, sondern bloß in der Gewinnung der Hirten bestehe, denen die unwissenden Schaafe willig und getrost nachgehen können! Wollte Gott! man legte alle Bitterkeit und argwöhniges Bezeigen gegen diese Hirten ab, und suchte durch die Enthaltung von aller Hinterlist und eine deutliche Erklärung und Erweisung richtiger Gesinnungen, sich ein Zutrauen bey denselben zu erwerben, damit zu einer friedlichen Unterhandlung geschritten werden könnte, wovon die sichtbare Kirche einen wahren und ausgebreiteten Nutzen sich versprechen könnte! Unterdessen kann ich hierbey nichts anders thun, als wünschen. Ich will auch durch diese Wünsche nur zu erkennen geben, wie wenig ich gesonnen sey, der sichtbaren Kirche einzelne Anhänger zu verschaffen, oder einen solchen Nutzen ihr von meiner Arbeit zu versprechen.

Aber vielleicht schaden meine Gedanken wider meine Absicht meiner Parthey? Vielleicht lassen sich viele durch mich überzeugen, daß die Religions-Veränderung nichts gefährliches, und noch weniger eine Verläugnung Christi sey, weil viele nach einer solchen Ueberzeugung sich sehnen, und übersehen dabey meine Warnung, weil sie nicht in ihren Kram taugt? Es möchte also zu besorgen seyn, daß die ohne dies gedrückte Parthey so schwach werde, daß es dem Gegentheile leicht fiele, Gewaltthätigkeiten an ihr auszuüben, und sie zum Nachtheile aller gewissenhaften Anhänger derselben zu unterdrücken?-- Wenn jemand ausser mir sich so fürchterliche Gedanken von meiner Arbeit machen sollte: so quält er sich gewiß selbst mit ganz unnöthigen Sorgen. Nur der allerleichtsinnigste Hause wird meine Gedanken so mißbrauchen. Wer sich auch gar kein Bedenken macht, die allerschändlichsten Laster auszuüben, der ist doch insgemein vorsichtig und gewissenhaft, wenn es auf die Verläugnung der angeerbten Religion ankommt. Man schmeichelt sich, daß man, trotz aller Verbrechen, an allen Vortheilen der Christen Antheil habe, so lange man seiner Parthey feste anhänget. Und eine solche Erwerbung kostet allzu wenig Mühe, als daß man dieselbe unterlassen sollte. Man trauet also fast niemals einem Schriftsteller, der eine Aenderung seiner Parthey anräth, oder für unschädlich erkläret. Und um die Religions-Wahrheiten selbst hat man sich niemals so sehr bekümmert, daß man einen solchen Neuling prüfen könnte. Man straft ihn also lieber alsbald mit

Verachtung, sollte es auch nur deswegen geschehen, weil er sich unterstanden hat, anders zu denken, als man zu denken gewohnt ist, und wohl gar die Last einer mühsamen Untersuchung denen aufbürden will, die sich bey ihren bisherigen Erbgedanken wohl befinden.

Sollten aber auch etwa wohl Gelehrte von meiner Parthey meiner Arbeit so viel Stärke zutrauen, daß man besorgte, die Gegenparthey möchte sich meiner Waffen bedienen, ihre Anhänger zu vermehren? Ich antworte: wenn dieses auch geschehen könnte; so würde man sich doch wenigstens hüten, es äusserlich zu gestehen. Aller Vermuthung nach wird man mich so schwach und klein, als es möglich ist, machen. Man wird mit der Beschuldigung, daß längst widerlegte Einwendungen und Beweise abermals aufgewärmet worden sind, nicht sparsam seyn. Sollte aber auch die Gegenparthey anders von mir urtheilen: so müßte diese doch erst mir zugestehen, daß ich die Meinung ihrer Kirche richtig vorgestellet habe, ehe sie mit meinen Waffen fechten könnte. Und dürfte meine Parthey dieses wohl vermuthen? Wird man nicht vielmehr catholischer Seits mich beschuldigen, daß ich die angefochtenen Lehren allzusehr nach meinem Vortheile vorgestellet, ja daß ich vielleicht des wahren Sinnes ihrer Kirche verfehlet habe, um nur meinen Zweck zu erreichen, ihre Lehren nemlich vertheidigen zu können?

So muß denn entweder diese Beschuldigung durch den Erfolg widerleget werden, und die Gegenpartey, so wie ich wünsche und hoffe, meine Erklärungen wirklich gut heissen, um sich derselben zur Bekehrung der von ihrer Gemeinschaft getrenneten Protestanten zu bedienen: Oder sie muß meine Erklärungen für unnütze Grillen und Verdrehungen der wahren Lehre halten, mithin aber dieses Mittel der Bekehrung der so genannten Ketzer verachten. Im letzten Falle verschwindet die Gefahr von selbst, welche meine Gedanken erwecken sollen. Im ersten Fall aber müßte ja nach meiner Einsicht, die Vereinigung beyder Partheyen nicht gar weit entfernet seyn. So müßte ja die Bekehrungs Begierde einem lautern Verlangen, nach einem viel wichtigern Vortheile, nemlich nach der völligen Ausrottung aller Zwietracht, Platz machen. So müßte man ja aufs wenigste anfangen, den Haß seiner Gegner mehr als bisher einzuschränken. So müßten wenigstens meine Gedanken den Gedanken des Friedens, des Mitleidens über unwillkührliche Fehler und Irrthümer, und eines bessern Vertrauens gegen einander den Weg bahnen.

Und wie herzlich müßte ein jeder sich über eine solche Wirkung freuen, dem an dem Wohlstande der Kirche Christi gelegen ist, der Jerusalem Glück wünschet, Ps. 122, 6. und der ihm Friede wünschet, weil er sein Bestes sucht! Wie sehr muß ein Gemüth solchen Wirkungen durch Wünschen entgegen sehen, welches durch die Erde und ihre ver-

vergängliche Güter nicht ganz vom Himmel losgerissen ist! Sollten wohl halsstarrige Gemüther noch verdienen, in eine Betrachtung gezogen zu werden, welche es bey dem Alten gelassen haben wollen, damit ihre eigne irdischen Umstände keine Veränderung leiden mögen, und deswegen vor allen vernünftigen Vorstellungen die Ohren verstopfen, weil sie sich vor nichts mehr, als vor scharfen Nachdenken fürchten, vor welchen sie der unsterblich geliebte alte Schlendrian bewahret? Sollten solche hartnäckige Verfechter ihrer Parthey nicht mit gleichem Abscheu von beyden Theilen angesehen, und unterdrücket werden, da sie sich wegen einer unverantwortlichen Verblendung allem, was zum Frieden leitet, widersetzen? Sollte es wohl unrecht seyn, wenn man gegen solche fleischlich gesinnete Freunde der Eifersucht, des Zankens 1 Cor. 3, 3. und der Zwietracht äusserliche Gewalt brauchte, und durch irdische Schäden sie zum Stillschweigen zwingen wollte, da bey ihnen durch solche Schäden alles auszurichten ist? Hätte mich die Betrachtung solcher Niederträchtigen wohl abhalten sollen, meine friedfertige Gedanken bekannt zu machen?

Allein die Person, welche sich zu einen Vermittler des Friedens aufgeworfen hat, ist viel zu unansehnlich, als daß ihre Gedanken grossen Eingang finden sollten! Sie hält sich auch auf etwas ganz anders gefaßt, als daß ihre Gedanken den Frieden selbst wiederherstellen sollten. —— Antwort:

Ich

Ich wünsche auch gar nicht, daß man meinen Vorstellungen glauben möge, weil ich sie gethan habe. Ein solcher Wunsch würde thöricht seyn, wenn ich auch der gelehrteste und angesehenste Mann wäre. Eben so wenig verlange ich, daß man sich mit mir in eine Unterhandlung einlassen solle. Ich bin zur Schliessung eines Friedens gar nicht bevollmächtigt, und eben so wenig dazu tüchtig. Wenn meine Schriften auch einiges Gewichte haben sollten: so ist doch meine leibliche Gegenwart sehr schwach, und mein mündlicher Vortrag verächtlich. Ich überlasse also jenes wichtige Werk mit Freuden solchen Männern, welche nicht allein durch ihre Gelehrsamkeit und allzeit scharfsinnige Gegenwart des Geistes dazu ausgerüstet sind: sondern auch bey ihrer ganzen Parthey in solchem Ansehen stehen, daß man ihren Händen die Sache der Parthey anzuvertrauen wagen kann.

Was ich aber unternommen habe, das kann auch ein Mensch ausführen, der in Betracht seines Ansehens ein Nichts ist. Wenn meine Schrift auch aus der Luft gefallen wäre: so würde sie doch zu alle dem taugen, wozu ich sie bestimmt habe. Ja, ich getraue mich zu behaupten, daß ich das nicht hätte leisten können, was ich geleistet habe, wenn ich etwas anders in der Welt vorstellete, als was ich wirklich vorstelle, nemlich Nichts. Wer nur etwas nachdenkt, was unpartheyische Gedanken über die Religion sagen wollen, der wird gar bald finden, daß man eben dieselben Eigenschaften

schaften dazu vonnöthen habe, die man sonst von einem glaubwürdigen Geschichtschreiber fodert, nemlich daß er kein eifriger Anhänger einer gewissen Religionspartey sey. Und kann man wohl dergleichen Gedanken richtig und unpartheyisch beurtheilen; wenn man nicht ganz vergißt, wer sie aufgesetzt habe? So muß dann auch der berühmteste Mann das werden wollen, was ich bin, wenn er sich nach einer unpartheyischen Prüfung seiner Gedanken sehnt; wenn er die Wahrheit aufrichtig liebt, und niemanden die Augen durch seinen Namen verblenden will.

Was kann es also meinen Gedanken selbst schaden, daß sie aus dem Gehirne eines verächtlichen Diogenes ihren Ursprung genommen haben? Indem ich dieselbe mittheile, mache ich mir sonst keine Hofnung, als daß alle aufrichtige Liebhaber der Wahrheit dadurch werden veranlasset werden, an das zu denken, woran ich gedacht habe. Ich hoffe nur, daß man alsdann in seinem eignen Verstande diejenigen Urtheile finden werde, die ich gefället habe. Sollte aber dieses wohl so gleich geschehen? Lehret mich nicht meine eigne Erfahrung, daß die Ausrottung eingewurzelter und aufgeerbter Vorurtheile eine ziemlich lange Zeit, und vieles bey vollkommner Gelassenheit angestelletes Nachdenken erfodern? Kann ich mir also wohl ohne dies mehr versprechen, als daß ich alsdann erst Nutzen schaffen werde, wenn man an mich nicht mehr denkt, und wenn viele neue und besser ausgear-

gearbeitete Schriften mein Andenken werden vertilget haben.

Was für eine Aufnahme kann ich mir also für jetzt wünschen? Ich versichere, daß mein Verlangen völlig erfüllet werde, wenn alle streitende Partheyen sich, in Liebe und Haß gegen mich, theilen, gleichwie ich mich bemühet habe, das Lob und den Tadel nach möglichster Gleichheit unter sie zu vertheilen. Diese Theilung habe ich vor das einige thunliche Mittel gehalten, eine Vereinigung zu Stande zu bringen. Man muß aber auch sich in die Liebe und Haß gegen mich theilen, wenn ich Ruhen stiften soll. Das geringste Uebergewicht, der geringste Verdacht einer Partheylichkeit, könnte meine Bemühung fruchtlos machen, und einen Theil zu sehr wider mich einnehmen, ehe er mein Werk geziemend abgewogen hätte. Hält man mich aber für unpartheyisch: so sehe auch eine jede Parthey mich auf der Seite an, wo ich die Wahrheit ihrer Lehren gegen ihre Widersacher vertheidige, und unterdrücke die geneigte Gesinnung nicht, die daher für mich entstehet. Man höre mich nur mit Gelassenheit an, und denke selbst nach, ob nicht meine Vorschläge, nach vorhergehender Verbesserung ins Werk zu richten und fruchtlos zu machen seyn möchten.

Lässet es sich aber wohl mit der Güte des vollkommen weisen Gottes zusammen reimen, daß er eine so grosse und langwierige Trennung unter den

in der Erkenntniß der Wahrheit in der That vereinigten, sollte verhängt haben? Sollte Gott nicht vorlängst beyden Theilen die Augen eröffnet haben, einzusehen, daß sie wider Freunde kämpften, wenn es wahr wäre, daß beyde Theile in dem Besitze eben derselben Wahrheit stünden, und einerley Glauben an Christum besässen? Lassen sich also meine Gedanken nicht bloß durch die Grösse und sehr lange Dauer der Trennung widerlegen? Ich könnte diesem Einwurfe die Unerforschlichkeit der göttlichen Gerichte entgegen setzen. Ich will aber meine Leser nur auf die Betrachtung und Beurtheilung der verschiedenen Umstände der Zeiten führen, um diese Bedenklichkeit zu heben.

Die Weisheit Gottes hatte für gut angesehen, die Menschen in den Besiß der vollkommensten Weisheit durch eine Predigt zu versetzen, welche ganz unansehnlich war, 1 Cor. 1, 21. und den Schein einer Thorheit hatte. Sie wollte auf diese Art das, was die Welt bisher für Weisheit gehalten hatte, und was deswegen die Annehmung der göttlichen Weisheit verhinderte, zu Schanden machen. Der Glaube an Christum, welcher sich nicht auf menschliches Ansehen, sondern auf die in Wunderwerken thätige Kraft Gottes gründete, führte demnach zu einer Verachtung der menschlichen Wissenschaften an, welche sich den Ruhm der Weisheit fälschlich anmasseten. Daß diese Verachtung nöthig gewesen sey, zeigte auch der Erfolg, indem die wider Gottes Absicht nachhero

geschehene Vermischung menschlicher Weisheit mit der göttlichen, mehr Schaden als Nutzen in der Kirche Christi angerichtet hat.

Die gerächte Verachtung der Lehren, welche von bloſſen Menſchen herrührten, zog aber auch eine Verachtung nützlicher Wiſſenſchaften nach ſich. Und durch dieſe mußte nothwendig eine groſſe Finſterniß der Unwiſſenheit einreiſſen. Aber auch dieſes war der göttlichen Abſicht nicht ganz entgegen. Durch eine ſolche allgemeine Dürrung mußte das Unkraut ausgerottet werden, welches verkehrte und bey ihrem Prahlen glückliche Menſchen unter dem Scheine der Weisheit ausgeſäet hatten. Durch eine tiefe Unwiſſenheit mußte denen Vorurtheilen, welche nicht eine eigne Einſicht in die Natur der Dinge, ſondern ein durch vorzügliche Beredſamkeit gefangenes blindes Anhangen an das Wort von aller wahren Weisheit entfernter Schwätzer erzeuget hatte, alle Macht benommen werden, von dem Vertrauen auf die göttliche Lehre der Wahrheit abzuziehen. Man mußte dadurch zu unmündigen Kindern gemacht werden, die ſich ſo verhielten, als wenn ſie noch gar nichts wüßten, und mit einer reinen Lehrbegierde alles annahmen, was der Geiſt Gottes lehrete, und durch ſeine Kraft verſiegelte.

In dieſer dicken Finſterniß der Unwiſſenheit, welche das Verderben der Menſchen nothwendig machte, verloren die Lehren der Religion ihren äuſſerlichen

Schim-

Schimmer. Christus verließ seine Kirche nicht. Er sorgte vielmehr selbst dafür, daß sie allezeit in dem Besitze des unverderbten Brodtes des Lebens verharrete, und daß man bey ihr allezeit das wahre Licht des Lebens suchen konnte. Aber die Erklärung seiner wahren Lehren wurde immer schlechter und roher. Es fehlte allenthalben an deutlichen Begriffen und an einer solchen Vertheidigung ihrer Wahrheit, welche aus der Kenntniß der innern Stärke derselben entspringt, und einem vernünftig denkenden Geiste ein Genügen thun kann. Es schlichen sich so grobe Begriffe von göttlichen Wahrheiten, und so viel Ueberflüßiges in die Sitterlehre mit ein, daß die Wahrheit dem Aberglauben sehr ähnlich gemacht wurde.

Die Trägheit der Menschen machte sich diesen Zustand zu Nutzen. Man machte das Zeugniß der sichtbaren Kirche und die Abstammung einer Lehre von den Vorfahren zum Polster seiner Bequemlichkeit. Man hielt jedermann von allem Nachforschen ab, damit man mit einem geringen Unterrichte vorlieb nähme, und die Blindheit derer, welche Leiter der Blinden seyn sollten, nicht ans Licht käme. Inzwischen war doch diese unscheinbare, und durch vielen Schmutz verstellte Religion für die damaligen Zeiten hinlänglich und bequem. Gott konnte die in dem Gebrauche ihres Verstandes Ungeübten, und also auch zu einer genauen Prüfung der christlichen Lehren ganz ungeschickten Völker durch eine auch in dieser Absicht thörigte Predigt,

1 Cor. 1, 21. zum Glauben an ihren göttlichen Seligmacher, und deſſen erfreuliche Nachricht bringen. Er konnte ſie durch dieſen Glauben an die, durch keinen Unflath erſtickte, Wahrheit ſelig machen. Gott ließ demnach aus heiligen Urſachen die Finſterniß der Unwiſſenheit auch die Religion ſelbſt verhüllen.

Allein die Zeiten änderten ſich, die Unwiſſenheit machte durch ihre Häßlichkeit ſich ſelbſt eckelhaft. Man ſchämte ſich ſeiner Dummheit, und legte einzelnen groſſen Geiſtern, die ſich durch ihre vorzügliche Einſichten hervor thaten, wieder den gebührenden Werth bey. Man fieng wieder an, einen Geſchmack an den Wiſſenſchaften zu bekommen. Je ſeltner der Beſitz derſelben war, je mehr konnte er diejenigen aufblähen, welche ſich mit demſelben ſchmeichelten, Wie man zu einer Prüfung der Wahrheiten fähiger wurde: ſo nahm auch die Neigung zu, dieſe Fähigkeit bey allen Gelegenheiten auszuüben. Dieſes erzeugte Zweifel an der Wahrheit des Evangelii, und der Lehre der ſichtbaren Kirche. Dieſes erweckte das neugierige Verlangen, von allem genauer unterrichtet zu werden. Man konnte ſich alſo nicht mehr mit den bisherigen dunkeln Begriffen der Glaubenslehren behelfen. Es war zu beſorgen, daß der Unglaube Ueberhand nehmen, und auch die Redlichgeſinnten mit hinreiſſen möchte. Es war alſo nöthig, daß die Wahrheit von dem Schmutze geſäubert würde, womit die Finſterniß der herrſchenden Unwiſſenheit dieſelbe überzogen hatte.

Dieſes

Dieses konnte so leicht nicht geschehen, wenn alles in der bisherigen Verfassung bliebe. Der Lehrstand hat das Schicksal aller andern Stände unter den Christen. Die Guten und Rechtschaffenen machen allezeit die kleinste Zahl aus. Die Trägheit hat allezeit die mehresten Stimmen auf ihrer Seite, wenn eine Entscheidung geschehen soll, ob sie oder der Fleiß nützlicher sey. Die sichtbaren Häupter der Kirche, wenn sie auch selbst gut waren, konnten doch diesen Mangel nicht abhelfen. Sie mußten die Unwissenheit in ihren Schutz nehmen, und äusserliche Gewalt zur Vertheidigung der Lehre der Kirche anwenden, weil so wenige unter ihnen stehende Lehrer ihren Unterricht durch Gelehrsamkeit unterstützen konnten. Diese verzweifelt bösen Umstände erfoderten ausserordentliche Hülfsmittel. Der grosse Haufe der Lehrer mußte mit Gewalt aus seiner Schläfrigkeit ermuntert, der Fleiß mußte unentbehrlich gemacht werden. Es mußte ihnen eine nahe Gefahr androhen, alles Ansehen und alle irdische Vortheile, welche von ihrem Amte abhiengen, ganz einzubüssen, wenn sie durch Erwerbung nöthiger Wissenschaften sich nicht in eine Gegenverfassung gegen gelehrte Feinde setzten.

Und an dieser ausserordentlichen Hülfe ließ es die Vorsehung Gottes nicht fehlen. Sie erweckte redliche und geschickte Freunde der Wissenschaften, welche anfangs wider die Gebrechen der Lehrer, sodann aber auch für die Reinigkeit der Lehre selbst,

obgleich mit derjenigen Unvollkommenheit eiferten, welche durch die menschliche Natur entschuldigt wird. Diese nun hielten das, was Nachläßigkeit und Unwissenheit verdunkelt hatten, für eine boshafte Verkehrung. Sie unterzogen sich also mit allem Eifer einer Verbesserung der wichtigsten Glaubenslehren. Gott offenbarte ihnen nicht, daß eine solche Verbesserung und Wiederherstellung der lautern Wahrheit unnöthig sey. Er ließ sie vielmehr einen langwierigen Streit anfangen, der von ihren Nachfolgern bis auf diese Stunde fortgesetzet worden ist, weil er ohne Zweifel durch diesen Streit seine heiligen Absichten besser erreichen konnte, als durch die Mittheilung einer Erkenntniß ihres Versehens.

Ein solcher Fehler konnte weder denen, die ihn begiengen, noch denen, die sich dadurch für beleidiget hielten, einen wichtigen Schaden zuziehen. Beyde blieben in der seligmachenden Erkenntniß der Wahrheit. Beyde Theile aber wurden durch das Streiten zu einem grössern Fleisse und eifrigem Nachdenken angefeuert. Die bisherige Schläfrigkeit der Lehrer mußte um der Streitigkeiten willen, nothwendig dem Fleisse weichen. Und was für herrliche Früchte hat dieser Fleiß auf beyden Seiten hervorgebracht! Was für unschätzbare Schriften beyder Theile haben dem Streiten über die Religion ihr Daseyn zu danken! Wie augenscheinlich hat sich in der Kirche Christi seit der grossen Trennung alles zur Besserung geändert! Ja, mit was für

einem

einem unbeſchreiblich gröſſern Glanze pranget jetzo der Lehrſtand auf beyden Seiten, als vormals! Wie ſehr hat ſich der Himmel aufgeheitert, nachdem durch dieſes Ungewitter ſo viele Nebel vertrieben worden ſind, welche den hellen Schein des Evangelii aufhielten, und diejenigen beynahe unbrauchbar machten, welche Chriſtus zu Lichtern der Erde beſtellet hatte! Warum hätte alſo Gott dieſem ſo fruchtbaren Eifer durch eine übernatürlich gewirkte Endigung des Streitens ſeine Nahrung entziehen ſollen? Warum hätte er nicht, nach dem Unterſchiede der Gemüther, ſo wohl denen, welche durch das Zeugniß der Vorfahren von der Wahrheit ihrer Lehren und Erkenntniß am beſten und völligſten überzeuget werden können, als auch denen, welche alles mit ihren eignen Augen ſehen, und durch die, aus der göttlichen Schrift hergenommenen Beweisgründe überführet werden wollen, den Weg zur Gewißheit des Glaubens offen erhalten ſollen?

Ueber dieſes könnte Gott bey einem ſo langwierigen Streite über die Reinigkeit der Lehre ſeiner ſichtbaren Kirche auch die Abſicht gehabt haben, dieſe Lehre auch dem heftigſten Prüfungs Feuer des menſchlichen Fleiſſes und Nachdenkens auszuſetzen, damit ſich endlich deſto deutlicher offenbarete, daß ſie bewähret ſey. Er könnte es ſo gefüget haben, daß die gelehrteſten und ſcharfſinnigſten Männer aus lauterer Abſicht alles in der heiligen Schrift hätten aufſuchen müſſen, was ihre Reinigkeit anfechten

fechten kann, damit das Ende dieser Streitigkeiten erwiese, alle diese Anfälle wären vergeblich gewesen, und jene Lehre stimme völlig mit der Schrift überein, obgleich diese Einstimmigkeit in einer langen Zeit nicht hinlänglich dargethan werden können. Damit also jederman überzeuget würde, Gott habe wirklich auch unter den gefährlichsten Umständen für die Erhaltung der, zu unsrer Seligkeit nöthigen Erkenntniß seines Sohns in ihrer Reinigkeit also gewachet, daß er seinen Endzweck zu seinem Preise erreicht habe.

Man siehet die Erhaltung der ungläubigen Juden bey ihrem von aller Wahrscheinlichkeit entblößten Glauben, unter so vielen und harten Drückungen, mit Recht als eine Wirkung der Vorsehung Gottes an, welche die Glaubwürdigkeit der Nachricht von seinem Sohne durch diese Widersprecher seiner Herrlichkeit und Lehre, deren Widerspruch so alt als der Glaube an Jesum selbst ist, die Glaubwürdigkeit des Evangelii vermehret, und jedermann überführet, die Nachricht, daß Jesus Christus auf Erden gelebet, und sich Anhänger erworben habe, könne nicht ganz erdichtet seyn, und diese Anhänger, von welchen die Erkenntniß Jesu Christi bis auf unsre Zeiten in unabgebrochener Reihe fortgepflanzet worden ist, müssen sehr starke Ursachen gehabt haben, sich auf die Seligmachung ihres Anführers zu verlassen, weil sie weder durch dessen Kreuzes Tod, noch durch ihre eigne sehr harte Verfolgungen und die schmerzlichsten Hinrichtungen

tungen vieler von ihren Brüdern davon haben abgeschreckt werden können.

Sollte Gott nicht aus einer ähnlichen Absicht auch die Uebereinstimmung der Lehre seiner sichtbaren Kirche mit der Schrift so lange und so heftig haben anfechten lassen wollen, weil er allen künftigen Zweifel an derselben vorbauen, und jedermann zu erkennen geben wollen, daß wenn diese Lehre verderbt und unbrauchbar gemacht worden wäre, diese Verfälschung des Evangelii zu der Zeit des, mit so grossem Eifer und Geschicklichkeit geführten Streites, gewiß an das Licht gekommen wäre.

Dieser Streit hat auch vieles Blutvergiessen veranlasset. Viele sind als Märtyrer ihres Glaubens hingerichtet worden, und die Menge derer, welche in Religionskriegen umgekommen sind, ist fast unzählig. Allein wie Beneidens werth ist das Glück derer, welche um Christi willen ihr Blut vergiessen, wenn sie auch in voller Unschuld hingerichtet werden, und ihr Blut an ihren Mördern nicht gerochen wird, weil diese wegen ihres verblendeten Eifers eben so unschuldig sind! Und wer kann entscheiden, ob die Vergiessung des Bluts dieser Zeugen des vollkommenen Vertrauens auf Christum unnöthig und unnützlich gewesen sey? Wer wird uns auch überzeugen, daß jemals wirklich um der Religion willen allein Kriege geführet worden sind? Sind wohl die Zeiten auch unter den Christen friedlicher gewesen, die vor der Religions Trennung her-

hergegangen sind? Fehlet es wohl an einem andern Vorwande, wenn man die wahren Ursachen solcher Kriege, deren man sich schämt, nicht mehr unter dem Vorwande des Eifers für die Religion verstecken kann?

Der Schaden, den die Trennung der Christen verursacht haben soll, ist demnach sehr unerweislich, und hingegen die daher entstandenen Vortheile so augenscheinlich als wichtig. Dieses bewegt mich, ohne Bedenken auch hierin die Weisheit der göttlichen Regierung zu erkennen und zu verehren, daß unter so grossen Veränderungen äusserlicher Umstände das Gleichgewicht der weltlichen Macht unter den streitenden Partheyen jederzeit aufrecht bestanden hat, und keine in den Stand gekommen ist, die andere mit Gewalt zu unterdrücken.

Kann man sich aber wohl mit gutem Grunde versprechen, daß diese Trennung bis ans Ende der Welt vortheilhaft seyn werde? Sollte dieses sich also verhalten, sollte die menschliche Schwachheit es wirklich nothwendig machen, daß die Lehren des Evangelii allezeit durch die Anfechtung ihres Ansehens und Glaubwürdigkeit vor einer trägen Schläfrigkeit und nachläßigen Erkenntniß der Religions-Wahrheiten bewahret werden: so bitte ich Gott, daß er alle Vereinigungs-Bemühungen, und mit denselben auch meine eigne vereiteln wolle. Gott wird es aber auch ohne dies ohne unser Bitten thun. Die Betrachtung der Gemüthsstellung der meisten

Menschen macht mir es ohne dies wahrscheinlich, daß es geschehen werde. Bey einem solchen widrigen Erfolge meines Bestrebens soll mir also jene Betrachtung zum Troste gereichen.

Allein nach meiner geringen Einsicht hat die Trennung der Christen lange genug gedauret, und fängt an, mit einem grossen Schaden zu drohen, so wie sich ihr Nutzen hingegen verringert hat. Die Anhänger der vermeinten Religions Verbesserer *) haben in ihren Nachforschungen in der Schrift nicht so weit gehen dürfen, als sie hätten thun können. Sie haben sich genöthigt gesehen, der Prüfung der Lehren selbst ein Ziel zu stecken. Sie haben sich an die Entdeckungen ihrer Vorgänger und Heerführer eifrig gehalten, und mehr auf die Vertheidigung jener Entdeckungen, als auf die Erwerbung einer tiefern Einsicht bedacht seyn müssen, weil die Gefährlichkeit einer häufigen Veränderung und Verbesserung des Vortrags der Lehre von Christo ihnen selbst in die Augen gefallen ist, weil sie selbst nemlich eingesehen haben, daß man alle neue Entdeckungen der Wahrheit verdächtig mache, wenn man stets fortfährt, die Einsicht seiner Vorgänger für falsch zu erklären; daß also endlich die Ungelehrten entweder in eine unüberwindliche Verlegenheit versetzt werden, was sie endlich glauben sollen, oder daß man sie dringe, an allen Wahrheiten zu zweifeln, sich um die Erkenntniß der Wahr-

*) Der Verfasser meint unsere Reformatoren. A. d. H.

Wahrheit gar nicht zu bekümmern, und also in einen völligen Unglauben zu verfallen..

Aus dieser unvermeidlichen Beständigkeit in der Lehre seiner Glaubensväter aber ist eine sehr nachtheilige Folge entstanden. In dem Fleisse und der eifrigen Liebe der Wissenschaften ist man allerdings nicht erkaltet. Die Gelehrsamkeit der Lehrer der Religion stehet jetzo in völliger Blüte. Man hat aber dieselbe mehr zu der nähern Erkenntniß unbeträchtlicher Wahrheiten und der Aufklärung des wahren Sinnes solcher Schriftstellen angewendet, die ohn einigen Schaden unverständlich bleiben konnten. Man hat sich ihrer nicht bedienen können, in die wichtigsten Wahrheiten tiefer einzudringen. Darum hat sie den Nutzen nicht leisten können, den sie geleistet haben würde, wenn man die Meinungen der anmaßlichen Religions Verbesserer nicht für ganz untrüglich gehalten, und vor allem Zweifel an der Vollkommenheit ihrer Einsicht sich nicht mehr, als vor dem Verluste des Ruhms der Reinigkeit der Lehre, gefürchtet hätte, der mit jenem so genau verknüpfet ist.

Unterdessen sind die Zeichen der jetzigen Zeit sehr bedenklich. Der Verstand vieler Menschen, welcher vormals in einen tiefen Schlaf verfallen war, und müßig ruhete, ist nunmehro fast allzumunter, und hat beynahe sich selbst überstiegen, und den höchsten Gipfel erreicht, worauf er sich brüsten kann. Man hat der wahren Beschaffenheit aller

Dinge so emsig und mit so gutem Erfolge nachgedacht, und sich so sehr angewöhnet, alle Dinge nach allen Umständen zu erkennen, und von allen den wahren Grund zu wissen; man hat einen so reichen Vorrath von Kenntnissen gesammlet, die zu einer richtigen Beurtheilung fast aller Vorfälle erforderlich sind; man ist so geübt in der Fällung solcher Urtheile, und weiß denselben einen so schönen Anstrich von Unwiderleglichkeit zu geben, daß man sich für berechtigt hält, seinem eignen Verstande ein Vermögen, alles zu erkennen, und seiner Beurtheilungskraft eine Untrüglichkeit beyzulegen.

Man genießt dabey einer so grossen Freyheit, nicht allein alles zu prüfen, welches ohne dies keine menschliche Macht verhindern kann: sondern auch jedermann zu sagen, wie solche Prüfungen abgelaufen sind. In diesen Prüfungen aber verfährt man auch so scharf, daß die Religion selbst Gefahr lauft, dieselben in vielen Gemüthern nicht auszuhalten, nachdem man allen die gute Zuversicht zu ihrer eignen Einsicht selbst beygebracht hat. Man hat sich genöthöthiget gesehen, bey der Anfechtung des Ansehens der Lehrer der Religion auf aller Ungelehrten eignes Urtheil sich zu berufen. Dahero haben auch die, welche der Mangel unentbehrlicher Wissenschaften unfähig macht, ein richtiges Urtheil zu fällen, einen sehr starken Scheingrund für sich, wenn sie sich in Religionssachen zu Richtern aufwerfen. Was hat man also von einer

freyen

ſtrengen Prüfung der ganzen Religion und einzelner Lehrſätze zu erwarten, wenn ihre Vertheidiger auch künftig ſich öfters daran begnügen laſſen, das Nachdenken über ſolche Prüfungen für ein gefährliches Grübeln zu erklären, einen blinden Glauben ſolcher Geheimniſſe zu fodern, die mit den unläugbaren Vollkommenheiten Gottes offenbar ſtreiten, und bey der Vertheidigung ihrer Lehrſätze ſich auf das Anſehen der alten Theologen ihrer Parthey zu berufen, das man bey der Gegenparthey doch gar nicht gelten laſſen will; und wenn ihre Vertheidigungen demnach immer froſtiger werden?

Das Maaß der Erkenntniß, welches bisher zureichend geweſen iſt, und woran man ſich gar wohl ſtets begnügen laſſen könnte, wenn die Menſchen ſtets in einerley Verhältniß ihres geiſtlichen Zuſtandes ſich befänden, das ſcheinet demnach nicht länger zureichend zu ſeyn, die Anfälle der Feinde der Religion der Chriſten mit Nachdruck abzuwenden, und der Kaltſinnigkeit im Glauben, und in der Erkenntniß auf einem ſchwankenden Grund geſetzter Wahrheiten abzuhelfen. Unſere Zeiten ſcheinen eine noch gröſſere Aufheiterung der Erkenntniß unſchätzbarer Wahrheiten und eine gröſſere Deutlichkeit der Begriffe bey faſt allen Lehren des Evangelii zu erfordern. Sie ſcheinen uns eine eifrigere Bemühung um einen nähern und deſto genauern Anblick und Beſchauung der Wahrheit abzudringen, weil unſre Erkenntniß auſſer dem nicht gewiß und ſicher gemacht werden kann.

Und von eben diesem Wachsthume in der Erkenntniß und von dieser Deutlichkeit bin ich gewiß versichert, daß sie die bis jetzo unmöglich scheinende, und doch fast unentbehrliche Einigkeit der Christen wieder herstellen werde. Möchte man nur auf allen Seiten mit gleicher Liebe und sehnsuchtsvoller Hochschätzung ihr entgegen gehen! Ich habe Ursach zu hoffen, daß Gott, der um sein selbst willen der Wahrheit seinen Schutz nicht versagen kann, wegen der Schwachheit unsers bey sich selbst allzu stark gewordenen Verstandes, das Licht einer völlig deutlichen Erkenntniß aller Religionswahrheiten durch mehr als ein Werkzeug ausbreiten werde. Auch die unansehnlichsten unter seinen getreuen Knechten sind nicht unfähig, zu diesem höchst ersprießlichen Werke etwas beyzutragen. Wir wissen schon aus der Erfahrung, daß seine Ehre bisweilen erfordere, solche unansehnliche Werkzeuge zu Ausführung seiner grossen Werke zu gebrauchen, damit die unendliche Grösse seiner Kraft in der natürlichen Schwäche solcher Menschen desto deutlicher hervorleuchten, 2 Cor. 4, 7. 1 Cor. 1, 27. 2 Cor. 12, 5. und jederman überzeugt werden möge, daß er es sey, der in ihnen wirket. Sollten nicht auch diejenigen, welche in seiner Furcht mit einem reinen Eifer an diesem heilsamen Werke arbeiten, und das rechte Ziel noch nicht völlig treffen, und folglich zu einer tiefern Einsicht unmittelbar nicht verhelfen, denjenigen, welche zum Leuchten bestimmt sind, gleichsam helfen Oehl in ihre Lampen zu giessen? Sollten ihre nicht vollkommen richtige

Gedanken, wenn sie von grossen Gelehrten beleuchtet werden, nicht das Licht anzünden können, das ausser dem nicht zum Vorschein gekommen wäre? Sollten sie nicht durch ihre Gedanken solche Betrachtungen veranlassen können, die allein fähig sind, die bisher dunkle Erkenntniß klar zu machen?

Der Gott des Friedens, Röm. 16, 20. wird hoffentlich unter denen, welche er zum Frieden anführet, einen vollkommnen Frieden möglich machen, und den Satan, das ist alles, was dieser göttlichen Absicht widerstreitet, unter ihre Füße treten, ihnen nemlich das Vermögen schenken, alle solche Hindernisse des Friedens zu überwinden, und aus dem Wege zu räumen. Er kann und wird auch die, so sich vorher aus aufrichtigem Eifer für die Ehre Gottes am meisten dawider gesperret haben, durch die Kraft der Wahrheit zwingen, ihre Gesinnung völlig zu verändern. Weil alle solche rühmliche Eiferer von Gott selbst, durch Christum gerecht und zum Frieden, als einer Frucht der Menschenliebe geneigt gemacht werden: so wird in ihnen auch Gerechtigkeit und Friede sich küssen, Ps. 85, 11. So werden sie sich von Herzen darüber erfreuen, daß sie auch mit denen in völligem Friede leben können, mit denen sie nur aus vermeinter Pflicht Krieg geführet haben.

Auf diese Art wird das Reich Gottes und seines Gesalbten auf Erden befestiget, wider alle Macht der Feinde durch die vereinigte Kraft aller getreuen

Unterthanen in Sicherheit gestellt und unüberwindlich gemacht werden. Alle die bisher auf dem von Christen bewohnten Erdboden in ihrem Bezeigen wilden Thieren ähnlich gewesen sind, Es. 11, 6. f. werden endlich ihre rauhe und blutdürstige Art ablegen, und die Sanftmuth der Zahmen annehmen: Die Waffen, welche bisher Werkzeuge des Verderbens gewesen sind, Cap. 2, 4. werden in Werkzeuge des Segens verwandelt werden.

Welch eine erfreuliche Aussicht in die Zukunft! Die Vorsehung aber hat uns den Anbruch dieser höchst erwünschten Zeit verborgen. Sie hat vor ihre Rathschlüsse einen Vorhang gezogen, den keine menschliche Hand hinweg ziehen kann. Unterdessen lieben wir doch Jerusalem, und müssen es lieben, wenn es uns ewig wohl ergehen soll, Ps. 122, 6. 7. 8. Diese Liebe aber dringet uns, ihm zu wünschen, daß es dieses Glückes bald theilhaftig werden möge. Möchte doch der Gott, dem nichts unmöglich ist, was seine Weisheit auszuführen für gut befindet, in die Mauren seiner eignen Stadt einen vollständigen Frieden einführen, damit alle Einwohner auch ruhig und beglückt in ihrer unüberwindlichen Festung wohnen können!

X.

Unterſuchung,

ob die

Römiſch-Catholiſchen

den Layen

das Bibelleſen

bisher mit Recht

unterſagt haben.

X.

Unterſuchung,

ob

die Römiſch-Catholiſchen

den Layen

das Bibelleſen

bisher mit Recht

unterſagt haben.

§ 1.

Gott hat das Geheimniß ſeines Willens von der Menſchen Seligmachung zuerſt durch den Herrn ſeines Hauſes, Ebr. 2, 3. nemlich durch ſeinen eingebohrnen Sohn, den Menſchen verkündigen laſſen. Dieſer allerglaubwürdigſte Zeuge aber hat uns nicht den geringſten ſchriftlichen Aufſatz von ſeiner göttlichen Hand hinterlaſſen. Er iſt das Wort, wodurch Gott nicht anders, als mündlich geredet hat. Als er auch unter ſeinen Jüngern Mitarbeiter an der Verkündigung des Reiches Gottes ausſonderte: ſo trug er ihnen mehr nicht, als ein mündliches Verkündigen auf. Er ſandte ſie nur als Herolde und Ausrufer, welche die erfreuliche Nachricht von dem, welchen Gott zu aller Menſchen Heil geſalbet hatte, vor jedermans

Ohren

Ohren bringen sollten. Deswegen spricht ein solcher Gesandter: Der Glaube kommt aus dem Gehör, das Gehör aber wirket ihn durch das Wort Gottes, Röm. 10, 17. Er fraget: V. 14. wie sollten sie an den glauben, von welchem sie nichts gehöret haben?

§ 2.

Es haben aber diese Gesandten Jesu nicht allein von den Lebens-Umständen Jesu, und den ersten Schicksalen seiner Gesandten auch eine schriftliche Nachricht hinterlassen, sondern auch in gewissen Briefen an die damals lebenden Gläubigen die wichtigsten Glaubenslehren erläutert, und die benöthigten Ermahnungen mitgetheilet. Wenn dieses auch nicht auf ausdrücklichen Befehl Jesu geschehen wäre: so benähme es doch ihrem Worte nichts. Eben derselbe Geist ihres Vaters, der durch sie geredet hat, Matth. 10, 20. der hat ohne Zweifel auch durch sie geschrieben. Der von Christo ihnen gesandte Beystand, nemlich der heilige Geist, welcher sie alles lehrte, Joh. 14, 26. und an alles das erinnerte, was ihnen Jesus gesagt hatte, der stund ihnen ohnstreitig auch bey, wenn sie die Feder führten. Sie schrieben als solche, die von dem Geiste der Wahrheit geleitet wurden, Joh. 16, 13. und folglich musten ihre Schriften, als Schriften des heiligen Geistes betrachtet werden, welche eben dieselbe Glaubwürdigkeit verdienten, als dieser Geist Gottes, dem jederman zutrauen muß, daß er wahrhaftig, oder

der

der Geist der Wahrheit sey, Joh. 15, 26. C. 16, 13.

§ 3.

Diese heilige Schriften hat man nachher gesammlet und sorgfältig aufbewahret. Man hat sie in unzähligen Handschriften in der Welt ausgestreuet. Wir können also den Schatz dieser mit keiner andern zu vergleichenden Samlung bis auf den heutigen Tag nutzen. Es ist auch ganz ausser Streit, daß derselbe seinen hohen Werth so lange behalten müße, als Christen auf der Welt sind. Man kann ihn zwar aus Trägheit oder andern tadelhaften Ursachen ohne Nutzung besitzen; man kann aber die Samlung selbst zu keiner Zeit verächtlich machen, so lange man Jesum für den wahren Heyland der Welt erklärt, und sein Heyl, als den einigen Weg zur ewigen und vollkommenen Glückseligkeit ansiehet. Und eben dieses sind die Gedanken, welche einen Christen von allen andern Menschen unterscheiden. Wie könnte also ein Christ die untrüglichsten Nachrichten von seinem göttlichen Seligmacher verkleinern? Wie könnte er es ihnen streitig machen, daß sie ganz unschätzbar sind, da er gestehet, daß ihr Inhalt der allerwichtigste ist?

§ 4.

Ist aber wohl die Absicht Gottes und der heiligen Schriftsteller gewesen, daß das Evangelium von Christo durch diese heilige Denkmaale vornemlich ausgebreitet, in seiner Lauterkeit aufbewahret und auf die Nachkommen gebracht werden sey?

Wissen

Müssen daher wohl alle Gläubigen aus der Quelle dieser Schriften selbst schöpfen; wenn sie versichert seyn wollen, daß sie eine sichre Nachricht von Jesu Christo erhalten? Ist es folglich nöthig, daß ein jeder treuer Lehrer seine Jünger auf das Lesen dieser Schriften selbst verweise, und dafür besorgt sey, daß ein jeder Gläubiger diesen Schatz besitze, und zu Erlangung einer sichern Erkenntniß Christi und seines Evangelii gebrauche? — — Von den ersten Gläubigen wird wohl niemand zu behaupten sich getrauen, daß sie durch die heiligen Schriften der Gesandten Jesu die Erkenntniß dieses Heylandes empfangen haben. Es ist allzu offenbar, daß der erste Grund zu dieser Erkenntniß allzeit durch einen mündlichen Unterricht geleget worden sey, und daß die Briefe der Apostel an diejenigen gerichtet worden sind, welche schon zum Glauben an das Evangelium gebracht worden waren: daß also diese nur an das, was sie schon wußten, erinnert, und darin befestiget worden sind, Röm. 15, 14. 15. und eine Anleitung empfangen haben, wie sie aus den schon erkannten Wahrheiten, zu Verbesserung ihres Verhaltens, richtige Folgerungen machen sollten.

§ 5.

Und gesetzt auch, die Gesandten Christi hätten durch ihre Schriften nicht allein bezeugen wollen, daß das die rechte Gnade der Erkenntniß des Heyls sey, darin die schon stunden, 1 Petr. 5, 12. an welche der Brief gerichtet war: Gesetzt, sie hätten

auch

auch dadurch der Verkehrung der reinen Lehre vorbauen, und so treue als unzerstörliche Denkmaale ihrer Reinigkeit stiften wollen: so folget daraus doch nicht, daß diese Schriften in der Absicht aufgesetzt worden sind, daß alle Gläubige daraus die Warhrheit erkennen, und den Unterricht ihrer Lehrer nach denselben prüfen sollen. Gott kann sich auch dieses Mittels bedient haben, den Lehrstand im Zaum zu halten, die Verkehrung des Evangelii unmöglich zu machen, die Eiferer für die Reinigkeit der Lehre in den Stand zu setzen, die, so das Evangelium nicht nach der Wahrheit vortragen, zu richten, und sie ihres Verderbens zu überführen, die lautere Lehre des Evangelii also bey der sichtbaren Kirche Christi und ihren Lehrern allzeit unverletzt zu erhalten.

§ 6.

Und aller Wahrscheinlichkeit nach ist dieses auch wirklich die Absicht der heilgen Schriftsteller gewesen. Es ist gar nicht zu vermuthen, daß sie durch ihr schriftliches Zeugniß die Nothwendigkeit des mündlichen Unterrichts, und das Ansehen des Lehrstandes haben aufheben wollen. Wahrscheinlich ist es zwar, daß alle Gläubigen ohne Unterschied denjenigen Brief haben vorlesen hören, der an ihre besondere Gemeine geschrieben war. Ja, es ist erweislich, daß es die Apostel gerne gesehen, wenn ein von ihnen verfaßter Brief mehrern Gemeinen ist vorgelesen worden, Coloss. 4, 16. Allein sie haben doch nirgends ihre Briefe als Mit-

tel angepriesen, wodurch Gott das Evangelium von seinem Sohne ausbreiten wolle. Niemals haben sie alle Gläubigen zu Lesung dieser Schriften verpflichtet, oder sie angewiesen, in denselben den Grund ihres Glaubens an den Vortrag ihrer mündlichen Lehrer zu suchen. Es lässet sich gar nicht wahrscheinlich machen, daß alle Gläubigen von den an ihre Gemeine gerichteten Briefen Abschriften genommen, und zu ihrem Gebrauche aufbehalten haben. Alle von den Aposteln ernannte Lehrer sind zu einem mündlichen Unterrichte angewiesen, und niemals ermahnet worden, die apostolische Schriften durch häufige Abschriften auszubreiten. Man findet nicht die geringste Nachricht, daß man für nöthig gehalten habe, allen Neubekehrten diese heilige Schriften vorzulegen, und ihnen Abschriften von denselben in die Hände zu liefern. Christus hat ohne Zweifel die Aufsicht auf die Reinigkeit der Lehre bloß der Wachsamkeit der Lehrer überlassen, unter welchen er es niemals an getreuen Knechten und Bothen hat fehlen lassen.

§ 7.

Und gleichwohl waren die Briefe der Apostel in einer solchen Sprache geschrieben, welche damals jedermann verstund. Die Umstände, worauf sich gewisse Stellen dieser Briefe bezogen, waren damals bekannt, oder konnten doch leicht bekannt werden. Ihre Auslegung war also leichter, als heut zu Tage, und konnte mit geringer Mühe un-

untrüglich gemacht werden, ob sich gleich schon damals Menschen fanden, welche ihren Verstand verkehrten, 2 Petr. 3, 16. weil sie ungelehrt und unbefestigt waren. Jene Umstände aber haben sich gar sehr geändert. Man weiß nicht einmal zuverläßig, ob die heiligen Schriften von den Gesandten Jesu aus Eingebung seines Geistes geschrieben worden, wenn man dem Zeugnisse der sichtbaren Kirche, das ist, der Gelehrten unter den Gläubigen, oder der Lehrer, nicht glaubet. Und ist man auch von dieser Wahrheit überzeugt: so können doch die meisten Gläubigen sie in der Sprache nicht lesen, worin sie geschrieben worden, sondern müssen sich auf Uebersetzungen verlassen, die von Gelehrten herrühren, welche nicht selten von einander abgehen, und einer des andern genaue Richtigkeit anfechten. Und wie können Ungelehrte ohne das Zeugniß der sichtbaren Kirche erkennen, welcher Uebersetzung sie vor andern trauen sollen?

§ 8.

Die gröste Schwierigkeit aber macht die Auslegung, worüber sich bey sehr wichtigen Stellen die gelehrtesten Männer nicht vergleichen können. Will man sich hieraus helfen, wenn man von dem eigenen Besitze der erfoderlichen Wissenschaften entblößt ist: so muß man wieder seine Zuflucht entweder zur sichtbaren Kirche oder zu Gelehrten nehmen, auf deren Einsicht so wohl, als unpartheyische Redlichkeit man ein völliges Vertrauen setzt. Können also wohl die heiligen Schriften der Apostel deswe-

gen aufgesetzet worden seyn, damit alle Gläubigen zu allen Zeiten den sichern Grund ihres Glaubens darin finden mögen? Kann man also wohl allen Ungelehrten das Recht, nicht allein diese heilige Schriften zu lesen, sondern darin zu forschen zugestehen? Läßt sich wohl vermuthen, daß Gott durch sein schriftliches Wort alle Menschen entweder unmittelbar habe erleuchten, oder sie von der Richtigkeit des mündlichen Unterrichts überzeugen wollen? Lässet sich wohl aus dem Daseyn und dem grossen Werthe dieser Schriften folgern, daß sie auch von jedermann gelesen, und zur Prüfung des mündlichen Unterrichts gebraucht werden müssen?

§ 9.

Sollte es wohl der Absicht Gottes zuwider seyn, wenn, zumal bey der Herrschaft einer grossen Unwissenheit und Barbarey, nur denen in der Schrift zu lesen verstattet wird, welchen das Lehramt anvertrauet ist, weil sie in der Erkenntniß der Wahrheit befestiget sind, und also mit wahrem Nutzen lesen können? Eine betrübte Erfahrung setzet ausser Streit, daß durch verkehrte Auslegungen der Schrift sehr viele ganz ungeheure Meinungen entstanden sind. Diese Erfahrung ist hinlänglich, eine Verordnung zu rechtfertigen, daß diejenigen sich des Lesens der heiligen Schriften enthalten sollen, welche gar oft nicht wissen, was sie lesen, und aus Eigenliebe sich schmeicheln, daß sie alles verstehen, dadurch aber in die abgeschmacktesten Irrthümer verfallen, die sie den Gesandten Christi andichten.

§ 10.

Es ist demnach nicht ein Merkmahl der Geringschätzung dieser göttlichen Schriften, wenn man sie nicht allen ungewaschenen Händen übergeben will. Man erweiset ihnen vielmehr die gebührende Ehrerbietung, wenn man verhütet, daß sie nicht durch Mißbrauch entweihet, und zu Stützen des Aberglaubens angewendet werden. Um dieses Mißbrauchs willen würde der gute Gebrauch nicht aufgehoben werden dürfen, wenn alle, die nicht darin lesen, auch des Nutzens entbehren müßten, den sie den Christen leisten sollen. Allein wenn auch niemand, als der Lehrstand aus dieser göttlichen Quelle schöpfet: so bleibt sie doch allen Gläubigen zur Lehre, Bestrafung, Verbesserung und Zucht in der Gerechtigkeit nützlich, 2 Tim. 3, 16. Denn dieses geschiehet durch die Vermittelung des Lehramtes, welches dazu berufen ist, von dem Inhalte der von Gott eingegebenen Schriften zum Lesen ihren Untergebenen einen so nutzbaren Gebrauch zu machen. Ja, wenn auch die Reinigkeit der Lehre dadurch im Lehrstande erhalten wird: so nehmen auch alle Gläubige an diesem Nutzen Antheil. Da im Gegentheil statt eines solchen Nutzens Ungelehrte aus Mangel der Gelehrsamkeit das Gift der schädlichen Irrthümer aus diesen Schriften saugen könnten. Hat man also wohl keine Ursach diesem Unheil vorzubauen? Kann man wohl einen Nutzen von dem Lesen in der Schrift versprechen, welche sich nicht diejenigen Wissenschaften erst anschaffen wollen, ohne welche ihnen dieser Nutzen

§ 11.

Der Sohn Gottes hat zwar den Juden das Forſchen in den heiligen Schriften der Propheten als ein Mittel vorgeſchlagen, Joh. 5, 39. zu ſeiner Erkenntniß zu gelangen, weil ſie auf dem Beſitz derſelben ſo ſtolz waren, daß ſie meinten, ſie beſäßen ſchon in denſelben das ewige Leben, oder das Mittel ein ewig glückſeliges Leben zu erhalten, und weil ſie durch dieſes Vorurtheil ſich von der Annehmung einer neuen Offenbarung des Evangelii abziehen lieſſen *). Allein, eben aus dieſem Bewegungsgrunde der Ermahnung Chriſti folget, daß wenn man ſchon überzeugt iſt, daß Jeſus der von Gott geſalbte Heyland ſey, und keine heilige Schriften dem Glauben an den Meſſias im Wege ſtehen, man auch eines ſolchen Forſchens nicht nöthig habe, welches die Uebereinſtimmung des Inhalts jener Schriften mit dem Evangelio Chriſti entdecken ſoll.

§ 12.

Und überdies ſollte wohl Jeſus Chriſtus durch dieſe Ermahnung auch alle ungelehrte Juden verpflichten wollen, ſelbſt in den Schriften des A. T. zu forſchen? Man unterſchied ohnſtreitig bey den Juden von den Vorgeſetzten und Phariſäern den groſſen Haufen der Ungelehrten, der das Geſetz nicht verſtund, Joh. 7, 48. 49. Ap. Geſch. 4, 13.

Man

*) Ueberdem iſt zweifelhaft, wie zuerſt Cyrillus von Alexandrien einſahe, nicht der Imperativus, ſondern der Indicativus. A. d. H.

Man gab durch die Ehrennahmen der Schriftgelehrten zu erkennen, daß nur wenige mit den heiligen Schriften in genauer Bekanntſchaft ſtünden. Dieſe Schriftgelehrten hatten daher den Schlüſſel der Erkenntniß Luc. 11, 52. in ihrer Gewalt, und wenn ſie ihn dem unwiſſenden Volke wegnahmen: ſo konnten ſie ihm wehren, in das Reich des Meſſias durch den Glauben einzugehen. Das unwiſſende Volk hieng von den Lippen derer ab, welchen die Bewahrung des Geſetzes aufgetragen war, Mal. 2, 7. und mußte aus deren Munde das Geſetz ſuchen. Wenn es demnach eine Lehre prüfen wollte: ſo thaten ſie es durch den Dienſt dieſer Gelehrten. Dieſe ſchickten ſie einſt zu dem Täufer Johannes, Joh. 5, 33. Cap. 1, 19. als ſie von ſeiner göttlichen Sendung unterrichtet werden wollten. Dieſen ſagten ſie es nach, daß ſie in dem Geſetze und Propheten das ewige Leben ſchon beſäſſen. Durch dieſe mußten ſie alſo auch ihre heiligen Schriften durchſuchen laſſen, wenn ſie erfahren wollten, ob ſie Jeſu das Zeugniß gäben, daß er der wahre Meſſias ſey.

§ 13.

Aus der Nothwendigkeit dieſes Forſchens aber, läßt ſich kein Schluß auf die Prüfung der Lehrer machen, ob alles, was ſie von Chriſto lehren, mit den heiligen Schriften übereinſtimme. Wenn Chriſtus den Juden befohlen hätte, in den Schriften des A. T. zu forſchen, ob der ganze Unterricht ihrer Lehrer glaubwürdig ſey: Wenn er ſie ermahnt

hätte, in ihre Lehrer ein Mißtrauen zu ſetzen, und nichts zu glauben, als was ſie ſelbſt in dieſen Schriften anträfen, ſo würde eine ſolche Folgerung wahrſcheinlich ſeyn. Da er aber das Lob, welches die jüdiſchen Lehrer ihren heiligen Schriften beylegten, bekräftigte: Da er ſie ermahnte, demſelben gemäß zu verfahren, und nur den Mangel ihres Unterrichtes abzuhelfen: Da er ſie alſo in den Stand ſetzte, ſich ihrer eignen Lehrer zu dem Erforſchen der Wahrheit zu bedienen; ſo läßt ſich daher der Satz gar nicht ableiten, daß ein Laye in der Schrift leſen, und ſelbſt unterſuchen müſſe, ob er ſich auf die Treue ſeiner Lehrer verlaſſen dürfe.

§ 14.

Aber die Schriftgelehrten, wird man ſagen, waren die bitterſten Feinde Jeſu. Sie legten den Weiſſagungen der Propheten einen falſchen Sinn bey. Es ſcheint alſo, die ungelehrten Juden haben ſelbſt nachforſchen müſſen, ob ihre Gelehrten Recht hatten. Ich antworte: auch dieſer Schein betrügt, und läßt ſich durch die bloſſe Unfähigkeit der Ungelehrten zu einem ſolchen Forſchen widerlegen. Es glaubten doch auch Schriftgelehrte an Jeſum Chriſtum, Joh. 12, 42. Ap. Geſch. 22, 3. Cap. 18, 24. und dieſe konnte man bey dem Forſchen zu Hülfe nehmen. Man konnte ſich die beyderſeitigen Gründe vorlegen laſſen. Man konnte unterſuchen, ob eine Deutung der Schriftſtellen auf Jeſum möglich ſey. Weiter hatte man nicht nöthig ſeine Unterſuchung zu treiben. Man war

nicht

nicht genöthigt, und auch nicht fähig, über die Streitigkeit der Gelehrten ein Urtheil zu fällen, wenn mann gewiß wissen wollte, wem man beypflichten solle. Wenn nur auf beyden Seiten eine Wahrscheinlichkeit vorhanden: so gaben die andern Zeichen des Meßias der Sache den Ausschlag.

§ 15.

Ueberdem legten Moses und die ganze Schrift nicht die einzigen Zeugnisse von Jesu ab. Er bekam ein dreyfaches Zeugniß vom Himmel, 1 Joh. 5, 7. Gott selbst zeugete nemlich auf eine dreyfache Art von ihm. Der Vater, der ihn gesandt hatte, Joh. 5, 37. der zeugete vom Himmel herab, daß er der vollkommen geliebte Sohn sey, und bezeigte ein vollkommnes Wohlgefallen an dessen ganzen Verhalten, und also auch an dem, was er redete und verkündigte. Das Wort selbst, durch welches der Vater redete, Joh. 5, 36. verrichtete solche Werke, die es nirgend anders her, als von seinem Vater bekommen haben konnte, oder die es nicht hätte verrichten können, wenn es nicht Gottes wahrer hafter und glaubwürdiger Sohn gewesen wäre. Auch diese Werke zeugeten von ihm. Und endlich hat der Vater auch durch seinen heiligen Geist in den Propheten von ihm geredet und gezeuget, Joh. 5, 38. 39. Dieses letztere Zeugniß des heiligen Geistes besaßen die Juden in ihren heiligen Schriften, von welchem sie überzeuget waren, daß sie von Gott und seinem heiligen Geiste herrührten.

§ 16.

Fand sich nun bey dem letztern Zeugnisse noch einige Dunkelheit oder Schwierigkeit: so wurde sie gar leicht durch jene erstern unwiderleglichen Zeugnisse gehoben. Die Juden, welche in den Schriften des A. T. forschen sollten, hatten schon das Zeugniß Johannis von Jesu empfangen, Joh. 5, 33., dem niemand seine göttliche Sendung streitig machen konnte. Sie hatten die Stimme vom Himmel selbst oder durch andre gehört, und wußten nichts dagegen zu sagen. Sie hatten die augenscheinlich göttlichen Werke Jesu gesehen, und wurden dadurch von seiner Gottheit überführet. Nichts fehlte mehr an ihrer Ueberzeugung, als daß der eingebildete Widerspruch der heiligen Schriften aus dem Wege geräumet würde. Und von diesem Hindernisse sagte ihnen Jesus: auch diese Schwierigkeit läßet sich heben. Ihr bildet euch einen Widerspruch nur deswegen ein, weil das, was mein Vater in diesen Schriften gesagt hat, Joh. 5, 38. nicht in eurem Verstande wohnet. Forschet nur besser nach deren wahrem Inhalte: so werdet ihr befinden, daß eure Hochachtung dieser Schriften blind und dumm gewesen, weil ihr noch nicht gesehen habt, daß sie von mir ein Zeugniß ablegen.

§ 17.

War es nun nicht billig, daß man in der Befolgung dieses Gebotes denjenigen Gehör gab, welche die Zeugnisse von dem Messias in der Schrift schon

entdecket hatten? Forschte man nicht selbst in den heiligen Schriften, wenn man sich an diejenigen Schriftgelehrten hielt, welche darin forschen konnten, und mit gutem Erfolg geforscht hatten: Wenn man sich die Frucht ihres Forschens zu Nutze machte, um mit völligem Glauben dem Zeugnisse der Wunderwerke beyzupflichten zu können? Mußte man nicht die Uebrigen verachten, welche, ob sie gleich für Schriftgelehrte wollten gehalten seyn, doch in Ansehung dieser Zeugnisse so unwissend als das Volk waren, und ihre Torheit dadurch verriethen, daß sie augenscheinlich wider Gott stritten, indem sie dem Zeugnisse seiner Werke widerstrebten?

§ 18.

Wie wenig läßt sich aber dieses Beyspiel unsers göttlichen Lehrmeisters von bloßen Menschen nachahmen. Ein Gelehrter tritt auf, und beschuldigt die bisherigen Lehrer des Evangelii, daß sie nicht der Wahrheit gemäß lehren. Kann dieser sich wohl auf den Augenschein berufen, der aus dem Lesen und Forschen in der Schrift erwachsen soll? Kann er wohl auch zu allen Ungelehrten sagen: Forschet in der Schrift, weil ihr selbst dafür haltet, daß das Wort des ewigen Lebens darin enthalten sey, und dieses giebt meiner Lehre das Zeugniß, daß sie wahr, und also die gegnerische falsch sey? Kann man es wohl dem Gegentheile verdenken, wenn man von einem solchen Feinde der alten Lehre auch Zeichen und Wunder fodert?

§ 19.

Ein Ungelehrter, welcher wie sich gebühret, die Gründe beyder Partheyen unpartheyisch und reiflich erwegt, kann gewiß bey einer jeden Streitfrage es nicht weiter als bis zur Verlegenheit bringen, wem er Beyfall geben solle. Der blosse Einwurf: Die Uebersetzung ist falsch! kann seine ganze Ueberzeugung umstossen. Er weiß sich allenthalben nicht zu helfen, wenn ihm eine gelehrte Einwendung gemacht wird. Wer soll also die Entscheidung geben, wenn es keine Stimme vom Himmel, wenn es kein Wunderwerk thut? Ist es nicht billig, daß diejenigen in dem Besitze der Glaubwürdigkeit gelassen werden, welche einmal darinen stehen, und durch keine alle Ungelehrte überzeugende Gründe daraus geworfen werden können? Wie vergeblich hält man also alle Ungelehrte zum Lesen und Forschen in der heiligen Schrift an, damit sie den guten Grund unsrer Neuerung einsehen mögen? Wie unrecht deutet man die Ermahnung Christi von dem Forschen nach den Zeugnissen von dem Messias, auf ein allgemeines Forschen, und die Untersuchung der Reinigkeit der Lehrer des Evangelii?

§ 20.

Die Gesandten Christi selbst, ob sie gleich in Ansehung ihrer Erziehung, Ap. Gesch. 4, 13. in der Schrift unerfahrne und ungelehrte Leute waren, erwiesen sich zwar in ihrem Lehramte als Schriftgelehrte, Matth. 13, 52. welche zur deutlichen Erkenntniß des seligmachenden Reichs Gottes unter-

terrichtet waren, und aus ihrem Schatze der Erkenntniß so wohl alte als neue Wahrheiten hervorbringen, und andere damit beschenken konnten, Luc. 24, 27. Ihr Lehrmeister hatte sie so wohl durch seinen mündlichen Unterricht, als durch den Beystand seines Geistes, Ap. Gesch. 3, 21. f. Cap. 9, 22. ꝛc. in den Stand gesetzet, die Uebereinstimmung des Evangelii mit den heiligen Schriften der Propheten jederman vor Augen zu legen. Wenn sie demnach ausdrücklich sich auf die Stellen in den Propheten beruften, welche ein Zeugniß von Jesu enthielten: so war es leicht, die heiligen Schriften nachzuschlagen, und zu zusehen, ob sich die Sache so verhielte, wie die Apostel gesagt hatten. Ap. Gesch. 17, 11. und dieses thaten die Einwohner zu Berhöa. Geschahe es aber wohl von allen Einwohnern, welche das Wort des Evangelii willig aufnahmen? Wenn dieses geschehen seyn sollte, so müßten keine andre als Schriftgelehrte gläubig worden seyn: So müßten gar keine Ungelehrte und in der Schrift Unerfahrne (ἀγράμματοι καὶ ἰδιῶται) darunter sich gefunden haben. Denn das wird wohl niemand läugnen, daß nicht alle Juden die heiligen Schriften besessen haben, oder zu lesen und zu verstehen fähig gewesen wären. Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus bezeuget ausdrücklich von sich selbst, daß er deswegen den Zutritt zu den heiligen Büchern gehabt, weil er aus dem Geschlecht der Priester entsprungen und ihrer Gelehrsamkeit theilhaftig worden sey. —— Kann aber nicht auch eine ganze Gemeine ein solches

Her-

Forschen durch ihre Schriftgelehrte angestellt haben?

§ 21.

Die Apostel besuchten die gottesdienstliche Versammlung, Ap. Gesch. 17, 10. wo nicht allein die heiligen Schriften aufbehalten wurden; sondern auch die Vorsteher der Versammlung Schriftgelehrte waren. Hier wurde das Wort der Gesandten Christi willigliche aufgenommen. Hier wurde ohne Zweifel auch an einem jeden Tage in der Schrift geforschet, auf welchen die Apostel sich daselbst einfunden, Ap. Gesch. 18, 4. nemlich dem Ansehen nach auf alle Sabbather. Hier verrichteten also auch diejenigen die Erforschung, welche dazu tüchtig waren. Hier konnte die ganze Stadt Berhöa, welche sich auf die Einsicht ihrer Gelehrten verließ, den Vortrag der Apostel untersuchen. Hier erwiesen die Schriftgehrten, daß sie wohlgearteter und redlicher, als die zu Thessalonich wären, indem sie sich ihrer Gelehrsamkeit und Ansehens bedieneten, die Wahrheit nicht allein selbst zu erkennen; sondern auch die Ungelehrten zu deren Annehmung anzuführen. Diesem Beyspiele der Berhoenser folgen demnach alle Kirchen Christi, welche die neuen Lehren durch ihre Gelehrte prüfen lassen. Alle einzelne Mitglieder derselben forschen in der Schrift, ob sich alles so verhalte, wie ein Verkündiger neuer Wahrheiten vorgiebt, wenn sie ihre Lehrer nachforschen lassen, die sie mit Recht als solche Glieder des einigen Leibes Jesu betrachten,

welchen

welchen das unsichtbare Haupt die Gabe, Geister zu beurtheilen, 1 Cor. 12, 10. zum Nutzen des ganzen Leibes verliehen hat.

§ 22.

Wird aber wohl deswegen das Lesen in der heiligen Schrift derjenigen schlechterdings untersagt, welche ausser dem Lehrstande leben, wenn ihnen dasselbe von den Häuptern der römischen Kirche gewehret wird? Ich halte es nicht dafür. Die sichtbare Kirche hat niemals geläugnet, daß ein solches Lesen allen Menschen heylsam sey. Sie hat nur dabey vorausgesetzt, daß man ein solches Lesen so anstellen müsse, daß man des Nutzens dabey nicht verfehlen kann. Sie hat mit Recht gewollt, daß die heilige Schrift nicht allein gelesen, sondern auch mit Verstande gelesen werden solle. Niemals hat sie die heilige Schriften als ein Buch angesehen, welches durch das Einschauen eines Layen entweihet würde. Niemals hat sie einem Ungelehrten das Recht benommen, in denselben zu lesen, wenn er einen Lehrer, das ist einen Gelehrten, den die Kirche für richtig und für einen in der Erkenntniß der Wahrheit Befestigten erkennt, zur Seite gehabt hat, der ihm seinen Schlüssel der Erkenntniß zu Aufschliessung des wahren Sinnes derselben leihen können. Wenn sie also den Layen verboten hat, in der Schrift zu lesen, so hat sie nur von einem Lesen abgemahnet, welches leichtlich Schaden anrichten kann. Sie hat nicht aus Mißgunst, sondern aus Liebe und Sorgfalt für

schwache

schwache Glieder des Leibes Jesu, diesen den heylsamen Rath ertheilet, dem Ansehen des Lehramts zu trauen, von diesem sich unterrichten und aus dem Schatze der göttlichen Geheimnisse sich das mittheilen zu lassen, was ihnen nach Erfoderung ihrer Umstände einen wahren Vortheil bringen kann. Sie hat ihnen untersagt, sich eines eignen Schöpfens aus der Quelle zu unterfangen, wozu ihr matter Arm viel zu ohnmächtig ist. Ein Ungelehrter soll sich des Lesens der heiligen Schriften enthalten, weil er als ein Ungelehrter nicht mit Nutzen alles, was darin enthalten ist, lesen kann, und man von seinem Klugdünkel viel Böses zu besorgen hat, der nur vielleicht deswegen durch sein Lesen nachforschen will, weil er sich selbst eine schärfere Einsicht, als dem ganzen einstimmigen Lehrstande beyleget.

§ 23.

Es stehet aber einem jeden Ungelehrten frey, durch Ablegung seiner Unwissenheit sich zu dem Lesen der heiligen Schriften vorzubereiten. Es ist niemanden verwehrt, in denjenigen Stand sich zu begeben, worin er die benöthigte Fähigkeit zu nützlicher Lesung der Schrift sich erwerben, und dem Lesen der heiligen Schriften mit einem anhaltenden und ununterbrochnen Fleisse obliegen kann. Nur dem Vorwitze derer wird mit Recht gesteuret, welche sich einbilden, den wahren Sinn der heiligen Schriftsteller viel besser als andre Gelehrte zu errathen, wenn sie dieses heilige Buch mit einem

flüchtigen Blicke durchlaufen, die dunkelsten Stellen nur obenhin ansehen, und aus Furcht über einem Irrthum ertappet zu werden, diejenige Auslegung mit einer blinden und bloß eigensinnigen Hartnäckigkeit vertheidigen, welche ihnen zuerst in die Gedanken gekommen ist.

§ 24.

Es ist sehr möglich, ja es geschiehet auch wirklich, daß aus dem Lesen der heiligen Schriften auch bey Ungelehrten viel Nutzen erwächset, wenn diese wirklich aus heiliger Lehrbegierde sich dieser göttlichen Quelle nähern, die schon erkannten Wahrheiten gleichsam aus der ersten Hand nehmen, und einer Art eines unmittelbaren göttlichen Unterrichts genießen: Wenn sie durch einen heiligen Trieb nach himmlischen Gütern sich aus dem göttlichen Schatze nur dasjenige sammlen, was ihnen heylsam ist, und auf ihre Seelen Umstände sich anwenden läßt. Derwegen aber ist die Verschiedenheit derer nicht schlechterdings zu verdammen, welche ein solches Lesen den Ungelehrten verbietet, das ist, als etwas, das mit einer grossen Gefahr verknüpft ist, abräth. Eine heilige Wißbegierde findet auch bey dem mündlichen Unterrichte der ordentlichen Lehrer ihre Sättigung. Unter diesen kann man sich denjenigen auslesen, zu dessen Einsicht und unverdrossener Lehrbegierde man das meiste Vertrauen hat. Diese kann man fragen, wenn man etwas lernen will, s. 1 Cor. 14, 35. Bey diesen kann man sich nach allem erkundigen,

was man zu wissen nöthig hat. Bey diesen kann man durch den kürzesten Weg diejenigen Stellen der heiligen Schrift auffinden, welche unsern Verstand über eine gewisse Wahrheit aufklären sollen. Durch diesen Beystand kann man ein von Gott selbst durch sein schriftliches Wort belehrter werden, Joh. 6, 45. und ein mühsames und leicht überdrüßig machendes Nachsuchen ersparen. Diese kann man doch nicht übergehen, wenn man bey dem Lesen der heiligen Schrift nicht auf Abwege, oder in eine solche Verwirrung gerathen will, aus welcher man sich selbst nicht helfen kann, und darüber alles Lesens und Forschens überdrüßig wird.

§ 25.

Man gönnet zwar denjenigen den Nutzen, welche ohne den Besitz einer zureichenden Gelehrsamkeit sich wagen, in der Schrift eigenmächtig zu lesen, und dadurch wirklich erbauet werden. Man richtet aber bey äusserlichen Veranstaltungen sich nicht nach einzelnen Fällen, wenn man eine allgemeine Regel machen will; sondern nach dem, was insgemein geschiehet. Um eines ungewissen und allenfalls entbehrlichen Nutzens willen, den einige wenige geniessen, setzet man nicht durch eine unbedachtsame Nachsicht die meisten der Gefahr aus, sich selbst einen grossen Schaden zu zuziehen. Es ist möglich, daß man aus dem eignen Lesen in der Schrift Nutzen schöpfe. Dieser Nutzen aber ist doch nur möglich, und nicht nothwendig. Es ist eben so möglich, daß man dadurch in die abgeschmack-

schmackesten und abscheulichsten Irrthümer verfalle, und insonderheit die ganze göttliche Offenbarung für dunkel und zweydeutig halte, woraus ein jeder Gelehrter nach seinem irdischen Vortheile machen könne, was er wolle. Jener Nutzen kann auch durch einen mündlichen Unterricht, oder durch die Schriften der jetzt lebenden Lehrer erhalten werden. Der Schaden aber kann gar leicht unheilbar werden, wenn er mit einer Verachtung der ordentlichen Lehrer verknüpft ist. Soll man also wohl um jenes Nutzens willen die ganze sichtbare Kirche einer so grossen Gefahr aussetzen? Darf man wohl durch eine unbeschränkte Anpreisung des Lesens in der Schrift jederman einen Nutzen davon versprechen, weil dieser Nutzen bisweilen sich ereignet, und muß man die Gefahr des Schadens ganz übersehen, den eine unläugbare Erfahrung angezeiget hat?

§ 26.

Ein Gemüth, das ohne einiges Mißtrauen auf seine Lehrer, ohne eiteln Klugdünkel, und ohne Neuerungs-Begierde in der Schrift lieset, findet ordentlich nichts darin, als was ihm seine Lehrer schon mündlich oder in ihren Schriften gesagt haben. Denn wenn ihm auch etwas aufstösset, das ihm neu zu seyn, und von seinen bisherigen Begriffen abzugehen scheinet: so ziehet er seine Lehrer zu Rathe, und nimmt von denselben die Erklärungen und Vergleichungen anstößiger Stellen willig an, weil er sich selbst nicht zutrauet, daß er etwas bessers werde ersinnen können, und daher einer ver-

geblichen Bemühung gerne überhoben ist. Er sie-
het also mit den Augen seiner Lehrer, welcher er
nicht entbehren kann, weil er die Schwäche seiner
eignen Einsicht kennt, die ihm nicht einmal ver-
stattet, den Zusammenhang der Lehren der Schrift
ohne eines andern Beystand in der Schrift selbst zu
entdecken. Wie groß ist also der Nutzen, den ihm
das Lesen der heiligen Schriften gewähret? Er
trauet seinen Lehrern schon vorhin zu, daß sie von
den darin enthaltenen Wahrheiten ihm diejenigen
aufrichtig mittheilen, welche ihm nützlich seyn kön-
nen, und muß ihnen dieses zutrauen, wenn er
von ihrem Unterrichte Nutzen haben will. Er be-
findet auch wirklich, daß sie ihn mit den wichtigsten
Stellen derselben schon bekannt gemacht haben.
Die übrigen aber können jenes Vertrauen nicht auf-
heben. Wenn sich eine Bedenklichkeit findet: so
muß er sie vorher hören, ehe er sie einer Unreue
oder Nachlässigkeit beschuldiget, und geschiehet die-
ses; so wissen die Lehrer alles Bedenkliche gar
leicht aus dem Wege zu räumen, und durch ihre
Gelehrsamkeit alle Lust nach eigner Nachforschung
in ihm zu ersticken.

§ 27.

Sie dürfen ihm nur einen kleinen Begriff von
dem Umfange der Gottesgelahrheit, und der zu
einer gründlichen Erklärung der Schrift erfoder-
lichen Wissenschaften beybringen, wenn sie ihn mit
seiner Armuth beschämen und allen Muth benehe-
men wollen, den Sinn schwerer Schriftstellen selbst

zu

zu ergründen. Sie dürfen eine anſtößige Stelle nur unter diejenigen zählen, welche keine Wahrheit in ſich halten, die man zu Erlangung der Seligkeit zu wiſſen nöthig hat, und ihn mit der groſſen Gefährlichkeit derer ſchrecken, welche durch unnöthiges Grübeln ſich auf eine Höhe erheben, wo der geringſte Fehltritt in den tiefſten Abgrund ſtürzet: Wenn ſie ihm Hände und Füſſe binden wollen, in der Schrift durch eignes Leſen nichts anzutreffen, als was er darin finden ſoll, um ihn deſto genauer an ihr Anſehen zu knüpfen. — Vielleicht erweitert er auch ſeine Erkenntniß durch Wahrheiten, die er in der Schrift lieſet, und die ihm bisher noch unbekannt geweſen, aber mit den ſchon gefaßten nicht ſtreiten. Dieſe Wahrheiten ſind aber auch etwa ſo beſchaffen, daß er ſie entweder nicht völlig und in ihrem Zuſammenhange mit andern Wahrheiten faſſen kann, oder daß ſie ihn aufblähen und nicht erbauen. Und wie leicht kann bey anſtößigen Stellen die Erklärung ſeiner Lehrer ihm nicht ein ſo völliges Genüge thun, daß nicht einiger Zweifel zurück bliebe! Wie gefährlich iſt dieſes, wenn er weder Geſchicklichkeit noch Zeit genug hat, die Schwierigkeit ſelbſt aus dem Grunde zu heben, und er durch die Vorurtheilungen der Lehrer mehr betäubet als überführet wird.

§ 28.

Man ſetze nun gar den Fall, daß jemand entweder aus eigner Bewegung in ſeine Lehrer einiges Mißtrauen ſetzet, oder von einem Verächter derſelben

ſelben aufgefodert wird, die heiligen Schriften mit völliger und wirklicher Hindanſetzung alles Anſehens ſeiner Lehrer zu leſen, wenn er ſich einer in der Schrift ganz allein gegründeten Erkenntniß rühmen wolle! Ein ſolcher ſiehet ſich durch ſeine eigne Grundſätze genöthigt, bloß ſeinen eignen Augen zu trauen, und ganz unpartheyiſch zu forſchen, ob alles ſich in der Schrift wirklich ſo verhalte, wie ihm ſeine Lehrer bisher beredet haben. Er lieſet die Schrift als ein Unmündiger, der noch gar nichts Zuverläßiges von Chriſto weiß. Er will bloß durch die Schrift ſelbſt, und durch den mitwirkenden heiligen Geiſt unterrichtet werden. Dieſes Leſen führet ihn auf Entdeckungen, welche nach ſeiner Einſicht von dem Unterrichte derer ganz abgehen, welche ſich bey allen ihren Lehren auf das angeblich deutliche Zeugniß der Schrift berufen. Er bezeuget alſo ſeinen Zweifel an der Richtigkeit und Uebereinſtimmung ihres Unterrichts mit der Schrift. Werden dann dieſe Lehrer, welche die Nothwendigkeit, ſelbſt in der Schrift zu forſchen, beſtändig in Munde führen, und vorgeben, der Gerechte lebe alsdann erſt ſeines Glaubens, wenn er ſelbſt weiß, was, und warum er glaube; oder wenn er ſeinen Lehrern nicht um ihres Wortes willen, ſondern deswegen glaube, weil er ſelbſt ſiehet, daß ſie die Lehren der Schrift vortragen: Werden, ſag ich, dieſe Lehrer ſein Verfahren rühmen, und ihn in dem Vorſatze bekräftigen, der Schrift allein zu glauben? Werden ſie ſich alles Gebrauches eines menſchlichen Anſehens gänzlich enthalten?

Wer-

Werden sie sich selbst alle erstmliche Mühe geben, hinter die Wahrheit zu kommen, und die Gründe des Zweiflers völlig zu fassen, um sie mit völligem Nachdrucke aus dem Wege zu räumen, oder allenfalls ihnen nachgeben, um solchergestalt das Ansehen der Schrift, den Lehren blosser Menschen vorziehen zu können?

§ 29.

Nichts weniger als dieses. Sie sind so gewiß versichert, daß ihre Glaubensväter nicht haben fehlen können, und in ihren Lehren ewige Gesetze der Reinigkeit der Lehre gegeben haben. Diese Versicherung bekommt dadurch eine so starke und unvermerckte Stütze, daß alle solche Lehrer bey Verlust ihres Amtes von dem Unterrichte ihrer Vorfahren nicht abweichen dürfen; daß diese sich nicht entbrechen können, von einem solchen wahren Schriftforscher das Schlimste zu vermuthen, und ihn mit Abscheu und Verachtung anzusehen, wenn er sich nicht auf ihre gewöhnlichen Antworten so gleich ergeben, und auf seine Einwendungen unverschämt zu beharren fortfahren will. Ehe sie sich noch recht darum bekümmert haben, was er eigentlich meine, werden sie schon fertig seyn, seine Einsichten als unzweifelhaft irrig zu verdammen, weil sie unfähig sind, sie mit ihren Lehrbuchern zu vergleichen. Sie werden seine Unwissenheit und Ungelehrsamkeit anklagen, die ihn ausser Stand setzen soll, den wahren Sinn des heiligen Geistes einzusehen, von welchem sie doch bey andrer Gelegenheit

behaupten, daß er allen Ungelehrten und Einfältigen einleuchte. Sie werden ihn anweisen, daß er viele und weitläuftige Schriften durchlesen solle, welche gewiß entweder den Eifer des Schriftforschers ermüden, oder durch Eckel vor der häufigen Wiederholung auf Vorurtheile gegründeter Meinungen abschrecken können, weil der Schriftsteller selbst sich nicht verantwortet, und der Leser nicht errathen kann, wie er seinen Einwürfen begegnen könne. Anstatt daß man vormals sich auf die Ueberlieferungen berufte, und dadurch alle Gelegenheit, eine Lehre anzufechten, kurz und gut abschnitt, werden diese neue Lehrer sich auf die ausführlichen und gründlichen Widerlegungen berufen, womit die neuerlich gemachten Einwendungen schon längst abgelehnet worden sind. Man wird es für eine Unverschämtheit halten, wenn man ihnen aufs neue Mühe machen, und zumuthen will, daß sie selbst aus diesen vermeintlich gründlichen Widerlegungen sich ausrüsten und in den Stand setzen sollen, ohne grosse Beschwerlichkeit den Irrenden zurecht zu weisen.

§ 30.

Ist der Schriftforscher auch nicht von den unentbehrlichen Wissenschaften und den Regeln der Auslegung ganz entblößt: Kann er sich gegen ihre Gelehrsamkeit so regelmäßig vertheidigen, daß man seine Ueberführung endlich selbst für schwer halten muß; so können diese Lehrer doch niemals in die Enge getrieben werden. Sie dürfen nur auf des

Schrift-

Schriftforschers blinde Vernunft schelten, und durch ihre Vermahnung zum Gebet um die Erleuchtung des heiligen Geistes zu erkennen geben, daß sie gewiß glauben, dieses habe der anstößige Schriftforscher niemals mit rechtem Ernst gethan. Sie können ihn einer Neuerungssüchtigkeit oder andrer unredlichen Absichten beschuldigen, wenn sie gleich sonst keinen Grund dazu haben, als daß er in der Schrift das nicht gefunden hat, was sie ihm gleichsam befehlen, darin zu finden. Sie werden sogar kein Bedenken tragen, in einer gewissen Einkleidung sich auf das Ansehen ihres heiligen Amtes, und ihrer wegen einer grossen Gelehrsamkeit und Einsicht hochberühmten Anführer zu berufen.

§ 31.

Ja sie werden auch das Ansehen der von ihnen selbst aufs heftigste angefochtenen sichtbaren Kirche zu dessen Verdammung gelten lassen, und ihre erste Sorge dahin richten, daß sie einige Aehnlichkeit einer neuen Schrift-Erklärung mit den Lehren solcher Ketzer herausbringen, die bloß durch das Ansehen jener Kirche oder solcher Kirchen-Versammlungen zu Irrlehrern gemacht worden sind, deren Aussprüche sie ausser dem nicht gelten lassen wollen. Sie werden es lächerlich zu machen suchen, an die Widerlegung einer Meinung jetzo zu gedenken, welche schon vor so langer Zeit als eine Ketzerey verdammt worden. Und endlich werden sie, trotz allen Regeln der Auslegung, eine von der ihrigen abgehende Erklärung einer Schriftstelle für falsch

erklären, den Zweifler zur Verlassung derselben ermahnen, und wenn er einer solchen Ermahnung Gewissens halber nicht Gehör geben kann, durch eine lächerliche Anwendung des Gebots Christi, ihn als einen ketzerischen Menschen meiden.

§ 32.

Warum haben aber diese so strenge Richter den Verdammten selbst zum Lesen und Forschen in der Schrift angeführet? Warum haben sie sein Gewissen gefesselt, und die eigne Untersuchung der Wahrheit einer Lehre zu einem unwankelbaren Glauben so nothwendig gemacht, wenn er seiner eignen Einsicht und Urtheile nicht trauen darf? Soll dann dieses die einige Frucht seines Lesens seyn, daß er sich selbst überzeuget, er sey nicht fähig, zu verstehen, was er lieset, wenn ihm diejenigen, durch eigenmächtige Erklärungen die Augen nicht eröfnen, welche sich eines göttlichen Berufs zum Lehramte rühmen können? Warum haben sie ihm denn selbst ein Mißtrauen beygebracht, indem sie ihm die Nothwendigkeit des Forschens in der Schrift eingepräget haben, und einprägen müssen, um die Glaubwürdigkeit der ältesten sichtbaren Kirche über den Haufen zu werfen?

§ 33.

Was soll alsdann ein solcher widerrechtlich Verdammter anfangen, dem sein eignes Gewissen das Zeugniß giebt, daß er aus reiner Begierde nach dem festen Grunde eines Glaubens, von welchem

seine

seine ewige Wohlfahrt und alle Zufriedenheit des jetzigen Lebens abhanget, in der Schrift so geforschet habe, wie seine Lehrer ihn angeführt haben? Wird ein solcher, wenn sein Herz vom Hochmuthe nicht verblendet ist, und die Eitelkeit des Prahlens mit neuen Entdeckungen von ganzem Herzen verabscheuet, durch das Forschen in der Schrift nicht in die größte Verlegenheit gesetzt werden, ob er seiner eignen Einsicht ganz allein trauen solle, von welcher ihm bewußt ist, daß sie irren könne, oder ob er derjenigen sichtbaren Kirche einen blinden Beyfall geben solle, die ihm selbst davon abräth, und seinen Glauben bloß auf die aus dem schriftlichen Worte Gottes von ihm selbst geschöpfte Erkenntniß zu gründen gebietet? Wie viele Arbeit wird es ihm kosten? Wie lange wird es währen, ehe er seine eignen Einsichten mit den von seiner Parthey angenommenen Lehren vergleichen kann, wenn er für das Ansehen gelehrter und berühmter Männer, die solche Lehren auf das eifrigste vertheidiget haben, die geziemende Achtung heget? Wie lange wird er mit Verläugnung aller Eigenliebe nachdenken müssen, wenn er sich selbst überzeugen will, daß Gottes Auge über dem Besitz der Wahrheit derjenigen Kirche gewacht habe, die sich rühmt, seinem Worte am allergetreuesten anzuhangen? Wie lange wird es währen, ehe er sich selbst überführet, daß Gott denen die lautere Erkenntniß der Wahrheit nicht versage, welche dieselbe aus dessen schriftlichen Worte zu erhalten begierig sind, und mit einem reinen Eifer die Ehre

dieses

dieses göttlichen Lichtes zu retten suchen? Mit wie vieler Mühe wird er den Einwurf heben, den er sich selbst macht, warum Gott ihm zuerst die reinste Erkenntniß der Wahrheit aus seinem Worte geschenkt, und warum er so unzählige nach eben derselben Erkenntniß Begierige, und dazu viel Geschicktere, so lange im Finstern sollte haben tappen lassen?

§ 34.

Das glücklichste Ende aller Nachforschungen und Ueberlegungen wird endlich seyn, daß er erkennet, er habe in den heiligen Schriften in der That nichts Neues von Wichtigkeit gefunden. Er wird einsehen, daß sein Forschen ihm keinen andern Nutzen geleistet habe, als daß es ihm in sehr grosse Schwierigkeiten verwickelt hat, die ihn zu einem bewährten Glauben ganz untüchtig, und zu einem Zweifler an aller Wahrheit hätten machen können, wenn Gott ihm nicht hinlängliche Muße und Gedult verliehen hätte, alles durchzudenken, und das unanständige Bezeigen für die Richtigkeit ihrer hergebrachten Meinungen eingenommener Widersprecher mit Gelassenheit zu übersehen. Ja, wenn er nicht beynahe durch ein Wunderwerck von der unverfälschten Reinigkeit der gemeinen Lehren überzeuget worden wäre.

§ 35.

Ich würde mich nicht unterstehen, einen solchen Fall für möglich auszugeben, wenn meine eigne bey-

beynahe zwanzig jährige Erfahrung mich nicht gelehret hätte, daß man durch ein, aus untadelhaften Absichten angestelltes Forschen, in den heiligen Schriften in Ansehung der wichtigsten Lehren zu vermeintlich neuen Entdeckungen geleitet, und von dem Beyfalle derer ganz abgezogen werden können, die sich einer vollkommenen Uebereinstimmung ihrer Lehren mit diesen Schriften ruhmen. Aber alles, was ich von der Mühe gesagt habe, welche man auf die Vergleichung seiner eignen Einsichten mit den, bey einer sichtbaren Kirche, eingeführten Lehren wenden muß, wenn man aus ungeheuchelter Redlichkeit sich keinen Namen durch deren Bestreitung machen will; sondern vielmehr bemühet ist, alles, wo möglich, zu entschuldigen, und auf einer solchen Seite zu betrachten, welche den Beyfall erleichtern kann. Alles dieses, sag ich, habe ich aus eben derselben Erfahrung erkannt.

§ 36.

Diese Erfahrung hat mir freylich auch zu erkennen gegeben, daß es nicht allein eine heylsame, sondern auch eine höchst angenehme Beschäftigung sey, wenn man in der Stille sich durch so viele Schwierigkeiten durcharbeitet, von einer Klarheit der Begriffe zur andern erhoben wird, und endlich sich rühmen kann, daß man seinen Glauben auf keines einigen Menschen Wort und Ansehen, sondern bloß auf das, was der heilige Geist in der Schrift sagt, recht unbeweglich gegründet habe. Sind aber auch wohl viele Menschen zu einer so wichtigen Ar-

heit

heit durch die Erlernung der unentbehrlichsten Sprachen und Wissenschaften vorbereitet? Haben auch viele, wegen des Besitzes eines zu ihrem Unterhalte, und zwar zu einem bequemen und erwünschten Auskommen, zureichenden Vermögens, so viele Muße einer unvermeidlichen Untersuchungs Begierde mit aller Unverdrossenheit ein Genügen zu thun, wie ich mich dieser Vortheile rühmen kann? Ist diese Untersuchungs Begierde und Unverdrossenheit selbst wohl etwas sehr Gemeines? Halten sich wohl viele Menschen nach einem langwierigen auf die Erlernung einer einträglichen Wissenschaft aufgewendeten Fleisse, und bey einer wahren Verabscheuung alles Müßigganges zu einem öffentlichen Amte für so untüchtig, und zum Genusse des Vergnügens der Gesellschaften für so unfähig? Werden also wohl viele hierdurch von allen Zerstreuungen, als durch einen Zaum und Gebiß abgehalten, wie der, welcher so etwas von sich selbst öffentlich zu sagen sich nicht mehr schämet? Finden wohl viele Menschen so scheinbare Merkmaale eines göttlichen Berufs zu einer so mühsamen, und in Absicht auf die Erde so unvortheilhaften Arbeit, als der, welcher sie nun, ohne jemals dadurch beschweret worden zu seyn, mit größtem Vergnügen überstanden hat.

§ 37.

Und dem ohngeachtet habe ich noch immer zu besorgen, daß jene, für das Forschen in der Schrift den Worten nach eifernde Lehrer, sich die meiste

meiste. Mühe geben werden, in meinen Gedanken deutliche Spuren ketzerischer Meynungen aufzusuchen und daraus zu erzwingen. Die Entschuldigung der alten sichtbaren Kirche ist schon in ihren Augen die gröbste Ketzerey, welche allen Argwohn mehrerer Verirrungen kräftigst unterhalten kann. Muß aber in solchem Falle, nicht mein Beyspiel ihr Richter seyn? Habe ich geirret, und nach einem so sehr langen in der Stille und ohne einigen Schein böser Absichten angestelleten Forschen in der Schrift, es nicht weiter gebracht, als daß ich in die Stricke des Geistes der Lügen verfallen bin, woraus ich mich schwerlich wieder heraus werde wickeln können: So muß das wahre Forschen in der Schrift, welches den Namen eines Forschens wegen der würklichen Entsagung aller Verurtheile verdienet, höchst gefährlich seyn. So müssen alle, die sich dessen enthalten, welche durch ihr Lehramt nicht gefesselt sind, daß sie nichts anders durch ihr Forschen entdecken können, als was durch die ersten Forscher gut geheissen werden kann! Wie vortheilhaft aber müßte es meinen Gedanken seyn, wenn man auch mir zugestünde, daß mein Forschen Nutzen geschaffet, und nichts als Wahrheit in der Schrift gesammlet hätte? Wie nahe müßte die Vereinigung der Christen seyn, wenn ein so unpartheyisches Forschen, dessen sich gewiß wenige Lehrer werden rühmen können, nach einer so lange anhaltenden Bemühung das Ziel erreichet, und alle wichtige Lehren des Christenthums in einem solchen Lichte erblicket hätte, worinnen alle Chri-

sten

sten mit ihren Glaubensbegriffen zusammen treffen!

§ 38.

Wenn aber, wie doch noch gar nicht sicher zu vermuthen ist, mein Forschen in der Schrift gebilliget, und dessen Früchte gerühmet werden sollten; so fehlet doch noch viel daran, daß man daher auf alle andre ausser dem Lehrstande lebende die Folgerung machen könnte, daß man auch ihnen ein solches Forschen, oder welches gleich viel gilt ein solches Lesen sollte anpreisen können, das zum Zweck hat, die Wahrheiten des Evangelii in der Schrift selbst zu entdecken, welches ohne Hindansetzung alles Ansehens der Gelehrten niemals geschehen kann. Denn hat man wohl Ursach, alle Ungelehrte zu einem nachforschenden Lesen in den heiligen Schriften anzuhalten, weil ein nicht ganz Ungelehrter und mit andern Geschäften nicht überhäufter zu seinem eignen und andrer Menschen Nutzen ein solches Lesen angestellet hat? Ist es nicht viel sicherer, diejenigen, welche zu der Auslegung und der Einsicht des wahren Verstandes der Schrift gar keine geistliche Kräfte besitzen, oder sich der Erkenntniß der Religionswahrheiten nicht ganz widmen können, vielmehr in dem Vertrauen auf ihre Lehrer zu bestärken, sie an die aus der Schrift genommene, in mehrerer Deutlichkeit redende, und ihrer Faßlichkeit gemässere Schriften, der neueren Gottesgelehrten zu verweisen, und von allem Forschen, ja in gewisser Masse von dem Lesen in der Schrift selbst ernstlich abzumahnen?

§ 39.

§ 39.

Doch eine solche Abmahnung möchte wohl sehr überflüßig seyn. Es hat ohne dies keine Noth, daß viele unter denen, welchen das Lesen und Forschen in der Schrift frey stehet, sich dieser Arbeit unterziehen sollten. Es gehöret ein besonderer Geschmack an dieser Arbeit dazu, den unter tausend Lesern nicht einer besitzet. Auch die, welche es für ihre Pflicht halten, fleißig in der Schrift zu lesen, beschäftigen sich insgemein entweder mit denen darin befindlichen Geschichten, oder lassen es genug seyn, wenn sie ohne einiges Nachdenken über den wahren Verstand dessen, was sie lesen, und ohne Aufmerksamkeit alles hinter einander weg lesen, um das Zeugniß ihres Gewissens zu haben, daß sie die ganze heilige Schrift vielmahl durch und durch gelesen. Ich sehe es aber als einen wahren Vortheil an, daß man der Vermahnung zum Forschen in der Schrift so wenig nachlebet, als man sie in der That im Ernste giebet, weil sonst die sichtbare Kirche dieser Parthey ohne Zweifel noch durch mehreren Zwiespalt der Meynungen würde zerrüttet werden.

§. 40.

Doch davon ist hier die Rede nicht, sondern bloß, ob es allen Menschen nützlich seyn würde, das würklich zu thun, was das Forschen in der Schrift, und die Aufsuchung der Wahrheit in derselben durch eigenes Lesen, eigentlich sagen will?

Ich untersuche nur, ob die römische Kirche sich a
der Schrift selbst vergriffen habe, wenn sie Unge
lehrte von dem Lesen in derselben abgehalten hat
Und dieses zu läugnen muß die mit einem würkli
chen Forschen verknüpfte grosse Gefahr Ursache g
nug an die Hand geben. Es muß den Ung
lehrten nützlicher seyn, den Inhalt der ganz un
schätzbaren heiligen Schrift ohne eigenes Lesen un
Forschen in derselben zu nutzen.

§ 41.

Ich weiß zwar wohl, daß das Wort Gottes mi
einem helle scheinenden Lichte verglichen wird
welches auch Albere klug machen kann, und nich
den Weisen dieser Welt, sondern den Unmün
digen und Thörigten geoffenbaret worden ist! P
119, 105. 2 Petr. 1, 19. Pf. 19, 8. Pf. 119, 13
Matth. 11, 25. Wer läugnet dieses? Wer g
traut sich aber auch das, was von dem Wor
Gottes gesagt wird, auf die Schrift, in welch
Gott redet, einzuschränken, oder nur auf dies
Werkzeug der Rede Gottes zu deuten? Durch da
Wort oder die Rede Gottes werden ja ohnstreiti
nicht die aus Buchstaben zusammen gesetzte Wor
und deren Zusammenhang verstanden, welche d
Mund Gottes durch die Feder der heiligen Schrif
steller ausgesprochen hat. Nicht diese Schal
sondern der Kern dieses schriftlichen Vortrage
nemlich der Inhalt des schriftlichen Wortes, od
das, was uns Gott durch ein so wohl mündlich
als schriftliches Wort gesaget und offenbaret ha

Rö

Röm. 3, 2. Die geoffenbarten Wahrheiten selbst sage ich, sind dasjenige Wort Gottes, wovon in obigen Stellen die Rede ist. Das Geheimniß von dem Meßias und dessen seligmachendem Himmelreiche wird insbesondre das Wort Gottes genannt, weil uns dasselbe durch die schriftlichen und mündlichen Reden Gottes bekannt worden ist, und also das Evangelium, oder die höchst erfreuliche Nachricht von diesem Reiche Gottes den Namen eines Wortes Gottes, das ist einer göttlichen Offenbarung verdient.

§ 42.

Dieses Wort Gottes ist freylich das helleste Licht der vollkommensten Weisheit, welches diejenigen vollkommen klug macht, welche vorher in Ansehung des Urtheils von der wahren Glückseligkeit albern und thörigt waren, weil sie sich mit einer so vergänglichen Belustigung der Sinne begnügen liessen, und auf ein seliges Leben nach dem Tode gar nicht dachten. Dieses Wort Gottes macht die Weisen dieser Welt nicht klug, weil diese vor ihrer eignen Weisheit und Klugheit schon ganz angefüllet sind, die Offenbarung Gottes also verachten, und deswegen das Geheimniß Gottes ihnen nothwendig verborgen bleiben muß. Dieses Wort Gottes erleuchtet also nur die Unmündigen und Thörigten, weil man sich selbst für einen noch nicht von der wahren Weisheit besitzenden halten muß, wenn man nach dessem Unterrichte begierig werden und ihn mit Freuden zu seinem ewigen Troste annehm-

nehmen soll. Was thut aber alles dieses zu der Entscheidung der Frage: ob der Vortrag jenes Geheimnisses, welcher in den heiligen Schriften angetroffen wird, jederman deutlich und verständlich sey? Mußte nicht auch die griechische Sprache, worin diese Schriften ursprünglich verfasset sind, allen Ungelehrten deutlich seyn, wenn die Worte der Schrift ein helle scheinendes Licht seyn sollten, und wenn nicht vielmehr die Wahrheiten des göttlichen Worts unter dem Lichte zu verstehen wären?

§ 43.

In der heiligen Schrift ist allerdings das Wort Gottes enthalten, welches als ein helles Licht alle Menschen erleuchten und klug machen soll. Hieraus aber folgt mehr nicht, als daß alle, welche fähig sind, die heiligen Schriften der Männer Gottes zu lesen, und zu verstehen, durch das, was sie daraus ersehen und lernen, vollkommen erleuchtet und weise gemacht werden. So wenig aber derjenige, der gar nicht lesen kann, ohne eines andern Beystand, die Schrift zu seinem Lichte gebrauchen kann. So wenig können auch alle des Scheines dieses Lichten geniessen, denen der Mangel der benöthigten Wissenschaften die Schrift dunkel macht.

§ 44.

Gesetzt auch, daß die heiligen Schriften das einige allgemeine Licht wären, welches alle Men-

schen

schen erleuchten und klug machen sollte: gesetzt, daß Gott der mündlichen Fortpflanzung und Ueberlieferung der Lehren des Evangelii alle Glaubwürdigkeit aberkennete, und bloß die auf seinen Befehl und aus seiner Eingebung aufgesetzte Schrift für das glaubwürdige göttliche Licht gehalten wissen wollte, worauf sich alle Weisheitsbegierige verlassen könnten: So schliesset ja die Bestimmung Gottes die Mittel doch nicht aus, wodurch diese Schrift ihre Strahlen ausbreiten kann. Gott hat ja seiner Kirche zu allen Zeiten auch Lehrer und Sprachkundige gegeben. 1 Cor. 12, 28. V. 29, 30. Niemals aber hat er allen Gläubigen die Gabe der Sprachen oder der Auslegung und der Fähigkeit andre zu lehren verliehen. Durch jene Glieder seines einizen Leibes kann er ja also sein Wort aus der Schrift nehmen und denen weniger begabten auf eine faßliche Art beybringen lassen. Vermittelst dieser Sprachverständigen, dieser Ausleger der Schrift, und dieser Lehrer kann das in der Schrift enthaltene Wort Gottes von der Menschen Seligmachung am füglichsten jedermann weise und klug machen. Und muß Gott dieses Mittels sich nicht nothwendig bey Einfältigen und des Lesens Unerfahrnen bedienen?

§ 45.

Es ist unleugbar, daß sehr viele Stellen in der Schrift des neuen Bundes (denn von den alten Schriften der Propheten will ich gar nicht reden, und lieber die Sache selbst reden lassen:) von Un-

gelehrten aus eignen Kräften gar nicht verstanden werden können. Wenn nun das schriftliche Wort Gottes in Absicht auf den Vortrag der Wahrheiten schlechterdings, und ohne Unterschied der Fähigkeiten der Lesenden, ein Licht seyn sollte: So muste es wenigstens halb dunkel und halb helle seyn. Man giebt vor, die Schrift sey nur in Ansehung der Glaubenslehren helle, welche jedermann zu wissen nöthig hat. Dieses läßt sich noch sehr zweifelhaft machen, wenigstens in Betrachtung des grossen Haufens der Einfältigen, die ohne eine mündliche Anführung gewiß kein Lehrgebäude ihres Glaubens aus der Schrift zusammen setzen können, welches doch geschehen müßte, wenn jener Satz richtig wäre. Ich will ihn aber, der Wahrheit ohnbeschadet, einräumen. Ich will es für wahr gelten lassen, daß ein jeder Ungelehrter, ohne einen äusserlichen Beystand andrer Menschen, alle Stellen der Schrift richtig erklären und verstehen könne, welche zur Seligkeit unentbehrliche Wahrheiten in sich fassen. Giebt man denn aber auch nur diese Stellen ihnen zu lesen, wenn man ihnen die heilige Schrift selbst in die Hände giebt? Jene deutliche Stellen können sie an unzehlichen andern Orten antreffen und lesen. Warum sollte es wohl einen mehreren Eindruck bey ihnen machen, wenn sie dieselbe in der Gesellschaft unerforschlich dunkler Stellen antreffen? Sie müssen es doch eben so wohl den Gelehrten glauben, daß die ganze heil. Schrift von Gott herkomme, als sie es ihnen glauben, daß die in andern Schriften wiederholte wichtige und

dun-

deutliche Stellen, aus der Schrift würklich genommen sind. Wie kann also die Nothwendigkeit Statt finden, daß allen Ungelehrten die ganze Sammlung göttlicher Schriften in die Hände gegeben werden müsse?

§ 46.

In dieser stossen einen ungelehrten Leser unläugbar nicht allein viele Stellen auf, um deren wahren Sinn er durch eigenes Nachdenken sich vergeblich bemühet. Er findet auch Stellen, welche in seinen unbewafneten Augen andern Stellen offenbar widersprechen. Was kann er hieraus schliessen, wenn es ihm würklich um die Erkenntniß der Wahrheit zu thun ist? Kann er sich wohl selbst zutrauen, daß er den wahren Sinn der ganzen Schrift, und den ganzen Inbegriff deisen, was Gott darin offenbaren will, völlig gefaßt habe, wenn er durch seine eigne, durch kein Wunderwerk von Gottes Geiste gestärkte Kräfte, nicht ergründen kann, was Gott an vielen Orten sagen wolle? Kann er wohl das geschriebene Wort Gottes für ein helles Licht aller Unweisen halten, wenn von den wichtigsten Wahrheiten auf eine widersprechende Art darinnen geredet wird?

§ 47.

Man erinnere sich nur an das, was Paulus und was Jacobus von der Rechtfertigung aus dem Glauben geschrieben haben! Man denke nur an das, was eben derselbe Apostel von dem allgemeinen Rathschlusse Gottes, und von der Vorherbestimmung gewisser Menschen zur Seligkeit schreibet! So wird

man keiner andern Erläuterung bedürfen. Sind aber dieſe Lehren etwa nicht wichtig gnug? Gehören ſie wohl zu denen Wahrheiten, welche man zu Erlangung der Seligkeit zu wiſſen nicht nöthig hat? oder führet man wohl ohne Noth einen ſo heftigen Streit darüber? Oder darf man wohl von allen Ungelehrten vermuthen, daß ſie den heil. Paulus mit dem heil. Jacobus oder jenen mit ſich ſelbſt, ohne eines Gelehrten Beyhülfe vergleichen können? Müſſen ſie aber zu Gelehrten ihre Zuflucht nehmen, wenn dieſe Schwürigkeit gehoben werden ſoll; ſo iſt ja das geſchriebene Wort Gottes nicht dasjenige Licht, welches unmittelbar alle Dumme und Unwiſſende erleuchtet. So findet man ja auch die wichtigſten Glaubenslehren nicht in voller Deutlichkeit in der heil. Schrift. *)

§ 48.

Paulus ſo wohl als Jacobus ſcheinet einem Ungelehrten bey oben erwehnter Gelegenheit ganz deutlich zu reden. Und eben ſo deutlich ſcheinet ihm auch der Widerſpruch zu ſeyn. Wem ſoll er alſo glauben, und welchen verachten? Welcher ſoll durch den andern

*) Ja, wird mancher ſagen: ein Ungelehrter muß vorher von der Religion unterrichtet ſeyn wenn er durch leſen der Schrift ſeinen Glauben befeſtigen ſoll. Denn nur zur Befeſtigung dient ihnen das Leſen ... Aber wie! Heißt das nicht eben ſo viel als die Leute zwingen das in der Bibel zu finden, was die Lehrer der Kirche haben wollten! Kann ein Laye ſagen: Sein Glaube ſey durch das Bibelleſen feſter worden, wenn er mechaniſch gewohnt war den Glauben ſeiner Kirche darin zu ſuchen! ... Und werden nicht auf die Art auch die Glieder irrtiger Secten durch die Bibel in ihren Irthümern befeſtiget? A. d. H.

andern eingeschränket werden? Wie kann ein einiger Geist der Wahrheit in beyden gewürket haben? Sind dieses alles nicht unauflösliche Fragen für einen Ungelehrten? Erhellet aus diesem Beyspiele nicht offenbar, daß man sich betriegen könne, wenn man eine Stelle der Schrift für deutlich hält? Muß hieraus nicht nothwendig ein Mißtrauen bey allen deutlichscheinenden Stellen entstehen? Was kann sich also ein Ungelehrter von seiner Einsicht in den wahren Verstand der Schrift versprechen, wenn er überführt wird, daß die deutlichsten Stellen ihm in der That unverständlich sind?

§ 49.

Und ist wohl eine einzige streitige und wichtige Glaubenslehre zu nennen, da man nicht auf beyden Seiten deutlich scheinende Stellen der Schrift für seine Lehre anzuführen weiß? Die Auflösung vieler solcher Schwürigkeiten ist zwar nicht allein den Gelehrten geläufig, sondern auch öfters auf den Unterricht ihrer Lehrer aufmerksamen Ungelehrten bekannt. Dieses beweiset aber nicht, daß dieselben aus eignen Kräften auf eine solche Auflösung hätten verfallen können, sondern es giebt nur die Gelehrigkeit derer zu erkennen, die sie von ihren Lehrern empfangen haben. Man bildet sich nur allzu oft ein, daß man in der Schrift selbst etwas aufs deutlichste erkannt habe, und von dieser selbst überzeuget worden sey, wenn alle Erkenntniß und Ueberzeugung bloß von dem Ansehen herrühret, in welchen der mündliche Lehrer bey uns stehet, der sich

auf Stellen der Schrift berufet, die er nach seinem Sinne erkläret, ohne einen Widerspruch und Zweifel an der Richtigkeit der Auslegung besorgen zu dürfen.

§ 50.

Lauset es also nicht endlich doch auf Eins hinaus, ob ein Ungelehrter von seinem Lehrer allein Unterricht empfängt, und die heil. Schrift gar nicht zu lesen bekommt, oder ob ihm sein Lehrer dieses Buch in die Hand giebt, und ihn durch seine überwiegende Gelehrsamkeit zwinget, die Bekräftigung der mündlich erhaltenen Lehren in der Schrift anzutreffen? Erleuchtet das schriftliche Wort Gottes nicht in beyden Fällen eigentlich durch den Mund der Lehrer? Bloß die gröſſere Gefahr, womit der letztere Fall verknüpft ist, unterscheidet ihn von jenen. Man kann in demselben einen Ungelehrten das Recht nicht streitig machen, selbst von den wahren Verstande der Schrift zu urtheilen.

§ 51.

Das menschliche Gemüth ist zur Neugierde geneigt, und alle unerwartete Meynungen finden in demselben einen Fürspruch und Empfehlung. Ein gelehrter Freygeist, ein Feind der alten Lehren kann also leichtlich Eingang finden, wenn er seine Verachtung der göttlichen Offenbarung versteckt, und die Unrichtigkeit der Dollmetschungen wahrscheinlich machen kann. Wie sehr muß ein redlich gesinnter Ungelehrter niedergeschlagen werden, wenn er Schriftstellen, worin er nichts als Licht und Klar-

Klarheit zu erblicken bisher vermeint hat, durch eine zu wörtliche gemachte Uebersetzung in lauter Dunkelheit verwandelt siehet, wenn in seiner Erkenntnis alle Kraft zu beweisen und zu überzeugen aus einer gewissen Stelle verschwindet? Was Religionsspötter für Verwirrung allbereits angerichtet haben, ist nicht würdig hier wiederholt zu werden. Ich will mich nur an eine unter den Christen streitige Lehre halten, und zeigen, was die Ungewisheit der Uebersetzung für eine Ungewisheit in dem Glauben selbst nach sich ziehen müsse.

§ 52.

Diejenige Parthey, welche die Rechtfertigung der Sünder aus dem Glauben gegen ihre Widersacher vertheidiget, gründet ihre Lehre vornemlich auf die Worte des Apostels: Röm. 3, 28. So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben. Man wendet dagegen ein, das Wort allein sey von den Dollmetscher eingeschoben worden. Ich kann aber nicht leugnen, daß diese Einwendung in meinen Augen von geringer Erheblichkeit sey, und daß man einem Dollmetscher nicht wehren dürfe, um der Deutlichkeit willen, sich solcher Zusätze zu bedienen, wenn die Sache selbst ausser dem in den Worten enthalten ist. Wie aber, wenn ein der griechischen Sprache Kundiger den Einwurf machte: Vielleicht muß übersetzet werden: Wir halten dafür, daß ein Mensch durch den Glauben gerecht gemacht werde, ohne das Gesetz der Werke? Wie,

Wie, wenn er aus den unmittelbar vorhergehenden Worten V. 27. erwiese, daß diese Uebersetzung für die richtigste gehalten werden müße? Wie, wenn er aus den alten Handschriften darthäte, es müße gelesen werden: denn wir halten's dafür? Wie, wenn er daraus den Schluß machte, daß der Apostel in der angeführten Stelle mehr nicht sagen wollen, als daß ein Mensch gerechtfertigt werde, wenn er auch den Buchstaben des Gesetzes nicht beßße, weil dieses Gesetz, Röm. 3, 21., zu der Erkenntniß der Gerechtigkeit, die man durch Jesum Christum erlangt, nichts beytrage?

§ 53.

In was für ein Erstaunen muß ein Ungelehrter gesetzt werden, wenn er eine so starke Stütze seines Glaubens vor seinen Augen zerbrechen siehet? Was muß er von den übrigen deutlich scheinenden Schriftstellen besorgen? Was müßen ihm die künftigen Entdeckungen sorgfältiger Schriftausleger androhen? Wie sehr muß er in dieser Furcht bestärket werden, wenn er sich in den gelehrten Anmerkungen rechtgläubiger Gottesgelehrten umsiehet, welche eine Stelle der Schrift nach der andern aus denen, welche zum Beweiß gewißer Lehren angeführet werden, ausstreichen? Sollte wohl bey solchen Umständen der Nutzen sich vermehren, den Ungelehrte von der Freyheit in der Schrift zu lesen und zu forschen, haben sollen? Muß nicht vielmehr die Gefährlichkeit eines solchen Lesens zunehmen, jemehr die Gelehrsamkeit an der Ergründung des wahren Sinnes der Schrift arbeitet?

§ 54.

§ 54.

Muß aber deswegen der heiligen Schrift selbst das Vermögen den allen lesenden Nutzen zu stiften, gänzlich abgesprochen werden? Ist dieses unschätzbare Buch wohl an sich selbst so gefährlich, daß man die Ungelehrte zu keiner Zeit darin lesen lassen darf? Das sey ferne! Alle Gefährlichkeit entstehet nicht aus der heiligen Schrift; sondern aus den durch die Bosheit der Menschen verderbten Umständen der Zeiten. Man hat grosse Ursach sich mit dem Wunsche eines der grössen Propheten zu vereinigen, den ein auch sehr grosser Abgesandter Christi wiederholet, 1 Cor. 14, 11.: Wollte Gott! daß das ganze Volk des Herrn weissagte, und der Herr seinen Geist auf sie gösse! Aber weil jene heiligen Männer Gottes dieses gewünschet, so haben wir nicht auch geglaubet, daß Gott wirklich alle an ihn Glaubende zu Propheten wirklich mache? Sie haben gewußt, daß Gottes Güte dazu geneigt sey; daß ihr aber auch von den Menschen selbst Hindernisse in den Weg gelegt werden, daß sie seinen Wunsch nicht erfüllen kann.

§ 55.

So zweifle ich auch gar nicht an dem Willen Gottes, alle Leser der Schrift durch diese selbst zu erleuchten und zu erbauen. Ich halte dessen Hand nicht für zukurz, daß sie nicht auch dem Unwissendsten ein Licht sollte in der Schrift aufgehen lassen können. Ich traue der Vollkommenheit dieses göttlichen Buches zu, daß es alle Un-

Ungelehrten unterweisen, und den Mangel des mündlichen Unterrichts nachläßiger Lehrer ersetzen könne. Ich weiß, daß der, welcher es verhütet, daß seine Auserwählten nicht zum Irrthum verführet werden, Matth. 24, 24. auch alle Gefahr durch den Verstand seines Geistes abwenden könne, welche bey einem Ungelehrten aus dem Forschen in den heiligen Schriften erwächst. Soll man sich aber allezeit auf eine solche Bewahrung verlassen, und deswegen ohne Bedenken jedermann aller Gefahr aussetzen? Soll man unabläßige Wunderwerke von der Hand Gottes fodern? Ist es also jederzeit rathsam gewesen, alle Menschen an das eigne Forschen in der Schrift zu verweisen? Hat man noch jetzo nichts dabey zu bedenken, wenn man nicht allein zum Lesen der Schrift, sondern auch zur Prüfung seines Glaubens nach der Schrift, alle Menschen ohne Unterschied anhält *), die nur lesen können?

§ 56.

Und woher entstehet die meiste Gefahr bey einem solchen Forschen? Ist nicht die unselige Trennung der Christen eine der vornehmsten Quellen der Gefahr, welche das Lesen in der Schrift unsicher macht? Hält die in den Streitigkeiten der Gelehrten ihre Herrschaft noch erhaltende Dunkelheit der Schrift, nicht den vollkommenen Nutzen auf, den sie allen Lesern leisten könnte? Wenn alle Gelehrte durch einstimmige Auslegungen ihren wah-

*) Wie der Herausgeber dieser Vorschläge in seiner Einleitung zur Dogmatik gethan hat.

wahren Sinn aufschlüssen; wenn alle darin enthaltene Lehren so deutlich und begreiflich gemacht würden, daß diese Deutlichkeit allein allen Zänkereyen ein Ende machen müßte; Wenn der Gebrauch und die Ausübung des Verstandes zur aufrichtigen Erkenntniß der Wahrheit immer gemeiner werden sollte; wenn auch Ungelehrte größtentheils anfangen werden, von den nützlichen und zur wahren Ausbesserung des Verstandes gereichenden Wissenschaften einen hinlänglichen Gebrauch zu machen, wie man nach den Zeichen der jetzigen Zeit sich einige Hofnung dazu machen kann: so werden auch alle Menschen ohne Unterschied mit größtem Nutzen und ohne einige Gefahr, die von Gott eingegebnen Schriften lesen, und dadurch das unermüdliche Wachsthum in der Erkenntniß Gottes befördern können.

§ 57.

Alsdann wird man Ursache haben, alles Verbot dieses Lesens gänzlich aufzuheben. Man wird sich über die Glückseligkeit seiner Zeiten erfreuen können, ohne die vormalige sichtbare Kirche zu beschuldigen, daß sie unsern Vorfahren den Genuß dieser Seligkeit gemißgönnet, und sie davon aus fleischlichem Eigennutz abgehalten habe. Man wird vielmehr alle Schuld den beklagenswürdigen Umständen der Zeit der Verfinsterung und Verachtung der Gelehrsamkeit zuschreiben. Man wird sich diesfalls einen wahren Vorzug beylegen, ohne dadurch übermüthig gemacht zu werden, weil der schlechte Gebrauch dieses Vortheils zu einem ungegrün-

gendhaftern Leben, uns zugleich niederschlagen wird.

§ 58.

Unterdessen lasset uns der Ankunft einer solchen Zeit der vollkommen deutlichen Erkenntniß und des Friedens der Lehrer der göttlichen Weisheit mit unsern Wünschen entgegen gehen? Lasset uns nach einer solchen Verfassung des Volks des Eigenthums des Herrn uns sehnen, da alle seinen Willen aus den Schriften seiner Gesandten erkennen, ohne ihres wahren Sinnes verfehlen zu können, zu welchen sie die einstimmige Unterweisung der Diener seines Wortes anleitet! Lasset uns die Geister aller Propheten unpartheyisch prüfen, ob sie aus Gott sind, wenn sie uns eine Erläuterung und Deutlichkeit der Glaubenslehren, welche den Frieden herstellen kann, anbieten, und dieselbe der Erleuchtung des heiligen Geistes zuschreiben! Lasset uns alle Friedens Gedanken, die sich auf eine, aller Prüfung unterworfenen Deutlichmachung der strittigen Lehren gründen, mit Freuden annehmen, und sie einer freundschaftlichen Untersuchung nicht unwürdig schätzen!

Reden

am

Einweihungsfeſt

des

Leiningiſchen Erziehungshauſes

gehalten.

Heidesheim,
gedruckt mit Gegeliſchen Schriften,
1777.

Einweihungsrede.

reunde! Mitmenſchen! Feyert heilige Stille dem Herrn!

Jehovah! allwaltender Menſchenvater! Ich ſamm-
le meine letzte Kraft, die mir achzig bis zur
rmattung durchſchafte Tage und vielleicht halb ſo
el durchwachte Nächte übrig lieſſen, um hier, unter
inem Himmel, dein Lob zu ſtammeln.

Höret ihr Himmel und du, Erde, nimms zu Ohn! — Ich wills ſagen, was der Herr Groſes an ir gethan hat. Laut — o wäre meine Stimme gleich r Donnerſtimme des Erzengels — laut will ichs ſa-n, was der Herr Groſes an mir gethan hat.

Ausgerungen, ausgekämpfet hab' ich den erſten ampf durch deine Gotteskraft! Allgütiger! Vollendet

hab' ich ihn, den ersten Schritt, zum grossen Ziel, — dahin so viel edlere der Menschen strebten und vergeblich strebten. Ueberwunden hab' ich sie, die Hindernisse, die sich mir auf meiner sauren Bahn entgegen thürmten. Beschämt — vielleicht zum Theil auch ausgesöhnt hab' ich sie, die Feinde, die meines Unternehmens spotteten. Erquickt, muthvoll hab' ich sie gemacht, die Freunde, die sich ängstlich zurückzogen aber doch im stillen für mich beteten. Mit lautem Jubel hab' ich sie erfüllt — durch deine Gnade, Vater! — die warmen Bieder herzen, die vom Anfang bis ans Ende bey mir aushielten und für mich stritten, und für mich sprachen, und für mich wirkten.

Gott! wo soll ich Worte finden, meinen Dank aus der Tiefe meiner Seele empor zu heben und mein Freudevolles Herz vor dir auszuschütten. Mein ganzes Leben würde nicht hinreichen, die Menge der Wohlthaten auszusprechen, die du bisher — ganz über meine kühnsten Erwartungen — mir erzeiget hast. Durch die Ewigkeit soll es einst ertönen, Menschenvater! dein Lob, des meine Seele voll ist: Wenn ich nach ganz zurückgelegter Laufbahn mit jenen vollendeten Geistern, vor deinem Throne, in das Triumphlied des Himmels einstimmen werde: „ Halleluja! Lob, und Preis, und Ehre, „ und Dank, und Anbetung, sey dem der da ist, und der „ da war, und der da seyn wird! Halleluja! „ Amen.

Sie

Theuerſte Freunde!

Sie erblicken heute ein Inſtitut in ſeinem völligen Daſeyn, welches den meiſten unter ihnen noch vor ſechs Monaten, vielen auch noch vor wenig Wochen, unmöglich ſchien; und welches ich ſelbſt für unmöglich gehalten haben würde, wenn ich alle die Hinderniſſe die ihm ſehr bald in den Weg traten, alle die unvorhergeſehenen Schwierigkeiten, die ich zu beſiegen hatte, und die unbeſchreibliche Mannigfaltigkeit der Geſchäfte die ich ſeinetwegen habe übernehmen müſſen, vorhergeſehen hätte.

Aber Gott ſey Dank! dieſe Hinderniſſe ſind nun aus dem Wege geräumt, dieſe Schwierigkeiten ſind beſiegt, dieſe ſauren Arbeiten ſind überſtanden, und zwar auf eine Art, die alle meine Wünſche und Vermuthungen übertroffen hat — auf eine Art, die mich von neuem in den Glauben an die Wahrheit befeſtigt hat, welche ich ſonſt in allen Begebenheiten meines Lebens erfuhr, und wo von dort Gott bey dem Propheten ſagt: Meine Gedanken ſind nicht eure Gedanken, und meine Wege ſind nicht eure Wege.

Ich glaubte am vorigem Herbſt, da ich die erſten Nachrichten von meinem Vorhaben bekannt machte, ſchon alle Berge überſtiegen zu haben, da der großmüthige Stifter dieſes Erziehungshauſes, der regierende Her-

Herr Grav von Leiningen-Dagsburg, mein gnädigster Herr, mir all dieſe herrlichen Gebäude und Gärten zum freiſten Gebrauch überließ und dem Inſtitut alle diejenigen Vorrechte und Immunitäten ertheilte, die ich für den Flor deſſelben mir nur immer wünſchen konnte. Ich machte ihr Entwürfe zur Ausführung dieſes in meinen Augen ſchon ſo gut als vollendeten Werkes; berechnete ſchon die Summen, die ſichere Freunde mir zur erſten Einrichtung vorſchieſſen würden; überzählte ſchon die Kinder, welche begüterte Eltern, von deren Zutrauen zu mir ich überzeugt zu ſeyn glaubte, mir zuführen ſollten; wählte ſchon die Lehrer, die ich aus der Menge meiner Freunde ausheben und zu gemeinſchaftlicher Bearbeitung dieſes gröſten der Zwecke einladen wollte. Aber ſiehe da! auch dießmal waren meine Gedanken nicht Gottes Gedanken und meine Wege nicht Gottes Wege. — Alle die Menſchen auf die ich etwas gerechnet hatte, verſchloſſen mir ihr Herz. Alle — lobten mein Vorhaben, bewunderten meinen Muth, ſchäzten meinen Fleiß, und — zogen ſich unter tauſenderley Ausflüchten zurück. Und ſo erlag ich auf einmal mit allen meinen Ausſichten, theils unter der allgemeinen Trägheit meiner Mitmenſchen zum Guten, theils unter der Wuth verläumderiſcher Zungen, welche aus allerley Volk, aus Prieſtern und Laven, ſich gegen mich auflehnten und Ströme von Gift über mich hinſchütteten.

Doch

Doch nein! ich erlag nicht. Der Herr ließ mich nur einen Augenblick ſinken, um mich deſto ſicherer wieder aufzuheben, und meine Hofnungen deſto feſter zu gründen. Des Morgens ertönte meine Klage und noch am Abend erſchien der Herr mit ſeiner Hülfe.

Der Gott, der die Herzen der Menſchen in ſeiner Gewalt hat, und ſie leitet wie die Waſſerbäche, wohin er will — dieſer Gott erweckte mir Freunde die ich nicht gekant hatte, ſchickte mir Unterſtützungen die ich nie geſucht hatte. Und auf einmal zertheilten ſich die Wolken die meine Ausſichten verfinſtert hatten. Auf einmal — ach ewig ſegne ich den Tag wo die erſte Hülfe mir entgegendämmerte. — Auf einmal ward es Licht in meinen Schickſalen und erquickende Stralen erheiterten meine Blicke für eine freudenvolle Zukunft.

O nehmet jetzt meinen lauten innigen Dank an, ihr treuen Biederherzen — Ihr — ach dürfte ich eure Namen öffentlich nennen — die Ihr eure Seelen den Gefühlen der Menſchenliebe öfnetet und eure Bruderhände, freywillig, unaufgefodert, dem anbotet, der ohne euch zu kennen, zu Gott um eure Liebe betete. Nehmet meinen Dank an, groſsmüthige Menſchen, die ihr zu einer Zeit, wo alle die es ſahen, euch Thoren ſchalten, einen Theil eures Vermögens mir aufs Ungewiſſe anvertrauetet, und — keinen meiner oft ungeſtümen Wünſche

unerfüllt lieſſet! Nehmet meinen Dank an, muthvolle Väter! die ihr euch entſchloſſet eure Kinder aus euren Armen zu reiſſen und für ihre Erziehung Koſten zu wagen, von denen euch faſt jedermann weiſſagte, daß ſie vergeblich ſeyn würden.

Ihr waret es, die die Vorſehung erſah, eine Anſtalt zu vollenden die an den Gegenden des Rheinſtroms, einem jeden ein halbes Jahrhundert zu früh erſchien. Ihr waret die Werkzeuge der Gottheit, durch welche ſie beſchloſſen hatte, den Geiſt des Patriotismus auch in unſerm Theile Deutſchlandes anzufeuern und warmen Eifer für eine beſſere Kinderzucht unter ſeinen Einwohnern zu verbreiten.

Aber ſaget mir, edlere der Menſchen! ſaget mir, was euch zu dieſen Schritten bewog, was euch dieſen Muth einflößte, was eure Herzen ſo warm für meine Wünſche, ſo folgſam gegen den Zug der Vorſehung machte?

War es Liebe zu mir? — Aber ihr hattet mich ja nie gekannt. — Und tauſend böſe Gerüchte, die meine Feinde, beſonders während meines Aufenthalts in Bünden, von mir ausgeſtreuet hatten, muſten vielmehr eure Herzen von mir abwendig oder doch äuſerſt zweifelhaft gemacht haben.

So war es Liebe zum Institut? — So war es veste gefühlvolle Ueberzeugung von dem Werth solcher öffentlichen Erziehungsanstalten? — So war es jenes göttliche Feuer, das edle Seelen in jedem Augenblicke durchströmt, in welchem sie auch nur ferne Möglichkeit erblicken, etwas vorzüglich Gutes für das allgemeine Wohl ihrer Mitmenschen zu stiften?

Freunde! ich lese die Antwort auf diese Fragen in eurem Gesicht. Lasset mich laut sagen, was euch Bescheidenheit verschweigen heißt. Lasset mich selbst eure Wärme rechtfertigen, mit welcher ihr an der Errichtung dieses Erziehungshauses Theil nahmet. Ich weiß keinen erhabnern Gegenstand für diese Rede als euer Lob — das sich auf den Werth solcher Institute gründet. — Ich will Sie insgesamt, theuerste Freunde! von diesem Werthe unterhalten. Ich will Ihnen zeigen, daß öffentliche Erziehungsanstalten vorzügliche Unterstützung verdienen, weil sie vorzüglich geschickt sind, die Zwecke der Erziehung zu erfüllen.

Diese Vorzüge der öffentlichen Erziehung vor einer jeden Art der Privaterziehung werde ich Ihnen aus einem gedoppelten Gesichtspunkte vorstellen — theils in Rücksicht auf Bildung des Herzens und der Sitten — theils in Absicht auf die Bereicherung des Verstandes mit Wissenschaften und Künsten.

Ich bin gewiß theuerste Freunde! daß öffentliche Erziehungshäuser das höchste Glück für einen jeden Staat seyn würden. Ja ich sehe sie als das einzige Mittel an, die unseligen Wirkungen wieder aufzuheben, welche unter unserm jetzigen verdorbnen Menschengeschlecht, Irreligion und Luxus angerichtet haben. Denn sie allein bieten uns alle die Erfordernisse dar, welche zu Aufklärung des Verstandes und Veredlung des Herzens nöthig sind. Ja sie enthalten solche Gelegenheiten zu Ausbildung weiser und tugendhafter Menschen, die kein Vater bey keiner Art der häuslichen Erziehung, in dem Grade der Vollkommenheit und in der Verbindung, seinen Kindern verschaffen kann. — Lassen Sie uns über diese Behauptungen einige Augenblicke nachdenken.

Das erste was zur Vervollkommnung des Charakters und der Sitten erfodert wird, sind anschauende Begriffe von Tugend und Laster, von Weisheit und Thorheit. Ich sage anschauende Begriffe — das heißt solche, die durch den Anblick des Beyspiels in uns erweckt werden. Denn alle andere sind unzureichend zu ihrer Absicht. Bloße Theorie ist schlechterdings unwirksam. Sagen Sie einem Menschen alle Gesetze und Regeln der Kunst und lassen ihn nie Werke der Kunst sehen und ausüben, so werden Sie in Ewigkeit keinen Künstler bilden. Und so lassen Sie Ihre Kinder noch so

viel

viel Schilderungen von Tugend und Laster lesen und hören und — so Gott will, auch auswendig lernen, so werden seine Begriffe nie zu dem Grade von Deutlichkeit kommen, welche erfodert wird, wenn die Einsichten des Verstandes die Entschlüßungen und Empfindungen der Seele leiten sollen. Führen Sie im Gegentheil Ihren Kindern Beyspiele unter die Augen; lassen Sie sie in die Welt eintreten und das ehrwürdige der Tugend und das Reizende jeder guten That selbst sehen; lassen Sie ihm jede Art der menschlichen Thorheit mit ihren traurigen Folgen selbst beobachten; so werden Sie den Weg zur Tugend und guten Sitten mit ihren Zöglingen schon halb zurück gelegt haben. — Aber nun sagen Sie mir, theuerste Freunde, wo ein Vater bey der häuslichen Erziehung diesen Weg finden soll? — Kann ein Kind in dem engen Zirkel seiner Familie, wo ihm ein ewiges Einerley vor seinen Augen schwebt, alle die mannigfaltigen Charaktere kennen lernen, die es unter einer solchen Menge von Lehrern und Zöglingen erblicket, welche in einem öffentlichen Erziehungshause sich nach und nach zusammenfinden? Kann ihm die einförmige Laune, die einförmige Handlungs-Weise seiner Eltern und, seines Hauslehrers je ein Spiegel werden, aus dem er die Data zur Menschenkenntniß zu sammlen vermag? Mit einem Worte, kann ein Knabe alles das Gute und Feh-

lerhafte in Grundsätzen, Neigungen und Sitten, was die Mannigfaltigkeit der Clima's und der Temperamente, unter den Menschen hervorbringt, in allen seinen verschiedenen Wendungen und Gestalten irgendwo so beobachten lernen als in einer Anstalt wie die unsere, wo sich Kinder aus den verschiedensten Nationen und Himmelsstrichen nach und nach versammlen werden?

Aber lassen Sie uns noch einen Schritt weiter gehen. In einer vollkommnen Erziehung wird nicht nur dieß erfodert, daß man Kindern die mannigfaltigsten Beyspiele vors Auge bringe, sondern man muß auch dabey völlig im Stande seyn, gewisse Arten sehr böser Beyspiele von ihnen zu entfernen. Das Kind muß das Böse kennen lernen, so lange es Thorheit bleibt. Aber es muß in der tiefsten Unbekanntschaft mit demselben bleiben, so bald es eigentliches Laster wird. — Und wenn ihr dieß könnt, Ihr Edukatoren, dann wünsche ich euch Glück zur Bildung eurer Kinder: Dann ist schon nichts mehr fähig euch den Sieg über ihre Herzen zu entreissen. — Ich weiß es, und ich weiß es aus langer sorgfältiger Beobachtung, daß nur Beyspiele — gesehene oder gelesene, das gilt gleich — die Seele des Menschen vergiften. Denn der ganze Mensch ist und wird, was er wird, durch Nachahmung. So lange er das Laster nicht kennt — sey noch so viel Antrieb

das

zu da, in seinem Blut oder in seinen äusserlichen Um-
nden — so lange er das Laster nicht kennt, seine ge-
minkte Schönheit nie sahe, durch keine Vorgänger
zu aufgefodert ward — so lange wird auch kein Wunsch
rnach in seine Seele kommen. Denn die Natur hat
nen zum Böswicht gemacht. Das Verderben der
enschen kommt nicht von Schöpfer, sondern von ihm
bst. Der Mensch von Geburt ist nichts — er muß
es erst werden. Alles ist nur Anlage. Anlage zur
orheit aber auch die schönste Anlage zur Tugend. Es
ngt also von den äussern Umständen ab, wie sich die
Anlagen entwickeln, und was die Kräfte und Neis
ngen des Menschen für Richtungen bekommen. Und
erbei ist, wie ich schon gesagt habe, der Nachahmungs-
ieb am wirksamsten. Der Mensch thut nichts von sich
bst. Der Anblick einer Handlung, sie sey Weisheit
der Thorheit, ist überall sein erstes Motiv sie auszu-
den. Und dieses Motiv ist desto stärker je ehrwürdiger
m die Personen sind, welche unter seinen Augen
andeln.

Dieß theuerste Freunde! ist eine Wahrheit, davon
der unter Ihnen alle Tage Gelegenheit hat, sich durch
en Augenschein zu überzeugen. Wie wol es auch die
esunde Vernunft schon von selbst einsieht. Denn es ist
anz unmöglich daß der Mensch etwas wollen kann,
wenn

was er noch gar nicht kennt und wovon er keinen Begrif hat. So lange Sie also im Stande sind, in Ihrem Kinde Begriffe vom Laster zu verhüten so lange wird es auch nie dasselbe wünschen oder ausüben. Da nun Begriffe vom Bösen und wirkliche Neigungen dazu nicht anders in die Seele kommen können, als durch gehörte, gelesene oder gesehene Beispiele, so fällt es sehr deutlich in die Augen, daß die Verhütung solcher Beispiele das entscheidende Mittel zu Verhütung des Lasters ist. — Aber dieß ist kein Vater im Stande bey der häußlichen Erziehung zu bewirken. Denn da wo der Vater die meiste Zeit des Tages mit Berufsgeschäften überladen und die Mutter bald durch häußliche Geschäfte bald durch Gesellschaften zerstreut und in ihrer Aufsicht über ihre Kinder unterbrochen wird; da ist es unvermeidlich, daß die Kinder, wo nicht an ihren Eltern selbst, doch gewiß an den übrigen Personen des Hauses alle Tage mancherley Böses sehen und durch den Reiz des Beyspiels lieb gewinnen lernen. Hingegen in öffentlichen Erziehungsanstalten, wo alle Personen des Instituts so zu sagen allein für ihre Zöglinge leben; wo eine Art von gemeinschaftlicher Verabredung ist, sich in den Augen der Kinder nie blos zu geben und sich etwas auch nur scheinbar strafbares zu erlauben; wo so gar das Gesinde mit der äussersten Sorgfalt bewacht wird, so daß Bediente nie, irgendwo, mit den Zöglingen allein

seyn,

seyn, sondern sich blos in ihren Dienstgeschäften bey ihnen sehen lassen dürfen; wo endlich von frühem Morgen bis zum Schlafen gehen, alle Zöglinge unter beständiger Aufsicht und in ununterbrochener zweckmäßiger Beschäftigung sind; da Freunde, und nur da ist es möglich, Kinder von Bekanntschaft mit dem Laster zurückzuhalten und ihre Herzen vor seinen Reizungen in Sicherheit zu sezen.

Ich will mit dem allen freylich nicht sagen, daß bey dieser Strenge der Aufsicht gar nichts Böses vor ihre Augen und in ihre Herzen kommen könne: Denn die Zöglinge selbst, die uns leider von den Eltern nur allzuspät zugeführet werden, und die wir oft schon als äusserst verdorbne und lasterhafte Menschen in unsre Hände bekommen, diese Zöglinge selbst werden allerley böse Beyspiele unter ihren Mitbrüdern aufstellen und gar oft unsre Wachsamkeit täuschen: Aber daraus folgt auch weiter nichts, als daß jenes Mittel der Erziehung nicht das einzige bleiben kann, dessen man sich zur Bildung der Herzen und der Sitten bedienen muß. Es müssen mehrere hinzukommen. Aber Sie werden bald sehen daß auch diese nur in öffentlichen Erziehungsanstalten ihre vollkommne Wirkung thun.

Wir wollen diß sogleich in Absicht auf Strafen und Belohnungen erweißlich machen. Der Mensch, wenn er

ein-

einmal Fehler an ſich hat, kan anders nicht von ſeinen Fehlern geheilt werden, als wenn man ihm die üblen Folgen derſelben recht fühlbar und dabey die angenehmen Folgen des Gegentheils deſto wichtiger und ſchätzbarer zu machen weiß, oder welches eben ſo viel iſt, wenn man die Kunſt verſtehet mit Vorſicht zu beſtrafen und mit Weisheit zu belohnen? Aber dieſe Kunſt kann nur bey der öffentlichen Erziehung ausgeübt werden. Wenigſtens lehrt es die Erfahrung, daß ſie bey der Privaterziehung bisher gänzlich gemangelt hat. Denn Belohnungen gibt es hier entweder gar nicht oder wenn zuweilen ein Vater auf dieſes herrliche Mittel zur Veredlung des Herzens verfiel, ſo war die Art der Belohnung immer ſo falſch und zweckwidrig daß die Wirkung davon nothwendig auſſenbleiben muſte. Die meiſten Eltern aber begnügen ſich nur das Böſe zu beſtrafen. Und da ſcheint es faſt, als ob das mürriſche Geſicht des Strafenden, die Menge der Schelworte die dem Kinde dabey vorgedonnert werden, und die Schläge die endlich darauf erfolgen, recht dazu beſtimmt wären, das Kind zu erbittern und das Motiv der Strafe unwirkſam zu machen. Wollen Sie nun, theuerſte Freunde, mit der gewöhnlichen Kinderbehandlung, wie man ſie bey bey Privaterziehungen findet, dasjenige vergleichen, was wir in unſerm gedruckten Plane von denen bey uns gewöhnlichen Strafen und Belohnungen,

gesagt haben, so werden Sie gewiß überzeugt werden, daß nur solche Belohnungen das Herz veredlen, daß nur solche Strafen das Laster verhaßt machen können.

Indessen sehen Sie bei dieser Untersuchung nicht blos auf die Art der Strafen und Belohnungen, sondern auch auf die Beschaffenheit der Strafenden. Bei der häußlichen Erziehung, der Vater mag sie selbst verwalten oder einem Hauslehrer übertragen haben, ist es immer nur ein Einzelner, der Strafen und Belohnungen austheilt. Dieser Einzelne hat seine gute und schwache Seite die sich dabey offenbaren wird. Er hat seinen eignen Gesichtspunkt aus welchem er Gutes und Fehlerhaftes seiner Zöglinge beurtheilt. Er hat dabey seine eigne Laune, die heute so und morgen anders gestimt ist. Diese Laune ist sein Gesetz. Dieser Gesichtspunkt ist seine Regel. — Können Sie hier einen Richter erwarten, der zu allen Zeiten kalt, überlegend, und unpartheyisch bleibt? Der in Behandlung der Kinder sich stets gleich ist? Der nie in den Herzen der Kinder die Vermuthung des Eigensinns und der Willkühr veranlaßt? — In einer öffentlichen Anstalt wie die unsre, können Sie dieß. Hier sind mehrere beisammen, welche über jede wichtige Handlung der Zöglinge gemeinschaftlich urtheilen. Hier darf nichts

erhebliches auf der Stelle bestraft werden, damit sich bey den Strafenden weder Eigensinn noch Hitze noch üble Laune einmischen möge. Hier haben alle einerley Gesezbuch nach welchen sie richten. Hier macht die Mischung verschiedner Köpfe und Temperamente ein angenehmes Ganzes; wo alle nach Grundsätzen keiner nach Willkühr und Laune handeln darf.

Und sehen Sie dabey drittens auch auf die Umstände, unter welchen Belohnungen oder Strafen ertheilt werden. Denn beide wirken eigentlich nicht durch sich selbst sondern durch die Art wie sie geschehen und besonders durch die Zeugen die dabey sind. Und wer sind diese Zeugen im väterlichen Hause? Es sind Personen gegen welche das Kind aus mehr als einer Ursache schon längst gleichgültig worden ist. Und eben deswegen machen weder Strafen noch Belohnungen einen sonderlichen Eindruck, weil sie das edelste Gefühl des Kindes, ich meine den Ehrgeiz, nicht rege machen können. Daher verursachen auch die Strafen meistens nur Erbitterung und Unwillen, weil sie nur als Folgen des Unwillens des Strafenden betrachtet werden. Weit anders ists bey der öffentlichen Erziehung. Hier macht die Menge der Lehrer und Zöglinge ganz erstaunende Eindrücke auf das Gemüth des Kindes. Seine ganze Seele ist Gefühl der Scham, wenn es ver-

verurtheilt wird. Und edler Stolz durchglühet sein Herz, wenn es eine seiner Thaten mit lautem Beifall gekrönt sieht. — Und Erbitterung, — ist bei unsern Bestrafungen gar nicht möglich, theils weil es immer eine grose Menge ist, die auf gleiche Weise, nach eben den Gesetzen und mit eben der Strenge behandelt werden, theils weil der gegen welchen die Fehlthat geschahe, nie Richter ist, sondern nur dem Senat die Anzeige macht — der alsdann, nach vorhergegangener Untersuchung, die Strafe gesezmäßig verordnet, und auf solche Art den Bestraften gewiß macht, daß seine Strafe nicht Willkühr sondern unvermeidliches Uebel war, dem sich jeder seiner Mitschüler in gleichem Fall unterwerfen muß.

Hierzu kommt endlich noch das genaue Verhältniß der Strenge der Gesetze gegen die Menge der Vergnügungen, durch welches Kindern alle Unannehmlichkeiten der Disciplin gleichsam vergütet werden. Wir wenigstens haben in unserer Anstalt so viel Mittel in Händen unsre Zöglinge zu stets fröhlichen und heitern Menschen zu machen, als kein Vater bey der häußlichen Erziehung zu veranstalten vermögend ist. Wir rechnen hieher folgende Stücke: die überaus liebreiche und freundschaftliche Behandlung, die alle Lehrer und Exerzizienmeister bey aller Gelegenheit gegen seine Schüler zu beobachten angehalten werden: ferner die angeneh-

me Abwechslung der ernsthaften Lehrstunden mit den Spiel und Exerzizienstunden: drittens die Methode selbst die bey dem Vortrage aller und jeder Wissenschaften eingeführt ist, vermöge welcher der Lehrer stets mit seinen jungen Zuhörern spricht und nach der Sokratischen Art ihnen die schwersten Materien unterhaltend zu machen sucht: endlich die edle Art, die ausserordentliche Mannigfaltigkeit und der eigne Reiz der Spiele und Ergötzlichkeiten die wir den Kindern in ihren Erholungsstunden, besonders durch Theilnehmung der Lehrer an denenselben, genießbar zu machen wissen — und darauf wir bereits solche Kosten verwendet haben, als leicht von keinen Vater in seinen Hause verwendet werden können. Dieß, theureste Freunde! ist in offentlichen Institutem das entscheidende Mittel, die Strenge der Gesetze zu mildern, die Zöglinge wegen der unangenehmen Folgen ihrer Fehltritte zu entschädigen und ihre Herzen mitten in der klösterlichen Eingezogenheit der Freude und Zufriedenheit offen zu halten.

Und nun eile ich, Sie mit Hinweglassung aller übrigen zu dieser Materien gehörigen Gründe, noch auf ein Hauptmittel zur Bildung des Herzens und der Sitten aufmerksam zu machen, welches ich als eines der wirksamsten gefunden habe und zu dessen völligen Gebrauch nur öffentliche ErziehungsAnstalten Gele-

gen-

genheit haben. Es ist die Kunst, Kindern die Tugenden des geselligen Lebens zum Bedürfniß zu machen. — Im mütterlichen Hause geht dem lieben Knaben alles nach seinem Kopfe. Vater und Mutter, Lehrer und Bediente, alles beeifert sich seine Wünsche zu befriedigen. Niemand versteht die Kunst sich ihnen zu widersetzen. Und wenn auch zuweilen ein kleiner Widerstand geschieht, so hat das Kind Zeit genug gehabt, die wenige Menschen um sich her so auszustudiren daß es alle mögliche Kunstgriffe bei der Hand hat, diesen Widerstand zu zernichten und, wenigstens in den meisten Fällen, seinen Willen durchzusetzen. Daraus entsteht nach und nach ein gewisses Gefühl der Freiheit und der Unabhängigkeit, daß es kein Wunder ist, wenn solche Kinder bey ihrem Eintrit in die Welt überall Hartnäckigkeit, Eigensinn, und Undiegsamkeit blicken lassen. Aber wer siehet nicht, daß dieses so grose und den Jünglina so wohl als seine Mitmenschen lastende Uebel bei uns von selbst wegfallen muß. Denn hier ist eine Art von Republick, wo alle Glieder einerlei Rechte haben, und wo der Fürsten-Sohn sich gefallen lassen muß mit Kindern von geringsten Stande in einer Art von Gleichheit zu leben. Hier sind für alle einerlei Gesetze denen sie sich mit einerlei Strenge zu unterwerfen genöthiget sind. Hier ist jeder ein Glied einer Gesellschaft, in welcher man nur alsdenn glücklich und vergnügt seyn kann, wenn sich einer dem andern gefällig zu machen und

durch Proben des Wohlwollens ſeiner Zuneigung zu verſichern weiß. Hier entſteht von ſelbſt aus Unpartheilichkeit und Kälte der Richter Gehorſam, aus Gleichheit der Schüler Nachſicht und Verträglichkeit, und aus Mannigfaltigkeit der Karaktere die Kunſt ſich in alle Leute zu ſchicken, aus der Menge der Bedürfniſſe Vorſicht und Weltklugheit, und aus der Gemeinſchaftlichkeit aller Vergnügungen und Freuden, Geſelligkeit und Wohlwollen. Hier werden alle Herzen der Liebe und Freundſchaft geöfnet, denen im väterlichen Hauſe dieſe edeln Gefühle der Menſchheit oft ganz unbekannt bleiben müſſen.

Noch einen ſehr wichtigen Vorzug der öffentlichen Erziehung übergehe ich, (weil er Ihnen morgen, theureſte Freunde, in einer beſondern Vorleſung vorgetragen werden ſoll) um deſto eher Erlaubniß zu erhalten, noch einige Augenblicke von dem Unterricht zu ſprechen, der öffentliche Inſtitute vor jeder häußlichen Erziehungsart auszeichnet. Ich will mich dabey ſo ſehr einſchränken, als es nur immer möglich iſt, um Ihre Aufmerkſamkeit nicht zu ermüden.

Wir wollen alles mit einem Blicke zu überſchauen ſuchen. — Iſt es möglich, daß ein Hauslehrer, ſei er der vollkommenſte Menſch der je auf einer deutſchen Univerſität gebildet ward, alle die Wiſſenſchaften in ſich vereinige, deren jeder bey öffentlichen Inſtituten, von ſo verſchie-

enen, besonders gelehrt wird? Können im väterlichem Hause alle lebende Sprachen durch den Weg der Konversation erlernt werden, wie es bey uns geschieht? Wo haben irgend Hauslehrer die Unterstützungen bey ihrem Unterricht, die wir den unsern durch so zahlreiche Sammlungen von Büchern, Kupfern, Instrumenten, Modellen, und Naturalien-Sammlungen verschaft haben? Giebt es unter hundert Hofmeistern auch nur zwei, welche im Stande sind Wissenschaften, nach der ächten Sokratischen Lehrart vorzutragen? Kann man von Hauslehrern erwarten, daß sie das ganze Feld jeder Wissenschaft so überschauen als es nöthig ist, wenn man nach einem festen Plane lehren, alles in elementarischer Ordnung vortragen, alles unnütze vom nothwendigen absonderen und durch Wahl und Ordnung den Lehrlingen das Lernen erleichtern will? Sind bey der häußlichen Erziehung alle Arten von Handwerks und Exerzizienmeistern so vollständig zusammen zu bringen als Sie dieselben bey Instituten antreffen wie das unsre ist? Kann es verhütet werden, daß Kinder beim häußlichen Unterricht durch Monotonie des Lehrers Eckel und Ueberdruß schöpfen? Endlich — ist je ein Vater fähig, seinen Kindern das edelste Triebwerk zu Fleiß und Thätigkeit zu verschaffen welches bey öffentlichen Erziehungsanstalten die Nacheiferung enthält?

Freunde! Sie sehen hier schon alles beysammen, was ich Ihnen für meine Behauptung noch zu sagen hatte. Und nun — urtheilen Sie selbst ob es Sophisterei oder Wahrheit ist, wenn zu weilen Leute, mit der Miene der Weisheit, auftretten und öffentlichen Erziehungsanstalten Hohnsprechen weil sie — vielleicht sich selbst zu tief unter ihrer Würde erblicken. Urtheilen Sie sage ich, ob es mehr Krankheit des Verstandes oder Krankheit des Herzens seyn mag, wenn Uebelgesinnte der Wärme spotten, mit welcher ich mich bisher der öffentlichen Erziehung widmete, oder den Eifer tadeln, mit dem jene edelsten der Menschen mich unterstützten und sich für die glückliche Ausführung meiner Anstalten — nicht ohne Uebernehmung eigener Gefahr verwendeten.

Aber urtheilen nun auch Sie meine geliebtesten Mitbrüder! was wir noch alles thun müssen, wenn wir unserm Institut die Vorzüge ertheilen wollen, welche ich der öffentlichen Erziehung beygelegt habe? Was für Kampf, was für Eifer, was für Anstrengung, was für ausdauernder Fleiß dazu erfodert wird!

Gewiß Theuerste! Wir müssen jetzt mehr thun, als man von gemeinen Menschen sonst erwartet. Wir müssen alle unsere Kräfte aufbieten, wenn wir unsere Pflicht erfüllen, unser Gewissen befriedigen, unsre Ehre behaupten, und die Erwartung der Zeitgenossen, erfüllen

en wollen. Wir müssen besonders in den ersten Jahren unermüdet arbeiten. Wir müssen unser eignes Vergnügen aufopfern. Wir müssen gar nicht mehr für uns selbst leben. — Wenn wir nicht als Heuchler und Windmacher dem Hohngelächter unsrer Feinde uns Preiß geben wollen.

Ach Gott! der du aller Menschen Herzen in deinen Händen führst und sie leitest wie die Wasserbäche, wohin du willst! Ach lenke mein und meiner Mitlehrer Herzen mit deiner Gotteskraft, daß wir aushalten auf der grossen Bahn die uns deine allwaltende Vorsehung eröfnet hat. Gieb uns Kraft, wo sie unsere ermattet. Gieb uns Eifer, wenn wir müde werden. Gieb uns Muth, wenn wir erschreckt werden. Gieb uns Standhaftigkeit, wenn Hindernisse und Schwierigkeiten sich auf uns losdringen. Laß deine Kraft du Allmächtigster auch in den Schwächsten mächtig werden — Gott! du kennest mein Herz! du weißt daß nicht Durst nach ungewissen Reichthum die Triebfeder dieses Unternehmens war. Du weißt, daß redliche Liebe zu meinen Mitmenschen, daß brennender Eifer für das gemeine Beste zu wirken, und vernemlich der Wunsch den Rest meines Lebens dir durch überwiegendes Gute wolgefällig und für die Ewigkeit belohnbar zu machen, mich beweg, diesen gefahrvollen und mühseligen Weg zu betretten. O so verlaß mich nicht du liebreicher Vater!

verlaß mich nicht und ziehe nie deine Hand von mir ab. Neige die Herzen wohlthätiger Menschenfreunde zu mir und laß mich Hülfe finden wenn Stunden der Bekümmerniß mich derselben bedürftig machen. Laß mich ofne Herzen finden, wenn ich Trost und Beistand suche. — Schenke mir die Liebe und das Zutrauen des bessern Theils meiner Zeitgenossen. — Vor allen Dingen erhalte mir die Gnade und den Beystand meines theuresten Landesvaters und gieb daß meinen sauren Arbeiten der süsseste Lohn werde, den ich mir wünsche — sein Beifall und sein Wohlgefallen. Ich heilige dir Vater! von nun an mein ganzes Leben! Ich widme dir alle meine Kräfte. Ja ich wiederhole es hier vor deinem Angesicht, was ich erst vor kurzem öffentlich gelobt habe: „Vergesse ich Freund und Vater dieser Kin„der zu seyn so müsse der Herr meiner und meiner „Kinder vergessen!

27

Rede

vor der Verlesung

des Gesezbuchs,

von

Herrn Professor Weidemann.

Ich glaube, Sie ſind von der Rechtſchaffenheit unſerer Abſichten überzeugt; Sie ſehen uns als Väter und Freunde der Zöglinge, die uns überzeben werden, an. Was Sie bisher geſehen, was Sie gehört haben, muß Ihnen Beweis davon ſeyn. Einige von Ihnen haben uns nun ſchon ſeit drey oder vier Wochen, mitten unter unſern jungen Freunden beobachten können. Wenn dieſe wenigen zu unſerm Vortheil auch weiter nichts bezeugen könten, als was ſehr leicht zu bemerken iſt, daß wir ein jedes Kind, ſo wie einen jeden Jüngling lieben, und daß wir uns mit vereinigten Kräften bemühen, alles dasjenige bei ihnen aus Zärtlichkeit zu wirken, was der beſte Vater und die vernünftigſte Mutter aus elterlicher Liebe und aus Pflicht wirken würden: ſo könnte Ihnen dieſes erſte Zeugniß ſchon jezo für alles andere was wir verſprechen, Gewähr leiſten. Aber ſie ſagen mehr, und auf dieſes lezte Zeugnis ſind wir ſtolz. Sie ſagen laut, daß Menſchenfreundſchaft der Haupt-Karakter unſers Erziehungshauſes ſey. Verlaſſen Sie ſich hierauf, und beurtheilen Sie nunmehr unſere höchſten Endzwecke, und unſre allgemeinſten Geſetze.

Vervollkommnung des Menſchen, Erhöhung aller ſeiner angebornen Kräfte, möglichſte Verbeſſerung ſeiner verdorbenen Natur, Ablegung aller derjenigen Fehler, die im väterlichen Haus und in den meiſten Schulen nie-

niemals abgelegt werden können, das heißt: Ausbildung des Verstands durch Wissenschaft und Kunst, Verbesserung des Willens durch hinlänglichen, gründlichen Unterricht in der Religion und Sittenlehre Jesu, und durch beständige Uebung in der speciellen Pflicht des Zöglings, wodurch wir ihn zur Tugend gewöhnen, sie ihm, wenn ich mich so ausdrücken darf, mechanisch nothwendig machen, Bildung der Sitten für das gesellschaftliche Leben und für die grose Welt; und beständige Sorgfalt für Gesundheit, Abhärtung und Stärke des Körpers, sind unsre höchsten Absichten, und unsre allgemeinsten Gesetze.

Kann einem einzigen von Ihnen gleichgültig seyn, was wir Ihnen heute so feierlich mit frommer Ehrlichkeit zusagen? Ich würde unbillig urtheilen wenn ich eine so grose Menge so weit von allem Guten entfernt annehmen wollte, daß nicht die meisten in diesem Augenblick, voll von der Vorstellung der Glückseligkeit, die wir künftigen Zeiten versprechen, und für unser Erziehungshaus eingenommen seyn, und daß nicht wenigstens die übrigen, die noch nicht ganz unsre Freunde sind, uns zu allen unsern Unternehmungen Glück wünschen sollten. Denn ein jeder wünscht das Beste, wenn er auch zu leichtsinnig ist, selbst an der Freude, es befördert zu haben, Theil zu nehmen, oder zu träge, über Mittel nachzudenken — oder zu schwach, die Arbeiten,

die

ie zur Erreichung des gewünschten Endzwecks nöthig ind, auszuhalten, und ununterbrochen fortzusetzen.

So überlassen Sie uns dann nur ungehindert die Arbeit! So viele Lehrer Sie hier sehen, so viele Männer sehen Sie, die Wissenschaft genug haben, die Jugend in allen Theilen der Gelehrsamkeit, und in allen Sprachen zu unterrichten, deren einige schon der gelehrten Welt durch ihre Schriften bekannt sind, die sich aus edlem Trieb, zum Dienst des Philanthropins entschlossen haben, um durch Bildung der Jugend zum Besten des Vaterlandes zu arbeiten, Männer von Muth. Die Zukunft wird beweisen, daß ich die Wahrheit rede.

Sie wenigstens, theuerste Eltern unsrer Kinder! waren hiervon überzeugt. Was würde Sie sonst bewogen haben, sie uns anzuvertrauen. Glauben Sie mir, Ihr Zutrauen wird uns anfeuern — unermüdet machen. Ihre Wünsche werden unsre Gesetze seyn. Denn was Sie wünschen, das wünschen wir. Und was wir zu Vervollkommnung des Menschen wünschen, ist Gesetz in unserem Erziehungshaus. Vielleicht werden wir mehr thun, als Sie gehofft, als Sie gewünscht haben.

Wir verlangen hiervor weder Dank, noch Lohn. Denn nur der Taglöhner läßt sich bezahlen, nicht aber

der

der Patriot, der fürs Beste des Staats arbeitet. Er hört auf zu seyn, was er seyn will, so bald er auf eins von beiden Rechnung macht. Aber bitten dürfen wir Sie, daß Sie einem jeden, der zur Wohlfart Ihrer Söhne beizutragen gesucht hat, nur einen Theil der Liebe schenken, die er Ihren Söhnen bewiesen hatte. Diese Liebe wird Dank seyn, so wie Zufriedenheit über seinen Zögling, den er dem Vater fromm, gelehrt und brauchbar zurückschickt, sein reellester Lohn seyn wird.

Und nun glauben Sie mir, theuerste Väter und Verwandten unsrer Jugend! ich empfinde in diesem Augenblick, was ich nicht aussprechen kann — vielleicht mehr als Sie selbst, Freude und Angst zugleich — Hofnung und Furcht, ich fühle Wohlgefallen Gottes an getreuer Arbeit, und Misfallen an der geringsten Nachläßigkeit, die Sie selbst verzeihen würden. Das erste belebt — das andere beugt mich. Aber ich fühle meinen Beruf, so wie ihn diese Männer fühlen, mit Ihnen Väter zu seyn. Dies ermuntert mich wieder. So viel weis ich wenigstens, daß Gott unsre Bemühungen segnen wird, weil er Ihre Kinder noch unendlich zärtlicher liebt, als Sie selbst, und ihre Lehrer sie lieben. Er wird uns unterstützen. Sonst sehe ich nicht, wie es möglich ist, daß ein Fremder die Pflich-

ten

ten des Vaters erfüllen sollte, da es dem Vater selbst, der den Sohn in den Armen derjenigen, die ihn gebar, und von der Wiege an nach seinen Wünschen zu bilden, Gelegenheit und Zeit hatte, so schwer fällt, Vater zu seyn.

Verlassen Sie sich hierauf, theuerste Mitarbeiter in unserm großen Plan, rechtschaffene Männer! doch, ich seh' es Ihnen an, Sie dürfen nicht weiter ermuntert werden. So lange Sie, verehrungswürdiger Herr Direktor unser Vorgänger sind, wird keiner von uns träge werden. Ihr Exempel ist mächtiger als das Gesetzbuch, das uns vorgelesen werden wird. Ihre Geschäftigkeit zum Besten anderer Menschen, Ihre Entschlossenheit zu so mancherley großen Unternehmungen, Ihre Unverdroßenheit bey den größten Schwierigkeiten, Ihr Muth der allen Hindernißen Trotz bietet, wird uns geschäftig, entschlossen, unternehmend machen. Ich halte Ihnen keine Lobrede. Denn ich würde auf keine Art dem Verdacht entgehen, daß ich schmeichle. Deswegen habe ich nichts weiter gesagt, als was für uns nothwendig ist, und Muth giebt, Ihnen zu so heiligen Endzwecken mit möglichster Anstrengung unserer Kräfte arbeiten zu helfen; was nöthig ist, unsern Freunden, und der Menge, die unser Fest feiert, zu sagen: daß Sie unter Zehen-

tauſenden der einzige ſind, den die Vorſehung zu Ausführung ihrer höchſten Abſichten beſtimmt haben konnte. Ein jeder Rechtſchaffener wird Gott dafür danken, daß Sie der Stifter des Heidesheimiſchen Erziehungshauſes waren. Wir wollen Ihrer Spur folgen. An Ihrem Verdienſt Theil nehmen, ſey unſer einziges Beſtreben.

Und Sie, edle Jünglinge! werden uns, wenn wir uns Ihnen aufopfern nicht vergeblich arbeiten laſſen. Sie werden ſelbſt Ihre Kräfte anſtrengen. Was iſt Ihr höchſter Zweck? Warum ſind Sie hier? Sie wollen in aller Abſicht glückſeelige Menſchen werden. Hören Sie die Geſetze, die ein anderer von Ihren Vätern Ihnen bekannt machen wird. Sie werden im Stande ſeyn, ein jedes zu beurtheilen. Es wird Ihnen in die Augen fallen, daß die Befolgung des geringſten Geſetzes zu Ihrem Beſten abzielt. Und von dieſer Stunde an betrachten Sie unſer Erziehungshaus als einen Tempel der Tugend. Es kommt auf Ihre Lehrer, es kommt aber auch auf Sie an, Heidesheim uns zum Himmel zu machen.

Rede
nach Verleſung
des Geſezbuchs,
von
Herrn Profeſſor Juncker.

Vehrerungswürdige! Geſchätzte!

Wenn Geſetze gegeben werden, um jedes einzelne Glied des Staates, er ſey welcher er immer wolle, immer mehr und mehr ſeiner Glückſeligkeit näher zu bringen, wenn Geſetze ſelbſt aus dem faßlichen, allgemein Gefühl von dem was recht und gut iſt, entſprangen, wenn der Menſch mit ſich ſelbſt um ſo mehr zufrieden ſeyn muß und iſt, je mehr er im Geſetz, der Stimme ſeines Herzens folgt, wenn nur Geſetze, Harmonie, Sicherheit und Verträglichkeit in einem Staate gründen, ſo laßt ſie uns mit dem Geſetzgeber ſegnen — ſegnen, ſo lange noch unſer Herz fürs Schöne und Gute ſchlägt.

Ich denke nicht, daß man entweder geſpielt, oder falſch geurtheilt habe, wenn man einen Staat mit einem Körper verglichen hat. Dieſe Vergleichung wird um ſo fühlbar treffender für mich, wenn ich die beſondern Glieder eines Staates, mit den beſondern Gliedern des menſchlichen Körpers in Vergleichung ſetze, und in beiden das gemeinſchaftliche des Entzwecks zu beſtimmen ſuche.

Gott! welches Gewebe im Menſchen! Wie viel einzel abgeſonderte Theile, aufs genaueſte mit dem Ganzen verbunden, um einem gemeinſchaftlichen Zweck ent-

gegen zu ſtreben — bis auf die letzte Nerve hinaus. Wie viel einzel abgeſonderte Theil eines Staates, die ſo bald es auf einen gemeinſchaftlichen Entzweck ankommt, und dieß muß er immer ſeyn, ſich ſo genau, wie Welle in Welle fließt, mit einander vereinigen! Aber überlaßt mir nur den Körper ſich ſelbſt; ſetzt ihn in Bewegung, und ſprecht, Webe du immer für dich hin! unterſuchet nicht von Zeit zu Zeit ſeine Bedürfniſſe, ſucht ſie nicht gleich zu befriedigen, wenn ihr ſie entdeckt habt, und ich ſtehe Euch dafür, der Körper wird ſich endlich durch ſich ſelbſt aufreiben.

Geſetze — ſo wohl nach ihrem Ge- als Verbotten ſo wohl nach ihren Straffen als Belohnungen, ſind wahre Wohlthaten. Soll' damit Du ungeſtraft bleibeſt, Frevler, dem Laſter Quelle eröfnet werden? Das was Strafe für dich iſt, iſt Wohlthat für den ganzen Staat: und der Nutzen des einzelnen Mannes iſt dem Nutzen aller, unterordnet. So iſt freilich auch ſchon, das innere Bewuſtſeyn einer guten Geſinnung, einer guten That, Lohn für meine Rechtſchaffenheit. O das Gefühl, das überzeugende Gefühl, — überzeugend, deßwegen, weil es auf Bewuſtſeyn gegründet iſt, — das Gefühl, daß Gott billigend auf meine That herabgeſehen habe, wie oft, beneidenswerther rechtſchaffener Mann, wie oft hat es dir eine ſüße, wollüſtige Thräne entlockt, wenn du ſo in der ſtillen Abend Däm-

mie-

merung am ſanft hinab gleitenden Bache lagſt, und dich an der wohlthätigen Natur erquickteſt! Oder wann du die brodloſe Wittwe mit ihrem unverſorgten Säugling, an der Thür des Reichen, um ſonſt nach Brod rufen hörteſt!

Aber die Frage iſt, ob unſerer Brüder — ob des Bewegungsgrundes zur guten That wegen, öffentliche Belohnungen, nicht verbunden werden müßten mit dieſem belohnenden Bewußtſeyn, mit dieſen ſo ſchätzbahren Empfindungen des Herzens?

Was mich ſelbſt anbetrift, da bin ich belohnt genug, durch mein Herz, und durch die Ueberzeugung, daß Gott nun mein Vater ſey, aber in Rückſicht daß ich Menſch, daß ich Geſellſchafter, daß ich Mitbürger bin, muß die Geſellſchaft mit der ich verbunden bin, öffentlich mein Verdienſt zu ſchätzen, und dadurch zu empfehlen, bemühet ſeyn.

Demnach beſtimmen mir die Geſetze, den glücklichen Mittelweg zur Tugend hinan.

Es iſt nicht wahrſcheinlich daß auch der ſtrengſt rechtſchaffene Mann, wie ich mir ihn immer denken mag, blos durch ſich ſelbſt, blos durch ſein natürliches Gefühl von dem was recht und gut ſey, ſo glücklich dieſem Mittelweg finden könne. — Geſetze beſtimmen ja erſt deutlich was Laſter- und Tugendhaft ſey. Dem-

nach wäre dem blos natürlichen Menschen, jede gute Gesinnung und That, nicht als Tugend anzurechnen, weil sie nie für ihn Pflicht seyn konnte. Er hat sie allein seinen guten Temperamente, der sanften Bluts-Mischung in ihm zu danken.

Also mitten unter meinen süßen Empfindungen vom Schönen, mitten unter meinen natürlichen Anreizungen zum Guten, seegne ich Euch ihr Gesetze.

Unser Philanthropin ist in jeder Rücksicht ein, obgleich nicht unabhängiger Staat. Ihm werden so wohl, wie Monarchien, Staats Fehler in kleinen eigen seyn können, folglich wird es, wie jeder andrer Staat, Gesetze bedürffen. Ihr, Lehrer und Zöglinge, preiset mit mir die Fürsorge, unsers fast durch alle Schwierigkeiten hindurch dringenden Fürsorgers und Stifters dieses Philanthropins, daß er auch hier, uns, zu unserm Wohl und Ruhe berathen hat, da er Gesetze gab, die Vernunft und das Gewissen billigen.

Ein Philanthropin, ein so lebender, ein so mannigfaltig zusammengesetzter Körper, in steter Emporwallung, in stetem Drang, unter dem Gefühl seiner Kraft! — Ohne Gesetze! — Ein Philanthropin ohne Gesetze? Gott ich verfülle mein Aug für dieser Scene!

Ihr meinem Herzen so verwandte Zöglinge, ihr habt diese Gesetze vorlesen gehört, ich frage Euch auf

euer

euer Gewißen, fandet ihr ein einziges zu schwer. Herrschte nicht in jedem, Rückſicht auf Jünglings Jahre, und Jünglings Kräfte? herrſchte nicht in jedem, vollkommene Billigkeit? Nehmt ſelbſt aus dieſer Billigkeit einen Bewegungsgrund, zur völligen Erfüllung Eurer Pflichten. Glaubt eurem Freunde der aus Ueberzeugung ſpricht, ihr würdet ohne dieſe Geſetze bey uns ein Leben leben, das ihr am Ende ſelbſt, wenn jugendlicher Trieb nach bloßer Sinnlichkeit geſtillet iſt, verfluchen würdet.

Sie, geſchätzte Lehrer, lieben Mitbrüder, ſie ſcheinen mir, wenn ich der Stimme meines Herzens trauen darf, das mich in dergleichen Fällen noch nie betrogen hat, dieſe Geſetze, in dem Augenblick, da ſie Ihnen vorgeleſen worden, billigend unterſchrieben zu haben. Heil Ihnen! Laſſen ſie uns um unſerer ſelbſt willen pünktlich auf die Erfüllung derſelben halten, uns brüderlich umarmen, und im Fried auf einem Sinne wandlen

Noch ſchien mir was zu fehlen, wenn ich mich hier, meiner Empfindungen an dem heutig feyerlichen Tage nicht entledigen dürfte. Mein Herz iſt zu Drangvoll als daß ich es nicht in euren Schoos ausſchütten ſollte, Mitbürger, Lehrer, und Zöglinge. Nie genug geprießener, ewig zu preiſender Gott, der du die Her-

zen und Schicksaale der Menschen leitest wie die Wasserbäche, dem wir allein jedes Glück unsers Lebens zu danken haben, dir sey Anbetung, daß du uns unter deinem Schutz und Schirm, den heutigen, für uns so wichtigen Tag, einen Tag den wir mit Sehnsucht wünschten, und wahrscheinlich fast nie hoffen durften, — hast erleben lassen. O Gott schau wohlgefällig auf die Empfindungen unserer Herzen herab, — auf unvermischte Empfindungen, laß sie dir die Stelle eines lauten Danks vertreten, und wie Wohlgeruch, zum Himmel steigen. Thue nach deiner ewigen Erbarmung wohl unserm großen Beschützer des Philanthropins, Leiningens regierenden Carl Friederich Wilhelm. Laß deinen Seegen, wie spat Regen, auf den Stifter unsers Philanthropins herabträufeln. Geseegnet sey künftig noch die Asche, unsers besten, unsers ganz Menschenliebenden D. Barths. Theurer Mann, auf deinem Grab weine künftig die Menschheit eine Thräne des Mitleids und des Dankes! Wohlthäter der Menschen, Vater der Menschen, Jesus Vater; seegne das ganze Philanthropin, laß es zur Ehre der Menschheit blühen und wachsen und ihr Zögling, sprecht aus der Fülle eures Herzens, — Amen!

Vorlesung

über

den Einfluß der schönen Wissenschaften aufs Herz,

von

Herrn Professor Juncker.

Hochgebohrne! Hochwohlgebohrne!
Hochgeſchätzte Zuhörer!

Ich kann die Abſicht, in welcher ich einer mir ſo ſchätzbaren Verſammlung jetzt eine Vorleſung halten werde, vielleicht nicht beſſer erfüllen, ſelbſt nichts näher's in Beziehung auf das mir angewieſene Lehramt reden, nicht beſſer die Forderung meines Herzens befriedigen, als wenn ich mich mit Ihnen, hochanſehnliche, verehrungswürdige, und insgeſamt hochgeſchätzte Zuhörer, unterhalten werde,

über den Nutzen der ſchönen Wiſſenſchaften, und freien Künſte, und die aus ihm fließende Pflicht, Ihnen ſich zu weihen.

Erwarten Sie Sprache des Herzen! die bin ich Ihnen ſchuldig; die gelobe ich Ihnen. Machen Sie Schuldforderung an den warmen Mann, und vergeſſen Sie den Redner darüber!

Wenn der Nutzen der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſten, ſo durch Gründe bewieſen werden kann, wie er ſich bis jetzt, auf das Gefühl ſo vieler gründet, die ſich entweder die Mühe nicht nehmen wollen, denſelben nachzuſpühren, und immer noch glücklich bei ihrer

Un-

Unwiſſenheit ſind, ſo iſt der Beweis der Pflicht, unmittelbare Folge davon; ſo fließt der Beweis der Pflicht aus dem Beweis des Nutzens.

Mein Hauptſatz, — ein Satz, aus dem ich alles herleite, auf den ich alles zurückbringe — iſt, die ſchönen Wiſſenſchaften, und Künſte, verfeinern die Empfindungen, und veredlen dadurch das Herz.

Ihr erſter Zweck iſt, auf die Empfindung zu wirken, zu gefallen durch die Art des ſinnlichen Eindrucks. Vollkommen ſtimmen alle Zeichen, deren ſich jede bedient, zu dieſem Zweck, als Mittel: ich mag nun mein Augenmerk richten, auf Farben oder Töne, oder auf die Dichtkunſt, die ihren völligen Reiz erſt dem guten Dialog zu danken hat, wie die erſtern Künſte, den ihrigen, der Gröſſe des Meiſters. Ich berufe mich auf Ihre eigene Erfahrungen, auf den fühlbaren Abſprung der eigenen Lektüre von einer theatraliſchen Vorſtellung, und auf das glaubwürdige Zeugniß, der Gelehrten und Ungelehrten, der Hohen und Niedern, die beim Meßias, da er ihnen von einem Manne voll Herz und Kraft, in Klopſtocks Seele vorgeleſen ward, das empfanden, was ſie nie empfunden hatten, weinend aus der Leſeſtund giengen, und ihre Meßiade hin zur Bibel legten. Wie Sie das deutſche Muſäum näher davon unterrichten kann.

Wozu zielen doch alle jene Lieder vom Wein, Liebe und Freundschaft, — wozu alle jene reizende Schilderungen des Schäferlebens, und der ländlichen Ruhe und Stille, wozu alle Oden, auf Gott, König und Held ab? — wozu anders? als in uns die Empfindungen des Werths des Lebens durch Vorstellung seiner Freuden, die Empfindungen der Andacht, der Größe, und des Muthes zu erwecken? Wozu anders, als in dem Menschen heilsame, angenehme Empfindungen zu erregen? und ihn dadurch von Seiten seines Gefühls, wodurch er allein den Werth seines Lebens abmißt, glücklich zu machen? Wehe dem Manne, der, wenn er (in einem Beruf, welcher in Absicht seines Gefühls, für ihn, nicht die mindest angenehmste Wahrung haben kann, es seye denn die leicht monotonisch werdende Empfindung der Erfüllung seiner Pflichten,) des Tages Last und Hitze getragen hat, in der stillen Dämmrung der Maynacht, nicht an der Hand des Dichters, nicht durch die Freuden der Kunst, die Mühe des Tages vergessen kann!

Ich will meine Bestimmung erfüllen, sie sey welche sie wolle, ich will meinen Berufsgeschäften abwarten, sie mögen mich auch noch so sehr fesseln: aber es giebt Zwischenräume, die ich zu meiner Erholung, und zu meinem Vergnügen ausfüllen will. Ich wandle mitten

ten unter den Stürmen des kalten Winters, an der Hand eines Geßners oder Tomsons, in die lachende Gefielde der Frühlings-Natur. Ich bin ganz abgezogen: Alles iſt auſſer mir; Ich genieſſe mit dem Schäfer die Freuden der Unſchuld, des ſtillen ländlichen Lebens, einer tadelloſen Geſchlechter Liebe; ich freue mich über das mitfühlende Geſchöpf, dem der Schöpfer die erſte Kraft meiner Seele verſaget hat; ſo in meiner Empfindung bin ich der ganzen Natur offen, bin ich ganz Menſch; bin ich nun nicht glücklicher, als der Mann, der unter ſeinen Schätzen, den ganzen Tag, unthätig, abſichtlos, verſchlummert hat?

Wie leicht verträgt ſich der ſchöne Geiſt, mit dem rechtſchaffenen Mann!

O ihr Zöglinge! ihr Pflanzen aus denen noch alles zu bilden iſt, ich muß mich im Drang meiner Seele zu Euch wenden! Wie angenehm, wie nutzbar, wie ſeelig werdet ihr künftig manche Stunde eures Lebens ausfüllen können, wenn ihr es Euch zur Pflicht machet, an meiner Hand, an der Hand eures Freundes der aus Ueberzeug ſpricht, mit Ernſt, dieſen Wiſſenſchaften, dieſen Künſten Euch zu weihen! Wie manche Stunde eures Lebens werdet ihr künftig ſeegnen, in welcher ihr Euch, nicht durch rauſchende ſinnliche Ergötzungen, ſondern durch die ſtillen Vergnügungen, dieſer mit recht, ſchön

dieſer mit Recht, frey, oder edel genennten Wiſſenſchaften und Künſte zur gehörigen Munterkeit, zur gehörig ſorgfältig, und genauen Beobachtung Eurer Berufsgeſchäfte, vorbereitet habt! Wie werdet ihr künftig dieſe Wiſſenſchaften ſegnen, wenn ihr aus Erfahrung werdet gelernet haben, daß ihr ſo manche Empfindung der Menſchenliebe, der Freundſchaft, der Milde und Barmherzigkeit, daß ihr ein ſo offenes und empfängliches Herz, daß ihr einen ſo feſten Geſchmak am Schönen und Guten, daß ihr eine ſo beſtimmte Wiſſenſchaft, jede, eurer leeren Stunden auszufüllen, Ihnen — nebſt, der Religion zu danken habt!

Die ſchöne Wiſſenſchaften, die freye Künſte bringen einen gewiſſen Geſchmak in das ganze Leben, denn ſie lehren das Schöne zu finden, wo man es auch antreffen mag; ſie bringen eine gewiſſe biedermänniſche Güte, Milde, Sanftmuth, und Rechtſchaffenheit in das Herz, in dem ſie, das Gute, wo man es auch antreffen mag, zu empfinden lehren; und ſo wie das Schöne mit dem Guten verwandt iſt, verbinden ſie den rechtſchaffenen Mann, mit dem angenehmen Geſellſchafter, und geſchmackvollen Beurtheiler des Schönen in der Kunſt, des Schönen im Charakter, des Schönen in der That.

Woher kommt es, daß wir erſt, ſeit ohngefähr zwanzig Jahren, unſer ganzes Empfindungsſyſtem,

so merklich verfeinert haben; woher kommt es, daß wir, an statt, wie die alten vom Heroismus zu sprechen, und große gewagte That zu erheben, jezt von Güte des Herzens sprechen, und schöne, gute That, erheben, — woher, daß wir eine Handlung, um ihren Werth zu bestimmen, mehr auf das Herz, als Denkkraft, und Entschlossenheit zurücke führen? Wir haben seit zwanzig Jahren merkliche Schritte im Felde des Geschmaks gethan; wir haben seit zwanzig Jahren mehr die Kunst gelernet und studiert, das Schöne wo es sey, und welcher Art es sey, zu finden: Das Gute, wo es sey, und welcher Art es sey, zu fühlen, und mit zu empfinden. Unsre Litteratur wie veredelte sie sich? — Wie vom Meßias, bis zur Jakobitischen Tändeley? Besonders unsre Tonkunst, wie ganz eine andre Richtung bekam sie? Wie mehr ans Herz suchte man sie zurück zu führen?

Freylich entstand vielleicht in eben dieser neuen Periode, aus dem Mißbrauch des Gesangs, und Tändelns, Hang zur Wollust; — Hang zu einem weichen, bequemen Leben, das aus dem Ideal floß?

Laßen Sie es seyn. Man darf sich nie auf den Mißbrauch berufen, um das zu beweisen, was man

be-

dadurch beweisen will! und ist denn nicht selbst die erste, einfache Quelle der Wollust, gut? gut, wie die des leidenschaftlichen Gefühls an sich? Entstehet Hang zur Wollust, nicht aus einer überaus leichten Empfänglichkeit des Herzens, aus dieser höchsten Reizbarkeit, die den Mann, wenn er Herr seiner selbst ist, eben so wohl zur That, die der Menschheit Ehre macht, anspornen kann, als sie ihn oft im Taumel der Lüste versenkt?

Der Mann ohne Lust ist Tod, wie es der Mann ohne Leidenschaft ist. Alle Eure Bewegungsgründe, ihr strengen Moralisten, befriedigen mich nicht ganz, so lange noch sinnliche Empfindung ein so wesentliches Stück, der Mischung im Menschen ist. Der Mann muß zuerst Mensch seyn, und wenn er es hauptsächlich nur durchs Gefühl des schönen wird, so danken wir Euch, (da ich mir die Gränzlinie zwischen dem Guten und Schönen nicht zu bestimmen getraue.) Ihr Wissenschafte, ihr Künste, eben so gut, Waisenhäuser, und Lazarette, wie wir Euch Opern und Ballhäuser zuschreiben müssen; wir würden Euch, wenn das Gefühl der Pflicht im Menschen herrschender wäre, als Sympathie, Zudrang und Bemitleiden, wir würden Euch, wenn wir uns den Menschen mehr denkend, als empfindend, vorstellen könnten, der Religion im Menschen zu danken haben, — so wie wir sollten.

Und ihr armen, ihr längst gequälten Mitgeschöpfe, vom kriechenden Wurm, bis zum erhabenen Elephant, vom hoch sich schwingenden Adler, bis zur kaum sichtbaren Fliege hernieder, wandelt ruhig unter uns: der Mann hat nun sein Gefühl viel zu sehr veredelt, als daß er sich an euren Quaalen belustigen könnte: Das was er vorhero aus Mangel der Gefühl der Pflicht, und der Liebe zu Gott, nicht that, thut er jezt, aus Gefühl der Menschheit, aus einer gewissen Weichlichkeit seines Herzens.

Er kann so wenig den Wurm sich krümmen sehen, als er den Bettler unerhört zurück weisen kann. Er ist der ganzen Natur offen; er freut sich seines Lebens, er genießt, und ihm ist wohl, wenn er so alles mit geniessen siehet.

Aber auch selbst das Gefühl der Religion, wird durch das Gefühl des Schönen und Guten — wenigstens, wärmer gemacht. Wie gut vertragen sich die schöne Wissenschaften, und freye Künste, mit dieser Tochter Gottes, wie gut kann ich mir im Christen, den schönen Geist denken! wenn ich so durch das Studium dieser Wissenschaften, dieser Künste, mich fähig gemacht habe, jedes Schöne zu empfinden, wenn sie so mein Herz der ganzen Natur öfnen, und

ich

ich da liege, am hellen Maitag, unter der breitbelaubten Buche, am Insekten wimmelnden Hügel, und Gottes Sonne mich so innigst erquiket nach der langen Winternacht, und ich die Welt der wimmelnden, und ihres Daseyns sich freuenden Geschöpfe, spähe, und der Vogel zum Preiß dessen, der ihn geschaffen hat, auf dem Aste, so frölich, so sich ganz bewußt, singt; — du Allwissender siehest denn die Thräne, die sich im Drang der Seele, meinem Aug' entstürzt, du Allwissender siehest und höreſt es, wenn ich denn im Taumel der Lust, zu dir, dem Vater der Menschen hinauf bete.

Um wie viel ihr empfindsamen Seelen würdet ihr die Verjüngungen vertauschen wollen, die Euch der Genuß der ganzen Natur verschaffet? Euer ganzes Leben sey Genuß, und Genuß Anbetung dessen, der zum Glück des Menschen, das all schuf! lasset uns den bedauern, der, weil er von jeher sein Herz versäumte, unthätig, sich selbst zur Last, ohne Genuß sein Leben verschlummert, und hypochondrisch über die Welt klagt, die im Argen liegt.

Im Siegwart finde ich eine Stelle, die zusehr hieher gehört, als daß ich sie nicht benuzen sollte. Hören Sie, mit wie vieler Empfindung sich ein Jüng-

ling ausdrückt, der nun Kleisten, das erstemall sieht, liest, versteht — fühlt! — ein Jüngling, der selbst aufrichtig gestehet, daß er den schönen Wissenschaften, nächst der Liebe zur Tugend, sein verfeinertes, veredeltes Gefühl, am meisten zu danken habe. (*)

„ Wie war mir das so neu, spricht er, wie vie-
„ le, vorhero nie gefühlte Empfindungen füllten da
„ mein Herz! wie ward es oft zur Anbetung des
„ Schöpfers hingerissen! ich sah nun die Natur mit
„ ganz andern Augen an. Jede Blume, jeder Vo-
„ gel, jede schöne Gegend ward mir wichtiger, und
„ lehrte mich den Schöpfer im Geschöpf bewundern.
„ Mein Herz ward reizbarer, und empfindlicher für's
„ Gute, und für's Schöne. Ich sah die Harmonie
„ der Schöpfung, trug sie auf meine Handlungen
„ über; schätzte sie im Leben, und der Denkungsart
„ anderer Menschen mehr; sah bey mir selbst mehr
„ auf äusserlichen Anstand, und ward gegen jedes
„ Elend mitleidig. „

Die schöne Wissenschaften, und freye Künste stärken dadurch, daß sie wärmer, fühlbarer, offener machen das Gefühl der Religion, das Gefühl der Wohlthaten Gottes, — Liebe, Vertrauen, zu ihm; und machen, weil sie uns den Menschen aus einem ganz

un-

(*) Pag. 639. des 2ten Theils, der Original-Ausgabe.

andern Geſichtspunkt anſehen lehren, die Pflichten des Bürgers angenehmer.

Ihr, welche die göttliche Meßiade, ſo oft in heiligen Schauer hinrieß, — hinrieß Euch anzubethen, den Vater des Meßias, der in einem Lichte wohnet, wozu niemand kommen kann, und der überſchwenglich mehr thun kann, als was wir bitten: — Ihr! denen der Tod Jeſu eines Grauns, umſtrahlt vom Glanze eines Hofs, oder mitten in der Verſammlung vieler tauſend Anbether, die empfindlichſten Thränen entlokte, ſprecht, wie warm ſchlug da euer Herz, welch heiſe Empfindungen entſtunden da in Euch, gegen Gott und Chriſtus! habt ihr geſegnet, — die Wiſſenſchaften, die Künſte, die Euch ein Vergnügen gewährten, das mit keinem andern Vergnügen zu vergleichen iſt! die Euch in dem Augenblick ſo ſehr zu Menſchen machten, und ſo nahe zu Gott brachten; die Euch den Werth des Lebens ſo fühlbar machten, und das Gefühl der Religion in Euch, zur Flamme erwärmten!

Der Menſch, iſt als Menſch betrachtet, nur in Abſicht der Art zu empfinden, der Art des ſinnlichen Eindruks auf ihn, und ſeiner objektiviſchen Stellung, glüklich, oder unglüklich zu nennen. Darum iſt es

die nöthigste Regel der Erziehung, den Menschen heilsamer Empfindungen fähig zu machen, zuerst sein Herz zu bessern.

Warum spräche man ewig von Tugend, wenn man die Wahrheit dieses Sazes nicht fühlte, warum, wenn der Mensch nicht weit mehr in seinem Herzen, als im Kopf die Quelle seines Glückes liegen hätte, — warum suchte man Religion so sehr aufs Herz zurück zu führen? Tugend ist Gefühl der Religion in so ferne es thätig ist. Nicht Wissenschaft — Gefühl ist Tugend. Ihr Moralisten bessert zuerst das Empfindungssistem im Menschen, dadurch daß ihr ihm, in einer langen Reihe, angenehme, heilsame, dringende Empfindungen verschaft, ehe ihr ihn, zum guten Bürger und Christen machen wollt. Oefnet zuerst das Herz, ehe ihr eure Schuldforderungen an dasselbe bestimmt! Aber trennt Euch nicht vom schönen Geist, der die größte Kunst in seiner Gewalt hat, sinnlich zu rühren, und das Herz zu bewegen.

Umständlicher darf ich Ihnen die nahe Verwandschaft eines empfindsamen Herzens, mit einem Guten, nicht beweißen, da selbst nach dem gemeinen Sprachgebrauch, Empfindliches Herz oft für Gutes gilt. Es bleibt eine ausgemachte Wahrheit: die Wissenschaften bessern das Herz, indem sie es empfind-

pfindlicher machen. Ein richtiger Geschmak in den schönen Wissenschaften und freyen Künsten ist dadurch, daß er die Gemüthsart sanfter macht, ein starkes Gegenwirkt, gegen unruhige Leidenschaften, und heftige, Begierden. Ein feiner Geschmak verschaft uns in unsern Zimmern, ein so leicht zu erlangendes, ein so befriedigendes Vergnügen, daß wir nicht der Versuchung ausgesezt sind, der Jagdbegierde, oder dem Spiel, oder dem Trunke, uns zu ergeben. Entstehen nicht Ehrgeiz, und der eigentlich sogenannte Geiz, aus Mangel des Geschmaks? Kann der Stolz einen fürchterlichern Feind haben, als männlichen Geschmak? Ist Geschmak, nicht halber Schritt zur Freundschaft? Stellt uns nicht der Geschmak alle Tugenden in ein helleres Licht? Ein feiner Geschmak stärkt die gesellschaftlichen Neigungen, — mäßigt die eigennüzigen. Keine Beschäftigung macht den Menschen zur Erfüllung seiner Pflichten geneigter, als Verbesserung seines Geschmaks. Wer zu beurtheilen im stande ist, was in Schriften, Gemälden, Ton- und Baukunst, schön und richtig ist, der ist auch im stande zu beurtheilen, was im ganzen moralischen Karakter, schön und richtig ist. Was ist also der Mann ohne Geschmak?

Aber gehet denn, bey all dem, daß ich mich eines bekannten Sprachgebrauchs bediene, der Verstand leer

aus? Beweisen diese Wissenschaften, diese Künste, nur allein ihren Einfluß auf das menschliche Herz, das so vorzüglich für ihn die Quelle seiner Freuden enthält, oder darf auch die Denkkraft ihrer Seits Befriedigung von Ihnen hoffen? Aufrichtig zu gestehen, weil mir der Mensch hauptsächlich nur durch Güte seines Herzens schäzbar ist, weil ich hauptsächlich in ihm friedliebendes, mitempfindendes, genußgönnendes Mitgeschöpf, mir wünsche, wars mir mehr um den Beweiß des erstern Sazes zu thun. [Aber schon überhaupt ist die Kraft zu denken, zu nahe verschwistert mit der Kraft zu empfinden — im Menschen, wo alles Zusammenhang ist, als daß ich in Absicht ihrer, durch diese Frage, in die geringste Verlegenheit sollte gesezt werden.

Ist die sinnliche Rührung, nicht Quelle der Ideen, der Vorstellungen im Menschen? Richten sich nicht alle Arten der Vorstellungen nach der Art des sinnlichen Eindruks? Wer trennt mir bestimmt die Wirkung des Herzens auf den Verstand, und die, des Verstandes, auf das Herz, oder auf das Vermögen zu verlangen, und zu verabscheuen? — Da noch nicht einmal die Art des gegenseitigen Wirkens und Einflusses, zwischen Leib und Seele bestimmt ist? Leicht war die Frage „ wie will die Seele nach dem „ Tode fortdenken, da sie sinnlicher Eindrücke ent-

„ beh-

„ behren muß? „Zu verzeihen: so leicht als sie nachhero beantwortet ward.

Wir kehren zu den schönen Wissenschaften und freyen Künsten selbst zurück. Giebt es, wenn beide, hauptsächlich nur für's Herz sorgen, giebt es keine Art des Gedichtes, keine Art der Kunst, die insbesondere der Denkkraft Nahrung darböthe? Ja! antworte ich. Ich will sie nur an die Kamlersche Ode, an das Lehrgedicht, an die Allegorie in der Mahlerei, an die Fuge in der Tonkunst erinnern.

Was hat der Witz mit dem Vermögen zu wollen, und nicht zu wollen, mit dem Herzen zu schaffen? Ist er nicht ein abgesonderter Zweig der Denkkraft? Begreift ihn das Vermögen sich Vorstellungen zu machen, nicht unter sich? Und ich will behaupten, daß er durch die Kamlersche Ode, in so ferne sie neue Geschichte der Mythologie entgegen stellt, hauptsächlich allein beschäftigt wird, so wie er ihre Quelle war.

Das Lehrgedicht enthält einen spekulativen Satz. Der Verstand muß sich von den Gründen des Beweises überführen. Je nachdem diese Gründe überzeugend oder neu sind, je nachdem durch schon bekannte, die Eigenliebe, je nach dem durch neue die Wißbegierde befriediget wird, ist das Vergnügen, groß oder größer.

Wahrhaftig ein Vergnügen, daß der Mensch „ einzig, der Kraft zu denken schuldig ist.

Was ist die Luxenburger Gallerie, dem der die französische Geschichte nicht kennt?

Ist das angenehme Gefühl, das eine Fuge verursacht, nicht mehr Gefühl der Geschicklichkeit des Künstlers, als Gefühl der angenehmen sinnlichen Rührung? Wie mußte sein Verstand arbeiten, sein Produkt, bey all seinem verworrenen Gang, dennoch nicht unausstehlich zu machen! Es ist ein heimlicher Stolz, ein Gefühl unserer eigenen Geschicklichkeit, dem Setzer, mitten durch die Labyrinthe folgen zu können. Warum wäre sonst dem Mann, der sich dieser musikalischen Kenntnisse nicht zu rühmen hat, die Fuge unausstehlich, da es ihm das Adagio nicht ist?

Aber den Einfluß der schönen Wissenschaften aufs Herz, sollte ich Ihnen ja nur beweisen!

Einen Einwurf muß ich von Ihnen befürchten. Sie werden sagen. „Wenn diese Wissenschaften, diese Künste, mich so überaus reizbar, und empfindsam machen, muß ich da nicht verliehren, wenn sie mich es zugleich, auch gegen das Elend der Welt, — gegen das auffallende im menschlichen Charakter machen müssen? — Zu einer Zeit machen müssen, wo der Mensch, seiner Menschheit nur halb sich bewußt seyn darf: Wo Wahn und Uebermacht, das so wesentliche Gefühl der Freyheit, — wo Ethiket, Menschen Gefühl, niederdrükken muß?

Wir antworten: Wenn diese Wissenschaften, diese Künste, den Menschen lehren, hauptsächlich nur, das schöne zu finden, und zu empfinden, wo man es auch antreffen mag, sollten sie ihm da nicht zugleich die Kunst lehren, sich seines Glückes mehr zu freuen, als sich durch Leiden niederdrücken zu lassen? Das Gute im Menschen wenigstens eben so bald zu finden, als das schlechte, und sich des Guten in ihm mehr zu freuen, als durchs schlechte sich bewegen zu lassen?

Wird sein Geschmack, ihm nicht alle Mängel alle Fehler sorgfältig zu verbergen suchen?

Ich mag mir den Menschen in allen Situationen das Schicksal in seinen möglichsten Schattirungen, das Glück auf der geschwindrollendsten Kugel, denken, bei dem allen finde ich den Empfinsamen, weit glücklicher, als den unempfindsamen.

Zu geschweigen, daß fast ein jeder Mißlaut des Lebens, auch nur dadurch, daß er den ewigen Einklang unterbricht, und das Gefühl seiner selbst im Menschen auffrischt, etwas angenehmes erhält.

Kann ich nicht oft durch Geschmack, durch gleichzeitiges Gefühl des schönen in der Natur und Kunst, das Gefühl der Mißlaute des Lebens schwächen? Nicht oft wenn ich die Kunst gelernet habe mit Geschmack zu genießen, selbst am Ufer des hellen Bachs im schönen Frühlings Abend, Lindrung meiner Leiden finden?

Und ist denn der Mensch nichts als schöner Geist? Nein: an der Hand der Philosophie, und Sittenlehre wandlen diese Freudenschafferinnen; und damit der Mensch für lauter Gefühl nicht unausstehlich werde, ist Lehre der Vernunft, Lehre des klugen Verhaltens in jeder Situation da. Der schöne Geist ist zugleich Philosoph, und im Guten Bürger, angenehmer Gesellschafter.

Ich denke hochgeschätzte Zuhörer, daß sie von den Gründen meiner Vorlesung, die ich Ihnen zu halten, die Ehre gehabt habe, überzeugt seyn werden, — überzeugt seyn werden, daß Geschmak, und die feinste Art, die schuldlosen Güter dieser Welt zu genießen, unabläßig mit zum Glück des Lebens gehöre. Es gehört mit zum Hauptplan unserer Erziehungsart, diesen Geschmack in unsern Zöglingen zu bilden. Ich freue mich daß es ins besondere für mich Hauptsach werden wird.

Die Art der Behandlung wird bestimmt, von der Vielheit der Jünglings Kräfte. Wir wollen sehen wie weit sie sich in jedem erstrecken, wir werden nun prüfen. Wenn sie unserer Prüfung beywohnen, so erinnern sie sich gütigst, daß sie nicht mehr seyn kann, als sie seyn soll. — nicht mehr seyn soll, als einfachste Ausforschung der Kräfte.

Gedichte

dieſes

Naturaliſten.

Germantown bei Philadelphia, 1782.

Im Jahr der groſſen Reformation.

— — Sapiens; sibi qui imperiosus,
Quem neque pauperies, neque mors, neque
vincula terrent.

HORAT.

An
Herrn Ramler.

Erſchrecken Sie nicht, mein verehrungswürdiger Ramler. Ich bin kein Naturaliſt, in dem algemein verhaßten Sinne dieſes Worts. Wenn ich das wäre, ſo würde ich mir einen ganz andern Schuzpatron

patron erwält haben. Ich würde dann ohnfehlbar meinen Gedichten einen weit glänzendern Namen — z. B. den einer Excellenz, oder, einer hochwürdigen Magnificenz — vorgesetzt haben, um mich seiner Protection, gegen die Anfälle unbefugter Meisterer, zu versichern.

Sie, vortreflicher Mann, würden, in dem Falle, mit der Ehre einer Dedikation am allererſten verschont worden seyn: nicht — weil ich Sie dadurch in

einige

einige Gefar geſetzt haben würde, Gut, Ehr und Leben zu wagen: denn, in den glüklichen Staaten Friedrichs des Groſſen, darf jeder Menſch — ſo lange er ein guter Bürger iſt — ſeines Glaubens leben und Gott, ohne Furcht vor Schwert und Scheiterhaufen und Abſetzung und Achtserklärung — nach ſeiner eignen Einſicht, wär' ſie auch kahle, nakende Vernunft — dienen und ihn verehren: ſondern vielmehr — weil ich Sie nicht

gern

gern dem Naserümpfen gewisser Leute ausgesezt haben würde, welche seit einiger Zeit den ganz sonderbaren Schlus aufgebracht und mit einer altweibischen Aengstlichkeit sich gegen denselben vertheidiget haben: „wer der Freund eines Naturalisten ist, wär' er's auch nur, im weitesten Sinne dieses Ausdruks, durch „eine freundschaftliche Zusammenkunft „geworden, der — muß selbst ein Naturalist seyn.„ Und ein solches Naserümp-

rümpfen iſt, für einen Mann, der wie Sie die Stille liebt, und mit niemand gern kompromittirt werden mag, doch immer etwas unangenehmes.

Aber, wie geſagt, ich bin kein ſolches häßliches Geſchöpf, wie ſich etwa die Herrn Götze, Piederit und Seiler, unter einem Naturaliſten denken mögen. Ich nenne mich blos als Dichter — einen Naturaliſten: wiefern ich, ohne alle theoretiſche Kenntniſſe von Dichtkunſt

ja,

ja beinahe ohne Lectüre so gar, blos von den Händen der Mutter Natur, zum — ich will lieber sagen Versmacher als Dichter — gebildet worden bin: so wie man etwa in der Fechterschule, den einen Naturallsten nennt, der nicht nach Regeln ficht.

Und nun erst werden Sie es begreiflich finden, warum ich meinen Gedichten Ihren Namen vorgesetzt und Sie dadurch zu meinem Schuzheiligen ernannt habe.

Denn

Denn Sie, beſter Mann, ſind unter allen Dichtern, die ich perſönlich kenne, der einzige, der jedes keimende Talent mit ſo viel Nachſicht behandelt, mit ſo viel Güte es unterſtüzt, mit ſo ſeltner Geduld — lieſt, prüfet, tadelt, beſſert, feilt — und mit ſo aufmunternder Herablaſſung jede junge Pflanze auf den Fluren der ſchönen Wiſſenſchaften pfleget und wartet und für ihre Vervolkommnung ſo liebreich ſorgt, als Sie. — Was ich demnach, kraft des Ihnen

nen hiemit übertragnen Amts — mir von Ihnen wünsche, erbitte, hoffe — werden Sie wohl, ohne mich in weitern Wortaufwand zu setzen, von selbst errathen. Ich habe Ihnen also nur noch das einzige zu sagen, daß ich stolz auf Ihre Freundschaft bin und daß ich Sie unaussprechlich hochschäze.

Der Verfasser.

Inhalt.

Inhalt.

Seite.

1. Wünſche. 1.
2. Frage und Antwort. 4.
3. Käſtner unter den Manen. 4
4. Eine Geſundheit, bei welcher alle vier Fakultäten anſtoſſen können. 10
5. An die mir ſehr theure B * * * * Familie, zum erſten Jenner 1781 12
6. Lied meiner Kinder, am Geburtstage ihrer Mutter. 20
7. An den g — R — R — l in D — a b — H. — 23
8. T . . . p Frag und Antwort. 24
9. Einladungs Billet zum Spiel. 26
10. Einige Impromtü's.
An Madame T 29
An Madame K . . . .
An Madame B . . . .
11. Ein Geſellſchaftslied. 31
14. Abendlied eines Verlegers des neuen Geſangbuchs. 34

15 Pa:

15. Pater Merz und das Wochenblat. 37
16. Petzold an die Apokalypse. 49
17. Klage und Urtel. 40
18. Geselschaftlied. 43
19. Hamburgs Genius und B 46
20. Anfrage. 48
21. Noch eine Frage.
22 Supplik der Bestürmer des neuen Gesangsbuchs. 50
23. An Henrietten zu ihrem Geburtstage. 51
24. An meinen Freund Wilhelm, zu seinem Geburtstage. 58
25. Madame G. und K. und Apoll. 62
26. An 64
27. An H. O. E. R. 65
28. Was macht der Professor S 66
25. Frage. 64
26. Der Dichter und seine Leser. 63

I.

Wünſche.

Reich wie der Mogul möcht' ich ſeyn:
Da äß ich Auſtern, tränk'
Hochheimer und Champagner Wein,
Und machte luſtge Schwenk'.

Ein Orthodoxe möcht' ich ſeyn:
Da ginge mir es wol.
Die Groſſen müſten dann mich ſcheun:
Dem Volk wär' ich Idol.

Kalt — wie Berliner möcht' ich seyn,
Und so polit'sch wie sie:
Da könnt' ich mich des Lebens freun,
Berühmt — groß — ohne Müh.

Ein ganzer Dumkopf möcht' ich seyn:
Des Spottes Bitterkeit
Fühlt' ich dann nicht, und lebte fein
In Algenugsamkeit.

2.

Frage und Antwort.

Frage.

Was mag doch wohl der Paſtor Götze machen?

Antwort.

Er will, bei ſ.... * * Aengſtlichkeit,
Mit der er Bruder Bahrdt verſchreit
Und, im Geruch der Heiligkeit,
So wimmerlich „ich bin kein **Freygeiſt**,“
ſchreit,
Sich ſchier 'n Bukel lachen.

3.

Käſtner
unter den Manen.

Gott Pluto ſaß auf ſeinem Thron:
Der Unterwelt geſammte Richter
Um ihn herum — und legten ſchon
In ernſte Falten die Geſichter:
Als in den groſſen Saal,
Der deutſche Juvenal
Mit ſeiner Geiſſel trat,
Und um Verhör die Richter bat. —
Wo kommſt du her? ſprach eine Donnerſtim
„Von der berühmteſten Akademie!„
Jezt keinen Wind — erwiedert ſie im Grim

Hier gelten nie
Großsprecherein: hier wehet
Kein Universitätenwind:
Hier gehet
Der Riese und das Kind,
Der König und der Bettelmann,
Der Derwisch und der machtbedürftge Chan,
Der Dorfschulz und Minister,
Der Senior mit seinem Küster,
Der Orthodox und Reformator,
Die gnädge Frau mit ihrem Informator,
Die Fürstin mit der Kammerkazze,
Das jüngste Mädchen und die runzelvolste Fraze,
Göttingens Wasservolk und Hamburgs Salamander —

Hier

Hier gehet alles durcheinander.
Hier gilt kein Unterſchied, kein Wert,
Als den euch das auf richtger Wage
Gewogene Verdienſt beſchert.
Kurz denn — ſo ſage:
Was thateſt du auf der Akademie? —
„Ich lehrte die Philoſophie!„
So ſo: das iſt etwas: allein
Was ſoll die Geiſſel denn in deinen Händen?
„Herr Richter, dieſe brauchte' ich fein,
Die Narren in die Schul' zu ſenden.
Denn Leute gab's in groſſer Zahl,
Die, durch Philoſophie, nicht klüger werden
wollten,
Die geiſſelt' ich denn alzumal

„Mit

„Mit bitterm Spott, damit ſie fühlen ſollten,
„Was, weder trocken hingeſagt,
„Noch weinerlich geklagt,
„Sie je begriffen. „ — Ey, ſchrie Pluto auf,
Das iſt gedoppeltes Verdienſt! Ihr Richter
Beratſchlagt um Belohnung euch. — Darauf
Erhellten ſich die grämlichen Geſichter
Und krinzten freundlicher
Dem Weiſen zu: —
Die Stimmen gingen hin und her. —
Doch ach — in einem Nu
Erſchien ein Geiſt. „Ich proteſtire!„ —
Wie? Was? Warum? ſchrien ihrer Viere
Der Unterаſſeſſoren,
Die's Stimmenrecht, durch Speichellekkerei

Und

Und Nepotismus und Geldschneiderei,
Noch nie verloren, —
Ist, an dem Mann,
Der so viel Menschen klüger machte,
Bald Weisheit lehrte, bald der Thorheit wizig
lachte,
Noch, was man tadeln kann?
Ist am Gemälde seines Lebens
Ein Flecken noch, so sag's behend,
Eh' man den Preis ihm zuerkennt,
Sonst ist die Protestation vergebens. —
O fragt ihn erst, schrie Barbiel, der Kläger,
Eh' ihr die Hölle reger
Durch übereiltem Lobspruch macht,
Ob ihm sein eigen Herz nichts sagt?

Die

Die Viere ſtuzten. Alle ſchwiegen.
Gott Pluto war ganz Ohr. —
Heraus, ſchrie Rhadamant, hier hilft kein Lügen:
Hier hüllt man Wahrheit nicht im Flor:
Hier gilt nicht die Philoſophie
Berliniſcher Akademie,
Die nur des Volkes Dumheit lacht,
Und wähnt, daß man, durch Täuſcherei
Und tolerirte Barbarei,
Die Nationen glücklich! macht. — —
Der Weiſe ſtund und ſann:
Sann lang und ſann vergebens. —
„Nun dann, rief Barbiel, der einzge Flecken
seines Lebens
„Iſt traun ſein Streit mit Zimmermann.„

4.

Eine Gesundheit

bei welcher alle vier Fakultäten anstossen können.

Es leben alle reinen Jungfern! für
Die Herren Theologen:
Weil sie die reine Lehre schier
Allein in sich gesogen.
Es leben dann die schönen Wittwen um und um!
Für der Juristen Scharen:
Weil die ihr Patrimonium
Durch Kuratel bewahren
Es leben schwangre Weiber auch!
Für unsern Medicinerorden:

Weil

Weil ja die Sorge für den Bauch
Ihr Amtsberuf geworden.
Es leben — hübſche Jungemägde! für
Die Herren Philoſophen:
Philoſophei iſt, nach Gebür,
Die Magd der übrigen gelehrten Zoſen.

5.

5.

An

die mir ſehr theure B****** Familie

zum erſten Jenner 1782.

Noch ſchwirren Sorgen um mich her:
Und meiner Arbeit Laſten
Die ſchütt'ein in die Kreuz und Quer
Mein Bischen von Poetenkaſten.
Daher ſchleicht jezt mein Pegaſus,
Beim lieben neuen Jahre,
(Als theilt' er mit mir den Verdruß)
Gleich einer Todtenbare.
O ſo vergönnt mir, Theureſte! daß ich

Der

Der Wünſche Meng in einen Wunſch vereine.
Ihr kennet mich:
Ihr wißt, wie redlich ich es meine.
Ihr wißt: nicht iſt des Schmeichlers Worts-
gepräng
Der Freundſchaft ächtes Zeichen:
Nie hilft der leren Wünſche Meng
Uns wahres Glück erreichen.
Wenn alſo gleich,
Für Jedem unter euch
Ich einen Wunſch gedichtet hätte;
Was hälf's? Würd' Euch's dann kräftger ſeyn?
Würd' Euch es beſſer dann gefallen?
O nein. Drum ſoll Euch allen
Mein Herz ein einzges Wünſchchen weihn,

Das

Das alles in sich schließt,
Was Menschen kann erfreun,
Worüber, wenn Ihr's Euch erkiest,
Ihr selbst könnt Herr und Meister seyn.
Es ist das beste Loos in dieser Sterblichkeit
Ein gnügsam Herz, bei Fried und
nigkeit!!!
Dieß ist mein Wunsch. — Und weil, von
Sitte,
Ich leider nur zu gern
Mich überal recht kezerisch entfern,
So heng' ich an den Wunsch auch einen R
und Bitte.
Wollt Ihr das Glück des eintrachtvollen Leb

Bei frohem Mut genieſſen;
So müßt ihr Euch — ſonſt iſt mein Wunſch vergebens —
Zu dem, was folgt, entſchlieſſen.
Der Rath. — Mishandelt keinen, weil ihn Gott
Zum dummen Teufel machte: *)
Verachtet keinen, weil — die Armut und die Noth
Ihn trüb, zerſtreut und ängſtlich machte.

Tragt

*) Dieſe Stelle, ſo wie mehrere dieſes und einiger der folgenden Gedichte, haben ganz lokale Beziehungen, die freylich nur meine Freunde treffend und intreſſant finden konnten, an welche dieſe Gedichte gerichtet waren.

Tragt jedes Menſchen ſchwache Seiten,
Mit Nachſicht und Geduld:
Die beſten Menſchen ſind zu Zeiten,
Wie Ihr, nicht ohne Schuld. —
Schäzt Freunde, die Euch redlich dienen,
Lobt, ehrt, liebkoſet ſie:
Beweiſt, mit Worten auch und Mienen,
Daß Euch der gute Gott ein dankbar Herz verlieh.
Wär' Einer oder Eine auch zuweilen
In dem, was Tugend Ihr — wahr oder irrig — nennt,
Nicht ganz nach Eurem Sinn; laßt Euch nicht übereilen:
Gott liebt den Sünder auch, des gutes Herz er kennt.

Ein

Ein ächter Freund iſt untern Gütern dieſer Erden
Das ſeltenſte: gab ihn Euch Gott,
So laßt ihn nie an Eurem Herzen irre werden,
Durch Kälte, Eigenſinn — durch Kargheit oder Spott.
Dieß iſt mein Rath, der Fürſten im Pallaſt
Und Bettler in der Hütte
Beglückt. Wer ihn verwirft, der haßt
Sein eigen Wol. — Hört nun auch meine Bitte! —
Auch ich bin Menſch: nicht ohne ſchwache Seiten:
O tragt auch mich, mit Nachſicht und Geduld.
Vergebt mir, wenn zu Zeiten
Ich ſtrauchle. Gebt die Schuld

Nicht meinem Herzen, das Euch liebt,
Das auch den Wurm mit Wissen nicht betrübt. — —
Bei Gottes Sonne, die uns heut so heiter scheinet:
Bei diesem Schnee, der unsre Fluren dekt:
Bei diesem Frost, bei dem so mancher Arme weinet:
Bei Gott — der jeden Tag zu neuem Dank uns wekt:
Schwör' ich's, mit aufgehabnen Händen:
Nie kränk' ich Euch, durch wissentlich Vergehn:
Nie soll mein Herz sich von Euch wenden:
Nie werd' ich Euch mit Rath und That entstehn. — Fühlt

Fühlt ihr den Werth von dem Verſprechen,
So ſtimmt in ſeinen Inhalt ein:
Laßt euer Herz, nicht euren Mund blos,
ſprechen:
„Gott — unſer Gott ſoll Zeuge ſeyn!„

6.

Lied

meiner Kinder am Geburtstage ihrer Mutter. *)

Freunde! stimmt das Herz zu Freuden,
Nehmet Theil an unsrer Lust.
Nach den Tagen harter Leiden,
Schwillt von Wonne unsre Brust.

Unsre

*) Man setze hinzu: nach einer überstandnen schweren Krankheit. Das Lied ist auf die Türkische Komposition des Freymaurerliedes: Schikt euch an zu frohen Tänzen ꝛc. Meine Kleinen sangen es, vor einer Gesellschaft guter Freunde.

Unſre Mutter lag darnieder.
Unſer Vater war betrübt.
O wie ſchweigen da die Lieder,
Wenn das leidet, was man liebt.

Gott! wie froh, wie voll Entzücken,
Stammelt Dank Dir unſer Mund!
Dieſen Tag recht zu beglücken,
Machteſt du ſie uns geſund.

Laß den Tag ſich oft verneuen,
Der uns ſolche Freude ſchuf.
Sich am Elternwol erfreuen,
Iſt der himmliſchſte Beruf.

Segne, Gott, der Mutter Leben,
Das ſie für uns Kinder lebt.
Segne, Gott, des Vaters Streben,
Der in Sorg und Arbeit webt.

Unſrer Eltern Schlaf und Wachen
Segne, Gott der Lieb' und Kraft!
Und — Sie recht beglükt zu machen,
Mach Uns from und Tugendhaft.

7.

An

den g — R — R — l.

in D — a — d — H.

Der Menschheit sag' ich es zur Ehre:
Du bist die gröste Seltenheit:
Und wenn in jedem Volk mehr als ein einzger wäre,
Ein Teufel, ganz wie Du;
Ich zweifelte, zu meiner Ruh,
An Gott und Ewigkeit.

8.

T. . . . .

Frag und Antwort.

Frage.

Wie kommts, daß dieser Mann,
Von deutschem Sinn und deutscher Kraft,
Sich nicht dahin erheben kann,
Wo das Verdienst Belohnung schaft?

Antwort.

Weil er nicht deklamirt,
Kein Buch den Göttern dedicirt,
Sich nicht posaunt,
Nicht bei der Grossen Thaten staunt,

Im

Im Stillen emsig wirkt, und lebt
Wie biedre Deutsche leben,
Nicht nach der Hofgunst strebt,
Nach der die ○○○e streben,
Nicht als ein Polyhistor stümpert,
Nicht bei dem Handwerk klümpert,
Nicht unsre*) Kunst zu heucheln kennt
Und scapham scapham nennt!
Den Theologen nicht hofirt,
Nicht wie die Henne ist, die ihre Eier recensirt,
Kurz, weil er traun, zu jeder Frist,
Mehr als er scheinet, ist.

*) Unsre — der Einwohner von Philadelphia.

9.
Einladungsbillet zum Spiel.

Abermals, o Freund,
Gab, eh' ich's gemeint,
Mir der Himmel Leiden
Statt gehofter Freuden. *)

Fest war mein Entschluß
Dich zu sehn. Doch muß
Eines bösen Dämons Streichen
Jezt mein Vorsaz weichen.

*) Ich hatte meinem Freunde einen
zugesagt und war in der Nacht krank

Diese Nacht fuhr schnell
Schwulst in's Backenfell
Und verlieh dem armen Wichte
Straks ein Mopsgesichte.

Theilt, o Freund, dein Herz
Mit mir jeden Schmerz,
O so laß heut Deinen Pferden *)
Nichts zu sauer werden.

Bring den dritten Mann
Der gut l'hombre kann.
Oft hat bei drey Matadoren
Sich mein Schmerz verloren.

Will

*) Mein Freund wohnte auf dem Lande und hielt eigne Pferde: aber er verbesserte sie so sehr, daß es ihn oft Ueberwindung kostete, wenn er musste einspannen lassen.

Will dein Nickchen auch
Und, nach Muſenbrauch,
Jetchen zu dem Dichter kommen;
Ihr ſeyd alle mir willkommen.

10.

Einige Impromtü's.

An Madame T....

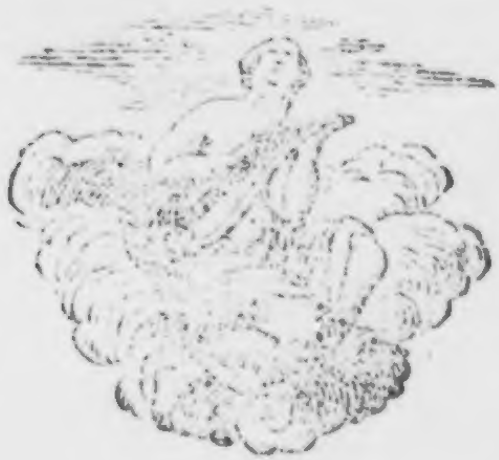
Das ſanfte Schmachten Deiner Blikke,
Dein ſo empfindungvolles Herz,
Begeiſtert Greiſe an der Kricke,
Begeiſtert Jünglinge beim Scherz.

An Madame K.....

Das holde Weib! mit ihren blauen Augen!
Wol dem, der Liebe darf aus ihren Lippen ſaugen.

An Madame B....

Daß sie ihr Männchen zärtlich liebt,
Nur will, was er begehrt,
Daß sie kein Würmchen gern betrübt,
Das macht sie Kronen werth.



11.

Ein Gesellschaftslied *).

Brüder
Schwestern } stimmt den Ton zu Freuden

Oeſnet euer Herz der Luſt.
Bannet Sorgenlaſt und Leiden
Heute ganz aus eurer Bruſt.

Zanken, poltern und verdammen,
Kann nur Paſtor Götzens Herz.
Kontroverſenwut entflammen,
Mag der Narr, der Pater Merz.

Staub

*) Nach der oben angeführten Türkiſchen Kompoſition.

Staub der Welt ins Auge werfen,
Kann nur ſ..... Heiligkeit.
Läſtrungvolle Federn ſchärfen
Mag der Zeitungsjudler Neid.

Spielen, ſchmauſen, gaunern, prahlen.
Mögen unſre Matador:
Können ſie einſt nicht bezahlen,
Kriegt man weidlich ſie beim Ohr.

Uns laßt trinken, lachen, küſſen,
Freude weitert unſer Herz.
Unſre Laſten zu verſüſſen,
Leben wir bei Wein und Scherz.

Sin

Singen, Jubeln, Schnurren machen
Laßt uns, bei frugalem Mal.
Ohne küssen, trinken, lachen,
Ist das Menschenleben schal.

Nachbarliche Freundschaftsküsse —
Männchen / Weibchen sieh doch † Männchen / Weibchen sieh †
O wie schmekken die so süsse!
Pereat Tuschur Pertrie!

(Den ersten Vers D. C.)

14.

Abendlied

eines Verlegers des neuen Gesangbuch

Hinunter ist der Sonnenschein,
Die Mitternacht tritt bald herein:
Die Frau schnarcht schon in guter Ruh:
Ihr Jungen schließt die Werkstatt zu!

lur ich bin noch vom Schlafe fern,
ıd schlafe sonsten doch so gern:
lein mich nagt den Kummer bak
ıd Sorgen ohne Unterlaß.

Du

Du kennſt ſie, lieber Herre Gott,
Die leidige Geſangbuchsnoth:
Du weißt, daß mir, wenns fort ſo geht,
Das Meſſer an der Kehle ſteht.

Erſt ſaß und ſchrieb ich mich faſt krum
Ums theure Privilegium:
Und nun ichs habe, komt mir ſehr
Der Gottſeybeiuns † in die Quer.

Der wiegelt mir die Pfaffen auf,
Und macht der Lüge freyen Lauf:
„Als wäre Porſtiſches *) Gemär
„Weit beſſer als geſunde Lehr.

Der

*) Andre Handſchriften haben Struenſee's.

Der überredt die armen Leut,
Als ſey dem Menſchen, ohne Streit,
Ein aufgeklärtes Chriſtenthum
Noch giftiger als Heidenthum.

Ach ſteure, lieber Herre Gott,
Der leidigen Geſangbuchsnoth,
Und wehr' dem ſchwarzen Höllenmann,
Damit ich ruhig ſchlafen kann.

15.

Pater Merz
und das Wochenblat.

Merz.

Ihr Christen! traut dem Blatte nicht,
Es hat zu viel Vernunft.
Der Schreiber ist ein schlimmer Wicht,
Ein Feind der Glaubenszunft.

Das Wochenblat.

Herr Pater! statt — er sich mit mir befasse,
Denk er vielmehr an seine Heyrathskasse.
Denn mit der Andachtsmine wimmern,
Um Josephs Schaden sich bekümmern,
Ist Heuchlerdunst.

Wer:

Vermächtniſſe mit Liſt erſchleichen,
Den Pöbel hetzen, und dergleichen — —
Iſt keine Kunſt.
Nach reiner Lehre ſtrenge leben,
Iſt gröſsre Müh:
Und — abgeſchwazte Gelder wiedergeben,
Iſt wahrere Orthodoxie.

16.

Pezold an die Apokalypse.

Die stolzen Weisen fliehen dich:
Wer arm am Geist ist, findet
Ein Licht, das ihm oft wunderlich
Der Zukunft Gang verkündet.

Die Apokalypse an Pezold.

Das Ding geht sehr natürlich zu,
Und ist vor Alters so gewesen:
Der Narr forscht Non sens gern, wie Du:
Der Weise läßt ihn ungelesen.

17.

Klage und Urtel.

Der Schriftsteller.

Ein ehrlich Mann kam in die Stadt
Und wollt' inkognito da bleiben:
Um ungekannt, (sein Nam' hieß Narr
Der Welt zu Nuz, Geschäfte zu betrei
Drey ganze Tage Zeit verstrich,
Daß man ihn nicht erkannte.
Am vierten fand ein Bube sich,
Der seinen Namen nannte:
Und straks lief durch die ganze Stadt
Manch unverschämter Laffe

Verfolgte meinen Narrenfatt,
Gebehrdete ſich wie ein Affe,
Und ſchrie ihm immer hinter drein:
„Da geht er — da — ihr Leute;
„Er wünſchte unbekannt zu ſeyn,
„Und ich — entdeckt' ihn heute.„
Sagt, unbefangne Richter! frey,
Was, für dergleichen Bubenſtücke,
Gethan — begünſtigt — ohne Scheu,
Sich wohl für eine Strafe ſchicke?

Die Richter.

Der Buben Hinterfirmament
Soll man mit Ruthen fegen.
Den alten Gecken, die behend,

Statt

Statt sich darein zu legen,
Dem Unfug Beifall lächelten,
Die Glut zur Flamme fächelten,
So, daß der Tros nur desto ärger Lerm
bließ —
Beschneide man die langen Ohren.

Der Schriftsteller.

Wohl! thut den Zeitungssudlern dieß
Und ihren Direktoren.

18.

Gesellschaftslied.

Freunde, laßt uns frölich seyn,
Volle Gläser winken.
Thoren mögen sich kasteyn,
Wir — wir wollen trinken.

Heuchler sind sie allzumal,
Die die Köpfe hängen.
Sittenlehrer sind ich schal
Die die Lust verdrängen.

Mitleidwerthe Menschen sind,
Die auf Schätze geizen.
Lausegold, du machst sie blind:
Uns solst du nicht reizen.

Seifenblasen haschen, die
„Was ist Wahrheit?„ fragen.
Grübelnde Philosophie
Widert meinem Magen.

Auf dem Seile tanzt der Mann,
Der nach Hofgunst strebet.
Sicher, sicher lebt der Mann,
Der im Stillen lebet.

Unerträglich ist uns der,
Der uns vorempfindelt,
Doch noch unerträglicher,
Wer fanatisch schwindelt.

Ueben, üben will ich mich
Im Genuß des Lebens:

Alles iſt ja, ohne dich,
Frohes Herz! vergebens.

Freunde, laßt uns fröhlig ſeyn,
Volle Gläſer winken.
Narren mögen ſich kaſtein.
Wir — wir wollen trinken.

19.

Hamburgs Genius und B

B....

Denk, Hamburgs Censor weigert sich,
Blos mein Avis zu vidimiren.
Ist solcher Blödsinn, sprich,
In unsern Zeiten wohl zu toleriren?

Der Genius.

Freund! laß den Unfug dich nicht se
verdrüssen,
Du konntest, was die Welt weiß, längst
her wissen,
Daß unser Herr Gott hier in unsrer lieben

Sein ſtärkſtes Magazin von dummen Teufeln
hat:
Und daß dieß Heer, in alle Ewigkeit,
Der Weiſen Häuflein überſchreit.

20.

20.

Anfrage.

Seit Klopstok, in der Republik,
Ernesti's Römersprache nekte,
(Der; besser warlich that, er schwieg,
Als daß er; seinen Ruhm durch schalen
flekte:)
Was hat seitdem der Römer und der
Werth
Germanen! unter euch am meisten wohl v

Antwort.

Ach Herrmanns Uebersezungsfudeleien
Und noch weit mehr — Bergsträssers
rereien.

21.

Noch eine Frage.

Verzeih mir Gott die Sünde —
Was macht der Teufel izt,
Seit er nicht mehr den Aberglauben schüzt,
Mit dem er sonst die Welt betrogen?

Antwort.

Er machts wie viele Theologen,
Er hengt den Mantel nach dem Winde.

22.

Supplik der Beſtürmer des neuen Geſangbuchs.

Laß, guter König, doch, uns Koffe, Tobak, W
Nicht fernerhin mehr Kontrebande ſeyn!

Reſolution.

Ihr Narren! macht, euch ſelbſt zur Schand
Ja die **Vernunft** zur Kontrebande:
Nag Tobak, Koffe, Wein,
Wohl wichtiger als die Vernunft euch ſeyn?

21.

An Henrietten
zu ihrem Geburtstage *).

So, holdes Mädchen, muß sehr oft
Der Menschen schönster Wunsch verblühn,
Wenn, was er sehnsuchtsvoll gehofft,
Des Himmels Schluß ihm nicht verliehn.

Seit vielen Tagen sah' ich schon
Dem heutgen Tage froh entgegen,

Sah'

*) Ich konnte dem Feste nicht beiwohnen, weil meine liebe Ehefrau sterbenskrank worden war.

Sah' meiner Freundschaft süss'ten Lohn
Die Freude, die ich schuf, in deiner Brust
regen.

„Da soll sie, dacht ich, königlich sich freun,
„Da will ich Blumen auf sie streun,
„Da will ich ihr, zu einem Mahl geladen,
„Unwissend, daß ihr Tag es ist, —
„Was kann die kleine List denn schaden? —
„Wenn sie mich nicht vermißt,
„Entweichen, will, in Dunkels *) heram
scher Perücke,
„Im schwarzen Rok, mit einer Krikke,
„Schnel ihr erscheinen, schnel

*) S. Weisens Poeten nach der Mode.

„Vor ihrem Stuhle stehn,
„Will, trunken von dem Dichterquel,
„Von D — igs Geisterſehn,
„Von Wilhelms lahmer Roſinante,
„Von des Amerikaners Luſt *)
„Bei der er ſich den Schnabel bas verbrante,
„Von einem Tage, wo Auguſt
„Das ſchwarzbeaugte Mädchen küßte,
„Als wenn kein Menſch es wüßte,
„Von dem ſchneweiſſen Weibelein,
„Das jüngſt mit ſeinem Männchen ſchmolte,
„Vom Actuar, der hübſch und fein

Lezt

*) Lauter Familienperſonagen, die ich dem geneigten Leſer nicht erklären darf: die nur die Gibeoniten verſtehn.

„Lezt ohne Briefe traun nach nach M—de—u
sich drolte,
„Kurz — von den Dingen allen
„Die in der Welt
„Uns, ohne Geld,
„So manche Luſt gewährten
„Und unſre Lachluſt nährten,
„Will ich in Klopſtoks Schwulſt ihr etwa
lallen,
„Und dann zulezt, in Knittelverſen auch,
„Die wir Genie's wie Heu zuſammenſchmieren
„Nach altem Brauch,
„Ihr baslich gratuliren.

So dacht ich — aber ach
Auch dieſe Hofnung fiel,
Er böſer Genius ſprach: „Schach
„Der Königin!„ und meiner Wünſche ſchö-
nes Spiel
War aus. Denn was kann noch
Den armen König retten,
Wenn er aus Loch in Loch
Sich retirirt
Und Officier auf Officier verliert,
Und ſchon von Springern und von Rochen wie
in Ketten
Sich eingeſchloſſen ſieht,
Und — ohne Königin — den kürzern zieht?

So

So laß denn, holdes Mädchen, nun
Mich, fern von dir, das schriftlich thun
Was ich Dir nahe, nicht mehr kan,
Und nim den Wunsch des treusten Herzens an
Den Wunsch: „ daß nie an Grund zur Freu
de Dir es fehle:
„ Daß einst Dein Glück, (so schön wie Deine
schöne Seele,)
„ Dir blühe: daß — wenn ich Dir Küsse
stehle,
Sich gern dein Mund mit meinem Mund
vermähle:
Und daß hinfort kein böser Magenkrampf dich
quäle: „
ieß wünscht o Freundin! Dir, ein Mann,
Des

Des Herz sich nie verstellen kan,
Der leider zwar vom Katechismus nicht viel glaubt,
Doch desto vester dieß, was ihm kein Zweifler raubt,
Daß, seinen Pflichten treu,
Und redlich seyn, und Liebe üben,
Und keinen Menschen wissentlich betrüben,
Der Seele wahre Grösse sey,
Kurz *) — — — — — —
— — — — — — — —

*) Die lezten Zeilen hat der Sezzer nicht lesen können. Bei einer neuen Auflage wird der Verfasser wohl für die Ergänzung sorgen.

24.

An meinen Freund Wilhelm zu seinem Geburtstage *).

Mein Wilhelm! an dem Tage,
Der Dich der Welt und mir geschenkt,
Ist nur ein Wunsch, den ich im Herzen trag
Der — unerfüllt — mich schmerzlich kränk
Ich wünsche Dir, nicht — treue Solo K
meraden,
Die hast du schon:
Nicht toleranter Männer fette Braten,
Die sind schon deiner Keuschheit Lohn:
Nich

*) Dieß Gedicht ward in Gesellschaft rec
tirt — von einem Mädchen.

Nicht eine ſchöne Roſinante,
Dein Fuchs iſt aller Roſſe Kron:
Nicht eine recht charmante
Frau oder Mamſel Braut,
Denn du ſprichſt ja der Liebe Hohn,
In einem Ton,
Dafür mir ſelbſten graut.
Nein, Nein. Mein Wunſch wird unter allen,
Dir, trauter Wilhelm, dir
So wol gefallen
Als dieſen Damen und Herren und mir.

Ich wünſche Dir — o öfne Herz und Ohren
Und faſſe meinen Sinn —.

Ich

Ich wünsche Dir, von Luisdoren,
So wahr ich ehrlich bin,
So viel als Du in einem Tage
Mit vier kraftvollen Hengsten transportirst,
Das heißt, von mir bis Gibeon, doch ohn
Plage
Der armen Rosse, führst:
Und — bei den aufgethürmten Schätzen,
Ein Herz, dem Golde gleich an Werth,
Das nicht die Luisdor als Götzen
Mit blinder Achtung ehrt:
Ein Herz, das nur zu edeln Thaten
Die Nutzung seines Reichthums lenkt,
Das sich der Tugend Handlungen als Saaten
Für eine bessre Erndte denkt:

Ein Herz vol Menſchlichkeit und Milde,
Das jeder Groſſe ehrt und jeder Arme ſegnen
muß:
Gefällſt Du, Wilhelm, Dir in dieſem Bilde,
So gib mir — einen Kuß.

Karoline.

25.

Madam G. und K. und Apoll.

Da ſteht er — zwiſchen zween Muſen!
Bald blikt er her, bald blikt er hin.
Die eine lokt, mit ihrem vollen Buſen,
Und ihrem Grübchen auf dem Kinn,
Und ihren alabaſterweiſſen Händen,
Und ihrem ſeelevollen Wiz,
Der Jupitern auf Leda's Lenden
Erſchüttern würde, wie ein Bliz:
Die Andre giebt, mit ihren Blicken,
Mit ihrer Augen Zaubermacht,
Mit ihren Wangen zum Entzücken,
Und mit der Grazie, die ſtets aus ihrem Mu
de lacht, U

Und mit des schönsten Wuchses Reizen,
Und mit dem feinesten Geschmak,
Nach dem die Mädchen sonst in ihrem Anzug
geizen,
Apollo's Herzen Schlag auf Schlag.
Die eine ruft, die andre winket,
Und beide wollen ihn,
Und wenn sein Aug' auf beide blinket,
Zieht eine her, die andre hin.
Und wird er sich
Nicht eine bald erkiesen,
So bleibt er ewiglich —
Der Esel zwischen zween Wiesen.

26.

An .....

O Lallage! in deinen Blicken
Blüht Wonne, reift Entzücken.
Keimte Weißheit auch und Tugend,
In jedem Reize deiner Jugend!

22.

An H. O. E. R.

Herr Oberſter! ſeyd — ſeyd ein ſtrenger Mann:
Sezt überal die allerſchärfſten Wachen.
Nur ſtellt die Schniſter *) nicht bei unſern Damen an,
Daß ſie das Küſſen mir zur Kontrebande machen.

*) So nennt man zum Scherz die Viſitators — in Philadelphia.

23.

Was macht der Professor S.....

Er scharrt
Mit seinem Schwiegervater um die Wette:
Und harrt
Und lauscht, mit schwerer Stirn, bei Nettchens
Beite:
Und sucht
In Michaelis Heften seinen Weißheitkram zu
finden
Und flucht
Und schilt doch auf des Ritters exegetsche Sün
den.

25.

Frage.

Wer ſind die, die Geſchmak und Kunſt ver-
darben,
Genie's erdrükten, Legionen Skribler warben,
Und Wiz, Kritik und hohen Geiſt begruben?

Antwort.

Es ſind ja, o Deutſchland! die Zeitungenſchrei-
benden Buben!

26.

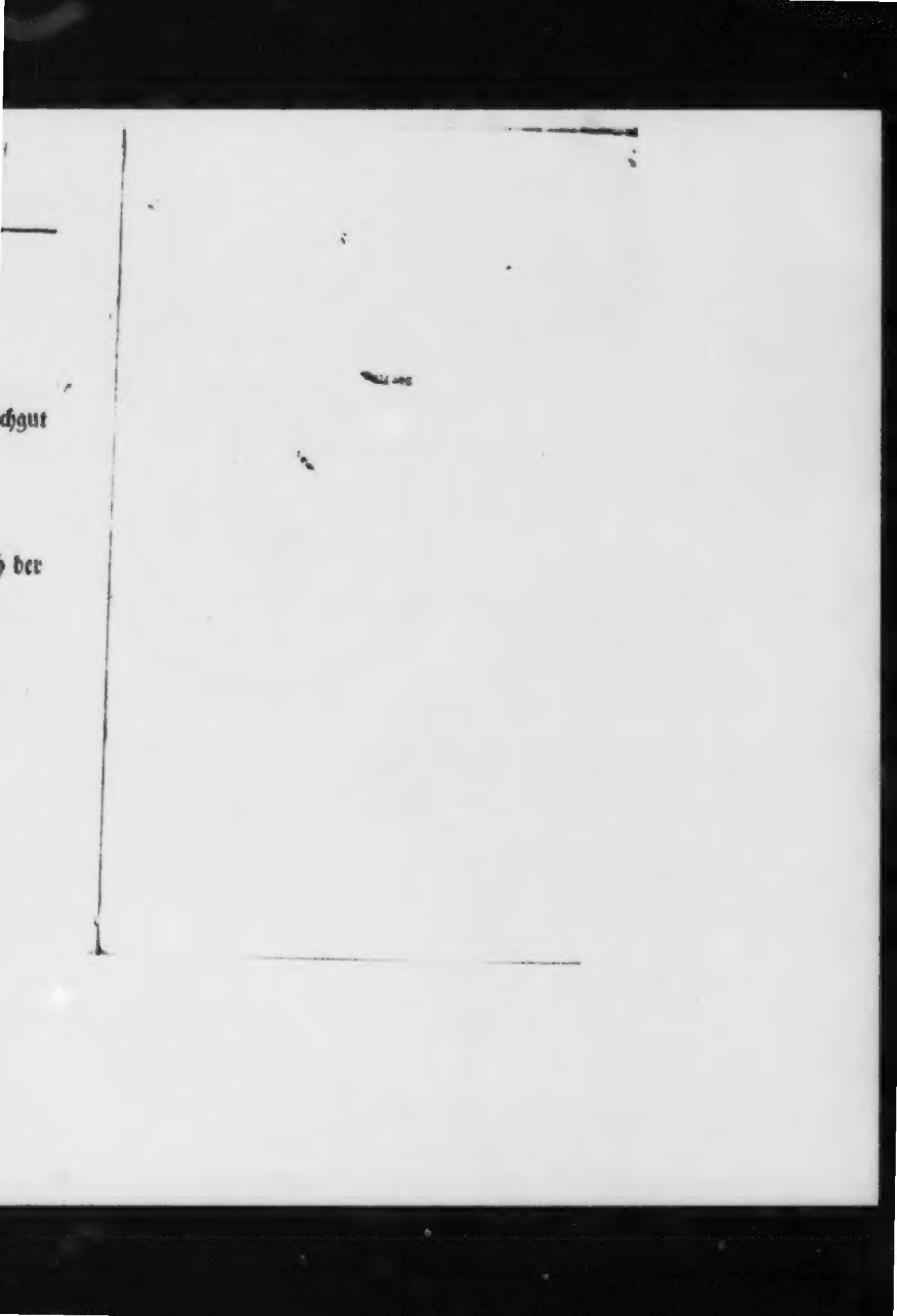
Der Dichter und ſeine Leſer.

Der Leſer.

Nicht alles, lieber Mann, iſt dir gleich
gerathen.

Der Dichter.

Ei misräth doch manchmal dem beſten Koch
Braten.



Philoſophiſche

und

kritiſche Unterſuchungen

über das

Alte Teſtament

und deſſen Göttlichkeit,

beſonders

über die Moſaiſche Religion.

Erſter Band.

London, 1785.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Sr. Excellenz

dem

Staats-Miniſter

Freyherrn von Zedliz

zugeeignet.

Ew. Excellenz

habe ich die Ehre dieſe Arbeit zu widmen, nicht ſowohl um meinen Bemühungen Schutz zu erflehen, denn dies wäre eine ungerechte Satire auf das Jahrhundert **Friedrich des Großen**, und die Aufklärung, welche den großen und philoſophiſchen Bemühungen **Ew. Excellenz** ſo vieles von ihrem Daſeyn zu verdanken hat; ſondern, um in dem Miniſter zugleich dem Kenner und Gelehrten einen Beweis der Hochachtung zu geben, welche **Demſelben**, wegen **Seiner** vielfachen und rühmlichen Verdienſte, um die Sache der reinen

Philosophie und des geraden Menschenverstandes, in den Augen aller aufgeklärten Männer Europa's gebührt.

Bey denkenden Männern konnte es der christlichen Religion nie zum Vortheil gereichen, daß man die Vorzüglichkeit derselben nicht auf die Basis einer reinen vernünftigen Moral der Philosophie, sondern meistens, und fast bis jetzo allgemein auf die morschen Trümmer der jüdischen Gesetze, Lehren und Weissagungen stützte, welche man, aller deutlichen Spuren von Menschlichkeit unerachtet, für übernatürliche göttliche Offenbarung annahm; über deren Sinn, glücklicherweise! die Commentatoren noch bis jetzo nicht einig sind, und der, bey Voraussetzung von Göttlichkeit derselben, ewig dunkel und unbestimmbar bleiben wird. Das alte Testament mag für die Nachkommen Abrahams immer seinen Werth haben; es mag auch uns eine schätzbare Urkunde des Alterthums bleiben; nie aber wird es in den Zeiten der Philosophie auch nur den geringsten nützlichen Beytrag zu einer höhern

Vernunftmäßigkeit der christlichen Sittenlehre liefern, welche auf keinen Fall eine Sache des **Glaubens** auf Autorität, sondern der reinen **Ueberzeugung** seyn muß.

Ich habe mir Mühe gegeben aus der Geschichte der Menschheit, aus den politischen und religiösen Verfassungen der antimosaischen, und den analogischen Meinungen der barbarischen unkultivirten Völker, dem Wahn von göttlicher Offenbarung entgegen zu arbeiten, welche man einem Buche beylegt, welches uns Geschichte, Meinungen und Gebräuche eines Volkes aus den Zeiten seiner Barbarey, als es sich aus dem nomadischen Leben in einen Staats-Körper formirte, und aus den Zeiten des drückensten Despotismus seiner Priester und Könige erzählt, und welche auf unsre gesitteten Zeiten völlig unanwendbar sind.

Dieses alte Buch wirkte mit vieler Allmacht zum Schaden des Menschengeschlechts. Es ver-

darb nicht nur die Reinigkeit der Sittenlehre, sondern seine schädlichen Einflüsse dehnten sich sogar in die Rechtsgelehrsamkeit aus, wo es noch bis auf den heutigen Tag in den Matrimonial-Gerichten des Auslandes präsidirt; und in alle peinliche Gesetzbücher schrieb die ganze christliche Welt die barbarischen Worte: „Wer Menschenblut „vergießt, dessen Blut soll durch Menschen wie„der vergossen werden.„ Dies Gesetz wird in den Mund der Gottheit gelegt, fällt in die Zeiten Adams, wo noch keine Obrigkeit und kein Richter statt hatte; wo es zu nichts anderm als zu Selbstrache auffoderte, und Menschen gegen Menschen bewaffnete.

Dem alten Testamente haben die christlichen Völker den harten Druck zu verdanken, unter welchem sie seufzen. Könige und Despoten lernten ihre gerechtsame aus dem Munde des unglücklichen Priesters kennen, der ein Volk, das ihn nicht mehr zum Regenten verlangte, dafür einem Manne aus dem Hause Kis in die Sklaverey übergab, und mit Siamesischem Geiste die Rechte

der Könige in sein schwarzes Gesetzbuch eingrub. Alle Bezahlung religiöser Gebräuche: jener Tribut, der unter dem Namen von Zehenden den armen Landmann drückt, alle Beichtpfennige und dergleichen Ungereimtheiten; alle Gerichtsbarkeit der geistlichen Gerichtshöfe, welche man nicht genug unterdrücken kann; bis herab zum armseligen Wahne, daß Priester, nicht **Volkslehrer**, sondern Minister der Gottheit sind — die vergeben und behalten können die Sünden der Ungeistlichen — und alle, diesen verwandte Ungereimtheiten, sind alles Wirkungen — des alten Testaments.

Unmöglich konnte ich diese Albernheiten, diesen Nachtheil für Geist und Körper, mit ruhigem Blicke übersehen; als Freund der Menschheit suchte ich meinen Beitrag zu ihrer frühern oder spätern Befreyung, von dem schändlichen Drucke des Aberglaubens, zu liefern —

Doch ich vergesse — **Ew. Excellenz** werden es mir verzeihen — bey dieser Unterhaltung

mit dem Gelehrten und Kenner, den **Minister**; Dessen Aufmerksamkeit ich noch mit der Versicherung der vollkommsten Hochachtung beschäftige, womit ich die Ehre habe zu seyn

Ew. Excellenz

ganz gehorsamster Diener

Der Verfasser.

Vorrede.

Mancherley Bemerkungen, die ich zu machen Gelegenheit hatte, überzeugten mich von der Schädlichkeit des alten Teſtamentes, zeigten mir Wirkungen deſſelben auf Chriſtenthum, die ihm äußerſt nachtheilig waren. Ich fand, daß ſein Einfluß die Eindrücke der chriſtlichen Moral bisher immer geſchwächt habe; daß man ſeine Abweichungen von derſelben mit Grundſätzen des alten Teſtaments rechtfertigte; fand, daß ſogar Geiſtliche dieſes Buch misbrauchten, um — gewiſſe Zeloten und Sätze daraus zu ziehen, die eben nicht zur beſondern Ehre der Einigen Gottheit gereichen konnten. Diejenigen Beſchreibungen, welche das alte Teſtament von Gott giebt, brachte die Chriſten auf die Meinung von der Nothwendigkeit einer Verſöhnung durch Blut; und da das Opfer ſelbſt heilig, unbefleckt, und ganz ohne Sünde ſeyn mußte; ſo verfielen ſie in den Fehler der Abgötterey, ſchlachteten der Gottheit einen Gott, bauten Altäre, die nur dem Einigen ewigen Weſen zukommen, einem Menſchen, der ſich nicht ſelbſt, (denn dazu dachte Er zu groß und zu beſcheiden,) ſondern den ſeine Anhänger apotheoſirten. Ich fand, daß ſo lange der Irrthum herrſcht, als wäre das alte Teſtam. ein göttliches Buch, die Menſchen zu allen Thorheiten, Laſtern und Abweichungen berechtiget ſind;

denn

denn da Gott unveränderlich iſt, ſo kann das nicht zur Lüge und Unwahrheit werden, was er einmal geſagt hat, und kein Menſch iſt berechtiget, etwas darinnen zu verändern. Ich las die Schriften der Alten, um nachzuſuchen, ob irgend etwas neues oder ungewöhnliches, oder etwas wäre, das eine unmittelbare Würkung der Gottheit erfodert hätte, um meinen Glauben dieſem Buche zu ſchenken, oder nach Befinden zu verſagen; und ich fand, alles was Gott ſollte verordnet haben, war andern Völkern ſchon bekannt; fand, daß die Moſaiſche Religion ein zuſammengeleſenes Syſtem des Ethnicismus, und ſeine politiſche Verfaſſung nach egyptiſchem und ſyriſchem Fuße gemodelt war. Ich verfiel auf den Gedanken, nachzuforſchen, ob **Moſes** auch die ihm zugeſchriebenen Bücher verfertigt habe, nahm eine gute Chronologie zur Hand, und fand, daß man zu ſeiner Zeit, ſo wie von ſeinen zwo Geſetztafeln geſagt wird, Hieroglyphen im Stein hieb. Nun hätte eine ganze egyptiſche Pyramide nicht hingereicht, die fünf Bücher darauf einzuhauen; auch las ich nirgends, daß Moſes bey dem Gepäcke der Kinder Iſrael oder der Stiftshütte, hermetiſche Säulen, oder Obelisken, oder andere Steine geführt habe, und mit jenen, worinn ſeine fünf Bücher gehauen waren, konnte er wohl nicht weniger denn ein paarmal hundert tauſend Kameele beladen, welches allzu merkwürdig würde geweſen ſeyn, als daß die Juden nicht mit dem größten Geſchrey von der Welt dieſes in ihren heiligen Büchern ſollten erzählt haben. Dadurch wurden mir natürlich alle dieſe Schriften verdächtig; da ich aber gar Moſen im 1ſten Buche im 10ten Kapitel der Michaeliſchen Ueberſetzung, unter den Nachkommen **Jafets**, die zu Moſis Zeiten noch unbekannten

Grie-

Griechen, und unter den Nachkommen Homers sogar Colonien der Griechen, Elis, Tarteſſus, und was über alles geht, ſogar griechiſche Pflanzſtädte in Italien, fand: da kam mir der Moſes ſo alt nicht mehr vor, wie er doch eigentlich gemacht wird, ſo daß ich am Ende an der ganzen Exiſtenz ſeiner Perſon zu zweifeln anfing. Ich lies es indeſſen dabey bewenden, ihn zwar als eine wirkliche Perſon, aber nicht als Schriftſteller gelten zu laſſen. Uebrigens fand ich keine einzige vernünftige Urſache, ſeine Wunder ſo wenig als ſeinen Durchgang durchs rothe Meer, ſo wie er erzehlt wird, zu glauben: noch weit weniger aber ihn für einen Geſandten Gottes zu halten. Denn da in allen ſeinen Anordnungen zwar viel Gutes, aber auch ſehr viel Ungereimtes, und, nach unſern Zeiten beurtheilt, viel Unbeſonnenes, Falſches, Lächerliches und Schädliches ſich befindet, und dies alles kein Criterium von Göttlichkeit ſeyn kann; ſo wurde ich völlig berechtiget, ihn für weiter nichts als einen klugen Deſpoten anzuſehn, der ſich der Dummheit des Zeitalters aufs vortreflichſte zu bedienen wußte.

Ich gieng über zu den Geſchichten der Juden; und fand im Buche der Richter grobe Mährchen und Aufſchneidereyen, im Buch Ruth und Eſther, Thorheiten zum Achſelzucken: die Bücher der Könige bewieſen, daß ihre Regierung väterlicher als die theokratiſche, obgleich eben auch nichts ſonderliches war; in den Pſalmen hörte ich oft einen Unmenſchen reden, und einen Barbaren, deſſen Sprache dazumal keinen Namen für das Wort Tugend hatte. Bey den Propheten — hoffte ich etwas mehr, als die Stimme der gröſſern Weisheit von Volkslehren, mehr als Stiftung von Rebellion und Aufruhr — nemlich Weiſſagungen auf die chriſtliche Religion zu finden.

Ein

Ein Gedanke aber brachte mich von meiner übereilten Hofnung zurück. Ich dachte nach, was ists das Christus lehrte? und fand, es war herrliche, vortreffliche Anleitung zur Sittenlehre; fand, daß Christus auf nichts anders ausgieng, als das ganze Judenthum umzuschmelzen, aus ihren unrichtigen Begriffen von Menschenpflicht sie zu seinen bessern überzuführen, und dadurch den Menschen ein glückliches, ruhiges Leben in der Welt, und ungetrübte freudige Aussichten auf die Zukunft zu verschaffen, und dazu, dachte ich, waren ja Prophezeihungen etwas sehr unnöthiges und überflüssiges, und unschickliches; und das alles konnte ja geschehen, ohne daß Propheten sich die Mühe gaben, in pythischem Tone, Orakel zu prophezeihen, über deren Sinn, nemlich ob er 1, 2, 3, 4, 5, 6 oder 7fach ist, sich die Ausleger selbst noch nicht vereiniget haben; ich fand, daß die Juden dazumal keinen Nutzen aus diesen Prophezeihungen schöpften, und es ihnen in ihrer Zeit nichts helfen konnte, was erst in der Zukunft geschehen sollte; hinwiederum fand ich, daß es den Zeiten der bessern Lehre wieder nichts half, daß einst welche sagten: sie werden kommen: sondern daß eine Lehre, ohne alle Vorherverkündigung, eine herrliche gute Lehre seyn kann, wenn sie nur die Kennzeichen ihrer Güte in sich selbst hat, und der Erfolg die Vortrefflichkeit derselben in den Vortheilen darlegt, welche aus Befolgung ihres Raths und ihrer Foderungen entspringen. Da ich mich nun endlich auch nach dem Charakter der Propheten etwas näher erkundigte; so konnte ich vernünftigerweise nichts anders in ihnen finden, als harte, orthodoxe Anhänger des Mosaismus, und daß alle vier große und zwölf kleine Propheten denjenigen zum ersten würden gesteinigt haben, von welchem man so lange glaubte, sie hätten auf ihn und seine Zeiten geweissagt.

geweiſſagt. Dieſes alles konnte ich in einen Band nicht faſſen, und ſoll in dem zweiten Bande nachfolgen.

Ich habe in meinen Citaten mich der erſten und beſten Editionen bedient, die ich erhalten konnte, oft aber auch nur deutſcher Ueberſetzungen, als z. B. des Herodots, weil ich nicht in der Lage war, das Original ſelbſt zu bekommen. Die Eintheilung der Kapitel in der Ueberſetzung ſtimmt nicht mit andern Editionen. Wer nicht die Goldhagenſche Ueberſetzung hat, wird wohl thun, das ganze angeführte Buch des Herodots vor ſich zu legen, wo er leicht bey Ueberſehung etlicher Kapitel die angeführte Stelle finden wird. Dieß iſt auch der Fall mit meinen Diodor, der eine alte Rhodomanniſche Ausgabe iſt. Hanoviae, typis Wechelianis, apud haeredes Ioannis Aubrii MDCXI. Ich hielte es um mein ſelbſt Willen für Pflicht, dieſes anzuzeigen, um allem Mißverſtändniß deshalb vorzubeugen. Angeführt habe ich die Schriftſteller um deswillen, weil es immer eine eigne Foderung an das Publikum iſt, von ihm uneingeſchränkten Glauben zu begehren, und man im entgegengeſetzten Fall demſelben auch vieles als Urkunden und Belege aufdringen kann, was nirgends anzutreffen iſt: dazu aber habe ich weder Neigung noch Urſache, und es wird alles für den Leſer um ſo überzeugender, wenn er die Quellen ſelbſten nachſchlagen kann.

Meine Abſicht bey Herausgabe dieſer Schrift iſt ſo beſchaffen, daß ich nicht Urſache habe, irgend ein Urtheil zu ſcheuen. Warme Liebe und Anhänglichkeit zur reinen Lehre Chriſti, aufrichtiger Wunſch, daß die Sittenlehre des Stifters unſrer Religion, ungehindert durch geheiligte Vorurtheile, die Herzen der

Men-

Menſchen, zu ihrem mehreren Beſten, erleuchten möchte; Ueberzeugung, daß dieſes ſo lange nicht ganz geſchehen kann, als das alte Teſtament noch göttliche Autorität bey Chriſten hat; und das innigſte Gefühl von der Unlauterkeit der altteſtamentiſchen Moral, das Gefühl der Schande, die auf jeden Menſchenverſtand zurück fließt, der die ſich ſelbſt widerſprechenden Impoſitzionen des alten Teſtaments als Wahrheiten annehmen kann; und pflichtmäſſiges Beſtreben, meinen Mitmenſchen Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, welche ſie in ewige Widerſprüche verwicklen; dies ſind die Urſachen, warum ich mit aller Ehrlichkeit meine Bemühungen dem denkenden Theile des Publikums vorlege. Habe ich mich hie und da geirrt, ſo iſt es das Loos der Menſchheit, und ich verſichre aufs feyerlichſte, daß ich bereit bin, jeden richtig erwieſenen Irrthum mit Freuden zurückzunehmen, und nicht mit Starrſinn zu glauben, daß ich Alleine richtige Ueberſchauungskraft beſitze. Bey dieſen Verſicherungen hoffe ich die gerechteſten Anſprüche auf die Billigkeit meiner Leſer zu haben, beſonders aber vom ehrwürdigſten Theile der Menſchen, den Lehrern der Religion Jeſu Chriſti, und von dem Geiſte der Sanftmuth, der ihr Erbe von ihrem Stifter iſt, nichts beſorgen zu dürfen, kein Mißverſtändniß, keine Verketzerung. Forſchen nach Wahrheit iſt nothwendige Pflicht; zurechtzuweiſen mit ſanftmüthigem Geiſte, keine geringere. Ich werde glücklich ſeyn, wenn ich meinen Zweck auch nur bey einer geringen Anzahl erreicht ſehe.

Erſtes

Erſtes Kapitel.

Auf welche Art unterſuchte man, abſeiten der Theologen, bisher die Wahrheit der Religion?

Keine Wiſſenſchaft in der Welt, kein Fach der Gelehrſamkeit, hat ſo häufige Unterſuchungen veranlaßt, als die Theologie; vermuthlich weil jedes Zeitalter das Bedürfniß kannte, daß ſie dem herrſchenden Geiſte des Sekulums eben ſo gut angepaßt werden mußte, als irgend eine Wiſſenſchaft, die auf Völker und ihr Wohl Einfluß hatte. Dies aber war nur in gewiſſen glücklichen Epochen möglich; faſt immer aber hielten die Siegelbewahrer der Religion dafür, daß alte obſolete Meinungen für verfeinertere Menſchen noch eben ſo nützlich, und deshalb ihnen eben ſo heilig ſeyn mußten, als ſie rohen, und noch in Allem, halb wilden Völkerſchaften waren. Sie dem Geiſte der Nation, der höhern Kultur von Verſtand und Sitten, welche doch wohl unſtreitig ſeit Moſes und des Hohenprieſters Kaiphas Zeiten ein ganz anderes Ding ſind, als ſie damals waren, anzupaſſen, wurde ſogleich für Irreligion, und hie und da ſogar für Läſterung, ausgeſchrien, woraus nichtsweniger als der gänzliche Umſturz der Moralität, und wie manche fromme Apokalyptiker glaubten, gar das Ende der Welt erfolgen müßte, welches alles denn freylich ein ſehr großes Unglück geweſen wäre.

Alle dieſe ängſtliche Vermuthungen, dieſes feyerliche Proteſtiren gegen die Sache des guten Menſchenverſtandes kam daher, weil die Lehrer der Religion bey jedem Fortſchritte der Verfeinerung des menſchlichen

Verstandes nicht mit derselben zugleich fortrücken wollten, den alten rohen Principien eines unkultivirten Volkes anhingen, und auf herrschende Meinungen einer weiten entfernten Vergangenheit ihre Systeme bauten. Albernheiten entstanden denn, wenn man in gewissen Jahrhunderten des Neu-Platonismus, der Aristoteliker, u. s. w. diese Philosophie mit den uralten Principien der Religion in der Art verbinden wollte, daß erstere den letzteren keine Gewalt anthun sollten. Daraus konnte nun natürlicher Weise nicht viel Gutes entstehen, und die sogenannte wahre Religion sah wie ein ganz unbarmherzig mißhandeltes Kleid aus, woran man die bemerkten Löcher mit neuem Zeug flickte, welches mit den alten Lumpen in nicht geringem Kontraste abstach.

Davon hatte man kaum einen Begriff, daß das, was die meisten Völker für Wahrheiten anerkannten, Täuschung seyn könnte; oder daß sich frühere Nationen etwas als gewiß denken konnten; als richtig, wovon ihre spätern Nachkommen ohne viele Mühe den Ungrund entdecken und einsehen würden.

Bey allen andern Wissenschaften ging man einen weit zweckmäßigern, und eben deshalb weit vernünftigern Weg. Belehrte die Erfahrung, daß gewisse Grundsätze unrichtig seyen, und der ganzen Wissenschaft nachtheilig, so schaffte man sie bey Seite. Hätte man den theologischen Grundsätzen, in Rücksicht der Bestimmung der Welt-Systeme gefolgt, das Kopernikanische aufs Ptolemäische, oder die Meinungen des Galilie, Gassendi, des Cartes, Neutons, Eulers und der Akademie zu Paris alle in eins zusammen geworfen, nirgend es wagen wollen, trotz allen päbstlichen Bullen, das Alte abzuschaffen und das Neue unvermischt ins Licht zu setzen, so würden wir ein niedliches Pot Pourri

von

von physikalischen Kenntnissen erhalten haben, woraus wir uns eben so wenig finden würden, als aus — der Theologie.

Moses, so zweckmäßig und gut seine Meinungen für sein Zeitalter, für sein Volk und das Ganze eines angehenden Staats waren, welcher aus einem nomadischen Volke gebildet werden sollte; ist das ewige unverwerfliche Modell, der große Typus, (ein Wort, welches eigentlich im theologischen Verstande ganz nichts sagen will, weil es nur etwas, sehr ohne Noth, bedeutet,) der Theologen im achtzehenten Jahrhundert geblieben. Die Lehre der Unbeschnittenen wird auf die Lehre der Beschnittenen, die Gnade auf alle Flüche des jüdischen Gesetzes erbauet, welches ein sehr unschicklicher Rumpf zu einem gewiß weit schöneren Kopfe ist, und zwar wie der Kopf eines vatikanischen Apollo's auf den Rumpf eines unförmlichen Kanopus paßt. Der christliche Lehrer verbindet, ohne zu erröthen, die Göttlichkeit seiner heiligen Bücher mit den jüdischen, die er gleichfalls als göttlich annimmt, wenn auch gleich erstere die letztern gänzlich verwerfen, und verbindet durch Erklärungen die auffallendsten Widersprüche. Sonderbar genug. Aber was vermögen Menschen unter dem Drucke eigner Täuschung nicht? Die Juden, die freylich dem besserdenkenden Christ nicht, aber doch so vielen andern ein Greul sind, werden mit ihren heiligen Büchern als Glaubensverwandten in partibus angesehen, und zugleich auch verabscheuet, weil sie göttlich anerkannte Lehren besitzen, die von den neuen göttlichen Büchern verworfen werden, nur zum Unglücke nicht so viele besitzen als die Christen.

Ueberdem haben gewisse, sehr fehlerhafte christliche Väter, vorzüglich der heilige Augustinus aus der Schule des Manes, Lehrmeinungen eingeführt, welche

noch heut zu Tage nur zu allgemein geglaubt werden, und die man für eben so göttlich hält, als Alles Andere; blos weil man diese Meinungen mit einzelnen Schriftstellen beweisen zu können glaubt, die man entweder nicht versteht, oder, versteht man sie auch richtig, die eben deshalb nichts beweisen können, weil sie alsdenn selbst unrichtig sind.

Dieses hindert die Untersuchungen über Religions-Materien sehr, erschwert sie ins unendliche, und macht sie zu einem Gegenstande eines nie auszumachenden Streits; und so kann ein Gebäude nie ein gutes Gebäude werden, wenn man es auf solche Grundsätze aufführen will. Alle Widersprüche sind unvereinbar mit Wahrheit, und letztere muß äußerst verunstaltet werden, sobald man sie in eine rohe unpolirte Form gießet. Hiezu kommt noch die große Anhänglichkeit an vorgefaßte Meinungen, und ihre gewöhnte Heiligkeit, die einen großen Theil zu ähnlichen Untersuchungen unfähig, andere aber muthlos machen. Mancher sieht mitten in der Dunkelheit Lichtstrahlen in der Entfernung, und wagt es deshalb nicht ihnen zu folgen, weil er fürchtet, es seyen tödtende Blitze, denen er sich nicht nähern dürfte. Der Verstand sucht bey vielen in seine Rechte wieder einzutreten, aber jener Unterricht in den Vorbereitungsjahren, jene Aengstlichkeit, (womit man freylich in so wichtigen Untersuchungen nicht zu Werke gehen sollte, obgleich alle Behutsamkeit immer anzurathen ist, um nicht neue Irrthümer für alte zu vertauschen) der Sache der so lange dafür angesehnen Wahrheit nicht zu schaden, schreckt sie wieder von dem guten Wege zurück, der Verstand und Herz zur Ruhe geführt haben würde.

Der römische Hof verbot den Layen den Gebrauch der heiligen Schrift; die Despoten der Dortdrechtischen Synodal-Meinungen und der Augspurgischen Konfessien,

ſten, erlauben ſie zu leſen, aber nicht — zu prüfen was darinnen ſteht. Der Sancta fides apoſtolica ſoll thomaſianiſch geglaubt werden; denn was göttlich iſt, das iſt wahr, und bedarf keiner weitern Prüfung.

Aus einem ſehr ähnlichen Grunde verbrannte Omar die Alexandriniſche Bibliothek, und könnten wir alle Commentarien verbrennen, welche erklärten, aber nicht anders als nach Grundſätzen, nicht des Verſtandes, ſondern der Schrift ſelbſt, dieſe Schrift unterſuchten, (gewiß eine ſehr partheyiſche Unterſuchung!) oder beſſer zu ſagen, ihre Vertheidigung gegen diejenigen unternahmen, welche mit philoſophiſchem Geiſte verſchiedenes in derſelben geprüft hatten. Wahrheit ſcheut die Probe der Vernunft nicht, weit weniger noch Göttlichkeit.

Wo der Verſtand Ausnahmen machte, mußten Wunder auftreten, um zu — überzeugen, gleich als wenn Wunder den Verſtand erleuchten, und Widerſprüche zu Wahrheiten umſchmelzen könnten. Wunder werden hiezu von einem weiſen Weſen nicht gemißbraucht, auch hat daſſelbe nie welche zu thun, in theologiſchem Verſtande, für gut befunden, und wird es, ihrer groſſen Unbrauchbarkeit halber, auch nie für gut befinden.

Dies war die Art, mit welcher diejenigen, welche den Namen der Rechtgläubigen bisher uſurpirten, welche aber beſſer Altgläubige genannt zu werden verdienen, bey ihrem Glauben an den heiligen Codex zu Werke gingen. Grotius, Socin, u. ſ. w. hatten zwar ſchon etwas mehreres Licht geſehen, aber erſterer konnte ſich noch nicht von vielen herrſchenden Meinungen ſeines Zeitalters losmachen, und letzterer war zwar auf dem guten Wege, aber ein ähnlicher Grund hinderte ihn,

weiter zu gehen, ob er gleich eben dadurch der Sache des Verſtandes groſſen Vortheil ſtiftete. a) Es waren Lichter, die in der Nacht Dämmerung verbreiteten, und zum kommenden Tage Anſtalten trafen. Zwar wurden ſie von Männern verfolgt, deren Religion und Stifter Verfolgung unterſagte, und die ſelig ſpricht, welche Verfolgung leiden; aber eben dieſe Waffen, durch Raſende geführt, beförderten den Sieg der Wahrheit, welche überall, wo ſie gedrückt wird, gewinnt, und wie eine aufgehaltne Fluth zwar eine zeitlang gehemmt wird, aber bald über Deiche und Dämme hinüberfließt, und dann unaufhaltbar fortſtrömt.

Nach ihnen kamen in dem jetzigen Jahrhundert unter der glücklichen, duldenden Regierung Friedrichs des Groſſen, Männer, die als Vernünftige dachten. Die durch den gröſten König veranſtaltete Verfeinerung ſeines Volks, zeigte ihren Einfluß ſehr merklich auf die Religion. Die Vernunft wand ſich von den Daumſchrauben der Vorurtheile und des Aberglaubens los, und fing an wie ein heller Morgenſtern aufzugehen; aber ihren Sonnenglanz verbarg ſie, weil noch nicht alles gehörig vorbereitet war, und ſie noch viele Augen zu ſchwach fand, dieſen Glanz zu ertragen.

Herkommen und Gebrauch ſchmieden noch heut zu Tage (es iſt unerklärbar, wie dieſes noch möglich iſt) die lutheriſchen an ihre ſymboliſchen Bücher, und die Reformirten an die Confeſſio Sigismundi; und zwar in

a) Die Aufklärung ging immer einen langſamen Gang, und eben dieſes war ihr vortheilhaft; ſie vervielfältiget ihre Fortſchritte aber im Verhältniſſe, als ſie vorwärts kommt, ſehr, und je weiter ſie geht, je ſicherer und geſchwinder geht ſie auch; da ſie immer weniger Vorurtheile zu bekämpfen findet.

in Collegien, wo die meiſten erleuchtete Männer ſind, und an dieſe Thorheiten nicht glauben. Vermuthlich liegen dieſe Uebel darin, daß es vielleicht eben ſo gefährlich wäre, jedem Zaum und Zügel ſchießen zu laſſen, wobey es wirklich um das Syſtem (wenn anders die chriſtliche Kirche darohne nicht beſtehen kann) ſehr ſchlimm ausſehen würde. Ueberdem fehlt es auch jetzo den Layen, welchen ein Theil der geiſtlichen Einrichtungen anvertraut iſt, an Toleranz, und ſie werden es nicht leicht zugeben, daß ächte Gewiſſensfreyheit Mode werde. Es iſt eine gewiß richtige Bemerkung, daß heut zu Tage der Dämon der Intoleranz aus den Geiſtlichen heraus und in die Weltlichen eingefahren iſt. Ueberdem iſt auch dieſes der Sache des Verſtandes nicht vortheilhaft, daß die meiſten Lehrer der Religion von den Wohlthaten ihrer Gemeinden leben müſſen. b) Schicken ſie ſich nicht in die Vorurtheile ihrer Zuhörer, ſo verlieren ſie das meiſte, was ſie zu ihrer Leibes Nothdurft und Nahrung nöthig haben; und wagen ſie es gar, ihre beßre Meinungen herauszuſagen, ſo laufen ſie erſt recht Gefahr, verketzert zu werden, und es bleibt ihnen nichts übrig, als verabſcheut von vielen, arm und unglücklich durch Wahrheit und ihr Bekenntniß, in der Stille, aber nicht in Ruhe von außen, fort zu vegetiren, bis endlich ſich das Ende ihrer Leiden mit ihrem Tode einfindet.

Und wie manche Länder liegen noch in Finſterniß — konfiſciren die Wahrheit, erklären ſie für Contrebande,

b) Selbſt in Berlin ſollen, wie ich gehört habe, bey manchen Predigern der lutheriſchen Kirche die größten Einkünfte im Klingelbeutelgeld beſtehen, welches ſie von ihren Zuhörern ſammlen laſſen. Wohl alsdenn dem, der entweder à la Koblank Unſinn predigt, oder ſein orthodox iſt und aus dem alten Geſangbuch ſingen läßt.

und lassen alle agnus dei, alle Knochen der Heiligen, alle goldne Schatzkästlein, ohne Accise und Impost einführen. Dulden lieber Heiden, Türken, und so weiter, als einen Mann, der sich über Vorurtheile gewiß nicht ohne viele Mühe hinweggesetzt hat; vielleicht manchen innern Kampf mit sich selbst zu streiten hatte, ehe er sich von eingeimpften Vorurtheilen der Erziehung und jugendlichen Unterrichts losreissen konnte. Gewiß, einen größern Beweis giebt es nicht, daß die Barbarey noch sehr allgemein, ins Ganze berechnet, sey, als eben die Art, womit man hie und da dem Verstande den Staupbesen zu geben sucht. c)

Alles dieses sind Hindernisse, welche sich dem uneingenommenen Untersucher in den Weg legen; was er aber am meisten zu fürchten hat, ist, daß man ihn für einen Unchristen im weitsten Verstande, für einen Verderber der Religionsgrundsätze und guten Sitten ausschreit. Ich bin der größte Verehrer der christlichen Religion; denn noch ist sie die wahrste, die beste, diejenige, die recht viele gute glückliche Menschen macht, und führt an freundschaftlicher Hand durch ihren liebenswürdigen Stifter Jesus Christus zum allein wahren, gewiß seligmachenden, mit einem Wort, zum reinsten — Deismus.

c) Berlin macht hievon eine Ausnahme, die sehr zu ihrem Vortheile ist — Wer indessen Berlin in der Nähe gesehen hat, oder Zeuge der Geschichte der Einführung des neuen Gesangbuchs gewesen, der wird erstaunen, daß unter Nk. Hohen und Niedern noch so viele seyn können, die von der Aufklärung eben nicht zum besten denken — Es giebt aber — und das eröfnet nunmehr gute Aussichten auf kommende Zeiten — es giebt Zedlitze und viele weise große Männer unter Layen und Priestern.

Zweytes Kapitel.

Wie muß man bey Untersuchungen über Religionswahrheiten, und über ihren göttlichen Ursprung zu Werke gehen?

Es ist nicht genug, die Hindernisse vor sich aus dem Wege zu räumen, von welchen ich im ersten Hauptstücke redete; nicht genug, in einer Lage zu seyn, wo man nichts schlimmes von seinen Bemühungen für die Sache der Wahrheit zu fürchten hat; es gehört eine lange Erfahrung, Kenntniß der Menschengeschichte, und ein reines Gefühl und Liebe zu Wahrheit dazu, richtig zu untersuchen. Lange Zeit erfordert die mühvolle Arbeit, sich von vorgefaßten Meinungen loszuwickeln, so wie unpartheyisch für ihr Gegentheil sich zu intressiren; ohne alle Prevention zwischen beyden in der Mitte zu stehen, und die Wagschaale des Beyfalls nach dem Gewichte philosophischer Gründe zu bestimmen. Die vorzüglichste Regel bey Nachforschung über die Göttlichkeit einer Religion ist unstreitig diese, daß man der Religion selbst, durch alle ihre Abändrungen und Perioden, bis auf ihren Ursprung nachgeht; überdenkt, ob sie auf eine natürliche oder übermenschliche Art entstanden, und ob es möglich sey, daß sie ebendasselbe durch menschlichen Fleiß hätte werden können, was sie wirklich ist. Kann letzteres aus der Geschichte der Religion selbst erwiesen werden, so giebts keine Religion, welche unmittelbaren Veranstaltungen der Gottheit ihr Daseyn zu verdanken hätte, so ist sie ein herrliches Werk des menschlichen Verstandes, paßlich auf alle seine Perioden, in welchen seine Verfeinerung merkliche Fortschritte machte, passend auf rohe und aufgeklärte Völker, auf wilde und gesittete

Nationen; immer aber angemessen ihren Gebräuchen, Denkungsarten, Kultur im Verhältniß ihrer Barbarey oder Ausbildung; das wäre eine menschliche Religion — wären menschliche Meinungen von Gott und Pflichten, welche ohne alle Sünde immer verändert, und dem gänzlichen Bedürfniß des Zeitalters angepaßt werden könnten.

Mit einer göttlichen Religion dürfen, (darin haben die Orthodoxen völlig Recht,) keine Veränderungen getroffen werden, da Gott selbst unveränderlich ist, und ihn nie (oder er wäre der weiseste Gott nicht, wäre abhängig von Umständen) gereuen kann, was er einmal gesagt hat: daß es Wahrheit sey.' Und **Moses Mendelsohn** sagt mit richtiger Weisheit, „ist Moses Gesetz mit Wundern von Gott selbst gegeben, so können die, welchen es gegeben ist, und ich setze dazu, die, welche es glauben, nur durch eine ähnliche Feyerlichkeit davon dispensirt werden.“ Dies alles gestehe ich ohne Widerspruch ein, und es bleibt meinen Lesern und mir weiter nichts übrig, als nachzuforschen, ob irgend eine Religion unmittelbaren göttlichen Ursprungs ist oder nicht? und ob irgendwo übernatürliche Kennzeichen verborgen sind, die ihre Göttlichkeit beweisen, oder ob Menschenverstand dies alles habe entdekken können, ohne alle Inspiration und unmittelbare Wirkung?

Dieses können wir am besten ausmitteln, wenn wir nachsehen, ob irgend eine Religionserkenntniß existirt habe, welche nicht der Barbarey, Wildheit oder Politur der Nationen angemessen, und entweder roh oder mild wie die Nation selbst gewesen wäre: oder wenn wir den Zeitpunkt ausforschen, wo die Religion sich über die Barbarey des Zeitalters und der Völkerschaft erhoben, und Spuren ihres göttlichen Ursprungs gezeigt hätte. Nur bitte ich jeden meiner Leser, so uneingenommen als möglich mei-

nen

nen Unterſuchungen zu folgen; und gerne würde ich es ſehen, wenn mir, wo ich irrte, dieſes mit der Liebe gezeigt würde, die ich zu fodern ein Recht habe, und zu glauben, daß es mir blos darum zu thun ſeye, Wahrheit zu finden, ſie komme auch her wo ſie wolle.

Drittes Kapitel.

Von der Religion aller Völker in der Kindheit ihres Zeitalters und ihrer Begriffe, und von dem Alter des Menſchengeſchlechts.

Die Geſchichte der geſittetſten Völker verliehrt ſich endlich in ein fabelhaftes Zeitalter, wo der Forſcher mehr errathen muß, als er mit Gewißheit ſchließen kann; und dieſes Zeitalter verliehrt ſich endlich in eine völlige Nacht, wo alle Fakta mit den Zeiten des grauen Uralterthums verlohren gegangen. Ein großer Beweis, daß dieſe Nationen einmal eine Periode hatten, in welcher die Wiſſenſchaften und Künſte völlig unbekannt waren, die mündliche Sage die Stelle der Geſchichte vertrat, und endlich eine Periode, wo die Rohigkeit des Menſchengeſchlechts noch nicht einmal dieſes Mittel kannte, Thatſachen auf Nachkommen zu bringen; einen Zeitpunkt, wo das Gefühl der Ehre und aller möglichen Sittlichkeit in dem Menſchengeſchlechte unentwikkelt lag; bis wir ans erſte Zeitalter des gänzlichen Schlafs der Seelenkräfte kommen, wo ſich der Menſch nach Art des Thieres ohne Sprache, ohne Societät und gar ohne Weib befand, die er höchſtens zur Zeit der Bedürfniſſe der thieriſchen Natur, wo er ſie fand, gebrauchte, und

hernach

hernach eben so scheu floh, als alle andere seines Geschlechts; zu dem Stand des Streits unter der gleichartigen Gattung von Geschöpfen, die sich um Wurzeln des Waldes stritten, ermordeten wenn die Kräfte dazu da waren, und weiter keine Bedürfnisse, als jene des Magens und der Begattung, fühlten.

Wie wenig dieses übertrieben sey, zeigt die Erfahrung, die wir von denen Völkern haben, welche wir mit allem Rechte wilde Menschen nennen; besonders jener, die durch das Meer von andrer und gesitteterer Menschenart, bis zur Zeit ihrer Entdeckung entfernt lebten, und ganz isolirt auf großen Eilanden oder Landstrecken wohnten, wohin die Industrie der Europäer nicht zu ihrem Vortheile gelangen konnte. Das weite feste Land von **Amerika** zeigt uns noch jetzo hie und da Wilden dieser Art, aber die bemerkungswürdigsten finden wir unstreitig auf den **philippinischen Inseln**, wovon unten ein mehreres. Jahrtausende werden erfordert, eine Nation, die aller Hülfsmittel zu ihrer Verfeinerung beraubt ist, und sie aus ihren Erfahrungen und Beobachtungen erst herausziehen und gleichsam alle erst erfinden muß, nur in geringem Grade gebildet zu finden. Die Stupidität der ersten Zeiten ist unstreitig die längste Periode der Völkerschaft; Mangel an Sprache und Gesellschaft scheint die Kultur ehe mehr zu entfernen als heranzunähern; die Ungeschlachtheit, die Wildheit der Erdstriche, die dann noch durch keine Industrie bearbeitet werden, die Einflüsse eines rauhen Klima's, und der große Mangel an Ausbildung der Seelenkräfte, die Unmöglichkeit, so mannigfaltige Hindernisse, welche die Beschaffenheit der Erdgegenden in den Weg legen, hinweg zu räumen, verursachen, daß die Ausbildung äußerst langsame Fortschritte thut, bis endlich sich die Bedürfnisse dringender machen, und die Menschen nöthigen,

sich

sich in Gesellschaften zu verbinden. Ist erst diese Periode der äußersten Wildheit zurück, lernen sich Menschen untereinander durch Töne verständlich machen, so fangen sie an Gewohnheiten zu beobachten, welche ihre Bedürfnisse nothwendig machen. Alle ihre Handlungen haben noch nicht den geringsten Grad der Moralität, alles schränkt sich noch auf die Bedürfnisse des Lebens ein; und diese Nothwendigkeiten bestimmen den Menschen zu Handlungen, wodurch er seinen Zweck am nächsten zu erreichen gedenkt. Da ist kein Mord zu Sichrung seines Eigenthums, kein Diebstahl zu Abwendung des Hungers, keine Uebelthat zu Beförderung seiner Trägheit, und überhaupt nichts unerlaubt, was den Menschen dem Zwecke seines wilden Lebens nähert. In diesem Zustande leben noch jetzo so viele Völker der alten und neuen Welt. Sogar, was meine Behauptung von der Bestialität der ersten Menschenalter mit der unwidersprechlichsten Evidenz beweiset, finden wir Menschen, welche noch nicht einmal das große Bedürfniß, sich in Gesellschaft zu begeben, kennen. In unsern Augen sind sie unstreitig auf der untersten Klasse der Menschheit, und man sollte beynahe in Versuchung gerathen, zu glauben, daß Orang-Outangs eine noch geringere Klasse derselben ausmachten, welche noch im ganz rohen Zustande der Natur, ohne Kenntniß des Gebrauchs der Sprach-Organe sich befinden, wenn nicht anatomische Beobachtungen d) sie zu einer Menschenklasse nicht füglich zählen ließen.

Son-

d) Ihnen fehlet das Werkzeug zu sprechen, und dieses ist das einzige Zeichen, welches sie von dem Menschen unterscheidet. Die andern Abweichungen, daß sie zwey Rippen mehr haben, u. s. w., würden kein Unterschied seyn, der sie in eine andre Klasse setzen könnte. Sie sind also, (denn sie wohnen in Hütten, wie die Wilden, lieben den Men-

Sonnerat, ein glaubwürdiger Schriftsteller, erzählt uns eine Bemerkung hierüber, welche er vor ungefehr vier Jahren gemacht hat, und welche uns von der unglaublichen Wildheit, deren ganz rohe Menschen fähig sind, überführen. Er sagt in seiner Beschreibung der philippinischen Insel Lüsson:

„In den Gebirgen findet man noch ganz „wilde Einwohner, welche den Anblick andrer „Menschen fliehen, selbst vor einander fliehen, „und allein herum irren. Sie bleiben da, wo „die Nacht sie überfällt, schlafen in den hohlen „Bäumen; und selbst die Verbindung der häus„lichen Gesellschaft ist ihnen unbekannt. Blos „die unwiderstehliche Gewalt der Natur über„windet ihren unbiegsamen Karakter, und nö„thiget die Männer, Weiber aufzusuchen, da „sie

Menschen, gleichen ihm in allem mehr als dem Affen, thun was er thut; die Weibchen haben gleiche Unbequemlichkeit wie die menschlichen, u. s. w.,) in allem wirkliche Menschen, ausgenommen die Sprache. Nun wäre die Frage noch zu beantworten, ob sich ihre körperliche Beschaffenheit in Verlauf vieler Generationen nicht allmählich so vervollkommnen könnte, daß sie das Werkzeug der Sprache erhielten? Die Amerikaner sind noch alle bis diesen Tag unbärtig. Sind sie deshalb weniger Menschen, da ihnen etwas fehlt, was der Europäer besitzt? Sollte, wenn sie unter den europäischen Himmelsstrich verpflanzt würden, sich dieses, ohne Vermischung mit Europäern, nicht abändern? und sollte nicht auch das Werkzeug zum Sprechen, nach etwa 50 Generationen, sich bey den Orang-Outangs einfinden, wenn es möglich wäre, eine Kolonie derselben nach Europa zu versetzen?

„ſie denn mit denen zufrieden ſind, welche ihnen „zuerſt aufſtoßen.“ e)

Wie alt mag dieſe Menſchengattung nicht ſchon ſeyn? Und wer wollte ſo dreiſt ſeyn, zu behaupten, daß dieſe Menſchen Abkömmlinge geſitteter Nationen wären? Vielmehr ſind die andern Einwohner des Landes aus einem ähnlichen Zuſtand zu dem jetzigen, der zwar einige, aber doch nicht ſehr viele Vorzüge vor jenem hat, fortgegangen. Aber beweiſt dieſes auch nicht hinlänglich, daß man uns Mährchen erzählt, wenn man uns ſagt, unſer Urſprung ſey von einem gemeinſchaftlichen Stammvater?

Wie wenig die Natur einen Sprung mache, wie allmählig und langſam, durch lange ungeheure Perioden hindurch, ſie an der Ausbildung der Menſchen arbeite, ergiebt ſich hieraus ſehr deutlich. Auch zugleich dieſes, daß die Chronologien der Europäer jenen der Egyptier, der Lamas, Tartarn und Chineſen an Richtigkeit weit nachſtehen, weil unſre letzte Epoche auf die wunderbare Erſchaffung eines einzelnen Menſchen hinausläuft, der, auf eine noch weit wunderbarere Art, welche man allenfalls nur der Einfalt eines Irokeſen vergeben könnte, ein Weib aus ſeiner Rippe gebahr. Auch ſollen dieſe beyden erſten Menſchen geſittet geweſen ſeyn, und den hohen Gipfel der Philoſophie erreicht haben, daß ſie den Schöpfer und Unendlichen kannten, den nur die Griechen, nach mancherley überſtiegenen Hinderniſſen des Irrthums und dunkler Sophiſtereyen, zu erkennen und zu erreichen fähig waren.

Einen kleinen Grad bis zur erſten Geſelligkeit rückten die andern Einwohner von den Philippinen heran,

e) Sonnerats Reiſe nach Oſtindien und China, in den Jahren 1774 — 1781, pag. 355 der deutſchen Ueberſetzung in 8vo.

heran, von welchen uns Herr Sprengel, ein guter, aufmerksamer Beobachter der Natur, folgende Nachricht ertheilet:

„Die Spanier fanden bey ihrer Ankunft „zwey Hauptgattungen von Einwohnern, die „von einander durch Aufklärung, Sitten und „Verfassung sehr verschieden waren. Die erste „Klasse von schwarzer Farbe, mit unterschiedenen „Mischungen, wie die Neger in Afrika, mit „krausen wolligten Haaren, wohnte damals „auf den am wenigsten besuchten Inseln; daher „eine von den Philippinen noch die Insel der „Schwarzen heißt. Noch jetzt bewohnen sie „die innern gebirgigten Theile der Philippinen, „und selbst von Luzon, nachdem Fremde sie von „den Küsten des Meeres, lange vor Ankunft „der Spanier, vertrieben. Sie stehen noch jetzt „auf der untersten Stufe der menschlichen Aus„bildung, (ein Irrthum, der ohnstreitig daher ent„stand, weil Sonnerats spätere Beobachtungen noch „nicht ans Licht getreten waren, da der Herr Verfasser „dieses schrieb) leben ohne Bedürfnisse, (die nö„thigsten ausgenommen) gehen ohne alle Bekleidung einher, bis auf eine Art von Scherpe um „den Unterleib, von otaheitischen papierartigem Zeuge, und nähren sich blos von der Jagd, „dem Raube, und den freywilligen Früchten der „Erde. Noch haben die Spanier sie nicht bezwungen. (Irrende Völker lassen sich so lange nicht bezwingen, als sie keine feste Wohnsitze haben, oder solche, die sie nicht überall wieder finden können; weil sie dem Eroberer in unzugängliche Gebirge entfliehen, wo er sie vergebens aufsuchen würde, und selbst vor Hunger und Elend mit seinem Heere umkommen müßte.) „Ihre „Wohnungen in den unzugänglichsten Gebirgen,

»gen, ſchützen ſie vor der ſpaniſchen Oberherr»ſchaft. Vielmehr ſtreifen ſie von ihren Gebir»gen, ungeſtöhrt, in das wehrloſe niedrige Land »der chriſtlichen Biſagee. Mit dieſen führen »ſie einen beſtändigen Krieg, auſſer wenn ſie ih»nen für den freyen Gebrauch der Waldungen »und Flüſſe einen Tribut bezahlen. f)

Herr **Sprengel** erzählt uns ferner, daß dieſe Menſchen, welche die Spanier **Yzolotes** nennen, nach dem Berichte des arabiſchen Reiſenden, des **Renaudots**, (es waren wenigſtens ähnliche wilde Negervölker) Menſchenfleiſch aßen. g) Dieſes thun die **Batlos** h) auf **Sumatra**, die **Eidchans** und **Maruts** auf **Borneo** i). Die **Neuſeeländer** eſſen dieſes Fleiſch nicht aus Haß gegen ihre Feinde, ſondern als einen Leckerbiſſen. k) Unter den Amerikanern thaten es die **Arakapaern**, die an dem Ufer des **Yuſurra**, die **Karaiben** und **Gallibien**, mit einem Wort, es war ein Gebrauch von Norden nach Süden von Amerika, daß ſie Menſchenfleiſch fraßen oder opferten. l) Dieſes iſt gewiß nichts weniger als Ausartung des Menſchengeſchlechts, es iſt urſprünglicher Charakter der erſten und wilden Nationen, bey denen die Natur im Werke der Ausbildung erſt in dem

f) Forſters und Sprengels Beyträge zur Völker- und Länderkunde, pag. 57. 58.

g) Ebendaſelbſt, 2ter Theil, pag. 58.

h) Marsdens Nachrichten von Sumatra, 3ter Theil, p. 299.

i) — — 2ter Theil, p. 256.

k) S. die Reiſen nach der Südſee in 4to, und Forſters und Sprengels Beyträge zur Völker- und Länderkunde, 3. Th. pag. 299.

l) Recherch. philoſ. ſ. l. Américains tom. I. chap. III.

dem Anfange ist, wo sie anderer Meinungen und Sitten und Lebensart gänzlich unfähig sind.

In einem solchen Zustande sind die Menschen zugleich unfähig, Begriffe von Gott und Religion, die diesen Namen verdienen, zu haben. Sie fangen mit einer Art furchtsamen Aberglaubens diese Begriffe zu entwickeln an, welche dem Grade der Wildheit oder Kultur angemessen sind, worin sie sich befinden. Je weiter sie in den Geschlechtsfolgen von der ersten Wildheit ausarten, je empfänglicher werden sie der bessern Begriffe, die sich ihnen darstellen. Diese Vorstellung gibt uns **Don Ulloa**, in seinen Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika, m) welche ich im Verfolge näher anzeigen werde, und die meisten Reisenden, welche die Sitten und Gebräuche der Wilden untersuchten. Die **Battos** haben gewisse, jedoch nur sehr einfache und wenige politische Verfassungen, aber **von ihrer Religion sagt Marsden, kann man kaum mit Gewißheit sagen, daß sie eine hätten. Nichts ist bey ihnen zu finden, als der den meisten Negern gemeine Glaube eines guten (Daibattah) und eines bösen Gottes (Murzifo).** n)

Die **Es-Kopiks**, die **Bergmenschen** und **Eskimohs** in **Labrador** sind sehr wilde Menschen, die nach weiter nichts trachten, als wie sie sich untereinander ausrotten. o) Diejenigen unter ihnen, welche noch am geschlachtetsten sind, haben die Gewohnheit wie

m) Ulloa's Nachrichten v. S. und N. O. Amerika, 1. Theil, pag. 130. 131.

n) Forst. und Sprengels B. z. V. und L. K. 3. Theil, pag. 312.

o) Ebend. 1. Theil, pag. 101.

wie die Hottentotten p) und andre Völker Amerika's, q) ihre Eltern umzubringen wenn ſie alt werden, und ſich ihren Lebensunterhalt nicht mehr verſchaffen können. r) Die Maſſageten lieſſen nach Strabo die Alten von Hunden freſſen. Und dieſe Völker ſollten irgend eines vernünftigen Religionsbegriffs fähig ſeyn? Die Mönche, welche ſonſt das Geſchäft hatten, beſſere Begriffe auszubreiten, waren entweder zu dumm dazu, oder verſtanden es nicht beſſer. Die Art wie ſie auf den Philippinen das Wort Gottes predigen, iſt ſo beſonders, daß die Religion freylich nicht viel dabey gewinnen kann: »diejenigen unter den Einwohnern, welche den öffentlichen Gottesdienſt verſäumen, werden von den Geiſtlichen vor der »Kirche mit Schlägen beſtraft, und es iſt nichts »ungewöhnliches, daß dieſe verheyrathete und »unverheyrathete Frauensperſonen, im Angeſicht ihrer Verwandten, und der ganzen Gemeine, mit der Ruthe züchtigen,« s) welches dann freylich ſehr erbauliche Gedanken erwecken muß. Ueberhaupt aber ſind die meiſten, welche von dieſen Völkern die chriſtliche Religion angenommen haben, in derſelben ſelbſt ſo äußerſt unwiſſend und ſo unfähig beſtrer Begriffe, daß ſie es bald vergeſſen, daß ſie getauft ſind, und in Wälder und Gebirge fliehen. Alle Einwohner von Kanada und Louiſiana, welche die Minoriten getauft haben, wußten außer dem Wort Manitou Meſſou,

p) Sie laſſen ſie Hungers ſterben. Philoſophiſche Unterſ. über die Amerikaner, 1. B. p. 98. Note, und Sparmanns Beſchreibung d. H.

q) Ebendaſelbſt.

r) Forſter und Sprengel B. z. V. u. L. K. 1. B. 104, 105.

s) Ebendaſelbſt, 3. B. pag. 102.

ein Wort, welches Aehnlichkeit mit **Meſſias** hat, nicht das geringſte; und obgleich die heiligen Patres Jeſuiten ganze Bände voll **erbaulicher Briefe**, über die Religion der **Huronen**, u. ſ. w. geſchrieben haben, ob ſich gleich alle Indianer für ein Glas Branntewein herzlich gerne taufen ließen: ſo fanden doch die Engländer bey der Beſitznehmung von **Kanada** nicht mehr chriſtlichen Glauben unter ihnen, als ſie zu den Zeiten **Verrazan's** und **Jakob Cartier's** gehabt hatten. t)

Nicht beſſer waren alle Nationen der Erde, auch die geſittetſten unſers Jahrhunderts nicht, da ſie noch dem Stande der Wildheit näher waren, als jenem der Kultur und Sitten. Der ſcharfſinnige Verfaſſer der philoſophiſchen Unterſuchungen über die Amerikaner ſagt daher mit allem Rechte: „die Scythen, u) die Egyptier, x) die Chi„neſer, y) die Indianer, z) die Phönizier, a) die Per„ſer, b) die Griechen, c) die Römer, d) die Araber, e) „die

t) Défenſe des Recherches philoſophiques ſur les Américains, chap. X. p. 41.

u) Montfaucon Antqu. vol. II. c. 4. Porphyr. in Euſebio praep. Ev. L. IV. c. 16.

x) Manetho in Porphyr. ap. Euſeb. l. c. Jablonsky Pantheon Aegypti. Pars II. Lib. 3. pag. 69, 70. Diod. Sic. L. I. c. 88.

y) De Pauw Recher. philoſ. ſ. les Egypt. et Chinois.

z) Anton. de Salis Geſchichte der Eroberung von Merike.

a) Sanchuniathon im Philo von Byblos beym Euſeb. l. c. Juſtinus Lib. 18, c. 6. Diodor. Sic. Bibl. Lib. 20.

b) Opfer des Mithras, Euſeb. p. Ev. p. 156.

c) Euſeb. l. c.

d) Dionyſius Hal. cit. per Euſeb. l. c.

e) Jablonsky Panth. Aegypt. p. II. L. III. p. 76. Euſeb. l. c. et Porphyr. de Abſtinen. Lib. II. p. 225.

„die Gallier, f) die Deutſchen, g) die Britten, die „Spanier, h) die Neger und die Juden pflegten in al„ten Zeiten Menſchen in Menge zu opfern. Wenn es „nicht möglich iſt zu beweiſen, daß ſie alle in dem Stande „ihrer Wildheit Menſchen gefreſſen haben, ſo kommt es „daher, daß dieſer wilde Zuſtand vor den hiſtoriſchen „Zeiten geweſen, und folglich eine dunkle Nacht den „Augen der Nachkommenſchaft einen Theil dieſer Grau„ſamkeit entrückt hat.“ i)

Soviel läßt ſich aus ſichern Quellen beweiſen, daß dieſer Gebrauch auf dem ganzen Erdboden faſt allgemein war, Menſchen zu opfern. Nach dem **Manetho, Porphyrius**, der es ihm nachſagte, **Diodor von Sicilien** und **Plutarch**, opferten die Egyptier Menſchen, welches wir bey **Jablonsky** nachgewieſen finden, welcher erweiſt, daß dieſe grauſame Opfer, zu **Ilithyia** und **Heliopolis** beſonders gebräuchlich waren. k) Aus einer Stelle des **Diodors** erhellt auch deutlich, daß die Egyptier wenigſtens eine Sage unter ſich hatten, daß ihre Voreltern Anthropophagen geweſen. l) Er ſagt nemlich von dem **Oſiris**: „Er ſey der erſte, welcher „die Egyptier gehindert habe, ſich untereinander aufzu„freſſen. Er gab ihnen an dieſe Stelle die Getreidear„ten, deren Nutzen und Gebrauch **Iſis** zuerſt entdeckte, „da ſie vorher unbekannt unter andern Kräutern aufge-

f) Lucan. pharſ. l. I. v. 444. Laſ. de falſ. relig. l. I. c. 21.

g) Jornandes c. 5. Tacit. de mor. Ger.

h) Strabo de Situ orb. l. III. pag. 278 Ed. Amſt. ap. Janſ. de anno 1652. in 12mo.

i) Philoſ. Unterſ. über die Amerik. I. B. pag. 167.

k) Jablonsky Panth. Aegypt. Lib. III. c. 3. §. 9.

l) Diodor. Sic. Bibl. Lib. I. cap. 14. Ed. Rhodom

»wachſen waren. Oſiris erfand die Feldwirthſchaft, »und gab dadurch den Menſchen eine angenehmere »Speiſe, die ſie von wechſelſeitigem Morde und Men»ſchenfreſſerey befreyete.« Amaſis ſchafte dieſe Opfer ab, und erwarb ſich dadurch das gröſte Verdienſt um die Aufklärung ſeines Landes.

Daß ſie bey den Chaldäern bekannt geweſen, erhellt aus dem Opfer, welches Abraham Gott mit ſeinem Sohne bringen wollte. Der Befehl Gottes wäre wirklich keine Entſchuldigung für dieſe grauſame That geweſen, da ſonſten die Einwohner von Temeſſa in Kalabrien, m) welche jährlich dem Dämon eines ermordeten Gefährten Ullyſeus, das ſchönſte Mädchen, die Jonier, welche der Diana Triclaria den ſchönſten Jüngling und die ſchönſte Jungfrau, n) auf Befehl ihres Gottes Apollo zu Delphos opferten, nicht minder Entſchuldigung verdienten.

Die Phönicier hatten dieſen Dienſt bis zur Ausſchweifung getrieben. o) Tyrus und die phöniciſche Pflanzſtadt Carthago, p) beſonders letztere zeichnete ſich ſehr hierinnen aus.

Die Griechen kannten ſie ſchon vor den Zeiten Homers; q) bey dem trojaniſchen Kriege opferte Achilles ſeinem Freunde nicht weniger denn zwölf Trojaner.

Nach

m) Pauſan. in Eliac. P. II. p. 184.

n) Id. in Achaic. p. 225.

o) Athanaſius oratio contra gentes, T. I. p. 26. Ed. Col. oper. de anno 1686.

p) Dionyſ. Halicar. Antiq. rom. L. I. p. 30.

q) Homer. Iliad. L. XXIII. v. 175.

Nach dem Zeugniß Porphyrs, ſchlachteten die Araber, Griechen, Rhodier, Cyprer und mehrere, deren ganzes großes Verzeichniß man beym Euſeb nachleſen kann, r) Menſchenopfer. Eben dieſes erzählt Heliodor von den Aethiopiern. s)

Diodor erzählt dieſes von den alten Galliern, t) Strabo von den Belgiſchen Deutſchen, u) Dionyſius von Halicarnaß von den italieniſchen Völkern x) und den Galliern.

Aus dieſen Gebräuchen entſtanden in geſitteten Zeiten die Opfer menſchlicher Bilder oder die ſogenannten Oſcillen und Sigillarien, y) und wem daran gelegen iſt, die Veranlaſſungen zu Abſchaffung der menſchlichen Opfer kennen zu lernen, der findet ſie bey dem Plutarch z) und Macrobius. a)

Hieraus erhellet deutlich, daß kein Volk je auf der Erde war, welches in der Kindheit ſeiner Begriffe nicht auf ähnliche Grauſamkeiten verfallen wäre, und daß die Menſchenopfer nicht eigentlich Opfermißbräuche, ſondern da ſie hauptſächlich dem Stande der Wildheit ſo angemeſſen ſind, und aus der Anthropophagi ihren Urſprung ſchöpften, daß ſie vermuthlich die erſten Arten

r) In Praep. Evang. IV. c. 16.

s) Heliodor. in Aethiop. l. X.

t) Lib. V. c. 31. pag. 293. Ed. Rhod. Hanoviae 1611.

u) Strabo Geogr. l. IV. p. 213.

x) Dionyſ. Halic. l. c.

y) Macrob. Satur. l. I. c. 12.

z) In Pelop. op. T. I. p. 288. et de fort. rom. T. II. op pag. 314.

a) Macrob. l. c. Lib. I. c. 7. p. 154.

von blutigen Opfern gewesen sind, welche man erzürnten Gottheiten darbrachte. Aber zugleich ergiebt sich auch die große Wahrheit, daß kein Volk je auf Erden war, welches in seinem ursprünglichen Zustande wahrer Gottesverehrung fähig gewesen wäre, oder sie gekannt hätte.

Selbst nach den Mosaischen Erzählungen und Schilderungen der ersten Zeiten, ergiebt sich, daß, den Sitten nach zu urtheilen, die Völker der Vorwelt meistens eine Art des wilden Lebens geführt haben, wobey sie eben so roh und unkultivirt waren wie die **Beduinen**, und überhaupt die streifenden Horden der **Tartaren** und **Araber** auf den heutigen Tag sind. Aber von der Abgötterey selbst sagt der Verfasser des Buchs **Josua**, b) daß sie über **Chaldäa** und alle Anverwandten **Abrahams** sich erstreckt habe, welches vollkommen richtig ist, und beweist, daß reinere Religion immer mit der Verfeinerung der Sitten und dem Gehalte des Zeitalters, oder der Konkurrenz der **Umstände**, gleich war. Es würde auch zu rasch geurtheilt seyn, wenn wir **Abrahams** Glauben für etwas mehr als den Glauben halten wollten, welchen ein streifender **Hirte**, bey aller Halbwildheit von Begriffen, haben konnte. Aus dem Altare, den er nach Art der **Chaldäer** dem **Elohim**, der erweislich eine phönicische Gottheit war, c) aufrichtete; aus dem Menschenopfer, das er darbringen wollte, ergiebt sich schon von selbst, daß **Abraham** den wahren Gott nicht kannte. Um so mehr ist dieses gewiß, da der Jehova des **Moses** eine lokale Gottheit des jüdischen Volks nach seinen Begriffen war, d) nicht die oberste

b) Kap. 24. v. 3.

c) Sanchuniathon in Eusebio pr. Ev. L. I. c. 10.

d) 2 B. Mos. VI, 16. V, 1. 3. III, 6. 15. 16. 18. IV, 5. 23.

oberste Gottheit selbst, zu der sich die Weisen der damaligen Zeit noch nicht erheben konnten, und den man zuerst in Griechenland kennen lernte, sondern ein Gesandter der Gottheit. e) Weit weniger konnte also Abraham, der noch in weit dunklern Jahren lebte, richtige Begriffe haben. Bis zur Zeit Christi dauerten die ungereimtesten Begriffe von Gott unter den Juden fort, der das Ideal zu dem Gotte der Ophiten gab, voll allerley menschlicher Laster, unmoralischer Handlungen, wie der Jupiter (nicht optimus maximus) der Heiden, im Physischen kaum seyn konnte. Doch hievon unten im Kapitel von den Meinungen Mosis und der Juden von Gott ein mehreres. Auch wird dem Leser noch manches deutlicher werden, wenn er im Verfolge die verschiednen Arten von Gottesverehrungen einzelner Völker auf die Ausbildung der Zeiten reduzirt, und die auffallendste Aehnlichkeit zwischen den Gebräuchen aller Völker, die Juden nicht ausgenommen, wahrnehmen wird.

Leuchtet nicht schon aus dem vorhergehenden die große Wahrheit hervor, daß das menschliche Geschlecht älter ist, als man so lange allgemein geglaubt hat, und ist die Zeitrechnung der Egyptier wohl so lächerlich als man so lange behauptete, welche bis auf Alexandern 23,000 Jahre annahmen? f) Mir kommt die Zeitrechnung zwar nicht völlig richtig, aber doch natürlicher und zuverlässiger vor als die Mosaische, die am Ende auf noch ungereimtere Fabeln stößt, als die egyptische, nemlich auf Menschen, die über neunhundert Jahre gelebt ha-

e) 2 B. Mosis III, 2.

f) Diod. Sic. Bibl. Lib. I. c. 26. Von Osiris bis Amasis rechneten sie mit Gewißheit 15,000 Jahr, und beriefen sich auf ihre geschriebenen Jahrbücher. Herod. l. II. c. 137.

ben ſollen. So entſteht aus einem Irrthum ein anderer. Moſes dachte ſeiner Schöpfungsgeſchichte von einem Menſchen, und denen daraus entſpringenden Inconvenienzen für die zu ſeinen Zeiten ſo groſſe, bekannte Bevölkerung, dadurch abzuhelfen, daß er Noah neunhundert und funfzig Jahre, Sem ſechshundert, Arphachſad vierhundert acht und dreißig, Salah vierhundert drey und dreyßig, Eber vierhundert vier und ſechzig, Peleg zweyhundert neun und dreyßig, Regu zweyhundert neun und dreyßig, und ſo ferner gab. Wäre Moſes ein Kenner der Bevölkerungsgeſchichte geweſen, ſo würde er wenigſtens vom Vater auf den Sohn keine ſo ungeheure Abartung angenommen haben, die immer nur allmälig geht, und bey einem Volke um ſo viel langſamer gehen mußte, das den Luxus nicht kennt, und ſich von Milch und Erdprodukten nährt, welche gewiß die Geſundheit nicht ſo ſehr untergraben, daß man in der dritten Generation ſchon einen Unterſchied von 517 Jahren merken könnte.

Ungefähr im Jahre der Welt, 1,948 nach unſrer Zeitrechnung, blühten in Egypten ſchon Künſte, die einen ungeheuren Zeitraum zu ihrer Erfindung fodern. Sie verſtanden die Kunſt in alle Arten von Edelgeſteinen zu ſchneiden. Hier war kein Bedürfniß des Lebens, welches die Erfindung erleichterte; es war im Gegentheil ein Werk des Luxus, welcher erſt nach gehobnen nähern Bedürfniſſen hervorkommen kann. Welche Zeit und Zufälle waren nicht erſt nöthig, ſie auf die Eigenſchaften des Schmergels, des Macſier-Steines und Demant-Staubes aufmerkſam zu machen, welchen ſie nach dem Plinius kannten! Wie viel Zeit erforderte es nicht wieder zur Erfindung des zum Steinſchneiden ſo nöthigen und ganz unentbehrlichen Rädleins, der Sägen und

g) 1 B. Moſ. II.

und Grabstichel! h) Sie kannten schon den Windelbohrer, dessen Spitze vom feinsten Stahl seyn muß, um jeder Härte zu widerstehen; Dinge welche ohne metallurgische Kenntnisse nicht erfunden werden können, und lange vor Erbauung der Obelisken bekannt gewesen seyn müssen.

Niemand wird es dem Glauben der Menschen aufdringen, daß die Egyptier, sogleich nachdem sie ihre Wildheit abgelegt, die großen Werkzeuge zu ihren Kunstwerken erfunden hätten. i) Es wäre eben so viel als behaupten zu wollen, man habe die Sehröhre oder die Uhren, die Meereslänge zu messen, u. s. w. schon vor Jahrtausenden erfinden können, weil zu Erfindung weder Zeit noch Kultur der vorbereitenden Künste nöthig sey, welches eine unerhörte, durch die Erfahrung sattsam widerlegte Behauptung wäre. Es wäre eben so viel als behaupten zu wollen, die oben beschriebenen Einwohner von **Luzon** würden binnen hundert Jahren den geschicktesten Nazionen der Welt gleich kommen, (denn sie sind doch wohl 1900 Jahre alt,) ohne irgend die Beyhülfe eines gesitteten Volkes; welche Meinung ich gerne jedem überlassen will, der Lust hat sie zu glauben.

Die **Griechen** brauchten zwar eben so viel Zeit nicht, zur Größe in den Werken der Kunst zu gelangen, und **Varro** sagt, k) daß sie solche in einem Zeitraum von tausend Jahren erhalten, und die Künste erfunden hätten; welches ein offenbarer Widerspruch ist, da die Griechen weder Erfinder der Buchstaben, noch der Mahlerey

h) Natter traité de la maniere de graver en Pierres fines.

i) De Pauw Recher. phil. s. l. Egypt. T. I. chap. 1.

k) Varro de re rustica, L. III. p. 54.

ren und Bildhauerkunſt waren, noch Erfinder der Religion: da ſie vielmehr das alles theils aus Egypten erhielten, wo ſie dieſelben erlernten, theils von phöniziſchen Kaufleuten welche ſie ihnen brachten. l) Dadurch hatten ſie ſieben Jahrtauſende hinter ſich, und, ſtatt zu erfinden, durften ſie ſich nur mit Verbeſſerung des ſchon erfundenen beſchäftigen, welches ſo viel Zeit freylich nicht erfordert, als Erfindungen ſelbſt.

Die **Egyptier** ſind aber nicht das einzige Volk, welches auf ein hohes Alterthum Anſprüche macht, es ſind mehrere Völker, welche die **Egyptier** nicht kannten, und ihre Chronologie nicht entlehnen konnten, nemlich die **Lamas**, **Sineſen** und **Tartaren**. Und nichts beweiſt wohl gründlicher das höhere Alter der Welt und der Nationen, als die ungeheuren Auswanderungen der **Tartaren** von den Höhen ihres Landes, welche die Pflanzſchule der gröſten Völkerſchaften waren. Ich verweiſe meine Leſer auf de **Guignes** Geſchichte der Hunnen, u. ſ. w. wo ſie mit Erſtaunen ſich von Menſchenſummen überzeugen werden, welche von den älteſten Zeiten her die Welt überſchwemmten, und **Aſien**, **Europa** und einen Theil von **Afrika** bevölkerten.

Die Sineſen haben chronologiſche Nachrichten, welche die Welt um viele tauſend Jahre älter machen, als die unſrigen. Ihre **Chatai**-Epoche begreift einen Zeitraum von nicht weniger denn acht und achtzig Millionen Jahren vor unſerer Zeitrechnung. m) Ich bin zwar weit entfernt, dieſe und alle ähnliche Uebertreibungen als berichtigte Gewißheiten anzuſehen, obgleich die **Thibetaner** und die **Indier** dieſſeits des **Ganges** ſie

l) De Pauw l. c.

m) Epochae celebr. Chatai. p. 50. ex Ed. Cond.

ſie nicht weniger annehmen. So viel aber iſt doch unſtreitig, daß die Sineſen ein überaus altes Volk ſind, und daß ſie auf eine ſehr vernünftige Art ihre gewiſſe Geſchichte auf die fabelhafte, und die geſitteteren Zeitalter auf ein ſolches ſtoßen laſſen, wo ihre Vorväter Wilde waren.

Ohnſtreitig kommt dieſes Alterthum der tartariſchen Völker von den ungeheuren Erhabenheiten der Erde her, welche nach gewiſſen Beobachtungen, die man mit dem Barometer in der Tartarey anſtellte, n) die höchſten Spitzen der Alpen zurücklaſſen, und da ſie ungeheure Landſtrecken formiren, welche mit Kräutern und Produkten reichlich verſehen, und keinen Ueberſchwemmungen und Sündfluthen unterworfen ſind, auch leicht die älteſten Völker enthalten konnten. Mehreres finden meine Leſer im angeführten Werke. o) Bey den Spaniern finden wir ſogar Nachrichten von einem höhern Alter der Welt, da nach dem Strabo ein gewiſſes ihrer Völker zu ſeiner Zeit behauptete, daß ſie ſchon Geſetze hätten, die ſechs tauſend Jahre alt wären. p)

Weit anders iſt die Moſaiſche Beſchreibung von dem Menſchengeſchlecht, und ohne irgend einen Beweis darüber aus der mündlichen Sage, (die die Iſraeliten von den Chaldäern hätten erhalten müſſen, und die ganz anders war) oder eine Urkunde anzuführen, giebt er folgende Beſchreibung von Entſtehung der Welt und Menſchen.

n) Nov. Comment. Ac. Sc. Petropol. P. VI. de An. 1756 et 1757.

o) De Pauw l. c.

p) Strabo de Sit. orb. Vol. I. L. VII. p. 250

Viertes Kapitel.

Moses Beschreibung von Entstehung der Welt, und dem Zustande der ersten Menschen; verglichen mit der Kosmogonie der Chaldäer, Phönizier und Egypter.

Moses gehet wie die Egyptier vom Chaos aus, und theilet die Perioden der Entwicklung des Welt-Alls in sechs verschiedne Zeitpunkte, beschreibt aber mit dem größten Mangel philosophischer Richtigkeit das verworrenste System von Entstehung der Welt, welches jenem der Egyptier weit nachsteht.

Der erste Anfang seiner Beschreibung ist unstreitig, oder wir müßten die allernachtheiligste Meinung von seinem ganzen Schöpfungssystem haben, eine allgemeine Einleitung, ein kurzer Inbegriff dessen, was er im Verfolge näher auseinander setzen will.

Im Anfange schuf Gott, (eigentlich schufen die Götter) Himmel und Erde, und die Erde war wüste und leer, und auf dem Chaos war Finsterniß. Der schaffende Geist aber schwebte auf den Wassern. 1 B. Mos. I, 1. 2.

Hier theilet **Moses** schon Meer und Erde von einander, so daß es einen Beweis giebt, daß diese Worte blos Einleitung seyn können; die Erde war nach dem Gegentheile dieser Meinung schon vorhanden, aber ohne alles Gewächse, wüste und leer — Sodann das Wasser, auf welchem nach ihm der schaffende Geist (wider eine zwischenkommende Gottheit, der Geist der Phö-

Phönizier, der ſich mit der Materie vereinigte) ſchwebte. Ich ſpreche ihn von dem Vorwurfe der Verwirrung ſeines Syſtems aus obbemeldtem Grunde frey, denn es wäre ſonſt unerklärbar wie das Werk der erſten Periode, auch zugleich das Geſchäfte der dritten hätte ſeyn können.

Aber ſchwer wird er gegen die folgende Verwirrung ſeiner Begriffe, in Rückſicht des Werks der erſten Periode, zu retten ſeyn.

Und Gott ſprach: es werde Licht, und es ward Licht; und Gott ſahe, daß das Licht gut war; da ſcheidete Gott das Licht von der Finſterniß, und nannte das Licht Tag, und die Finſterniß Nacht. 1 B. Moſ. I, 3. 4.

Sichtbar irret ſich hier Moſes, da er ſchon Licht annimmt, ehe das Werk der vierten Periode vollendet war, nemlich die Sonne, ohne welche ſich auf Erden kein Licht gedenken läßt, und die Erfahrung uns belehrt, daß nichts anders Finſterniß hervorbringe, als wenn wir des Abends in den Schatten der Erde treten, oder ſie ſich zwiſchen uns und der Sonne befindet, daß wir ſie nicht mehr ſehen können. Ueberhaupt ſcheint Moſes das Licht als eine beſondere für ſich ſelbſt beſtehende Materie, und die Finſterniß als die Urmaterie anzuſehen. q) Die Materie lag ſeiner Meinung nach unter einander vermenget, und wurde durch den Wink des Schöpfers von einander getrennet. Der Irrthum Moſes war hiebey ſehr groß. Denn war dieſes ſeine Meinung, wo kam die Finſterniß her, da ihre Maſſe nur die Hälfte der Materie ausmachte, welche natürlicher

q) Vid. plur. Jablonsky Panth. Aegypt. L. I. exp. I. in Athor.

licher Weiſe durch die andre Hälfte, welche aus Licht-Materie beſtand, wenigſtens zu einer groſſen Dämmerung werden muſſte? Nach dieſer Trennung der Licht-Materie von jener der Finſterniß, kamen Tag und Nacht hervor. Bey unſern beſſern Kenntniſſen der Natur finden wir, daß Moſes hier eine Sache behauptet, die gewiß kein Phyſiker unſrer Zeit zu vertheidigen übernehmen wird. Ohne die Sonne kann weder Tag noch Licht ſeyn, und dieſe war noch nicht an dem Himmel, da Moſes ſchon Tage und Nächte annahm; ſie erleuchtete die Partikeln des Aethers noch nicht, noch warf ſie ihre Licht-Materie über ihre Planeten. Wir ſchlieſſen alſo richtig: entweder hätte Moſes die Entſtehung der Sonne in die erſte Periode mit einmiſchen müſſen, um Tage und Nächte hervorzubringen, oder das Licht nicht zum Werke des erſten Tages machen ſollen; doch Moſes glaubte nach den Begriffen, die er erlernet hatte, und ſchrieb aus Mangel richtiger Kenntniſſe, dieſen groſſen Widerſpruch in der Natur ſo hin, wie er ihn erzählt, und er ihn erhalten hatte.

v. 6. **Und Gott ſprach, es werde eine Veſte zwiſchen den Waſſern, und die ſey ein Unterſchied zwiſchen den Waſſern. [1]Da machte Gott die Veſte, und ſcheidete das Waſſer unter der Veſte, und es geſchah alſo. Und Gott nennte die Veſte Himmel.**

Dieſes wäre die Schöpfung der Wolken und Luft. Moſes begeht hier den Fehler, daß er die Luft-Region von einem Wolken-Himmel einſchlieſſen läßt. Völlig den rohen Begriffen des bloſſen Anſcheins angemeſſen. Waren Wolken, welche über die Erde hinzogen, ſo war der Geſichtskreis gleichſam mit einer feſten Decke bekleidet, und unter ihr Luft und Winde, und unter dieſen wie-

wiederum die Erde. Ich glaube mit Gewißheit behaupten zu können, daß Moses mit allen Völkern in der Kindheit der physikalischen Kenntnisse, den blauen Lichtkreis für ein festes Wesen angesehen habe, welchem er deshalb den Namen Himmel, nicht im weiten, sondern im engsten Sinne genommen, beylegt; in diesem Falle war es leicht möglich auf die Gedanken zu kommen, daß die Luft, Wolken und Sterne, jedes einen besondern Himmel ausmachten, wovon erstere die Erde zunächst, der zweyte den Lufthimmel, und der dritte den Wolkenhimmel einschließe. Diese Meinung ist gewiß mehr als scheinbar, da wir noch nicht lange über diese Meinungen bey Menschen hinweg sind, welche keine Kenntnisse der Natur besitzen, und vielleicht jetzo noch viele sind, die sich eine ähnliche Vorstellung davon machen. Der äussere Schein mußte im Anfange jeden Menschen täuschen, dem die spätern Beobachtungen fremde waren, welche ihn von der Unrichtigkeit seiner Begriffe haben überzeugen können.

V. 9. 10. 11. 12. Und Gott sprach: es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an besondere Oerter, daß man das Trockne sehe, und Gott nannte das Trockne Erde, und die versammelten Wasser, Meer. Und Gott sahe, daß es gut war. Und er sprach: es lasse die Erde aufgehen Gras und Kräuter, das sich besaame, und fruchtbare Bäume, da ein jeglicher in seiner Art Frucht trage, und habe seinen eignen Saamen bey sich selbsten; und die Erde ließ aufgehen Gras und Kräuter, das sich besaamte, ein jegliches nach seiner Art, und Bäume die da Frucht trugen, und ihren eignen Saamen bey sich haben, ein jeglicher nach seiner Art.

Nachdem Gott die verschiednen Himmel, den Luft- und Wolkenhimmel bereitet hatte, so trat die Erde in der dritten Periode aus dem Wasser hervor, und in den Vertiefungen derselben sammleten sich die Wasser. Weit schicklicher hätte Moses dieses Werk mit der zweyten Periode verbunden; denn war der Wolkenhimmel schon bereitet, wo blieb hernach die ungeheure Masse der Gewässer, die wenigstens, da sie die Erde nach seiner Meinung ganz bedeckten, die Hälfte des Ganzen ausmachten? Die Entstehung der Berge durch Volkane und Erdbeben war ihm unbekannt; natürlich konnte er auf nichts anders als auf die Trennung der Wasser über der Veste, welche von jenen auf der Erde genommen wurden, verfallen; hier hatten sie ihren Standpunkt über dem Luftgewölbe, und die Erde war also von einer grossen Last von Wassern befreyet, daß das Trockne hervorkommen konnte. Mich wundert, daß Moses von dem Systeme der Egyptier hierin so wenig entlehnte, welche, um dieser Meinung Wahrscheinlichkeit zu geben, die Schöpfung der Sonne dem Trocknen der Erde vorangehen ließen, damit diese Wirkung hervorgebracht werden konnte. Was würde Moses antworten, wenn man man ihn fragte, durch welche Ursache die Trockenheit erfolgt wäre? Denn er setzt die Schöpfung des Feuers oder der erwärmenden, trocknenden Sonne später als das, was sie nur wirken konnte; oder die Wirkung vor die Ursache, welches keinen kleinen Beweis liefert, wie äußerst menschlich und mangelhaft zu Moses Zeiten die Begriffe waren. Was aber ganz unmöglich ist, es behauptet Moses schon eine Fruchtbarkeit von Bäumen und Kräutern und ihren Saamen, welches ohne erwärmende Hitze der Sonne nicht möglich war. Die tägliche Erfahrung macht diesen Widerspruch deutlich, und zeigt, wie wenig Ordnung in der Kosmogonie herrsche, von welcher doch so viele glauben, daß sie allen

andern

andern zum Muſter gedient habe, da nichts gewiſſer iſt, als daß ſie Moſes von jener der Egypter entlehnte, und, obgleich unglücklich, nachahmte.

V. 14. 15. 16. 17. 18. **Und Gott ſprach: es werden Lichter an der Veſte des Himmels, die da ſcheiden Tag und Nacht, und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre. Und ſeyen Lichter an der Veſte des Himmels, daß ſie ſcheinen auf Erden; und es geſchah alſo. Und Gott machte zwey groſſe Lichter, ein groß Licht das den Tag regiere, und ein klein Licht das die Nacht regiere, dazu auch Sterne. Und Gott ſetzte ſie an die Veſte des Himmels, daß ſie ſchienen auf die Erde, und den Tag und die Nacht regierten und ſcheideten Licht und Finſterniß. Und Gott ſahe, daß es gut war.**

Dieſes Werk der vierten Periode iſt voll des offenbarſten Widerſpruchs. Licht und Finſterniß waren in der erſten Periode ſchon da; ſchon war Tag und Nacht, drey volle Zeitumläufe hindurch, und im vierten werden erſt Sonne und Mond erſchaffen, zu ſcheiden Tag und Nacht, die doch ſchon lange geſchieden, die mit das erſte Werk der Schöpfung waren. Eben ſo gewiß iſt es, daß Moſes den Mond für eine kleinere Sonne annimmt, und ſie für nichts weniger als einen Körper andrer Natur anſahe. Es war den Menſchen leicht in ſolche Irrthümer zu verfallen, und ſie verdienen alle Entſchuldigungen, wenn wir dieſe Beſchreibungen für menſchliche Werke anſehen; aber ſind dieſe Werke göttlichen Urſprungs, ſo müßten ſie von allen den Verwirrungen, Unrichtigkeiten und offenbaren Widerſprüchen entfernt ſeyn, welche darinnen unleugbar herrſchen.

Die übrigen Beſchreibungen ſind zweckmäßiger, und wir übergehen dieſelben alſo mit Stillſchweigen. Was mich am meiſten in dieſer Sache wundert, iſt dies, daß Moſes doch nicht ganz Fremdling in den Meinungen der Egyptier von Entſtehung der Welt ſeyn konnte, die wenigſtens beſſer waren als die ſeinigen, und daß er ſie nur zum Theile nutzte. Er folgte ihnen ſonſt doch ſo ſehr in der Einrichtung des neuen Staats, welchen er gründete, und erbaute ſein ganzes Syſtem, auf jenes der Egyptier. Wie mir es vorkömmt, ſo wollte Moſes nicht gradezu die egyptiſche Kosmogonie in allen ihren Theilen beybehalten; er machte aber blos Abänderungen, verfiel auf Eintheilungen in Perioden, und da er einer jeden etwas eigenthümliches geben wollte, ſo entſtand daraus das widerſprechende Syſtem, welches wir ſo eben auseinanderſetzten; oder Moſes hat dieſes Syſtem nicht gemacht, ſondern Eſdras; da es denn begreiflicher wird, wie dieſe Widerſprüche möglich wurden.

Nichts iſt gewiſſer, als daß alle Theorien der Schöpfung ſich auf bloße Muthmaßungen von Menſchen gründen, und daß ſich nie hierüber etwas gewiſſes wird ausmachen laſſen; indeß iſt doch auch ſo viel wahr, daß eine Theorie vor der andern darinnen einen großen Vorzug habe, wenn ſie mit mehrerem philoſophiſchem Geiſte geordnet, und den Beobachtungen der Naturlehre angemeßner iſt.

Bin ich nun im Stande, meinen Leſern Kosmogonien aus dem Heidenthume anzuführen, welche vernünftiger und dem Laufe der Natur angemeßner ſind, und welchen ein unvoreingenommner grader Menſchenverſtand mehreren Beyfall geben muß, als der Moſaiſchen, ſo glaube ich genug gethan zu haben, um zu beweiſen, daß die Kosmogonie des alten Teſtaments ein unrichtiges

ges Menſchenwerk ſey, woran weder Gott, noch irgend eine Art von göttlicher Wirkung Antheil habe.

Die Kosmogonie der Chaldäer, welche wir aus den Fragmenten des Beroſus kennen, die uns Syncellus, der ſie von Alexander Polyhiſtor aufſchrieb, aufbehalten, kommt der Moſaiſchen in einigen Stükken nahe. Dieſe Quelle iſt zwar nicht die ſicherſte, da entweder der Alexander des Euſebius ein untergeſchobner Schriftſteller unter dieſem Namen, und von dem ächten zu unterſcheiden iſt, oder ſogar die Bruchſtücke alle unächt ſind. Dem ſey wie ihm wolle, ich theile die erbliche Sage der Chaldäer ſo mit, wie ſie uns Syncellus aufbehalten.

Nach ihm ſagt Beroſus: daß ein gewiſſer mit Namen Oannes Nachrichten von Entſtehung der Welt aufgeſetzt habe, dieſe beſtanden hierin: Im Anfange war nichts als Waſſer und Finſterniß, und in beyden befanden ſich monſtröſe Geſchöpfe, die ohne Ordnung gebaut waren und zu keinem Zwecke dienen konnten. Damals war eine gewiſſe Omorka die Beherrſcherin der Welt. Dieſe theilte Bel in zwey Theile, und brachte aus dem einen Theile den Himmel, und aus dem andern die Erde hervor. Syncellus verſteht unter der Omorka das Meer, daß alſo Himmel und Erde aus dem Meere hervorgegangen ſey. Bel zerſtörte die Ungeheuer des Chaos, ſchied hierauf das Licht von der Finſterniß, und Himmel und Erde, auf welcher er die Ordnung, die wir darauf antreffen, hervorbrachte. Nach Vertilgung der Ungeheuer ließ er ſich von einem der Götter den Kopf vom Leibe trennen, und das ausfliessende Blut mit Erde vermengen, und dieſe Erde zu Menſchen formen und Thiere daraus hervorbringen; endlich erſchuf er alle Geſtirne und Planeten, und vollendete damit das Werk ſeiner Schöpfung.

Dieſes Syſtem iſt gewiß eben ſo verworren, und ich bin nicht Bürge für die Richtigkeit der Quellen, woraus Syncell es entlehnte, da Beroſus überhaupt ein ſchlechter Schriftſteller war.

Das Syſtem der Phönizier hat gleichfalls einige, obgleich nicht gänzliche Aehnlichkeit mit dem Moſaiſchen, hat aber das Gewicht eines hohen Alterthums vor ſich, wenn anders die Bruchſtücke des Sanchuniaton nicht auch hierin, wie in andern Stellen, durch die Zuſätze des Philo von Byblos und Euſebius verfälſcht ſind. Mir iſt es darum nicht glaublich, weil beyde Schriftſteller keine Urſache haben konnten, dieſe Theorie der Schöpfung zu verunſtalten, da ſie nichts dazu beytragen konnte, die Abſicht des Philo, die Göttergeſchichte der Griechen in einem erträglichern Lichte vorzuſtellen, oder des Euſebius, welcher daraus beweiſen wollte, daß die Abgötterey eine nicht alte Erfindung ſey, zu vereiteln, weil in dieſer Kosmogonie nichts zu dieſem Streite dienliches vorkommt. Nach dem Philo von Byblos hat Sanchuniaton, welcher ohngefehr im Jahr der Welt 3400 lebte, die Schriften des Thot, oder Taautus (welche gewiß exiſtirten, wenn ſie auch kein Thot geſchrieben hat,) genutzt, und uns folgendes davon hinterlaſſen.

Nach ihm haben die Phönizier dafür gehalten: „daß zwey Weſen, das eine todt und ohne Bewegung, „das andre thätig von Ewigkeit her geweſen wären. „Das erſtere war das finſtere Chaos, voll Unordnung „und Verworrenheit; das andere war der ewige Geiſt, „der dieſe verworrene Materie liebgewann, und in der „Vereinigung mit ihr den Mod, oder den Zuſammenfluß von Waſſer und Leim hervorbrachte. Der Geiſt „ſelbſt aber wußte von ſeinen Hervorbringungen nichts. „Er war die erſte Quelle der Fruchtbarkeit, und in ihm „lagen

„lagen die Saamen aller Geſchöpfe, und der Welt ſelbſt. „Die erſten Thiere waren ohne alle Empfindung, ſie „erzeugten aber die **Zophaſemim** oder die den Himmel „ſahen und verſtändig waren. Gleich darauf warfen „Sonne, Mond, Sterne und Planeten ihre Strahlen „auf den **Mod**, durchdrangen die Erde und Meere „mit ihrer Hitze, und brachten Wolken und Wind hie„durch hervor. Die Wolken ergoſſen ſich in Regen, „und die Waſſer, die dadurch die Erde überzogen, erho„ben ſich durch das Anziehen der Sonnenhitze in die „Höhe, wurden in der Luft wieder zu Wolken, welche „ſich an einander rieben; durch welche Reibung Blitze „und Donner entſtanden, deren Krachen die **Zophaſemim** aus ihrem Schlafe erweckte, und da ſie der un„vermuthete Schreck überraſchte, ſie in Bewegung ſetzte. r)

Im zweyten Buche erzählt **Sanchuniaton**: „die erſten Menſchen hätte der Mann **Protogonus** „(nach der Ueberſetzung des **Philo**) und das erſte Weib „**Aeon** geheiſſen. Die **Aeon** habe gefunden, daß die „Früchte der Bäume nützlich und gut geweſen wären, „ſich derſelben zur Nahrung zu bedienen. Die beyden Kin„der dieſer Erſtgeſchaffnen hießen **Genus** und **Genea**. „Bey einer großen Dürre, die in **Phönizien** entſtand, „beteten ſie zuerſt die Sonne an, u. ſ. w.“ s)

Es iſt zwar immer unſicher, aus ſolchen Quellen beweiſen zu wollen, oder Vermuthungen für Wahrheiten auszugeben, aber leugnen kann's doch auch wohl niemand gradezu, daß nicht **Moſes** oder **Eſdra** ihre Geſchichte vom Apfel der **Heva** aus dieſer Sage der

r) Sanchuniathon in Euſeb. praepar. Evang. Lib. II. c. 10. Colon. 1688. ap. Weidman. pag. 33.

s) Ibid. pag. 34.

Phönizier, oder woher dieſe ſie entlehnt haben können, genommen habe. Wenigſtens kann man erweislich dieſer Sage das hohe Alterthum nicht gänzlich abſprechen; und nun iſt es genug, damit gezeigt zu haben, daß ſich Aehnlichkeit und Wahrſcheinlichkeit vereinigen, meine Vermuthungen zu rechtfertigen.

Dieſe Kosmogenien ſind zwar nicht viel beſſer als die Moſaiſche, indeß gewiß nicht geringer, auch nicht von Moſes erborgt, (denn daß Huet den Chor für Moſen hält, iſt gewiß eine der übertriebenen Grillen, deren dieſer gelehrte Mann mehrere hat) ſondern älter als die Moſaiſche. Indeſſen gehe ich nun über zu noch einer andern, nemlich der Egyptier, welche die Moſaiſche an philoſophiſchem Geiſte unſtreitig weit zurück läßt, und zwar faſt eben ſo weit, als ſie jetzt ſelbſt gegen unſre Kosmogonie zurück ſteht. Ich ſetze die Stelle Diodors hieher, nach der Rhodomanniſchen Ausgabe.

— Cum enim initio rerum univerſitas coagmentaretur, coelum et terram, naturis horum commixtis, unam habuiſſe formam. Sed poſt mutuam (ajunt) corporum ſeceſſionem, mundus totum hunc ordinem in ſe ſpectabilem demum eſt complexus; neque perpetuam obtinuit agitationem; cujus pars ignea ad ſublimiſſima ejus concurrit, cum natura ejusmodi propter levitatem ſurſum tendat. Quam ob cauſſam et Sol, cum caetera ſtellarum frequentiſ vertigine iſtâ comprehenſus eſt. Coenoſa autem et turbida materies cum humidis concreta, propter gravitatem in uno ſimul loco ſubſedit. Dumque continua in ſe volutatione convertitur, ex humidis mare, ex ſolidioribus terra lutoſa, et perquam mollis adhuc effecta eſt: quae igne ſolis primum irradiante coaluit, et poſt inflatam et quaſi fermentatam à calore ſuperficiem,

ciem, humidorum nonnulla deinceps compluribus in locis intumuerunt, et velut pustulae subtilibus pellicullis circumdatae, exstiterunt. Quod etiamnum in stagnis et palustribus locis accidere videtur, quando post soli refrigerationem aër subito ignescit, nec paullatim mutationem sentit. Cumque humida ex calore, ceu genitali femine, ita foetificarent, noctu quidem foetus, a circumfusa aeris nebula, incrementum accipiebant, interdiu vero ab aestu Solis consolidabantur. Tandem verò cum inclusi foetus, maturum accepissent incrementum, perustis et disruptis membranulis, enatae apparuerunt omnis gēneris animalium formae. E quibus plus caloris nacta in sublime evolarunt. Terrestri autem concretione praedita, in reptilium et aliorum humi versantium ordine fuerunt recensita. Tum humidae naturae bestiae, natatiles dictae, ad cognatum sibi locum simul excurrere. Cumque terra subinde magis ab igne Solis et spiritibus constiparetur, ad extremum, nihil amplius majorum animalium producere in vitam potuit: sed ex mutua commixtione singula, quibus viva inest anima, generari coeperunt. — — — Caeterum homines primitus natos, vitam inconditam et belluinam egisse, memorant; ut qui sparsim ad pascua exierint et sapidissimam quamque herbam, ac sponte natos arborum fructus, comederint. Cumque a feris infestarentur, mutuo sibi opitulari usu edocti, et metu ad societatem adacti, paullatim cognatas inter se formas agnoverunt. Voce autem adhuc confusa et nihil significante, pedetentin verba articulare pronunciando, et signis unamquamque rem subjectam notando, elocutionem tandem rerum omnium sibi notam fecerunt. Sed cum per totum orbem hujusmodi coetus coirent et quique, ut sors dabat, verba connecterent, non eadem omnes

loquela utebantur. Ideoque variae, omniſque generis linguarum formae exſtiterunt. Et primae illae congregationes univerſis originem nationibus praebuere. Primi ſane homines cum nihil dum ad vitam utile inventum eſſet, laborioſe vitam ſuſtentarunt, utpote veſtibus nondum amicti, domiciliisque et igni non adſueti, et manſuetioris victus omnino rudes. Nam cum alimenta rure domum comportare nondum ſcirent, terrae foetus ad neceſſarios uſus non reponebant. Ideoque multi, frigoris inclementia et penuria victus, per hyemem interibant. Verum inde ſenſim experientia edocti, hyeme in ſpeluncas refugere et fructus adſervationi idoneos recondere, et cognitione ignis, aliorumque commodorum imbuti, multas artes, et alia vitae conducibilia, invenire coeperunt. Quid multa? Uſus omnium magiſter fuit hominibus, etc.

„Im Anfange waren alle Dinge unter einander „geworfen und ein Chaos; Himmel und Erde war mit „allen Elementen zuſammen vermiſcht, und alles hatte „nur eine Geſtalt. Nach der wechſelſeitigen Trennung „der Körper aber gewann die Welt dieſe Ordnung, welche „wir an ihr erblicken. Die Luft erhielt eine beſtändige „Bewegung. Da die Natur des Elements des Feuers, „ſeiner Leichtigkeit wegen, der Hitze entgegen ſtrebt, ſo „erheben ſich die Feuertheile nach den oberſten Gegenden. „Aus dieſem Feuer entſtand die Sonne und die ganze „Menge der Sterne, welche dadurch auch eine beſtändige „Bewegung erhielten. Die irdiſche, leimigte Mate„rie, mit dem Waſſer vermiſcht, blieb ihrer Schwere „halben zurück. Die beſtändige Rotation dieſer unge„heuren Maſſe ſonderte die irdiſchen und wäſſerigten „Theile von einander, und ſo entſtand aus letztern das „Meer, aus den erſtern aber die Erde, welche noch

„ganz

„ganz weich von den zurückgebliebenen Feuchtigkeiten „blieb, ſodann durch die Sonnenhitze erwarmet, in eine „Art von Gährung gerieth, und die Wirkungen davon „auf ihrer Oberfläche äußerte. So entſtanden an den „naſſen Plätzen kleine Hügel, die mit einer dünnen Rinde „überzogen waren, in der Art, wie man noch jetzo in „ſumpfigten Gegenden findet, wenn nach kalter Luft die „Sonnenhitze ſie überläuft, und nicht allmählig erwär„met. Dieſe kleinen befruchteten Erderhöhungen erhiel„ten ihre Nahrung von der Feuchtigkeit die in ihnen lag, „und von den Dünſten der Nacht; und die Sonnen„wärme, welche des Tages über ihnen brütete, machte „ſie feſter. Nachdem endlich der eingeſchloſſne Foetus „ſeinen völligen Wachsthum erreicht hatte, und die „obere Rinde verbrannt oder geborſten war, ſo kamen „allerley Thierarten hervor. Diejenigen, welche von „wärmerer Art waren als die andern, flogen als Vögel „in die Höhe. Alle aber, deren Theile irdiſcher Art „waren, blieben auf der Erde, und werden zur Klaſſe „der kriechenden Thiere oder aller andern Arten der Erd„geſchöpfe gerechnet; die Geſchöpfe aber, deren Be„ſtandtheile dem Element des Waſſers ähnlicher waren, „die Fiſchgeſchlechter, blieben in dem ihrer Natur ſo „angemeßnen Waſſerreiche. Nach Erzielung dieſer „ſämmtlichen Geſchöpfarten kamen keine weiter hervor, „weil die Sonnenhitze und Winde die Erde abtrockneten, „und es dadurch unmöglich machten, daß größere Thiere „aus ihr entſtehn konnten.“

Die Schlangen und giftigen Thiere in Amerika ſind dieſem Syſtem günſtig.

Dieſe Kosmogonie, ſo klein ſie auch iſt, hat viel vorzügliches vor der Moſaiſchen, und ich finde in der Hervorbringung der Geſchöpfe eben ſo wenig widerſprechendes als in jener von Moſes, welcher ſie ebenfalls, ohne

ohne zu sagen, wie und woraus entstehen läßt, den Menschen ausgenommen, welchem er gleiche Entstehung aus feuchtem Leim zuschreibt. Die folgende Meinung der Egyptier von dem Menschengeschlechte hat so viel wahres, als jene des Moses fabelhaftes und unrichtiges hat. Ich will die angezogene Stelle übersetzen, und im Verfolge die Mosaische Meinung mit ihr vergleichen.

„Die ersten Menschen haben unstreitig ein wildes, „thierisches Leben geführt; stillten zuerst von Kräutern, „die ihnen am annehmlichsten schienen, und von sreywillig gewachsenen Baumfrüchten ihren Hunger. Da „die wilden Thiere ihnen nachstellten, so nöthigte sie „das Bedürfniß einer wechselseitigen Hülfe, sich in Gesellschaften zu vereinigen, und so bewirkte die Furcht, „daß sie sich untereinander näher kennen lernten. Noch „waren die Laute ihrer Stimme verwirrt und ohne kennbare Bedeutung, aber allmählig fingen sie an Silben „und Wörter zu erfinden und auszusprechen, durch Zeichen sich verständlich zu machen, und endlich eine „Sprache zu reden. Da aber in verschiedenen Gegenden der Erde sich solche Gesellschaften sammelten, „und jegliche, wie es der Zufall mit sich brachte, Töne „vereinigte, so entstand daraus die Verschiedenheit der „Spracharten, die wir so mannichfaltig bey allen besondern Völkern gewahr werden.

„Aus diesen Gesellschaften entstanden endlich alle „Völkerschaften. Nichts ist auch gewisser, als daß die „ersten Menschen ein äußerst mühseliges und elendes Leben führten, da sie noch keinen Gebrauch der Kleider, „der Wohnungen und des Feuers kannten, und ihnen „die mildere Lebensart völlig unbekannt war. Denn „wer sollte sie gelehrt haben, die Früchte des Feldes zu „sammlen und die Nahrungsmittel zu bewahren? Gewiß kamen manche im Anfange während des Winters,

„vor

„vor Froſt und Hunger um, und nur allmählig belehrte „ſie die Erfahrung, des Winters ihre Sicherheit in „Höhlen zu ſuchen, und Speiſen zu verwahren, welche „den Winter über nicht verderben; erlernten ſie den Ge„brauch des Feuers und andrer Bequemlichkeiten des „Lebens, Künſte und andre Nothwendigkeiten; mit „einem Worte: die Bedürfniſſe aller Dinge, und ihr „nöthiger Gebrauch war der Grund der Erfindungen „aller Völker, u. ſ. w.“

Wie weit iſt die gekünſtelte Erzählung **Moſis** von Entſtehung der Welt und des Menſchen unter dieſer natürlichen Beſchreibung der Egyptier? Und wie ſehr verräth **Moſes**, ſo ungerne er es zu thun ſcheint, daß ihm das Syſtem dieſes Volkes bekannt war. In der Wiederholung ſeiner Schöpfungsgeſchichte, im 2 Kap. v. 4. 5. 6. 7. lenkt er auf daſſelbe wieder ein, und läßt Nebel entſtehen das Land zu befeuchten, und ſeine Erzeugniſſe zu ſchwängern, daß ſie werden konnten. Eine auffallende Gleichheit mit den Nebeln der Egypter, die in den Nächten aufſtiegen und die Saamen der Geſchöpfarten zur Vollkommenheit bringen halfen. Eben ſo läßt er den Menſchen aus Erdklöſen heraufſteigen, wie ſeine Lehrer, nur daß er auf einmal nun anfängt der Natur Gewalt anzuthun, und ſeine Menſchen geſittete Empfindungen haben, ſo daß ihnen der Schöpfer ſchon Gebote geben konnte, die ſie nicht übertreten ſollten. Doch davon hernach ein mehreres. Auch darin bleibt **Moſes** ſeinen Lehrern treu, daß er die erſten Menſchen von den freywilligen Früchten der Bäume leben läßt, und doch ſollte nach dem vorhergehenden 15ten Verſe, der Menſch ſchon Begriffe von Kultivirung des Landes und der Fruchtarten haben, den Garten Eden bauen und bewahren. Wo konnte ein Menſch einen ſo groſſen Erdſtrich bauen und bewahren! Wo nahm er die Werkzeuge

der

der Arbeit vor der Erfindung des Eiſens und der Werkzeuge ſelbſt her, die Moſes ſelbſt in die Zeiten Tubalkains ſetzt, und Adams Nachkommen als ein Hirtenvolk ſchildert, das ſich mehr von Milch und den freywilligen Erzeugniſſen der Natur nährt? Und wie konnte Kain das Feld anbauen, da ihm gleichfalls dieſe Werkzeuge mangelten? Kurz, Moſes geräth in ſeiner Erzählung in die ſichtbarſten Widerſprüche.

Was aber am auffallendſten iſt, beſteht ohnſtreitig in der Schöpfung des Weibes, die eine Nachahmung der chaldäiſchen erblichen Sage zu ſeyn ſcheint, und der Erzählung der Theilung der Amorka von Gott ſo ähnlich ſieht. Ein Produktionsſyſtem, das an Barbarey den Erzählungen der Wilden in Amerika gleichkommt, wenn man es mit Augen eines unbefangnen Menſchenverſtandes anſieht. Warum konnte das Weib nicht eben ſo gut aus der Erde entſtehen als Adam? Wozu war dieſe unnatürliche Schöpfung nöthig, da die Natur den Saamen der Menſchheit in ſich ſchloß und ihn ſo herrlich zu entwickeln im Stande war? und warum nahmen die meiſten nur einen gemeinſchaftlichen Vater an? Unſtreitig weil ſie Moſes Geſchichte dazu induzirte. Iſt es nicht unendlich glaublicher, daß die urſprünglichen Theile zu Hervorbringung des Menſchen vielfältiger und allgemeiner und nach allen Arten der Geſchlechter in der Natur zerſtreut waren? Gewiß iſt es weit ſonderbarer, daß nur ein einziger Erdenklos dazu die Fähigkeit gehabt haben ſoll. Bey dieſem Syſtem, von einer in allen Theilen der Erde hervorgebrachten Menſchenſumme, die deswegen eben nicht übertrieben zu werden nöthig hat, kann ich mir ohne alle Schwierigkeit erklären, worüber ſich ſo viele Männer den Kopf zerbrochen haben, wie Amerika bevölkert worden. Ein Land, das noch in Vergleich mit der alten Welt ſo

jung

ſung iſt; deſſen größte Erdſtriche aus Sümpfen, Moräſten, Seen und Wäldern beſtehn, das bey Entdekkung größtentheils eine unermeßliche Wildniß war und noch iſt, angefüllt mit allen Arten giftiger Thiere, Schlangen, Kröten, und voll von allen Arten der Inſekten; ein ſolches Land muß ſeine Bewohner, die überdem eine andere Menſchengattung ſind, ſelbſt hervorgebracht haben, und noch in der Kindheit ſeines Alters, gleichviel, ob von Anbeginn, oder nach einer großen Revoluzion her, ſeyn.

Nun kommen wir auf das Verbot, von allen Früchten der Bäume ohne Unterſchied zu eſſen, welches der erſte Menſch, nach **Moſes**, von Gott erhalten haben ſoll.

Konnte Gott wohl ein ſolches Gebot an einen ſolchen Menſchen geben?

Moſes geſteht ein, **Adam** habe in der äußerſten Einfalt der Begriffe, ganz in Simplizität und Unſchuld gelebt; er habe nicht die geringſte Idee von Recht und Unrecht gehabt, und darinnen irret er ſich auch nicht. Wie aber kann denn ein Menſch, der von Sünde, und dem was unrecht iſt, ganz keine Begriffe hat, irgend ein Unrecht in der Natur begehen? Konnte irgend ein Verbot auf ihn wirken, da er vom Gehorſam keinen Begriff hatte, da ihm der Ungehorſam unbekannt war? oder eine Sünde begehen, da er nicht wußte, daß ſo etwas möglich wäre? Konnte er anders als nach Trieben der Natur handeln, welche die einzige Grundregel ſeiner Handlungen ſeyn mußten? Unmöglich kann ich mir dieſes Problem auflöſen, anders als auf eine für **Moſen** ſehr nachtheilige Weiſe. Gott forderte von den Menſchen etwas, was er unmöglich fodern konnte, etwas, das der Menſch zu halten nicht im Stande war. Denn entwe-

merkten ſahen es die erſten Menſchen für Recht oder Unrecht an, ein Verbot zu übertreten, oder ſie hatten davon keinen Begriff. Im erſtern Falle hätten ſie die Erkenntniß des Guten und Böſen vor dem Genuß der Frucht ſchon gehabt, welches Moſes gradezu läugnet. Im letztern Verſtande ſo war es ja nichts weniger als eine Uebertretung, da die Menſchen von Uebertretung auch nicht den entfernteſten Begriff hatten; eben ſo wenig eine Sünde, als wenn ich mich in der Dunkelheit der finſterſten Nacht anſtoße und Schaden zufüge. Mit welchem Rechte konnte alſo Gott Adam dieſes als Sünde imputiren und anrechnen, und die Todesſtrafe darauf folgen laſſen? Und wie ſtimmt es mit dem Gotte, der ganz Liebe iſt, ganz ſeine Geſchöpfe nur zur Glückſeligkeit ſchuf, daß er ihnen den erſten Grund zur Unſeligkeit ſelbſt ſchaffen ſollte? Hieße das nicht ſein eignes Meiſterſtück, ſein Lieblingswerk, muthwillig zerſtören, ihm Gelegenheiten zum Unglück in den Weg ſtellen? Mit den Begriffen, die im alten Teſtamente von Gott herrſchen, läßt es ſich überhaupt wohl zuſammenreimen, aber nicht mit den beſſern Begriffen eines gereinigten Verſtandes. Im Gegentheil überzeugen uns unſre Begriffe von Gott, daß er gewiß alle Hinderniſſe würde weggeräumt haben, welches ſo leicht dadurch hätte geſchehn können, wenn er den ſchädlichen Baum gar nicht geſchaffen, gar kein Verbot an einen Menſchen gegeben hätte, der es gar nicht zu empfinden im Stande war, was ein Verbot ſey. Dieſe ganze Beſchuldigung iſt äußerſt ungerecht, und kömmt unſtreitig aus den Meinungen her, daß die Bekanntſchaft mit Böſem und Gutem dem Menſchen ſchädlich wäre, da doch aus ihr das ganze Glück der Menſchen herfließt. Denn was für eine fade, elende Menſchengattung die ſey, die hievon keine Begriffe hat, ſehen wir aus der Beſchreibung der wilden Völker, die noch gänzlich im

rohen Stande der erſten Wildheit leben, an den Orang-Outangs und allen Thierarten; und wir thun was verſtändige Leute thun müſſen, wenn wir Gott für dieſe höhern Erkenntniſſe, die der Moralität wahren Werth geben, und den Werth und das Gefühl unſrer Seele erhöhn, danken, ſo wie für das Glück, unſterblich zu ſeyn.

Aber Moſes konnte noch keine Begriffe der Philoſophie haben, konnte von der großen Stufenfolge der Geſchöpfe und ihrer emporſtrebenden Vervollkommnung nicht wiſſen; nicht wiſſen, daß unendliche Mannigfaltigkeit die Erhabenheit der Gottheit bezeichne; er konnte ſeine Begriffe noch nicht zur Reinigkeit gebracht haben; welches blos durch eine unendliche Summe von Beobachtungen geſchehn konnte. Dieſes geſtehe ich gerne ein, aber man geſtehe mir auch zu, daß ſeine Erzählungen fehlerhaft und nicht die Offenbarungen eines Gottes ſeyen, der nie gefehlt hat.

Die Dazwiſchenkunft einer Schlange iſt äußerſt unanſtändig und fällt ins übertriebene, denn in dieſem Falle hätten die kriechenden Inſekten mehrere und höhere Seelenkräfte gehabt als der Menſch. War aber der Teufel in der Schlange, ſo iſt er durch die neuern Ausleger dieſer Stelle hinein gekommen. Denn **Moſes** kannte ihn nicht, und der **Typhon** der **Egyptier** konnte es auch nicht ſeyn, weil ſie ihm ſolche Eigenſchaften nicht beylegten, und die Lehre von dieſem Gotte durch die Griechen unwiderſprechlich verfälſcht wurde, da **Plutarch** ſelbſt ſagt, (welcher ſie von der Seite darſtellt, als wäre **Typhon** das böſe, **Oſiris** aber das gute Weſen der Egyptier) daß er die Auslegung der Egyptiſchen Götter nach Grundſätzen der Platoniſchen Philoſophie einrichten wollte. Unter den **Perſern** war dieſe Meynung herrſchend, und wenn wir ihr einen hohen Urſprung geben wollen, ſo fällt ſie höchſtens in die Zei-

ſen des Zoroaſters, von welchem Moſes nichts wußte; oder wir finden ſie unter den Chaldäern, von welchen ſie die Iſraeliten während ihrer Gefangenſchaft erlernten.

Auf dieſe ganz widerſinnige Geſchichte, (die aus den Zeiten Esdras und mit der babyloniſchen Gefangenſchaft gleichzeitig zu ſeyn ſcheint, und deren einzige Entſchuldigung ſeyn möchte, wenn man ſie, ſo wie die ganze Schöpfungsgeſchichte gröſtentheils für eine bloße Allegorie annähme, als wozu Moſes den Hang in dem hieroglyphiſchen Egypten leicht erwerben konnte,) wird eine der erſten Weiſſagungen auf einen kommenden Meſſias erbauet, die von ſelbſt über den Haufen fällt, da ſie auf einem widerſpruchsvollen Grunde beruht.

Moſes führt uns darauf, Adam habe nach dem Genuß der verbotnen Frucht erſt bemerkt, daß er nackend war, und Begriffe von Anſtändigkeit und Schaamhaftigkeit bekommen. Die Schlange hätte auf dieſe Art wirklich den erſten Menſchen die Wahrheit geſagt, und ihnen zu einer ſehr guten Art von Keuſchheit, und zu ſehr guten Begriffen verholfen. Daß aber dieſes ſo ganz wahr ſey, davon kann ich mich bis dieſe Stunde noch nicht überzeugen; oder man müßte mir die Frage beantworten können: warum Adam nur mit einem einzelnen Gliede, womit er keine Sünde begangen oder begehen konnte, den Begriff der Schaamhaftigkeit verbunden? Kann der Genuß eines Apfels ſolche Begriffe hervorbringen? Wohl in dem Falle, wenn dieſe Begriffe in dem Apfel ſelbſt lagen und mit ihm verzehrt werden konnten; wer aber dieſes glauben könnte, für den habe ich nicht Luſt weiter ein Wort zur Widerlegung zu ſchreiben. Auf eine natürliche Art läßt ſichs gar nicht auseinanderſetzen, wie durch den Genuß einer Frucht ganz andre Begriffe in die Seele kommen konnten.

Aber

Aber, möchte man mir einwenden: die Erinnerung an ein übertretnes Gebot kam doch wohl in ſeine Seele!

Entweder hatte Adam Begriffe von Uebertretung vor dem Genuſſe, oder er erhielt ſie nachher; das erſtere wird unſtreitig geläugnet werden müſſen. Woraus aber ſetzte er ſeine Gedanken zuſammen, woraus zog er den Schluß, gefehlt zu haben, da vom Fehlen kein Begriff in ihm lag? Zuſammenhalten konnte er nicht, da keine Grundbegriffe in ihm waren; alſo auch nicht herleiten, nicht ſchließen, nicht Folgerungen machen. Sein Zuſtand wurde durch den Genuß in nichts verändert; hatte er aber, wie Moſes ſogar behauptet, Reminiſcenz eines Verbots vor dem Genuſſe, konnte Eva der Schlange ſagen, daß ihnen der Genuß Schaden bringen würde: ſo hatten ſie Begriffe vom Guten und Böſen ehe ſie aßen, und dieſe nicht dem Eſſen des Apfels zu verdanken. Ueberall liegen Widerſprüche in dieſer Erzählung, die nicht zu entſchuldigen ſind, wenn ſie eine ernſthafte Probe aushalten ſollen. Es iſt die Erzählung von den neuen Begriffen Adams. gegen die Natur der Sache ſelbſt.

Aber welches gutgeſinnte Geſch[illegible] Gottes kann ohne innern Widerwillen die ſchrecklichen Flüche leſen, welche der Weltſchöpfer über das erſt vollendete Werk ſeiner Güte ausgeſprochen haben ſoll? Ueber das arme Weib zuerſt: „Quälen will ich dich, und viel Schmer„zen dir machen, wenn du ſchwanger biſt. Schmerzhaft „ſoll die Stunde deines Gebährens, und du ſollſt die „Sklavin deines Mannes ſeyn.“ Völlig im Geiſte jüdiſcher Theologie des Alterthums, wo es Gott dem Allmächtigen Ehre machte, am Menſchen, dem unmächtigen Geſchöpfe, ſich aufs ſchrecklichſte zu rächen: und Vergeldung über die bittere Pille der Sklaverey der

Israelitischen Weiber, die wie die Weiber aller halbwilden Völker in den damaligen Zeiten behandelt, und zum Mobiliarvermögen dieses Volks gerechnet wurden, wovon der Ritter Michaelis nähere Auskunft giebt. Zu Adam sagt Gott: „Verflucht sey die Erde um deinetwillen: Mit Harm und Kummer sollst du dich auf „ihr nähren, so lange du lebst. Dornen und Disteln soll „sie dir tragen, und das Kraut auf dem Felde sollst du „essen. Schweiß soll bey deiner Arbeit von deinem Angesicht fließen, bis du wieder zu Erde zerfällst, daraus „du geschaffen bist.“ Ist dies nicht die rasendste Stimme des morgenländischen Despotismus? Wie knechtisch mußten die Begriffe eines Volks bey einer solchen Religion nicht seyn? Nie konnte der freye Geist des Menschen emporglimmen, oder er mußte, wie Jesus Christus, über die Trümmer Mosaischer und jüdischer Meinungen ein neues, beßres, Gott anständigeres Gebäude errichten, das den Tempel Jerusalems beben machte.

Endlich läßt Gott, überdrüssig seines Lieblings, ihn aus den milden Gegenden Edens vertreiben, und übergiebt ihn den Erfolgen seines Fluches.

Fünftes Kapitel.

Moſes.

Ueber die Göttlichkeit ſeiner Sendung und ſeiner Wunder, nebſt einer Widerlegung der Erklärungen des Herrn R. Michaelis über dieſe Sache.

Aus dem vorhergehenden zu ſchlieſſen, ſo können unſre Leſer eben nicht zum günſtigſten von dieſem gewiß groſſen Manne des Alterthums denken; wir würden indeſſen ſehr fehlen, wenn wir hievon auf eine übereilte Weiſe nachtheiligere Folgen für ſeine Ehre ziehen wollten, als Recht wäre. Einmal hatte Moſes gewiß nicht ſchuld daran, daß die Begriffe ſeiner Zeit nicht den Begriffen des jetzigen aufgeklärtern Jahrhunderts gleichkamen. Andrerſeits konnte er oder Eſra ſeine hinlänglichen Urſachen haben, ſeine ganze hinterlaßne Schriften ſo abzufaſſen, als wir ſie finden. Moſes hatte einen weit umfaſſenden Entwurf vor ſich, wornach er ſeinen neuen Staat ausbilden, ihm Feſtigkeit geben, und ſein Werk ſo gründen wollte, daß es nicht ſich ſelbſt überlebte. Er mußte alſo auf die Meinungen und Vorurtheile, und Gebräuche, und ganze Charakteriſtik Iſraels Rückſicht nehmen, den Faden zum groſſen Gewebe der Theokratie vom Anfange anlegen, und ſo viel Harmonie (ſelbſt auf Koſten ſeiner beſſern Ueberzeugung) in ſein ganzes Syſtem bringen, als die Bedürfniſſe der Nation, die noch ganz unkultivirt und roh war, erforderten.

Und welcher Geſetzgeber, welcher Staatsmann konnte jedesmal ſeine beſſern Principien ganz ausführen? Es iſt bey Errichtung neuer Staaten immer äuſſerſt nöthig, mehr auf die Bedürfniſſe des Volks, ſie ſenen ſo eigen als ſie wollen, zu ſehen, als auf philoſophiſche Richtigkeit, und die beſſern Veranſtaltungen, die bey einem kultivirteren Volke anzuwenden ſind. Der gröſte Staatsmann würde ſich vergebens bemühen, in dem Innern von Afrika, oder bey einer halbgeſitteten Nation, wie die **Peruaner** oder Einwohner von **Mexiko** waren, einen Staat aufzurichten, der dem mittelmäſſigſten in Europa gleichkäme, da es unmöglich iſt, den Geiſt einer Nation auf einmal umzuſchmelzen. Zum einleuchtendſten Beweiſe dienen uns die tartariſchen Horden, die unter ruſſiſchem Schutze ſind, (denn Bothmäſſigkeit können wir nicht ſagen, da Hirtenvölker und überhaupt alle nomadiſche Nationen der Herrſchaft ihrer Sieger ſo lange entlaufen können, als ſie nicht feſte Wohnſitze haben,) und welche nicht einmal ausgewandert ſind, ſondern oftmals.

Die Iſraeliten können wir auf keine andre Art anſehen, als in Vergleichung mit einigen ſtreifenden Horden der heutigen Araber, die ihre Habſeligkeiten mit ſich ſchleppen, in Zelten wohnen, und deren ganzer Reichthum in ihrem Viehe beſteht. Wie ſehr das nomadiſche Leben der Verfeinerung und Kultur entgegen ſey, wie tiefe Wurzeln angeerbte Vorurtheile bey ihnen ſchlagen müſſen, und welche ungeheure Arbeit es ſey, ſie nur dahin zu bringen, daß ſie ſich in einen Körper vereinigen laſſen, ſehen wir aus ſo vielen vergeblichen Bemühungen **Rußlands**, deren Regentin zu den gröſten Staatsverbeſſerern gerechnet zu werden verdient. **Moſes** hat alſo gewiß kein geringes Verdienſt, da er die ſchwerſte Arbeit zu bewerkſtelligen verſtand, und verdient nichts weni-

weniger, als daß aufgeklärte Nachkommen ihn der Mittel wegen verdammen wollen, die er anwenden mußte. Gewiß, es stand nicht in seiner Macht, falls er auch der erste Mensch an Fähigkeiten und überschauender Staaatskunst gewesen wäre, anders zu handeln, als er that. Doch der Verfolg seiner Geschichte wird uns das alles näher entwickeln; ich hielt es nur für nothwendig, dieses vorher anzuzeigen, um nicht den geringsten Grund zu Argwohn und Partheylichkeit zu geben. Ich fange also die Lebensgeschichte **Moses** an, wie sie im A. T. beschrieben ist, und bitte, mir nur mit der Wahrheitsliebe zu folgen, womit ich diese Geschichte behandeln werde.

Moses wurde zu einer Zeit gebohren, wo die Vermehrung einer aus einer großen Volksmenge bestehenden Nation, den Egyptiern schlimme Aussichten für die Zukunft eröfnete. Dies ist der Erzählung **Moses** angemessen, ob mir es gleich nicht wahrscheinlich vorkommt. Denn fürchteten die Egyptier wirklich, daß die Israeliten einst zu ihrem Nachtheile die Waffen gegen sie ergreifen würden, so foderte ihr eignes Interesse, diese Völkerschaft ausziehen zu lassen, welches sie aber, wie die Geschichte selbst sagt, auf keine Weise zugeben wollten. Der wahre Grund lag hierin. Die Israeliten waren ein Hirtenvolk, und durch diese Art des Lebens gleichsam der verächtlichste **Kast** oder Stamm nach egyptischen Grundsätzen. Sie hatten von alten Zeiten her gewisse Exemtionen, wie man sie allen irrenden Völkern zugestehen muß. Diese fielen im Anfange, da das Volk noch klein war, den ersten Königen nicht auf, auch der vaterländischen Nation nicht so beschwerlich, als sie es bey der ungeheuren Vermehrung derselben werden mußte. Das kleine Ländchen **Gosen** reichte auch nicht mehr zur Subsistenz ihrer Volksmenge und Heerden hin, und die Israeliten mußten sich in Rücksicht ihrer Weiden und

Triſten mehr ausbreiten, als im Anfange nöthig war. Bey einer ſo ordentlichen Regierung, als für die damaligen Zeiten die egyptiſche unſtreitig war, konnte dieſes nicht unbemerkt bleiben, und man legte ihnen, wie vielen Unterthanen, nunmehro Laſten auf, an welche ſie ſich ſchwer gewöhnten. Alle Neuerungen der Art erregen Mißvergnügen, und bey einem ſtreifenden Volke, bey dem gewiſſe Begriffe von Freyheit ſehr leicht Murren und Widerſetzlichkeit hervorbringen, konnte es ohne dergleichen nicht abgehen, und man mußte durch Aufſeher ſie zu ihrer Pflicht anhalten. Dies hätte ſich ein Volk, welches herrſchaftlichen Schutz und egyptiſches Land beſaß, gefallen laſſen ſollen; aber bey halbrohen Völkern vertritt der Eigenſinn jederzeit die Stelle der Vernunft, zu welcher ſie bey allen Anlagen noch nicht reif waren. Ohne Unrecht und Gewaltthätigkeiten auf beyden Seiten konnte dieſes nicht abgehen, und ſo wurden der gerechten und ungerechten Klagen ſehr viele.

In dieſem Zeitpunkte wurde Moſes gebohren, und nach ſeiner Erzählung, bey einer großen Verfolgung, welche auf die Verminderung der Volksmenge ſeiner Nation angeſehen war, ausgeſetzt. Seine Mutter hatte ihn heimlich drey Monden lang in ihrem Hauſe verborgen; da ſie aber alle Augenblicke fürchten mußte verrathen zu werden, ſo legte ſie ihn in ein Käſtchen, und ſetzte ihn in das Schilf am Ufer des Nilſtroms. Mit mütterlicher Sorgfalt ließ ſie ſeine Schweſter auf ihn Acht geben, und wie es ihm ergehn würde. Ein glücklicher Zufall brachte eine Tochter des egyptiſchen Königs an den Ort, wo er lag und weinte. Die gutherzige Prinzeßin t) ließ ſich durch das Wimmern des unſchuldigen

t) Ich habe nie anders als mit Widerwillen die kleinen Ausfälle großer und kleiner Männer auf Moſis Geburt geleſen,

digen Kindes rühren, und durch eine kleine Liſt der Schweſter ſeiner eignen Mutter zum Säugen übergeben. Da Moſes etwas herangewachſen war, brachte ihn ſeine Mutter der Prinzeſſin, die ihn als ihr Kind behandelte, und den egyptiſchen Weiſen übergab, um ihn wie den Sohn eines Königes in der geheimen Weisheit zu unterrichten. Moſis großer Geiſt entwickelte ſich in dieſer groſſen Schule der Staatskunſt und der Naturlehre, dergeſtalt, daß ich nicht zu viel behaupte, wenn ich ſage, daß er ſeine Lehrer im Verfolge übertraf. Dieſer Unterricht erforderte viele Jahre, und Moſes war vierzig Jahr alt, als ihn ein Todſchlag an einem Egyptier zu entfliehen nöthigte.

In dieſem einſamen Aufenthalte der Weiſen wuchs Moſis Verſtand und Kenntniſſe, und es konnte nicht fehlen, ſein Geiſt gewöhnte ſich an große Betrachtungen, und unſtreitig wuchs zugleich das heftige Verlangen mit ihm, einſt eine große Rolle zu ſpielen; ein Verlangen, welches die Eigenſchaft einer jeden groſſen Seele iſt, die ihre Superiorität über alle andre einmal bemerkt hat.

Nach vollendeten Jahren ſeiner Erziehung, kam er zurück an den Hof. Hier erwachte die Liebe zu ſeinem Volke, und er gieng eben zur Zeit hin die Seinigen zu beſuchen, als ihm der Zufall eine der ſchönſten Gelegenheiten an die Hand gab, ſeinem Volke Beweiſe ſeiner Liebe zu ihnen zu geben, und ihre Aufmerkſamkeit auf

geleſen, und ſehe nicht ein, was dadurch anders erreicht werden kann, als eine äußerſt lächerliche Schande auf Moſen zu werfen. Ein Kind der Liebe zu ſeyn, iſt doch wohl für das Kind ſelbſt keine Schande!

ſich zu ziehen. Der Rede Stephani zufolge, hatte Moſes ſeinen Plan ſchon zum Theile entworfen, und ergrif dieſe günſtige Gelegenheit, die Augen ſeines Volks auf ſich zu ziehen. Die Stelle heißt ſo:

„Er meynte aber ſeine Brüder ſolltens vernehmen, „daß der Herr durch ſeine Hand ihnen Heil gäbe, „(helfen wollte), aber ſie vernahmens nicht. Ap. „Geſch. 7, 25.

Es ſchlug nemlich ein Egyptier mit Unrecht einen Iſraeliten. Moſes ſahe um ſich, ob kein Egyptier in der Nähe ſey, erſchlug den Feind ſeines Bruders und begrub ihn in den Sand. Dieſe Handlung geſchah unſtreitig in Gegenwart des Iſraeliten, welcher Unrecht erlitten hatte. Bald darauf fand er zwey von ſeinem Volke, die miteinander in Streit waren, und ſuchte ſie zu vereinigen. Einer von ihnen nahm dieſe gutgemeynte Mühe übel, und machte ihm den Vorwurf, daß er glaubte über ſie herrſchen zu können, oder ob er ihn tödten wollte, wie den Egypter? Dies bringt mich ſehr natürlich auf die Muthmaßung, beſonders in Verbindung mit der jüdiſchen Sage, welche uns Lukas in Stephani Rede aufbehalten hat, daß Moſes ſchon deutliche Anſtalten gemacht haben mußte, ſchon hie und da ſich geäußert hatte, daß er zum Beſten ſeiner Brüder etwas vorhabe. Wie wir aber ſahen, ſo war das Volk noch nicht genug vorbereitet, auch vermuthlich zu ſehr an ſeine Laſten gewöhnt, bey welchen es ihm eben ſo gar ſchlimm nicht gegangen ſeyn muß, da es in der Wüſte den Einfall bekommen nach Egypten zurück zu kehren; als daß es ihm ſogleich hätte Gehör geben ſollen.

Moſes entfloh hierauf aus Furcht vor dem König, den der Muth des ihm von der vortheilhafteſten Seite bekannten Hebräers beunruhigen mußte, nach Midian, und lagerte

lagerte sich bey einem Brunnen. Die Gefälligkeit, die er einer Tochter eines Priesters in Midian, mit Namen Reguel, bewies, verschafte ihm die Zuneigung dieses Mannes, welcher ihm eine derselben mit Namen Zipora zur Ehe gab. Hier lebte er bis ungefehr ins achtzigste Jahr seines Alters, und zeugte zween Söhne. Jethro — ein vernünftiger Mann, wie wir im Verfolg der Geschichte sehen werden, gab ihm seine Heerde zu hüten, welches Geschäft die Gedanken nicht zerstreut, und einem nachdenkenden Manne Zeit und Muße verstattete. Hier in der Wüste Horeb entwarf Moses nicht nur einen neuen Plan, Beherrscher seines Volks zu werden, sondern entschloß sich auch zur Ausführung desselben. Aber hier stellten seinen Betrachtungen sich Umstände vor, welche ihm alle Hofnung benahmen, glücklich in seinem Vornehmen durchzudringen. Er kannte sein Volk, hatte schon einmal die bittern Vorwürfe von Herrschsucht ertragen müssen; wie würde es sich, sein ganzes Schicksal, dem Plan eines einzelnen Mannes überlassen? Welche That konnte ihm die Hochachtung seines Volks erwerben? Dies alles mußte den beherztesten Muth niederschlagen; aber Mosis Geist unterlag diesen sehr natürlichen Zweifeln nicht. Ohnstreitig hatte Jethro Antheil an seinem Plane, und unterstützte ihn schon damals mit seinem Rathe, wie er hernach im Verfolge gleichfalls that.

Die große Unmöglichkeit, für sich ein Reich zu errichten, brachte ihn endlich auf eine theokratische Regierung, die ihm nicht so leicht wie die erste fehlschlagen konnte. Er sahe voraus, käme er im Namen des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs, so würde sein Volk aufmerksam werden. That er gar gewisse ihnen ungewöhnliche Dinge, so könnte er dieses bey einem von allen Naturkenntnissen beraubten Volke mit der

größten

gröſten Leichtigkeit für Wunder und Beweiſe ſeiner göttlichen Sendung angeben. Dies war bey einem unkultivirten Hirtenvolk leicht möglich, aber lange noch nicht hinreichend, ſie in einen feſten Staatskörper zu vereinigen, wenn ihnen nicht weit vortheilhaftere Ausſichten vorgelegt wurden, welche dieſen Plan unterſtützten. Mit vieler Klugheit und Weisheit verbarg er ihnen gänzlich einen Plan, der als eine, den Vorurtheilen der Nation nach, ſehr gefährliche Neuerung wäre verworfen worden, überdachte es, daß es hernach leichter zu bewerkſtelligen ſeyn würde, wenn er nur erſt die Nation unter ſeinen Befehlen, als Führer in ein glückliches Land, haben würde. Um nichts zu unterlaſſen, ſo mußte das Volk auf ſeine Knechtſchaft verdrießlich gemacht, und dieſe mit den lebhafteſten Farben geſchildert werden; die Iſraeliten mußten glauben lernen, daß das ewige Weſen ſich dabey zu ihrem Vortheile intereſſire; nach genommnen Entſchluſſe aber mußten ſie in eine ſolche Lage geſetzt werden, daß es ihnen unmöglich wurde zurückzuziehen, und ſie es für die gröſte Wohlthat hielten, Moſen zum Führer zu haben.

Das Land der Phönizier, oder Kanaan, war ſeiner ſchönen Wüſten u) und der vortheilhaften Lage halben den Iſraeliten bekannt; war ein Land, welches ſich zum Theile äuſſerſt gut zur Unterhaltung zahlreicher Heerden ſchickte, und andern Theils ſehr bequem, den Plan Moſis zu unterſtützen, und die Völkerſchaft zu einem einzigen feſten Staate zu verbinden. Es hatte Städte und Flecken, welche zu Wohnſitzen dienen konnten, und war unter eine Menge von kleinen ſogenannten Köni-

u) Dieſe Wüſten waren die beſten Gegenden zur Weide, hatten fruchtbare Gegenden, Quellen, und grade was ein Hirtenvolk am meiſten wünſchte.

Königen vertheilt, die nach und nach leicht zu beſiegen waren, und einem zahlreichen Heere, das im Namen des Gottes Iſraels fochte, unmöglich widerſtehen konnten. Die Kriege des Herrn, der da iſt und war, und ſeyn wird, gegen Götzendiener und Götzen, zu ſeiner Ehre zu führen, war ein heiliger Deckmantel, der dem Fanatiſmus Nahrung gab, und unter welchen ſich jeder, nur mittelmäßige Verehrer Gottes unverwundbar halten mußte. Da Moſes nicht beredt war, nicht die Gabe der Ueberredung beſaß, ſo lehrte ihn eine weiſe Mäßigung, in dem großen Talente ſeines Bruders Aarons dafür ein Hülfsmittel zu ſuchen. Aber wie ſollte er dieſen auf ſeine Seite bey einem ſo gefährlichen Unternehmen bringen? Moſes fand Rath dafür. Ein Repräſentant der Gottheit bey einem ganzen Volke zu ſeyn, für ſich und ſeine Nachkommen das äußerſt einträgliche Amt eines höchſten Prieſters zu erhalten, keinem Geſetze unterworfen zu ſeyn, wohl aber, unter dem Schutze unverletzlicher Heiligkeit, der Rathgeber, der Heerführer und Regent zu ſeyn, das war ein ſehr beträchtliches Aequivalent für die kleine Mühe, die dieſes Amt erforderte. Dieſes bot Moſes ſeinem Bruder an, und fand ihn äußerſt bereit, ſeine Unternehmungen zu unterſtützen.

So vorbereitet eilte Moſes mit ſeinem Bruder zu den Iſraeliten, und erzählte ihnen, daß ihm der Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs, der Gott ſeiner Väter, auf dem Berge Horeb in einem brennenden Buſche erſchienen wäre. Alles, was dieſe Geſchichte heilig machen und Ehrfurcht und Enthuſiasmus erwekken konnte, miſchte er in ſeine Erzählung ein.

Ich ſahe, ſo lautete ſeine Erzählung, da ich die Heerde meines Schwagers Jethro hütete, den Berg Horeb, und auf ihm einen flammenden Buſch, der immer

mer brannte und nicht verzehret wurde. Dies reizte meine Neugierde, und ich gieng hin um das Wunder zu unterſuchen, und da ich dem Buſche nahe war, ſchnell rief mir außer dem flammenden Feuer eine Stimme entgegen: **Moſes! Moſes!** Ich ermannte mich, und antwortete: Hie bin ich! Jehova war in dem Buſche, und ſprach: Tritt nicht herzu! Heilig iſt das Land darauf du ſteheſt; ziehe deine Schuhe von deinen Füßen, und entheilige dies Land nicht. Siehe! ich bin der Gott deines Vaters, der **Gott Abrahams**, der Gott **Iſaaks** und **Jakobs**. Ich verhüllte mein Angeſicht, denn es ſchauderte mir den Jehova zu ſehen. Darauf ſprach Gott: Ich habe geſehen alles Elend meines Volks in Egypten, gehört ihr Klaggeſchrey unter der Hand ihrer Peiniger; habe erkannt alle ihr Elend. Und ſiehe! ich, Jehova, bin hernieder gefahren ſie zu erretten von der Hand der Egyptier, ich will ſie ausführen, und ihnen geben ein weites Land; ein Land voll Ströme von Milch und Honig, nemlich das Land der Kananiter. Weil nun das Wehklagen Iſraels vor mich gekommen iſt, ſiehe, ſo will ich dich ſenden zu Pharao, daß du Iſrael, welches mein **Volk** iſt, aus Egypten führeſt. Ich aber antwortete: Herr! wer bin ich, daß ich gehen ſoll zu Pharao, daß ich führen ſoll dein Volk Iſrael aus Egypten? Ich will mit dir ſeyn, antwortete der Herr, und das ſoll das Zeugniß deiner Sendung ſeyn: wenn du mein Volk ausgeführt haſt, ſollen ſie auf dieſem Berge mir opfern.

Moſes.

Siehe, wenn ich zu den Kindern Iſraels komme, und ſpreche zu ihnen: der Gott eurer Väter hat mich zu euch geſandt, und ſie mich fragen: wie heiſſet der Gott, der dich geſandt hat, was ſoll ich ihnen ſagen?

Der Herr.

„Ich, der ich werde ſeyn, der ich ſeyn werde. „Alſo ſprich zu Iſrael: Ich **werde es ſeyn** — der hat „mich geſandt. Sage ihnen, ich ſey der Herr, der „Gott ihrer Väter. Der Gott **Abrahams**, der Gott „**Iſaaks**, der Gott **Jakobs** ſende dich, und bey die„ſem Namen ſollte man ewiglich mich nennen, ewig mit „dieſem Namen mein gedenken. Gehe alſo hin und „verſammle die Aelteſten Iſraels, und ſage zu ihnen: „Der Gott eurer Väter iſt mir erſchienen, der Gott „**Abrahams, Iſaaks** und **Jakobs** läßt euch ſagen: „Ich habe euch heimgeſucht, habe geſehen was ihr in „Egypten erduldet; und ich habe geſagt, **ich will euch „führen** aus dem Elende, und will das Land der Ka„naniter, u. ſ. w., das Land da Milch und Honig innen „fließt, euch ſchenken.

„Hören ſie deine Stimme, ſo gehe mit Iſraels „Aelteſten, und ſtellet euch vor den König Egyptens, „und ſagt ihm: Der Herr, der Iſraels Gott iſt, hat „uns gerufen; laß uns gehen drey Tagereiſen in die „Wüſten, daß wir opfern dem Herrn, unſerm Gott.

„Aber ich weiß, er wird euch nicht ziehen laſſen, „ohne durch eine ſtarke Hand, und ich werde meine „Hand ausſtrecken, und werde Egypten mit vielen Wun„dern ſchlagen, die **Ich** thun werde; dann wird er euch „ziehen laſſen. Und ich werde das Herz der Egyptier „gutmüthig machen gegen euch, daß ihr nicht leer aus„gehet, ſondern daß eine jegliche Egypterin euren Wei„bern leihen ſoll goldne und ſilberne Gefäße, und Klei„der, und die ſollt **ihr ihnen entwenden.**

Moſes.

„Aber ſiehe, Herr! wo wird Iſrael mir glauben? „Werden ſie nicht ſagen: der Herr iſt dir nicht erſchienen!

Der

Der Herr.

„Was iſts, das du in deiner Hand haſt?

Moſes.

„Ein Stab.

Der Herr.

„Wirf ihn von dir —

Da warf ich ihn von mir, und ſiehe da! er ward zur Schlange. Voll Entſetzen flohe ich davon.

Der Herr.

„Wohin, Moſes? Strecke deine Hand aus und „erhaſche ſie bey dem Schwanz.

Und ſiehe da, da ich ſie erhaſchte, ward ſie wieder zum Stabe in meiner Hand.

Der Herr.

„Dieſes Wunders halben werden ſie glauben, daß „dir erſchienen ſey der Herr, ihrer Väter Gott, Abra„hams, Iſaaks und Jakobs Gott.

„Doch — ſtecke deine Hand in deinen Buſen!

Ich that es, und da ich ſie herauszog, ſiehe! da war ſie ausſätzig wie Schnee; darauf befahl mir der Herr, ſie zum zweytenmale in meinen Buſen zu ſtecken, und da ich ſie herauszog, war ſie wieder geſund, wie mein ander Fleiſch.

Der Herr.

„Siehe, Moſes! werden ſie dir nicht bey dem „einen Zeichen glauben, ſo werden ſie es doch wohl bey „dem andern thun; ſollten ſie aber ja beyden keinen „Glauben geben, ſo nimm Waſſer aus dem Strome,

„und

„Und gieſſe es aufs trockne Land, ſo wird das ausgegoſſne „Waſſer auf dem trocknen Lande Blut werden.

Moſes.

„Aber Herr! nie hatte ich die Gabe der Bered„ſamkeit, und meine Zunge iſt ſchwer.

Der Herr.

„Wer hat den Mund des Menſchen geſchaffen, „oder den Stummen, den Tauben, oder den Sehen„den und Blinden gemacht? habe ichs, der Herr, nicht „gethan? So gehe denn hin, ich will mit deinem „Munde ſeyn, und dich lehren, was du ſagen ſollſt.“

Ich ward unwillig über dieſen Auftrag, und antwortete dem Herrn: „Sende Herr, welchen du willſt, „nur ſchone mich.“

Aber Gott ward ſehr entrüſtet über mich, und ſprach: „Sollte ich nicht wiſſen, daß dein Bruder Aaron „beredt iſt? Siehe, er wird dir begegnen, und wird „ſich über eure unvermuthete Zuſammenkunft freuen, „und du ſollſt mit ihm reden, und die Worte in ſeinen „Mund legen, und ich will mit euch ſeyn, und euch leh„ren was ihr thun ſollt. Aaron ſoll für dich zum Volke „reden, du aber ſollſt ſein Gott ſeyn. Und dieſen Stab „nimm in deine Hand, mit ihm ſollſt du die Zeichen thun.

Zum zweytenmale kam der Herr zu mir in Midian, und ſagte mir: „die Leute wären todt, die nach meinem „Leben trachteten.“

Zum drittenmale erſchien mir der Herr und ſprach: „Siehe zu, wenn du in Egypten kommſt, daß du alle „Wunder thuſt vor Pharao, die ich in deine Hand gege„ben habe. Ich aber will ihn verſtocken, daß er mein

„Volk nicht ziehen läßt — und du ſollſt ihm ſagen: „So ſpricht der Herr. Iſrael iſt mein erſtgebohrner „Sohn, und ich gebiete dir, daß du meinen Sohn zie„hen läſſeſt, daß er mir diene; wirſt du dich des wei„gern, ſo will ich deinen erſtgebohrnen Sohn erwürgen.“

Auch erſchien mir der Herr, da ich auf dem Wege war, mich zu tödten, weil ich meine beyden Söhne nicht beſchnitten hatte.

Zu Aaron kam der Herr gleichfalls, und ſendete ihn mir entgegen in die Wüſte, und ich unterrichtete ihn von allen Befehlen des Herrn. 2 B. Moſ. im 3. 4. Kapitel.

So weit die Erzählung Moſis an das Iſraelitiſche Volk, welche mit dem größten Rechte ein Meiſterſtück politiſcher Klugheit genannt zu werden verdient. Wir wollen ſie zergliedern, und aus der Erzählung ſelbſt den darein verwebten Plan Moſis darlegen.

Moſes fängt ſeine Erzählung damit an, daß er durch eine äußerſt wunderbare Scene die Aufmerkſamkeit der Aelteſten Iſraels rege macht; ſucht durch die Intervenienz des Gottes ihrer Väter das Nachdenken derſelben von ſich und ſeinem Plane gänzlich ab, und auf ein Weſen zu lenken, dem zu gehorchen es Pflicht war. Dieſes bewirkte er glücklich durch das Vorgeben einer ſichtbaren Erſcheinung Gottes, welche deshalb leicht Glauben bey ihnen finden mußte, da unter dem Volke die erbliche Sage herrſchte, daß Gott einſt Abraham, ihrem Vater, erſchienen wäre, und ihm verheiſſen hätte, der Gott ſeiner Nachkommen zu ſeyn, und ſie zu ſegnen. Dieſe Meinung kam Moſi äußerſt zuſtatten, da es bey ihnen kein Widerſpruch war, daß das unſichtbare Weſen ſichtbar erſcheinen könnte. Aber ſo gradezu erzählt Moſes dieſe Erſcheinung nicht. Ohne zu wiſſen, ſagt er, worin

worin die Ursachen lagen, daß ein Busch brannte und doch nicht verbrannte, bewegte mich die Neugierde, dieses sonderbare Phänomen zu untersuchen. Er giebt hier eine gänzliche Unwissenheit vor, in alle dem, was sein Plan besagte, um jeder Vermuthung aus dem Wege zu gehen, als habe er die ganze Erzählung angesponnen, oder als wäre es seine Sache, die er vortrüge. Alle Umstände, die der Sache Feyerlichkeit geben konnten, nimmt er zu Hülfe. Auf einem Lande, wo so lange die Hirten Midians ihre Heerden, ohne ihre Schuhe auszuziehen, geweidet hatten, wird ihm von Jehova der Befehl gegeben dieselben auszuziehen, um das Land nicht zu entheiligen.

Ein aufgeklärtes Volk würde dieses zu Moses Nachtheile sogleich eingesehen haben, ihm gesagt haben: kann man dadurch ein Land entheiligen, daß man mit Schuhen darauf gehet? Warum konnten andere dieses so lange ungestraft thun, und ein Israelit nicht? Was hat Jehova für Ursache, eine so unbedeutende, nichts sagende Formalität zu fodern? Aber Israel war noch roh, noch wirkte alles auf dies Volk, und das um so mehr, wenn es mit Zügen des Wunderbaren durchwebt war.

Alle Nationen, deren Begriffe noch nicht durch lange und große Erfahrungen ausgebildet sind, und die zugleich unter einem warmen Himmelsstriche wohnen, wo die Wärme der Luft der Enthusiasterey Nahrung giebt, sind äußerst leichtgläubig und zu allen Arten des Wunderbaren geneigt, es sey so sinnig oder unsinnig als es wolle. Daher kam es, daß die egyptischen Priester dies Volk in die ungereimteste Abgötterey zu stürzen vermochten, und eben dieses war das Vaterland der Israeliten, zu denen Moses redete. Mit welcher Leichtigkeit überredeten die Braminen ihre Völker nicht von den wun-

wunderbaren Verwandlungen ihrer Götter? Und dieser Aberglaube herrscht in einer weiten Strecke des Erdbodens. Es ist also gar nicht auffallend, gar nicht unweise von Moses, daß er sich dieser außerordentlichen Leichtgläubigkeit seines Volks bediente, und auf dieselbe seinen ganzen Entwurf stützte, wie er jederzeit im Verfolge that.

Um Israel für dasjenige einzunehmen, was er ihm vorzutragen hatte, erweckt er ihren Stolz, auf eine für sie sehr schmeichelhafte Art. „Jehova, sagt er, rief „aus dem Feuer: Ich bin der Gott Abrahams, der „Gott Isaaks und der Gott Jakobs. Ich habe ge„sehen alles Elend meines Volks, ich Jehova bin her„abgefahren sie zu erretten aus ihren Drangsalen.“ —

So hart und auffallend diese Worte in unsere Ohren tönen müssen; da Gott alle Nationen, (wie aus dem Verfolge erhellet) nicht für seine Kinder ansieht, sie verwirft, sie mit Feuer und Schwerdt zu vertilgen befiehlt, (mir schauderts bey dem Gedanken an einen solchen Gott, wenn solch ein Gott seyn könnte!) so angenehm mußten sie dem Israeliten klingen: „Ich bin „eurer Väter Gott, und ihr seyd mein auserwähltes „Volk.“ Dies sind Ausdrücke, wobey jeder nur wenig gutgesinnte Jude äußerst mit Vergnügen eingenommen wurde. „Ich will euch retten, und deshalb bin „ich herabgefahren;“ solche Versicherungen mußten den Muth eines Israeliten beleben, der ohnehin gegen sich alles zu verachten äußerst aufgelegt war, ob gleich der Haupthaß der Nation, gegen alles was nicht von ihren Stämmen war, mehr im Verfolge durch Mosaische Anstalten hervorgebracht wurde.

Aber diese Versicherung war das große Fundament, auf welchem der ganze Plan Mosis beruhet. Gott sollte

Regent,

Regent, König und unumſchränkter Beherrſcher Iſraels ſeyn, Moſes aber ſein Statthalter, der ſeine Befehle ans Volk redete, dem niemand ſich widerſetzen durfte, weil eine ähnliche Vergehung eine Sünde gegen Gott und ſeine Ehre ſelbſt ſeyn würde. Wie leicht iſt da nicht ein Volk zu hintergehen, wenn man ſeinen einfältigen Stolz mit ſolchen fanatiſchen Mitteln erhitzen kann! Auf eine ähnliche, obgleich weit elendere Art, errichtete **Bokhold** ſein kurzes Königreich, in einem Lande, wo die Hitze des Himmelsſtriches nichts vertragen konnte, und blos die göttlichen vorgegebenen Offenbarungen wirkten; vermochte er Vielweiberey und Unſinn einzuführen, obgleich ſeine Anhänger vor den Iſraeliten gewiß weit voraus waren, und ihnen die Bemühungen der Reformatoren nicht völlig unbekannt ſeyn konnten. In gleicher Art verfuhr Mahomet, der ſich Moſen zum Muſter gewählt hatte, errichtete ſeine Religion, und bemäntelte die Übertretungen gegen ſeine eigne Vorſchriften, durch — göttliche Offenbarungen. Sie waren es, gegen die keine Völkerſchaft der Erde, wo ſie vorgegeben wurden, gleichgültig blieb; und von denen ſich die nicht wenig aufgeklärten Köpfe der Nationen, erſt ſpät, als vom Joche aufgelegter Menſchenmeinungen losreiſſen werden.

Dieſer Geiſt, der noch jetzo alle Völkerſchaften, die in einem wenigſtens etwas geſitteten Zuſtande ſind, belebt, that bey dem noch rohen Volke Abrahams alles, was nur Moſes wünſchen konnte.

Aber einem armen Volke konnten noch Nebenbeweggründe gegeben werden, deren Einfluß alle Entwürfe leichter zur Wirklichkeit reifen ließ. Moſes verſäumt auch dieſes Mittel nicht. Kanaan, dieſes für ſolch ein Volk ſo wünſchenswerthe Land, das ihnen nicht unbekannt war, wird ihnen zum Aequivalent angeboten, für

das kleine Ländchen, das ſie innen hatten. Gott will ſie nicht nur erretten, ſondern ihnen ſogar ein herrliches Eigenthum geben, und zwar (wie Moſes im Verfolge ſagt) ihnen und ihren Nachkommen zu einem ewigen Erbtheile, welches freylich deshalb nicht gehalten wurde, weil es nur von einem Menſchen verſprochen war. Die Ausnahme fand auch bey der Zerſtreuung der Iſraeliten durch die Römer nicht ſtatt, daß ſie falſchen Götzen nachgefolgt wären, und deshalb daſſelbe verlohren hätten; denn nie war der jüdiſche Gottesdienſt in einem viel größern Glanz als grade zu der Zeit, da es ihnen entriſſen wurde. Ein ſolches Land war nicht nur wünſchenswerth, ſondern es wurde ihnen ſogar ihrer großen Heerden und Volksmenge wegen nöthig; und die Verheiſſung deſſelben gab auf der Waagſchaale der Entſchlieſſung kein geringes Gewicht.

Die Urſachen, die Moſes ſeiner Sendung an Iſrael und Pharao halben angab, waren alſo von der Art, daß ſie auf das Volk wirken mußten; indeß gewann Moſes durch Nebenerzählungen kleinerer Umſtände um ſo mehr Glauben, wenn er bey dem ganzen Werk als eine unintereſſirte Perſon auftrat, oder gar das Volk überredete, daß er das ganze Werk ungerne übernähme. Auch konnte Iſrael zweifeln, daß er dem großen Unternehmen gewachſen ſey. Er ſucht ſie alſo zu überreden, er habe es gewagt, dem Jehova zu widerſprechen, ihm vorzuſtellen, er ſey zu geringe dieſes Werk zu vollenden; Gott aber habe ihm ſeinen unmittelbaren Beyſtand verſprochen, und ihm zum Zeichen gegeben, daß Iſrael auf eben dieſem Berge, wo er jetzt mit ihm redete, erfern ſollte.

Dies hieng nun freylich von Moſe ab in Erfüllung zu bringen, und war, mit geſunden Augen angeſehn, nichts weniger als ein Zeugniß ſeiner Sendung, und

völlig

völlig unter der Weisheit des Gottes, von dem er geſendet zu ſeyn vorgab. Moſes wird auch bald ſelbſt gewahr, daß dieſes Zeugniß äußerſt unſtatthaft iſt, und geht daher zu einer Captatio Benevolentiae über, die in einer neuen Schmeicheley für das Volk beſteht.

„Wie ſoll ich dich nennen, der du mich ſendeſt, „wenn ich in deinem Namen zu meinem Volke rede?“

„Ich werde es ſeyn, hat mich geſandt — der „Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs.“

Das erſte nährete ſehr natürlich die Hoffnungen; der Gott, den ihr erſt ſollt kennen lernen, und euer und eurer Väter Gott, und der will ich ſeyn ewiglich — ewig ſoll man mich bey dieſem Namen nennen.

Sollte man nicht in Verſuchung gerathen, Moſes habe den Nationalſtolz ſeines Volks dazu gebraucht, ihm einzubilden, als rechnete ſichs Jehova zur Ehre, der Gott Abrahams, u. ſ. w. zu ſeyn, und als fände er ein Vergnügen daran, ewig dieſen Namen zu führen? Dem ſey wie ihm welle, eine ſolche Einbildung mußte außerordentliche Wirkungen hervorbringen, ſo unanſtändig auch das iſt, was Moſes dem Jehova, der nie der Gott eines einzelnen Volks und einzelner Menſchen war, in den Mund legt.

Moſes wiederholt dieſe Verſicherungen ſichtbar nicht ohne Urſachen. Zuerſt ſchickte er dieſe Verſicherung ſeinem Plane voraus; nachdem er ihn vorgelegt hat, wiederholt er dieſelbe, und lenkt die Aufmerkſamkeit nicht ſowohl auf ſeinen Plan, als auf die ſchwache Seite der Aelteſten, die dieſe Verſicherungen gerne hören mußten. Zugleich wiederholt er ſeinen Plan, und beſchließt mit der Verheiſſung.

Nun aber vergißt ſich Moſes, und zeigt deutlich, daß der ganze Entwurf nicht von Gott komme. Er ſagt, Gott habe weiter geredet.

„Hören ſie deine Stimme, ſo gehe mit Iſraels „Aelteſten zum Könige, u. ſ. w.“

Moſes zweifelt noch ob Iſrael dieſen Plan genehmigen werde, ſchreibt dieſen Zweifel Gott zu, den er doch kurz nachher als wiſſend, was Pharao thun wird, vorſtellt. Dieſes hatte ſeinen ſehr ſtatthaften Grund.

Was Iſrael thun würde, konnte Moſes noch nicht mit völliger Gewißheit vorausſehen; konnte die Hinderniſſe, welche ſich den Entſchlüſſen des Volks in den Weg legen konnten, nicht vorher wiſſen; hätte er nun vorhergeſagt, daß Gott zu ihm geſprochen hätte:

„Iſrael wird deine Stimme hören,“

und es hätten ſich alle dieſe für Moſen unvorherſehbare Schwierigkeiten vereint, ſeinen Plan umzuwerfen, ſo ſtand er als ein entlarvter Betrüger vor ſeiner Nation, und durfte die Augen nicht aufſchlagen; im andern Falle, ſezte er ſelbſt Zweifel, und führte er Gott zweifelhaft redend ein, wie er wirklich that, ſo wagte er nicht das geringſte bey ſeinem Volke. Die Stelle iſt ein neuer Beweis der Klugheit, womit Moſes zu Werke ging, aber auch ein ſichtbarer Beweis, daß der ganze Entwurf nichts weniger als von einem höhern Weſen herkam.

Daß Moſes mit ſo vieler Zuverläſſigkeit von Gott ſpricht: er habe geſagt:

„Pharao würde Iſrael nicht ziehen laſſen,“

hat nicht minder ſeinen ſehr weiſen Grund. Eines Theils war Moſi die Politik des egyptiſchen Hofes ſehr bekannt, konnte

konnte er vorherſehen, und zwar mit aller Gewißheit, daß es gegen das ganze Intereſſe des Königreichs ſtreiten würde, ein Volk, das man bisher ſo vortheilhaft nutzte, ziehen zu laſſen. Andern Theils mußte dieſes den Iſraeliten ſelbſt zur Vorbereitung dienen, wenn ſie aufgehalten würden, und gefragt hätten: wo ſind nun die Verheiſſungen Jehova's? damit ſie nicht zurückträten und dadurch den groſſen Plan vereiteten. Moſes hatte alle Anſtalten ſchon getroffen, den König entweder in Güte oder mit Gewalt zur Erlaubniß zu zwingen; und dieſe hatten ihm ſeinen Entwurf erleichtert.

„Aber ich will die Egypter ſchlagen mit vielen „Wundern, die ich thun werde: dann erſt wird er euch „ziehen laſſen.“

Hier werden wir mit gewiſſen unrichtigen Begriffen, die Moſes ſelbſt von Gott hatte, und in das Staatsſyſtem der Juden übertrug, oder vielleicht aus Noth übertragen mußte, und nicht für ſich hatte, bekannt; deren trauriger Erfolg nicht nur den moraliſchen Charakter der Juden untergrub, ſondern mit ſeinen unſeligen Einflüſſen auch ins Chriſtenthum wirkte, und noch in dieſen Tagen faſt allgemein Schaden thut; das ganze ſchreckliche Syſtem der ewigen Strafen erzeugte, und die niedrigſten Begriffe, die man nur von Böſewichtern haben kann, der ewigliebenden, überall mit Gnade und Segen waltenden Gottheit zuſchreibt, und die darin beſteht:

„daß Gott über ſterblicher Menſchen Fehler ſich „entrüſten, und gegen ein Geſchlecht leicht irrey„der Geſchöpfe Haß gewinnen, und aus Rache, „(denn was iſt Strafgerechtigkeit anders?) ſie „mit den ſchrecklichſten ausgedachteſten Strafen „belegen könne.“

Wie wirſt du, du gütigſtes, beſtes Weſen! von Geſchöpfen verkannt, die du doch immer ſegneſt, und auch durch das, was ſie Unglück nennen, zum gemeinſchaftlichen und fortdauernden Glücke führeſt!

Wie können Menſchen von gutem Herzen ſchlechter von Gott, als von ſich ſelbſt denken?

Indeß rechnete jenes Volk dieſes Verſprechen unter die angenehmſten, die es erhielt; indem Iſrael, wie alle Völker dieſer Gegenden, rachſüchtig war, welches einen Hauptzug ihres Charakters ausmachte. Daher der Bluträcher, der bey den Arabern gleichfalls ſtatt fand, und bis dieſe Stunde noch ſtatt findet, daher das Recht der Wiedervergeltung, Aug um Auge, Zahn um Zahn, u. ſ. w. Daher endlich die ſchreckliche Behandlung, welche ſie gegen die unſchuldigen Völker Kanaans ausübten, und welche ſogar die ſogenannten Könige dieſes Landes erdulden mußten. Die Egyptier, meint Moſes, haben euch geplagt, nun will ſie Jehova dafür wieder plagen; will euch Genugthuung für die Leiden verſchaffen, die ſie euch zugefügt haben. Dieſes gefiel einem Volke von Leidenſchaften gewiß; und da Iſrael ſich nicht denken konnte, wie Gott dieſes durch Moſen bewerkſtelligen wollte, ſo ſetzt er hinzu: „mit vielen Wundern, die ich thun werde.“ x)

Bey dieſem Gedanken mußte das Volk allen Muth faſſen, woran es ihm ſonſt in aller Rückſicht hätte gebrechen müſſen, wenn irgendwo Moſes einen Krieg zum Hülfsmittel vorgeſchlagen hätte, zu welchem die Iſraeliten keine Neigung haben konnten; wozu es ihnen auch gänzlich an Muth fehlte, um ſo mehr, da ſie die Kriegskunſt nicht verſtanden, und da ſie es mit den geübtern, oder wenig-

x) 2 B. Moſis 3, 20.

wenigſtens gröſſern Heeren der Egyptier hätten aufnehmen müſſen. Der nähere Weg war alſo unſtreitig der, daß ihnen Moſes eine friedliche Auswanderung durch die Vermittelung des Jehova, der Wunder thun würde, verſprach.

Sehr ſelten erreichen Verſprechungen, deren Erfüllung weit in der Zukunft liegt, oder noch mit mancherley Beſchwerlichkeiten zu erkaufen ſind, ganz ihren Zweck. Je näher dieſe Erfüllungen liegen, je raſcher entſchließt ſich der Geiſt, nach ihrer Erreichung die Hand auszuſtrecken. Dieſes verſtand Moſes, und deshalb verſpricht er ihnen: „daß ſie der Herr bey ihrem „Auszuge mit den beſten Schätzen der Egyptier bereichern „will, die ſie ihnen entwenden ſollen, und wozu der Herr „die Herzen der egyptiſchen Frauen lenken will, daß ſie „ihnen dieſelben anvertrauen.“ y)

Wäre Iſrael nicht dazumal ein Volk geweſen, welches eine natürliche Fertigkeit beſaß, die evidenteſten Widerſprüche für Wahrheiten anzunehmen, ſo hätte Moſes es nicht wagen dürfen, ſeinem Jehova ſolche grobe Unwahrheiten anzudichten, und Reden, welche das Gefühl eines jeden redlich denkenden Menſchen mit Widerwillen einnehmen müſſen, ihm in den Mund zu legen.

Da dieſe Stelle, bey der Vorausſetzung, daß ſie göttliche Wahrheit ſey, leider nur allzuſehr, einer Vertheidigung bedarf, ſo haben ſich viele Kommentatoren, die dieſes mit der Weisheit, Wahrheit und Güte Gottes nicht vereinbaren konnten, Mühe gegeben, ſie, ſo viel ihnen möglich war, zu rechtfertigen; haben es aber nie zu Stande bringen können, eine gnugthuende Entſchuldigung dafür zu erfinden. Die beſte Vertheidigung

y) 2 B. Moſes 3. 21. 22.

gung war noch jene, da man behauptete, Gott habe ihnen dieſes als eine Art der Entſchädigung für die harten Dienſte und Drangſale gegeben, welche ſie in Egypten erduldeten. Indeſſen verfallen ſie in die gröſten Schwierigkeiten durch dieſe Erklärung, und ſuchen Gott dadurch vom Vorwurfe der Ungerechtigkeit zu retten, daß ſie eine andre an ihre Stelle ſetzen.

Unſtreitig hatten die Iſraeliten ihre Drangſale, wie ſie es nannten, vom Könige des Landes erlitten, der ſie an ſeinen öffentlichen Gebäuden arbeiten ließ. Joſeph hatte alle Egyptier, die nicht vom Prieſterſtande waren, dem Könige leibeigen gemacht, und ſie eben dadurch nicht in die Macht geſetzt, Iſrael drücken zu können, da ſie ſelbſt unter dem eiſernen Joche des Deſpotismus ſeufzeten. Höchſtens waren es die Beamten und Aufſeher des Königs, welche als Werkzeuge deſſelben ihre Laſten drückend machten. War es alſo gerecht, den Iſraeliten anzubefehlen, daß ſie die Gutmüthigkeit ihrer Nachbaren, die weder ihr Unglück verurſachten, noch vergröſſerten, noch den geringſten Vortheil davon hatten, mißbrauchen, und Leute beſtehlen und plündern ſollten, die mit dem ehrlichſten Herzen ihnen gefällig waren, und Zutrauen ſchenkten? War das nicht eine neue Ungerechtigkeit?

Dem forſchenden Leſer dieſer Geſchichte, der einmal in den Zuſammenhang eines großen Plans hineindrang, werden dergleichen Vertheidigungen kein Gnüge thun, da man bald einſehen kann, welches die Urſache dieſes Befehls Moſis war.

Moſes hatte den Entwurf immer vor ſich, eine Theokratie zu errichten, und den Jehova zum Könige Iſraels zu machen. Damit Iſrael ſeine Achtung gegen den großen Monarchen nicht verlöhre, war es unbedingt nöthig,

nöthig, ihm einen glänzenden Hofstaat zu geben, der auf das Volk und seine Ehrerbietung wirkte. Gewiß war Israel, das ein ungebildetes Hirtenvolk war, mit dem Luxus eines gesitteten Volkes unbekannt, auch waren keine Künstler unter ihnen, da sogar Bezaleel, nicht ohne göttliche Inspiration, die Zierrathen und Nothwendigkeiten des heiligen Hauses machen konnte, und folglich wenig oder fast gar kein Gold und Silber und Edelgesteine unter ihnen vorhanden waren. Diese Sachen aber waren bey Einrichtung der Stiftshütte Mosi unentbehrlich. Ihre Heerden dagegen vor ihrer Abreise zu vertauschen, war von einem Volke gefährlich zu fodern, dessen ganzes Eigenthum in Heerden bestand, und das nicht würde gewußt haben, was es mit diesen entbehrlichen Dingen machen sollte. Ihnen dieses Stück seines Planes vorher entdecken, wäre eben so viel gewesen, als sie auf den ganzen Entwurf aufmerksam machen, und unstreitig zu voreilig gewesen. Besser gienge es, ihnen unentgeldlich den Besitz dieser Kostbarkeiten zu verschaffen; dann blieb ihnen keine Einwendung übrig, dann fragten sie nicht nach Ursachen, und dann hatte der Herr auch wieder einen gerechten Vorwand, es ihnen für seine Hütte wieder abzufodern. Mosis Plan war nicht das Werk eines Tages, sondern verschiedner Jahre — Alles hieng zusammen, und in allem finden wir Vorbereitungen, die das Künftige bezweckten, dem Entwurfe Festigkeit gaben, und die Ausführung erleichterten.

Auf diese einzige Art bin ich im Stande es mir zu erklären, warum Mosis im Namen des Herrn einen Diebstahl gebot, den er gewiß selbst verabscheuete, und in seinem neuen Gesetzbuche mit andern Lastern verbot.

Nun kommt Mosis auf die Erzählung von den Wundern, die er auf Befehl des Jehova, in dessen Gegenwart, gethan zu haben vorgiebt, und wobey er

die

die Eindrücke, die ſie auf ihn gemacht haben, mit naiven Farben ſchildert. Doch hiervon in der folgenden Abtheilung ein mehreres.

In der Zwiſchenzeit von einem Wunder zum andern führt Moſes den Herrn, aus ähnlichen Beweggründen, wie bey den Worten: „Hören ſie deine „Stimme, u. ſ. w.“ zweifelhaft redend ein, als wüßte, muthmaßte Jehova, ſie würden vielleicht einem oder zwey Wundern nicht glauben, und ſetzt hinzu:

„glauben ſie bey dem einen Zeichen nicht, ſo thun „ſie es doch wohl beym andern.“ z)

welches immer unbeſtimmt iſt, und nicht zu Moſis Nachtheil gereichen konnte.

Endlich giebt er ihm noch ein drittes Wunder in ſeine Hand; aber äußerſt behutſam ſagt Moſes nicht ein Wort, ob der Herr geſagt habe: „daß ſie es glauben „würden oder nicht,“ und bey dieſer weiſen Behutſamkeit ſetzt er ſeine Ehre, und die Wahrheit ſeines Vortrags noch nicht der geringſten Gefahr aus.

Sonderbar mußte es ſcheinen, wenn Moſes nicht Urſachen dazu hatte, daß er nun nach allen Wundern, die Jehova durch ihn mit zu ſeiner eignen Ueberzeugung thun läßt, jetzt erſt anfängt, die Sendung abzulehnen, da jeder dazu neue Triebfedern in dem gewaltigen Beyſtande der wunderthätigen Hülfe Jehova's gefunden hätte, und er ſelbſt vorher nicht die geringſte Abneigung dagegen merken ließ. Aber wie ſehr mußte es zu ſeinem Vortheil einnehmen, wie ſehr Iſrael überzeugen, daß es ſeine Sache nicht ſey, nicht ſein Entwurf, da er ſogar bey

z) 2 B. Moſ. 4, 8. 9.

bey einer so allgewaltigen Hülfe an ein Werk nicht gehen will, das so wichtig ist. Wie sehr mußte sein bescheidnes Mißtrauen, das er in sich selbst setzte, nicht gefallen? Ueberdem war diese Erzählung, als Vorbereitung auf die Mitwirkung seines Bruders Aarons nöthig; und Aaron, als Mitgesandter Gottes, erhielt dadurch die so nothwendige Achtung des Volks, ohne welche Moses selbst nie zu seinem Zwecke hätte gelangen können.

Indessen legt Moses einen neuen Beweis, daß Gott ihn nicht gesandt habe, in den vorgegebnen Worten des Jehova selbst dar; denn da er sich des Fehlers seiner Zunge halben entschuldigt, läßt er den Herrn antworten:

„Wer hat den Mund des Menschen geschaffen? „u. s. w. So gehe denn hin, ich will mit deinem Munde „seyn, u. s. w. a)

Diese Verheißung des Jehova bleibt unerfüllt. Moses behält seine schwere Sprache, und der Herr, statt den Mund seines Knechts zu öffnen, bedient sich des natürlichen, und auch gewiß anständigern Mittels, ihm Aaron an die Seite zu setzen, dessen Beredsamkeit jene seines Bruders vertreten konnte.

„Siehe, Aaron wird herausgehen dir entgegen, „und ich will mit euch seyn und mit seinem Munde, „u. s. w. und er soll für dich zum Volke reden.“ b)

Endlich beschließt Moses seine Erzählung damit, daß er dem Stabe in seiner Hand wunderthätige Kräfte beylegt, welche der Herr demselben verliehen hätte.

„Und

a) 2 B. Mos. 4, 11.
b) Ebendaselbst v. 15. 16.

„Und dieſen Stab nimm in deine Hand, damit ſollſt „du die Zeichen thun.“ c)

Wozu dieſe Aehnlichkeit mit den Zauberern, die ſich ebenfalls ähnlicher Mittel bedienten? Warum wird die Aufmerkſamkeit von Moſes ab und auf den Stab in ſeiner Hand gelenkt? Ich will hier keine Beſchuldigung wagen, womit vielleicht ein Andrer Moſi Taſchenſpielerkunſte zum Verwurf machen möchte.

Was meine Leſer von den wiederholten Erſcheinungen denken wollen, überlaſſe ich ihnen. Die letzte, wo ihn der Herr tödten will, d) iſt unſtreitig am unrechten Orte angebracht. Denn wie ſtimmte dieſes mit dem Plan Jehova's, ihn zu ſenden? Aber Moſes gebrauchte dieſe Erzählung, um die Beſchneidung zum Unterſcheidungszeichen Iſraels von allen andern Nationen zu machen, und ſie aus politiſchen Gründen unvermiſcht, ſo viel als möglich, zu erhalten.

c) 2 B. Moſ. 4, 17.

d) Ebendaſelbſt, v. 24. 25. 26. Herr Michaelis deutet den Sinn dieſer Worte zwar anders, aber ich habe noch keine Gründe aufgefunden, ſeiner Meinung beyzutreten; und ohne hinlängliche Gründe möchte ich den Worten Moſis nicht gerne einen andern Sinn unterſchieben.

Sechstes Kapitel.

Ueber die Wunder überhaupt, vorzüglich über die Mosaischen.

Recht sehr viel ist schon für und wider die Wunderwerke geschrieben worden, daß es beynahe überflüssig zu seyn scheint, etwas mehreres hierüber zu sagen. Ich würde es auch nicht versucht haben, das geringste darüber zu schreiben, wenn ich mich nicht genöthiget sähe es zu thun. Denn hat Moses wirklich Wunderwerke verrichtet, so ist alles vergebens, was ich gegen die Göttlichkeit seiner Sendung und seiner Bücher gesagt habe, und es entsteht eine schädliche Wahrheit, daß nemlich:

> „die Gottheit die mosaischen Gesetze, Lehren „und Handlungen des Volks Israel, durch Wunder als Wahrheiten bestätiget hätte,

welche Behauptung eine, auch nicht im mindesten Grade erträgliche Ungereimtheit wäre.

So viel ist zwar schon andem, daß, bey dem Beweise, Moses habe meistens alles aus schon bekannten Quellen entlehnt, die Richtigkeit seiner vorgeblichen Wunderwerke von selbst schon wegfällt; indessen um nichts übrig zu lassen was ich leisten kann, um bey einer nähern Prüfung der Mosaischen Wunderwerke ihre Unmöglichkeit zu erweisen, so übernehme ich diese Arbeit, als nützlich, zur Prüfung meiner meingenommenen Leser mit Vergnügen.

Gerne nehme ich den leidlichſten Begrif an, welchen alle Orthodoxen mit dem Worte, Wunder, verbinden; aber doch auch einen gröſsern, als der Philoſoph unter den geſchehenen ſich denken kann, dem ſie höchſtens

„ungewöhnliche Dinge ſind, welche zwar in der „Natur ihren Grund haben und kein Geſetz derſelben verletzen, ob ſie gleich dieſes in den Augen „manches Zuſchauers zu thun ſcheinen;

denn der Grund des Wunderbaren liegt nie in der Natur des Ungewöhnlichen, ſondern in der Unbekanntſchaft mit natürlichen, ſeltnen Begebenheiten, folglich in denen Menſchen, die es alsdenn für etwas wunderbares anſehen.

Ich werde **Hugo Farmern** in ſeiner Beſchreibung der Wunder folgen, welcher ihre Vertheidigung mit vieler Geſchicklichkeit übernommen hat, und ſie ſo gut vertheidigte, als es ſich bey einer ſchlimmen Sache thun läſst. Er ſagt:

„Wirkungen, die der feſtgeſetzten Einrichtung und „dem beſtimmten Laufe der Dinge zuwider ſind, „halte ich für wunderthätige.“ e)

Dieſer ſehr gelehrte Mann beweiſt weitläuftig, daſs Gott wirklich Wunder thun könne, welches ich noch nie bezweifelte, und ganz nicht in Abrede bin; wir kennen die Macht Gottes zu wenig, als daſs es nicht all'zu dreiſte ſeyn ſollte hieran zu zweifeln; aber das wird mir

e) Hugo Farmer Abhandlung über die Wunderwerke, nach der ſchönen Ueberſetzung des ſehr gelehrten Herrn Hofprediger Bamberger, S. 2.

mir selbst dieser eifrige Vertheidiger zugeben: „daß „Gott nichts sich selbst widersprechendes thun könne, weil „er es nicht wollen kann.“ Er fährt fort zu beweisen, daß Wunderwerke nicht geheime Kräfte der Natur sind, worinnen er nach seinem Begriffe von Wundern ebenfalls recht hat. Ferner zeigt er, daß keine untergeordnete Wesen sie aus eigner Kraft verrichten können, auch nicht der Teufel (worin er gewiß nicht irrt,) daß sie also die sichersten Beweise einer göttlichen Offenbarung sind: wogegen ich nichts einzuwenden habe.

Das was aber Farmer zuerst und am besten hätte untersuchen sollen, ob nemlich diese Wunderwerke nöthig sind; darüber geht er leicht hinweg und beweist ganz nicht. Von ihrer Nützlichkeit spricht er äußerst wenig und gar, unbefriedigend, und giebt sie dahin an, daß sie die Grundsätze der natürlichen Religion erneuern und bestätigen, vom Atheismus und Vielgötterey zurückführen, und in entfernten Zeiten die Göttlichkeit einer Offenbarung beweisen können; welches aber zu glauben ich nicht im Stande bin.

Ich werde von einem andern Gesichtspunkte ausgehen, und untersuchen:

„Sind Wunderwerke nöthig?“

„Haben sie den Nutzen, daß sie überzeugen?“

Ich schränke mich hier blos auf die Mosaischen Wunder ein, und zwar aus wichtigen Gründen, die ich habe. Alles was Farmer von ihrer Nothwendigkeit sagt, paßt nicht auf die Wunderwerke Moses, welcher uns ganz andere Ursachen ihrer Nothwendigkeit angiebt; bey ihm sollten sie seyn:

„Beweise seiner göttlichen Sendung, und daß „Jehova Gott sey.“

„Werkzeuge der Rache an den Egyptiern;“ und endlich

„Beweise der Macht Gottes, zu seiner Ehre.“

Zur Beurtheilung eines Wunders, und daß eine Handlung den Gesetzen der Natur zuwider sey, gehört unstreitig eine richtige Kenntniß von den Kräften der Natur selbst, wie weit sie reichen, und was zum ganzen Umfange ihrer Kraft gehöre. Sind mir diese Kräfte unbekannt, und erscheinen zum erstenmale, ohne daß ich die erzeugende Ursachen derselben kenne, sie zu entwickeln und zu erklären verstehe, so lange erzeugen sie Erstaunen und Verwunderung, und zwar um so mehr, wenn sie durch einen Zufall hervorgebracht sind, und es außer den Grenzen der Möglichkeit liegt, sie zum zweytenmale zu schaffen. Für was aber werde ich dieses fremde Phänomen ansehen? gewiß für nichts anders, als für etwas äußerst ungewöhnliches, dessen Ursachen mir unbekannt sind, das aber in der Natur selbst seinen Grund hat, für nichts als nothwendige Folgen unbekannter Naturgesetze, ich mag auch noch so wenig fähig seyn es zu erklären. Wir schließen immer richtig, wenn wir sagen: So lange wir die Grenzen der Naturgesetze und Kräfte nicht kennen, so lange wissen wir nicht, woran wir sind; aber es hätte nicht geschehen können, wenn es diesen Gesetzen zuwider gewesen wäre.

Je weiter der Menschenverstand in den Kenntnissen der Naturkräfte zurück ist, je weniger ist er im Stande sie zu beurtheilen, und desto geneigter, in ihren einfachen Wirkungen Wunder zu sehen, wenn sie seltener ihm sich darstellen. Was überdem mehrere Menschen hervorbringen können, ohne es für Beweise einer

gött-

göttlichen Sendung anzugeben, muß wirklich in den Naturkräften seinen Grund haben, oder sie könnten es nicht hervorbringen; weil Gott gegen sich selbst wirken, und den Wundern ihren Nutzen und Zweck selbst vereiteln würde, welches eine Ungereimtheit zu glauben wäre. Was würde Moses gesagt haben, wenn ein neuer Physiker seinen Wunderwerken andre entgegen gesetzt hätte, die gleichen Eindruck auf das Volk machen mußten? Wenn er vor den Augen des Volks Feuer aus Wasser gezogen, oder gar dasselbe in eine Flamme verwandelt hätte? Sie, die nicht wissen konnten, daß alle Körper ein Phlogiston enthalten, welches z. B. bey Umrührung eines Sumpfes in den aufsteigenden Blasen auf das Wasser heraufsteigt, und durch eine geschickte Hand entzündet werden kann. Uns, die wirs wissen, ists nichts wunderbares mehr, aber bey einem, mit allen ungewöhnlichen Naturkräften unbekannten Volke, müßte es die vollständige Wirkung eines Mosaischen Wunders thun. Feuer und Wasser waren ihnen widerstrebende Elemente, die keine Mischung zuließen, und je mehr sie dieses glaubten, desto größer mußte dieses Wunder in ihren Augen seyn; größer als die Blutfarbe des Wassers, welche ohne unnatürlich geglaubte Mischung wie Blut aussehen konnte.

Die Kinder Israel, fern von allen Kenntnissen der Natur, ihrer Kräfte und mannigfaltigen Wirkungen, konnten also gar nicht beurtheilen, ob das, was Moses that, wirklich Wunder waren. Natürliche Begebenheiten mußten natürlich die Stelle von Wundern bey ihnen vertreten können, wenn sie ihnen ungewöhnlich und ihrem Verstande unbegreiflich waren: wozu also sollte Gott nöthig gefunden haben, allen Gesetzen der Natur zuwider, ihnen Gewalt anzuthun, da derselbe Zweck näher und ohne gewaltthätige Störungen, ganz nach dem Laufe der Natur, eben so gut hätte hervorgebracht werden können? oder wer wollte glauben, Gott ergreife

nicht die nächſten, ordnungsvollen Mitteln zu ſeinen Zwekken, ſondern die ordnungswidrigen und weitläuftigſten? Wo ewige Weisheit und Liebe zur Ordnung in einem Weſen herrſcht, geſchehen dergleichen Dinge nie.

Und wie auffallend iſt der Gedanke: der ewig Unſichtbare, Allmächtige, der allen Sonnen des unendlichen Raums, allen jenen, kaum als neblichte Sterne, ſichtbaren Milchſtraßen, voll zahlloſer Sonnen und Welten, allen unausſprechlichen Summen von Geſchöpfen, ſo weit Unendlichkeit reicht, Ordnung und Geſetz giebt, dieſer Hohe und Allwirkende kommt herab, um im Ländchen Goſen dieſe weiſen Geſetze zu ſtören, damit ein Menſch authoriſirt werde, eine handvoll rohen Volks aus einem kleinen Lande zu führen, damit es mit raſender Wuth andre ſeiner Geſchöpfe ermorde, Schwangere und Säuglinge vertilge, und das Spielwerk des ungebildeten Menſchenverſtandes, geſchnitzelte Bilder, mit Feuer verbrenne, weil er eiferſüchtig auf dieſe geſchnitzelte Bilder iſt! O Menſch! wie kannſt du den Allmächtigen ſo verkennen? wie vom ewigen Weltenſchöpfer ſolche geringe, äußerſt unwürdige Begriffe haben? Immer erhebt ſich mein Herz, wenn ich denken kann, ſo hat ihn uns Chriſtus nicht kennen gelehrt, ſondern allgütig und ganz als Vater aller Geſchöpfe, ohne Anſehn der Perſon.

Aber hat nicht Moſes Wunder gethan? Ja, viele, ſeinem Volke ungewöhnliche Dinge hat er gethan, aber keine Wunder; denn viele derſelben konnten die egyptiſchen Weiſen, von denen er ſelbſt gelernt hat, auch thun, und daß ſie ſie nicht alle nachmachten, beweiſt weiter nichts, als daß Moſes Dinge wußte, die ſeinen Gegnern unbekannt waren, welches ohne alle Wunderwerke möglich war. Dieſe Kenntniſſe, welche die egyptiſchen Weiſen mit ihm gemeinſchaftlich beſaßen, ſtoßen den ganzen Beweis ſeiner göttlichen Sendung um.

Aber

Aber die Weisen thaten keine Wunder — Zaubereyen waren es, Wirkungen eines bösen Geistes. Daß dieses nicht wahr sey, werden meine Leser in der angeführten Abhandlung eines großen Vertheidigers Mosis, in Farmern selbst finden, den ich ihnen, wenn sie dieses glauben, zum Nachsehen empfehle.

Da bleibt uns nun weiter nichts übrig, als zu glauben, die Weisen haben nichts Unnatürliches hervorgebracht. Ihre Art war voll der geheimsten Täuschung, sie verstanden Künste, u. s. w. Gut! wenn man durch Täuschungen so weit kommen kann, daß man die Augen aller Gegenwärtigen zu betrügen im Stande ist; wer leistet nun Bürgschaft für Mosen? Konnten das die Egyptier bewerkstelligen; sollte es nicht gleiche Beschaffenheit mit Mosen haben, der ihr Schüler war, und ihnen sogar es zuvor that? Und da dieses, wie unleugbar ist, (die Art sey auch wie sie wolle,) geschah, wozu alle Wunder, da man in der Natur ein gleiches bewerkstelligen kann?

Nöthiger, obgleich nicht ganz nöthig, wären die Wunder nur alsdann gewesen, wenn ein aufgeklärtes, gesittetes Volk, das durch nichts anders zur Ueberzeugung hätte gelangen können, der Gegenstand aller dieser Wunder geworden wäre; und auch hier, und überhaupt in keinem Falle sind, waren und werden sie je nöthig und nützlich seyn. Denn

„haben sie etwa Vortheile der Ueberzeugung „bey sich?“

Dreiste kann ich antworten: weder bey einem gesitteten noch ungesitteten Volke. Ein gesittetes Volk prüft und untersucht Wahrheiten, spürt ihrer Nützlichkeit und denen Vortheilen nach, die sie gewähren; es entscheidet nach den Graden der Wahrheit und Richtigkeit über

Vorschläge und Meinungen, und je nachdem es den Gehalt derselben ächt befindet, darnach richtet es den Beyfall ein, welchen es ihnen schenket; und darnach richtet sich seine ganze Ueberzeugung. Sind sie wahr und nützlich, widersprechen sie den Gesetzen eines guten Menschenverstandes und der Natur nicht, so ist das gesittete Volk nicht im Stande, im Zweifel über ähnliche durch Vernunft und Natur bestätigte Gegenstände zu bleiben.

So können alle Vorschriften einer reinen, moralischen Religion nicht anders als annehmenswerth seyn, ohne daß es Wunder bedarf, ihre Wahrheit und Güte zu bestimmen. Wunder sind so incoherent mit Wahrheiten, sie haben so wenig natürliches, das mit dem graden einfachen Gange der Wahrheit und Natur harmonirte, daß sie ein unnützer Pendant derselben werden, wodurch die Wahrheit nicht das geringste gewinnt.

Wer würde dieses für einen philosophischen Schluß gelten lassen: deshalb, weil ich hier meinen Stock hinwerfe, und ihr statt eines Stocks eine Schlange sehet; deshalb, weil das Wasser, das ich jetzt ausgieße, wie Blut aussieht; deshalb, weil diese meine gesunde Hand nun gleich aussätzig zu seyn scheinen wird, deswegen sollt ihr mit mir ziehen, und die Türken, die nicht an die Dreyfaltigkeit glauben, mit Feuer und Schwerdt vertilgen? — Gott hat es mir gesagt. Wer würde wohl von vernünftigen Menschen in diesem erleuchteten Zeitalter einen solchen Gaukler hören? wer nicht mit Unwillen sich von dem Schwärmer wegwenden? Selbst der ungesittete Theil der Nation würde, wenn ers gesehen hätte, zwar viel davon reden, aber nichts drauf achten, und ruhig den Propheten stehen lassen und an sein nützliches Tagewerk gehen.

Und wie würde es ein König dieser Zeit machen, wenn solch ein Mensch vor ihn hinträte, wie Moses that; etwa anders wie Pharao? Freylich wohl, den Propheten würde er lebenslänglich versorgen, und zwar so, daß er weder nöthig hätte so viele Wunder zum Verderben seines Landes zu thun, noch in der Lage wäre, ihm seine Unterthanen zu empören.

Und die Wahrheit und Vernunft sollte nun nach andern Gesetzen Wahrheit und Vernunft seyn? Pharao sollte unrecht und unweise gehandelt haben, da er that, wie wir alle thun würden? und Moses Wunder sollten überhaupt Bestätigung seiner göttlichen Sendung gewesen seyn, Israel zum Morden und Blutvergießen auszuführen?

„Aber bey einem ungesitteten Volke?“

Noch weit weniger. Alles Ungewöhnliche, wie wir schon gesehen haben, kann bey einem unwissenden Volke die Stelle der Wunder vertreten, alle Täuschungen können aufs leichteste bewerkstelliget, und Dinge für Wunder ausgegeben werden, die noch nicht einmal ein Pharao dafür gelten lassen wird, weit weniger ein Philosoph unsers Jahrhunderts.

Ueberzeugung gewähren sie auch nicht einmal einem rohen Volke. Wir sehen dieses an dem Volke selbst, vor dessen Augen sie gethan seyn sollen. Sobald Pharao gebot, man sollte dem müssigen Volke mehr Arbeit geben, damit es die Grillen von Auswandrung verliehre, so vergißt Israel alle geschehene Wunder, beschwert sich nicht über den Jehova, sondern über den, der sie gethan hat, und beschuldigt ihn, er sey die Ursache seines neuen Unglücks. In der Wüsten, da sie sahen, wie unnöthig man sie weite Umwege nach einem Lande führte, das von Seiten der Philister so nahe lag, da Jehova sie doch

nur nach Kanaan bringen wollte, so wurden sie aufrührisch, und sahen alles für Handlungen ihres Führers an, und beschuldigten jederzeit die Heerführer, nie aber den Jehova. Ein sichtbarer Beweis, daß sie alle geschehene Wunder nicht für Werke Gottes, sondern für Werke Mosis ansahen. Grade das, was sie wirken sollten, wirkten sie nicht, nemlich Ueberzeugung. Da Moses auf Sinai so lange verzog, äußerte sich dieser Mangel an Glauben an eine göttliche Sendung dergestalt, daß sie wieder nach Egypten umkehren wollten, den Jehova mit dem Dienste des Mnevis f) von Heliopolis, in welcher Gegend sie ehedem wohnten, vertauschten, und zu Aaron sagten: „Mache uns Götter, die vor uns her „gehen, denn wir wissen nicht, was Mosi, dem Manne, „der uns aus Egypten führte, begegnet seyn mag.“ g) — Wahrlich ein Ton, der dem Wunderthäter nicht gefallen konnte! Was noch die Unrichtigkeit der Mosaischen Wunder am meisten bestärket, ist unstreitig, daß Aaron, der diese Wunder alle vor Israel und Pharao selbst gethan hatte, sich so bereitwillig bezeigte, (da er seine Würde dabey nicht in Gefahr sah, und seinen Endzweck auch bey dem Dienste des Mnevis erreichte) ihnen sogleich egyptische Götter zu machen, gegen welche, zu Bestärkung seiner eignen göttlichen Sendung, und zur Ehre des Jehova, er alle diese Wunder gethan hatte. Wo wäre dies von Aaron, dem unmittelbaren eignen Gesandten und Hohenpriester Jehova's, nur entfernt glaublich, wenn er nicht mehr gewußt hätte als ganz Israel wissen sollte. Kein Zwang brachte ihn dazu, sonst würde Moses die Schuld nicht auf Aaron selbst schieben,

f) Nach der Meinung Seldens.

g) 2 B. Mos. 32, 1. nach der Uebersetzung des Ritter Michaelis.

schieben, und sagen: „Aaron hat sie losgemacht vom „Gesetze,“ h) nicht ihn gefragt haben: „was hat dir „dies Volk gethan, daß du es einer so grosen Sünde „schuldig gemacht hast;“ i) wenn er nicht schuldig gewesen wäre.

Noch mehr, Jehova vergißt selbsten, daß, und warum er diese Wunder gethan habe. In seinem mehr als leidenschaftlichen Eifer soll er zu Mose gesagt haben: „Hindre mich nicht, Mose, meinem Zorne den Lauf zu „lassen, und dieses Volk aufzureiben, so will ich dich „dagegen zu einem groſsen Volke machen.“ k) Dieser Zorn gieng so weit, daß ein Mensch den Jehova beschämen und ihm die gethanen Wunder ins Gedächtniß bringen mußte, und sagen: „Warum willst du gegen „dein Volk zürnen, das du mit grosser Macht und star„ker Hand aus Egypten geführet hast? Sollen dann die „Egyptier sagen, du habest sie zu ihrem Schaden aus„geführt, um sie in den Gebirgen zu tödten und von „dem Erdboden zu vertilgen? Laß deinen Zorn fahren, „und dich des gedrohten Uebels aus Erbarmen gegen dein „Volk gereuen. Sey Abraham, Isaak und Jakob, „deinen Verehrern, dessen eingedenk, was du ihnen bey „dir selbsten geschworen l) und verheissen hast, u. s. w.“ m) Hier

h) 2 B. Mos. 32. v. 25.
i) Ebendaselbst v. 21.
k) Ebend. v. 10.
} Nach der Uebersetzung des Ritter Michaelis.

l) Hier beschuldigt Moses Gott wirklich einer Unbesonnenheit, einer unüberlegenden Hitze, die ihn nicht an seine Verheissungen gedenken läßt, und einer Bereitwilligkeit, eidbrüchig gegen die Voreltern der Israeliten zu werden. Moses Jehova ist meistentheils leidenschaftlicher als Menschen, so böse, daß sein Zorn nur durch Blut und Tod getilgt werden kann; wie er denn auch nach diesem Grundsatze den ersten Tag nachher 3000 Israeliten erwürgen läßt; kurz, ein Wesen, wie unaufgeklärte

m) 2 B. Mos. 32, v. 11. 12. 13. Begriffe

Hier vergißt Jehova, Aaron und Israel, den Zweck aller geschehenen Wunder. Sie würden alle ohne die weisen Vorstellungen Mosis (der es allein nicht vergaß) ohne Zweck und Nutzen gewesen seyn. Und nun überlasse ich jedem vernünftigen Leser zu urtheilen, ob wirklich Gott durch Aaron und Mosen wahre Wunder gethan habe, oder ob er nicht sichtbar überzeugt wird, daß Moses hiedurch Israel wieder zurückführen, und sich theuer in ihren Augen machen wollte?

So mißlich sieht es mit der Richtigkeit der Mosaischen Wunder aus; was aber den Beweis ihrer Unrichtigkeit vollkommen macht, liegt in den Wundern selbst, wie sie von Mose unmittelbar erzählt werden.

Leicht und gerne wird mir jeder unbefangene Leser eingestehen, daß Wunder zwar gegen die Gesetze der Natur seyen, nicht aber einen Widerspruch in diesen Gesetzen selbst hervorbringen können; noch weniger aber ganz nach den Gesetzen der Natur geschehen müssen, weil sie sonst nicht den Namen übernatürlicher Begebenheiten verdienten. Wir wollen einmal einige Wunder Mosis näher untersuchen, um zu sehen, in wie ferne sie im Widerspruche mit sich selbst stehen oder nicht.

Der

Begriffe sich ihn nur immer denken können, und der Rohigkeit des Mosaischen Zeitalters vollkommen angemessen. Aber, sagen die Schriftgelehrten unsrer Kirche, und selbst Herr Michaelis, Gott wollte Mosen nur prüfen; dies aber setzt voraus, daß Jehova nicht allwissend war, sonst hätte er Mosis ganze Denkungsart ohne alle Prüfung schon gekonnt: und hat er es gewußt, so war es etwas sehr unnöthiges, der Ehre Gottes widerstrebendes, nur den Schein einer Unvollkommenheit anzunehmen. Prüfungen andrer setzen immer Unbekanntschaft mit ihrem Charakter voraus, und wie sie sich nehmen werden; welches der Fall in Gott nicht seyn kann.

Der Nilstrom entspringt in dem Lande der Aethiopier, und jeder Gelehrte wird wissen, daß ganz Egypten in der Hand dieses Volks war, welches den Strom ableiten konnte, wenn es Lust dazu gehabt hätte, so daß die Fruchtbarkeit Egyptens unmöglich gewesen wäre. Dieser Strom ergießt sich in vielen Armen ins Meer, und hat seinen natürlichen Lauf wie alle große Flüsse. Da Moses das Wasser in Blut verwandelte, gieng diese Verwandlung unstreitig bis zur Quelle, ganz Nieder- und Ober-Egypten hindurch, bis ins Land der Aethiopier, von wannen der Zufluß kam. Entweder muß man dies annehmen, oder das Nilwasser verwandelte sich dann erst in Blut, wenn sein Lauf die egyptischen Grenzen berührte. Ist erstieres wahr, was konnten die Aethiopier dafür, daß Pharao Israel nicht wollte ziehen lassen? oder es war nicht, so haben wir nicht ein Wunder, sondern eine achttägige Aufhebung der Naturgesetze, eine achttägige wundertätige Arbeit; denn sonsten hätte das reine stinkende Wasser in Nieder-Egypten abfließen müssen, und Ober-Egypten wäre deshalb von der Plage befreyt gewesen, weil das reine Wasser aus Aethiopien das rothe verdrängte.

Ueberdem war, nach Mosis Erzählung, alles Wasser Egyptens, in allen Strömen, Flüssen, Seen, Teichen, in ganz Egypten Blut, selbst in hölzernen und steinernen Gefäßen. Ist dieses wahr, wo nahm Israel sein Wasser her? oder wo wars möglich, daß die Weisen ebenfalls den Nil, alle Ströme und Flüsse, u. s. w. hätten in Blut verwandeln können, da alles in Egypten Blut war? Nun aber fängt Moses an zu vergessen, daß alles Wasser in Egypten Blut gewesen sey, und läßt die Egyptier an den Ufern des Nils Brunnen graben und reines Wasser finden. Alles Wasser war also wohl nicht in Blut verwandelt, sonst hätten sie keines

finden

finden können, und die armen Israeliten hätten eben so gut für Durst sterben müssen als die Egyptier.

Wo kommen aber die Quellen an Flüssen her, wenn man an ihren Ufern gräbt? doch wohl unstreitig aus dem Flusse selbst? Der Fluß, der ganz Blut war, lieferte, aber hier nicht was er hätte liefern müssen, nemlich Blut, sondern Wasser; also konnte der Nil zugleich Blut und zugleich Wasser seyn, welches der evidenteste Widerspruch ist, den man sich in der Natur denken kann, und völlige Ungereimtheit voraussetzt. Moses sagt ausdrücklich: an den Ufern des Flusses. Und wie geschwinde durch die geheimen Kanäle der unter der Erde laufenden Quellen die Brunnen voll Blut werden mußten, daß wir noch nicht nöthig haben, dazu einen Zeitraum von acht Tagen anzugeben, wird jeder Sachverständige von selbst eingestehen. Dieses Wunder enthält also einen förmlichen Widerspruch der Naturgesetze in sich selbst.

Gleiche Bewandniß hatte es mit dem Hagel; dieser war eigentlich kein Wunder, denn er war nicht gegen die Kräfte der Natur, oder wir hätten so oft Wunder, als schwere Hagel fallen. Das Wunder dabey war, daß er in Egypten etwas seltnes war, daß er alle Menschen todt schlug, die sich ihm aussetzten, und auch nicht todt schlug. Sehr arg muß er überhaupt nicht gewesen seyn, sonst hätten die Boten Pharao's die Reise von **Memphis** in die Gegend von **Heliopolis** nicht machen, noch Moses und Aaron zum Könige gehen können.

Das Hagelwetter zerschlug durch ganz Egypten alles, was nur auf dem Felde war, Menschen, Vieh und alles Feldgewächse, auch alle Bäume. Aber eben der Hagel, welcher die Gerste, die schon Aehren hatte, zerschlug, Menschen tödtete und Bäume zerschmetterte, dieser Hagel that dem Weitzen nichts, der natürlich entweder

weder noch nicht geſäet war, oder ich verſtehe nicht, wie der Weitzen und Spelt dieſem verheerenden Hagel widerſtehen konnten.

Die Heuſchrecken waren eben ſo wenig widernatürlich und ein Wunder, als wir ähnliche Erſcheinungen in Arabien, und ſelbſt in den Ländern Europens, vor alten Zeiten geſehen haben. Sie verdienen nichts weniger als den Namen eines Wunders, da es nichts ſeltnes, vielweniger etwas iſt, das den Geſetzen der Natur entgegen wäre. Das Viel oder Weniger macht eine Sache noch nicht zum Wunder. Aber das war ein Wunder, daß ſie auf zerſchmetterten Bäumen und verheertem Felde noch etwas zu freſſen fanden, wodurch ſie den Egyptiern Schaden thun konnten, und das war das gröſte Wunder, daß die Heerden der Egyptier, obgleich kein Grashälmchen in ganz Egypten übrig blieb, gleichwohl, ſo wie die Heerden der Iſraeliten, noch etwas zu freſſen fanden und nicht völlig ausſturben.

Eben ſo wird niemand etwas widernatürliches darinnen finden, daß Menſchen Geſchwüre haben, Viehſterben entſteht, viele Mücken, und Fliegen und Fröſche kommen; das alles kann in kleinerer oder gröſſerer Menge durch Naturkräfte, und ohne ein Geſetz derſelben zu beleidigen, geſchehen. Im Gegentheile wäre es ein Wunder geweſen, wenn die Fröſche, und Mücken, und Fliegen nach der groſſen Ueberſchwemmung nicht gekommen wären, da dieſes alle Jahre etwas unausbleiblich gewöhnliches war; gegen welche Uebel die Schweine, die Ibis und andre vierfüſſige Thiere und Vögel die Einwohner gewöhnlich ſchützten, indem ſie jene Inſekten auffraſſen. Alle Wunder alſo, die Moſes gethan haben will, kommen auf einige wenige herab; dieſe aber können von dem Vorwurfe des ungereimteſten Widerſpruchs

ſpruchs nicht gerettet werden. Dahin gehört die Ungereimtheit, daß die Sonne in Egypten zugleich geſchienen und nicht geſchienen habe, daß in den Wohnungen der Egyptier dicke Finſterniß, bey den Iſraeliten hingegen, (die, wie Moſes ſelbſt ſagt, ihre nächſten Nachbarn waren,) vollkommne Tageshelle herrſchte. Die Erwürgung, oder beſſer, die Peſt unter den Erſtgebohrnen, müſſen wir Moſi auf prophetiſche Vorausſetzungen glauben: denn ehe das Gift noch vollkommen alles getödtet hatte, gieng Moſes unter der allgemeinen Beſtürzung hinweg mit ſeinem Volke, und war ſchon am rothen Meere, ehe vielleicht das Sterben der Unglücklichen nachließ; wie konnte er alſo mit Gewißheit wiſſen, daß dieſes Unglück blos die Erſtgebohrnen betreffen hätte? Darum ſich zu bekümmern hatte Iſrael, das beym nähern Beſinnen von der Wuth der Egyptier alles das zu befürchten gehabt hätte, was ihm nachher drohte, da Pharao nachkam, nicht Zeit noch Möglichkeit vor ſich; Moſes konnte alſo immer ſagen, es habe blos die Erſtgebohrnen an Menſchen und Vieh betroffen.

Dieſes alles hätte ohne Wunder, durch Vergiftung der Brunnen, die man dieſem Volke ſo oft mit Unrecht anſchuldigte, geſchehen können, ohne irgend eines Zwanges in Naturgeſetzen zu bedürfen.

Dies ſind die ſo ſehr mit orientaliſcher Ueberſpannung geprieſenen widernatürlichen Wunderwerke Moſis, die zur Schande der Vernunft noch unter Chriſten geglaubt werden, welche nach Begriffen ihrer Religion fern von ſolchen Gott entehrenden Meinungen ſeyn ſollten.

Dies alles ſollte beweiſen, (was die Iſraeliten ſchon glaubten, und die Egyptier doch aller angewandten Mühe ungeachtet nicht glauben konnten) daß Moſes ein göttlicher Prophet ſey; daß der Juden Jehova

der mächtigere Gott sey, der den Osiris, die Isis und alle egyptische Götter übertreffe; dies sollte die Rache an den Egyptiern seyn, die der Juden Gott aus Haß gegen die Egyptier ausübte, und alles dies sollte zu seiner Ehre gereichen.

Eben so kam Mahomet mit Feuer und Schwerdt und Verheerung wie Moses, und sagte: ich bin Gottes Prophet.

Aber Christus kam liebreich, gut und fromm, und voll Sanftmuth und Güte, und warmer Menschenliebe; und überall goß er aus den Geist der Verträglichkeit, Treue und Bruderliebe, und immer verkündigte er, Gott sey voll Vatertreue und erbarme sich gern, und goß seinen friedlichen Geist auf seine Jünger, zu verkündigen allem Volke, allen Geschlechtern, allen Nationen und Heiden, daß, wenn sie recht thun, sie Gott angenehm sind. Was ihn endlich über alles erhebt, ist der hohe Ausspruch voll göttlicher Würde, voll Nachahmung Gottes selbst:

„Segnet die euch fluchen; thut wohl denen, die „euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und „verfolgen: so werdet ihr Kinder eures Vaters „im Himmel!“

Welch ein würdiger Abstand zwischen **Moses** und **Christus**! Welch sanfter Geist weht nicht aus über alle seine treue Nachahmer! Auch ohne alle Wunder, giebt Herz und Verstand der Lehre dieses Menschenfreundes Beyfall, wenn sie so rein ist, wie er sie selbst gelehrt hat.

Fragt euch nun selbst, ob ihr Wüteriche, Menschenverfolger, Stifter unseliger Verheerungen, einen Mosaischen Jehova noch lieben könnt, da ihr den Vater Jesu Christi und unser aller Vater nun kennt? Isis

wohl möglich, daß letzterer Israels Jehova war? Kann man zugleich so gut, und so fürchterlich schrecklich seyn? Gerechte, fragt euch, diese feindselige Handlungsart gegen Pharao's unglückliche Unterthanen, diese schuldlose Schlachtopfer des Eifers, dem Jehova zur Ehre? Sind Verheerung, Plagen und Vertilgung die Beglaubigungsbriefe eines göttlichen Gesandten? Ist Rache einem edlen Herzen anständig, oder verdient sie nicht den allgemeinen Abscheu aller Gutgesinnten? Fragt euch, meine Leser, hierüber selbst, und es wird euch kein Zweifel mehr über die Mosaische Wunderwerke übrig bleiben.

Siebentes Kapitel.

Fortsetzung.

Da es meine Absicht keinesweges ist, eine so lange für wahr geglaubte Meinung aus Neurungssucht anzugreifen, sondern, aus warmer Liebe für Wahrheit und die Sache des gesunden Menschenverstandes, ihre Unrichtigkeit zu erweisen; so halte ich es für nöthig mehr für diese Sache zu thun, und sie sogar gegen Einwendungen zu retten, welche ihr so lange einigen Schein gegeben haben. Herr Ritter Michaelis, einer der ersten und größten Männer, in Rücksicht auf gründliche Kenntnisse der orientalischen Sprachen, der zugleich die beste Neigung zur Unpartheylichkeit in allen seinen Untersuchungen äußert, hat unstreitig ein großes Gewicht in den Augen unsrer Theologen, und verdient es zu haben. Ich habe mir vorgenommen, dasjenige näher zu ent-

entwickeln, was er zu Vertheidigung der göttlichen Sendung Mosis und seiner gethanen sogenannten Wunder sagt.

Herr Ritter **Michaelis** ist gleichfalls der Meinung, welche ich zum Beweis angeführt habe, daß Moses vieles aus den Sitten der Egyptier entlehnt hat. Das Ausziehen der Schuhe war nichts anders als ein Gebrauch dieses Volks, wenn es heilige Oerter betrat, welche ihren Göttern gewidmet waren. n) Nach dieser Sitte, meint Herr **Michaelis**, habe sich Gott gerichtet, indeß nicht mit allem Scheine der Wahrheit, welchen diese Behauptung haben müßte. Es folgt im Gegentheile hieraus, daß Gott, der nach Mosaischen Begriffen eifersüchtig auf die Götzen der Egyptier war, grade das Gegentheil würde befohlen haben, um alles zu entfernen, was die Israeliten an den Götzendienst hätte erinnern können. Ueberdem hätte Gott sich selbst Höhen geheiliget, deren Heiligkeit nach der Eroberung des gelobten Landes hinweg fiel, und Anlaß zum opfern auf Hügeln und Bergen gegeben, welche doch im Verfolg als religionswidrig angesehen wurden. Oder wurde etwa der Ort durch die Gegenwart des Jehova heilig? dann wäre es der ganze Erdkreis, da Gott überall gegenwärtig ist, und Horeb hätte deshalb keine Vorzüge. Ist es Gottes Gebot, so muß folglich nirgends die Erde anders als mit bloßen Füßen betreten werden. Das Symbol des Feuers heiligte den Ort nicht mehr, als die eben so wirkliche unsichtbare Gegenwart Gottes allenthalben. Diese Erklärung bestärkt mich also eher in der Meinung, daß **Moses** selbst den Gebrauch, nicht aber daß Gott ihn entlehnt habe.

n) Michaelis Uebersetzung des 2ten Buchs Moses, in den Anmerkungen zum fünften Verse des dritten Kap. pag. 6.

In der Erklärung über den 12ten Vers dieses Kapitels, neben welchen ich den 20sten setze, nimmt Herr R. Michaelis diese Erklärung an:

„Das stärkste Zeichen deiner göttlichen Sendung „vor den Augen der Welt soll der glückliche Aus„gang dieser unmöglich scheinenden, aber durch „eine Menge von Wundern möglich gemachten „Sache seyn.“

Daß sich mit 600,000 Mann, die für Weiber, Kinder und Eigenthum allenfalls zu streiten hatten, schon von selbst ein glücklicher Ausgang versprechen lasse, wird niemand in Abrede seyn: und die Sache schien nichts weniger als unmöglich, um so mehr da Moses das Volk mit religiösem Enthusiasmus für den Jehova belebte, und die egyptischen Götter für Feinde des Gottes der Juden erklärte. Daß dieses durch eine Menge von Wundern geschehen sollte, widerlegt Herr Ritter Michaelis im Verfolge, da er selbst keine Wunder, als ein Mann von gesunder Beurtheilungskraft, annimmt, sondern die eingetroffenen Vorhersagungen Mosis, wegen bevorstehenden natürlichen Ereignissen, als einen Beweis der göttlichen Sendung Mosis angiebt. Wie kann also Gott, der keine Wunder thun will, in dieser Schriftstelle welche zu thun versprechen? Läßt sich dieses nur auf eine entfernte Art denken? oder sollte Moses nicht richtiger gesagt haben: „ich will sie mit Plagen heimsuchen, „die ich durch deine Hand thun will, durch dich verher„verkündigen will,“ ohne den Ausdruck, „Wunder,“ die Gott nicht thun wollte, zu gebrauchen.

Eben diesen Widerspruch gegen beßre Meinungen finden wir Seite 9, in der Erklärung des achten Verses des vierten Kapitels.

Mit

Mit der vollkommenſten Wahrheitsliebe und Unpartheylichkeit erklärt Herr R. Michaelis den 21. V. dieſes Kap. daß die Schriftſtelle ſich ausdrücke, als wollte Gott das Herz Pharao's verhärten.

Die beygefügte Erklärung aber kann mir unmöglich ein Gnüge thun. „Wir pflegen," ſagt der Herr Verfaſſer, „einem bisweilen die entfernten Folgen ſeiner „Handlungen zuzuſchreiben, wenn ſie auch noch ſo ſehr „von ſeiner Abſicht entfernt ſind, ja vielleicht auch dann, „wenn er grade alle Mittel angewandt hat, ſie zu ver„hüten. Z. E. wer hat einer Erklärung nöthig, wenn „man ihm ſagt, **Karl** der Zwölfte habe Rußland mäch„tig und kriegeriſch gemacht?"

Iſt es aber wohl eine ſo entfernte Folge der Handlungen **Karls** geweſen, als der Herr Verf. glaubt? Iſts nicht eine nahe unmittelbare, gewiß vorherzuſehende Folge, daß der Krieg mit Kriegsgeſchäften bekannt mache? War **Karl** nicht die unmittelbare Urſache der näheren Kenntniß der Ruſſen von der Kriegskunſt? Würden ſie ſie ohne ihn ſobald erlernt haben? Mit Wahrheit kann man alſo ſagen: **Karl** hat den Grund zu Rußlands Macht gelegt.

Ueberdem aber läßt ſich dieſe unbeſtimmte Art zu reden nur von einer dritten Perſon gebrauchen, welche aus Veranlaſſungen Urſachen macht; auch kann ich nicht eher dieſe Redensart mit Grunde gebrauchen, als wenn ich auf Folgen ſchon geſchehener Handlungen ſehe und von ihnen rede. Würde wohl Karl, der die Ruſſen demüthigen und nichts weniger als mächtig machen wollte, nur vernünftig geſprochen haben, wenn er ſich des Ausdrucks bedient hätte:

„Ich will die Russen mächtig und kriegerisch ma„chen," oder wenn ich sagte: „ich will ihn taub „predigen," oder: ich will ihn schlimmer machen." Dies würde entweder eine vollkommen ironische, oder unzweckmäßige Art des Ausdrucks im Augenblicke des Vorsatzes seyn; ob ich gleich dieser Redensarten alsdann, aber auch nur alsdann erst mich bedienen kann, wenn die Folgen mit meinen Absichten nicht übereinstimmen, oder gar das Gegentheil derselben sich ereignet. Konnte also Gott in dem Augenblicke des Vorsatzes etwas anders denken als er thun wollte; sagen, ich will Pharao sein Herz verhärten, da er es nicht verhärten wollte? Wäre dieses ein richtiger Ausdruck für die Willensmeinung dessen, was Gott thun wollte, gewesen? Hätte Gott daher gehandelt, wie er doch versichert, daß er thun wolle? und endlich, wie läßt es sich denken, daß sich Gott ein Vergehen, ein Laster selbst zuschreiben, darin Ehre suchen sollte, da dieses doch in der That in ihm keinen wirklichen Grund haben kann?

Daß es ein starker, den Orientalern eigner Ausdruck sey, kann ich Hrn. Michaelis deshalb nicht einräumen, weil ein Ausdruck, er sey so eigenthümlich als er auch wolle, nie das Gegentheil von dem ausdrücken darf, was damit gesagt werden soll. Wird der Providenz Gutes und Böses von den jüdischen Schriftstellern zugeschrieben, so liegt dieses nicht im Sprachgebrauch, sondern in den Meinungen der Schriftsteller selbst, die vor ihrem Aufenthalt in Babylon oder Chaldäa vom bösen Gotte dieses Volkes keine gehörige Kenntniß hatten.

Alles was der Herr R. M. auf der 14. Seite sagt, hebt sich zum Theile aus den vorangeschickten, und zum Theile aus den Meinungen der jüdischen Lehrer, welche nicht begreifen konnten, wie es zugehe, daß das Volk auf ihre Stimme nicht hören wollte.

2 Buch Moſis Kap. 5. v. 2.

Herr Michaelis behauptet hier, „Pharao habe „unrecht gehabt, daß er ein Volk von wenigſtens dritte„halb Millionen unter ſeine Unterthanen zählte, oder wel„ches ebendaſſelbe iſt, unter ſeiner Bothmäßigkeit behal„ten, ihm auch nicht erlauben wollte in die Wüſte zu „ziehen, oder gar ſich ſelbſt in Freyheit zu ſetzen. Die„ſes nennt der Herr Verf., „Pharao habe einen unge„rechten Raub nicht fahren laſſen wollen. Es wäre „nach dem Naturrecht ſeine Pflicht geweſen ſie alle zie„hen zu laſſen.“ Wir wollen ſehen, ob der Herr Verf. recht habe oder nicht.

Jakob mit allen ſeinen Söhnen und ihren Kindern wurden von einem Vorgänger Pharao's in Egypten an der Zahl Siebenzig aufgenommen, und aus Achtung für Joſephs Verdienſte um Pharao (weil derſelbe ihm die Egyptier, mit Ausnahme der Prieſter, leibeigen machte, und den fünften Theil ihres ſämmtlichen Einkommens jährlich abnahm,) in der Theurung verſorgt. Ihnen wurde der fruchtbare Nomus von Heliopolis, welches mit Raemſes einerley iſt, zum Aufenthalt angewieſen. Ich will zugeſtehen, daß Joſephs Verdienſte in den Augen eines Deſpoten dieſer Belohnung werth waren; ſo folgt noch lange nicht, daß ſie dieſer Verdienſte halben nicht rechtmäßige Unterthanen eines Königes geweſen wären, der alles für ſie that, was Beherrſchern ein Recht giebt, Menſchen als Unterthanen anzuſehen. Sie genoſſen den Schutz des Königes, ſie erhielten als Koloniſten ein fruchtbares Land, das von Egypten unmittelbar abhieng; und die Bewohner dieſes Landes ſollten freye Menſchen, und nicht unterworfene Unterthanen ſeyn? Iſt dieſes wahr, ſo muß ich geſtehen, daß ich nicht weiß, was einem Beherrſcher Königsrechte giebt, und Menſchen zu Unter-

thanen macht, die mit Recht dafür angesehen werden können. Was würde unser König sagen, wenn die 400,000 oder mehrere Kolonisten aufstehen und behaupten wollten: wir sind nicht königliche Unterthanen, wir sind deshalb schon nicht schuldig Abgaben zu geben, oder zum Dienste des Landes etwas zu thun! —

Und gesetzt, Pharao hätte 70 Menschen, die sich für bloße Viehhirten ausgaben, gewisse Freyheiten geschenkt, weil sie blos von ihren Heerden lebten, und ihm also nicht zur Last fallen konnten: ist es deswegen eine Folge, daß drittehalb Millionen Nachkommen, welche sich im Lande immer mehr und mehr ausbreiten, mehr Bedürfnisse haben als 70 Seelen, mehr von den Produkten des Landes gebrauchen, dem Mutterlande, (als ein unabhängiges freyes Volk) eine tyrannische Plage sind, gleiche Freyheiten fodern können? Können 600,000 Familien Ansprüche auf mehr Vorzüge machen, als ihren Voreltern versprochen sind? Dann hätten sie Verträge machen sollen; dann hätten sie ihre Kinder außer Land erzeugen und erhalten müssen; dann hätten sie unter dem Schutz der Gesetze keine Sicherheit für ihre Personen und Haabe annehmen, dann hätten sie das Land Egyptens nicht nutzen sollen, u. s. w. Und Leute, die dies alles Jahrhunderte hindurch genossen, deren erste Vorväter längst vergessen, die naturalisirt, im Lande Egyptens gebohren waren, und alle Vortheile rechtmäßiger Unterthanen genossen, sollten nicht wirkliche Unterthanen der Pharaonen gewesen seyn? Es sollte nicht Empörung gewesen seyn, dieses einheimische Volk seinem rechtmäßigen Besitzer zu entführen, und es zur Rebellion gegen seine angebohrne Herrschaft aufzuwiegeln? Wenn dies wahr ist, so schwinden alle Unterthanspflichten, so fallen alle oberherrliche Gerechtsame über einen Haufen, und kein Fürst und Regent ist

mehr

mehr ſicher, daß ihm ſeine Unterthanen nicht den Gehorſam aufſagen.

Es war einmal in den Zeiten des Aberglaubens eine vermeinte Grundwahrheit, daß der Pabſt als Stellvertreter Gottes die Unterthanen von den Pflichten gegen ihre Herrſchaften losſprechen könne, aber keiner behauptete, daß Unterthanen nicht Unterthanen wären. Wir ſind zur Ehre des menſchlichen Verſtandes von dieſen Jeſuitiſchen und Bellarminiſchen Behauptungen frey; aber — es ſcheint, als wäre man einem gleichen Syſtem nicht abgeneigt, wenn man die Moſaiſchen Gerechtſamen an Iſrael zu vertheidigen übernehmen will.

Und iſt, was niemand bezweifeln kann, iſt es wahr, daß Pharao Iſrael mit Recht als ſeine Unterthanen anſehen konnte, ſo iſt es auch wahr, daß er ein näheres Recht an ſie hatte, als Moſes, daß er ſagen konnte: geht hin und opfert, aber eure Kinder und euer Eigenthum ſoll mir Gewähr für eure Treue leiſten. Dann iſts auch wahr, daß Moſes von ſich ſelbſt und nicht von Gott geſandt war; und endlich wahr, daß Herr R. Michaelis ohne ſein Verſchulden eine ſchlimme Sache nicht beſſer vertheidigen konnte.

Kap. 7, v. 5. Seite 19.

„Die Egyptier ſollen erfahren, daß ich Jehova „bin, (dieſen Namen mit Recht führe) wenn ich meine „Macht gegen ſie gebrauche, (daß ich in Erfüllung meiner Drohungen und Verheiſſungen derſelbige bin, der „ich war als ich ſie ausſprach.)

Kein Volk war weniger abgeneigt, jeder eignen Landſchaft und Stadt ihres Landes ihre lokale Gottheiten zu laſſen, als die Egyptier. Gewiß werden ſie nichts

dagegen gehabt haben, daß die Juden nach ihren Begriffen auch einen eignen Gott hatten; und da die Israeliten sie von dem Jehova nicht unterrichteten, weil die gemeinen Juden ihn selbst noch nicht recht kannten, was konnten die armen Egyptier für diese schuldlose Unwissenheit? Ueberdem ist die Art so unmenschlich, wie der Mosaische Jehova sich in Egypten bekannt machen will, so hart, so barbarisch und so ganz fern von der Art, wie sich ein guter Gott bekannt machen würde, daß er sich eher zum Abscheu einer Nation, als sie zu seinen Verehrern machen mußte. Und was sollte der Zweck und die Ursache dieser schrecklichen Bekanntschaft seyn?

„Daß man in allen Landen den Gott Israels „fürchten und ehren lerne."

Dieser Zweck, so äußerst unschicklich, obgleich ganz alttestamentlich er ist, wurde nicht erreicht; denn die Profanscribenten wissen nichts von dem was Mosis Jehova an Unheil in Egypten angerichtet hat, obgleich diese Epoche die merkwürdigste in der egyptischen Geschichte gewesen wäre, und die Aufmerksamkeit aller alten Scribenten erregt haben würde. — Hier ist der Ort, wo Orientalismen, übertriebene Beschreibungen, Hang zum unglaublich Wunderbarem, den jüdischen Schriftsteller eben so unbarmherzig heimsuchte, als die Indostaner und alle Anhänger des Schiven und Vistenou, deren Geschichte eben so wunderbar ist, als die jüdische.

Vers 11.

Wir kommen nun zu den Wundern selbst. **Aaron** beginnt den Auftritt mit Hinwerfung eines Stabes, welcher zur Schlange wird. Die Hierogrammatisten der Egyptier thaten desgleichen, aber Aarons Schlange fraß die andern auf; welches letztere ein sehr großes Wun-

Wunder war. Die Ungereimtheit dieser Sache ist äuſſerst auffallend. Eine Schlange frißt drey bis vier Schlangen auf — dann ist auch dieses Wunder möglich, daß ein Ochse drey bis vier gleich groſse Ochsen auffressen kann, ohne etwas anders zu werden, zu seyn und zu bleiben als der Ochse, der er vor seiner gesegneten Mahlzeit war. Hieße dieses nicht den Begriff eines Wunders bis zur Ungereimtheit treiben? und was bleibt dem unbefangenen Forscher übrig, als zu glauben, Moses und Aaron thaten entweder das Wunder gar nicht, oder wußten die egyptischen Schlangen auf eine Art bey Seite zu bringen, daß die ihrigen nicht zu bersten nöthig hatten. Ueberhaupt sind die arabischen Schlangen sehr zahm und folglich gut abzurichten. Niebuhr sagt: (ich habe die französische Uebersetzung vor mir) Il n'est pas rare en orient, que les serpens se réfugient sous les toits et dans les murs de briques sechées au soleil: mais ils sont si peu malfaisans qu'on regarde comme fortunées les maisons qu'ils honorent de leur présence, et que personne ne songe de les en chasser. Mit dieser Art, welche Moses jenseit des Berges Sinai, von Memphis aus berechnet, schon kennen lernte, ließ sich schon etwas thun; ob ich gleich ungerne diesen groſsen Mann in den Verdacht einer ähnlichen Betrügerey fallen lassen möchte, und lieber die Schuld auf Esra, den Sammler seiner Schriften, und auf die übertriebene mündliche Sage, die sich verfälschte und den spätern Israeliten die Wahrheit verbarg, schieben will.

Herr R. Michaelis rettet die Weisen der Egyptier mit der ihm eignen Aufrichtigkeit vom Vorwurfe der Zauberey, meint aber, sie hätten blos dem Scheine nach etwas ähnliches gethan, welches sie aber mit groſser Aufrichtigkeit nicht für Wunder ausgegeben hätten; ihre Schlangen hätten die Gestalt von Stäben gehabt, wären aber wirkliche Schlangen gewesen.

So

So wäre ja das ganze Problem aufgelöst. Hat es Schlangen gegeben, die man von keinem Stabe unterscheiden konnte, wer ist uns nun noch Bürge, daß Mosis Stab eben so ununterscheidungsfähig war als die Stäbe der Weisen? Daß ein wirklicher Stab drey bis vier Schlangen aufgefressen und bey sich beherbergt habe, hoffe ich, wird bey vernünftigen Lesern keines weitern Raisonnements bedürfen, eben so wenig als einen Beweis abgeben, daß Mosis Stab etwas anders gewesen wäre. Ueberdem, sollte sich Moses selbst haben täuschen lassen, nicht sogleich den ganzen Irrthum Pharao entdeckt und die Betrügerey entlarvt haben? Das konnte er thun, wenn sein Stab eine gleiche Untersuchung ausgehalten hätte. Bekannt ist es überdem, daß die Isischen Schlangen so abgerichtet werden konnten, daß sie dem Winke eines Priesters gehorchten. Und unter Priestern war es, wo Mosis dieses gewiß gleichfalls gelernt hatte. Nicht nur einzelne Priester wußten um dieses Geheimniß, sondern nach Aelian o) wurden in allen Tempeln Egyptens Schlangen gehalten, so daß es Moses also nicht unbekannt bleiben konnte, da er sich so lange unter ihnen aufhielt.

Vers 17.

Hierüber habe ich mich schon hinlänglich erklärt, und habe nur dieses noch hinzuzufügen, daß nach der Michaelischen Erklärung es den Schein habe, als nähme der Herr Verf. die Meinung an, daß blos in Ober- und Nieder-Egypten die Verwandlung des Nils statt gefunden habe; wo bliebe aber alles reine Wasser, das aus Habessinien oder Aethiopien herab kam? und zum Unglück waren doch wohl nur die Egypter bestimmt? Doch um nicht zu weitläuftig zu werden beziehe ich mich auf das, was ich gesagt habe, um so mehr, da Herr M. hierüber nichts weiter sagt, als daß man unter Blut eine rothe Farbe verstehen müsse; wogegen ich nicht das geringste

o) Aelian. de nat. animal. Lib. X, cap. 31. einzu-

einzuwenden finde, und nur noch dieſes hinzufüge, daß ich eher glauben will, Moſes habe ſein Wunder nicht ſo allgemein gethan, wie die Iſraeliten, (die unſtreitig nicht dabey waren, außer höchſtens ein Paar Aelteſte des Volks,) nachher erzählten; denn auch von dieſer ſeltnen Naturbegebenheit ſpricht kein einziger alter Schriftſteller auch nur eine Sylbe.

Vers 28.

Herr R. M. erinnert vollkommen recht, daß die Frösche nicht eigentlich in inſtanti erſchaffen wurden, ſondern nur das Waſſer verließen, und aufs Land und in die Häuſer kamen. Nichts iſt aber natürlicher, wie Herr M. ſelbſt eingeſteht, als daß Frösche nicht immer im Waſſer bleiben, ſondern auch aufs Trockne und in Häuſer kommen.

„Das Wunder beſtand aber in der genau zutref„fenden Vorherverkündigung.“ Da der Herr Verf. dieſes auf alle natürliche Moſaiſche Wunder anwendet, ſo verdient es eine genauere Unterſuchung.

Iſt es möglich, daß Weiſſagungen, Vorherverkündigungen exiſtiren?

Der Prophet kann aus ſich ſelbſt ungewiſſe, ganz fremde künftige Ereigniſſe unmöglich nehmen, da ſich ſeine Seele durch nichts anders, als durch das Zuſammenhalten wirklicher und möglicher Umſtände etwas abſtrahiren, und daraus Reſultate von Möglichkeit und Wirklichkeit ableiten kann. So lange das, was geſchehen ſoll, durch dieſen Weg entdeckt wird, ſo lange ſind es keine Kenntniſſe ganz unbekannter Dinge; wir kennen die Urſachen, und mit ihnen auch die Wirkungen. Das macht aber keinen Propheten in theologiſchem Verſtande.

In dieſem Verſtande, verhält ſich der Prophet blos leidend, und iſt gleichſam nur das Vehikel, deſſen ſich ein durch ihn redendes Weſen bedient. Seine Seele hat es nicht erforſcht, nie zu erforſchen geſucht; es ſind Dinge der Zukunft, worüber ſich platterdings nichts ſagen läßt, weil die Umſtände, welche das Reſultat vorbereiten, gleichfalls noch in der Zukunft, oder in undurchdringlicher Finſterniß liegen. Kann aber eine Kraft ſich leidend verhalten? Kraft iſt Thätigkeit. Kann ſich Thätigkeit leidend verhalten, aufhören ihrer Natur gemäß zu wirken, und dann noch Thätigkeit, noch Kraft bleiben?

Wir Menſchen verbinden unſre Begriffe miteinander, indem wir ſie wechſelſeitig an einander reihen; wir können nichts empfinden, was nicht auf Erfahrungen und Bemerkungen geſchehener, wirklicher, oder aus dem Reiche der Exiſtenz zuſammengetragener Begriffe von Möglichkeit gegründet iſt. Das verborgne Zukünftige iſt auf keine prämittirte Idee gebaut, muß erſt durch neue Erfahrungen, Gegeneinanderhaltungen in der Seele vorbereitet werden, und wird dann den vorbereitenden Begriffen aſſociirt; aber immer iſt der Geiſt mit dieſen Vorbereitungen auf künftige Reſultate beſchäftiget, gehet immer die natürliche Stufenfolge, von Grad zu Grade. Beym Vorhererkennen deſſen, was auſſer der Reihe des natürlichen Ganges unſrer Seele liegt, was keinen Zuſammenhang mit unſern Begriffen hat, wird die Handlungsart unſrer Seele gänzlich aufgehoben. Es kann keine Ueberzeugung bey ihr ſtatt finden, weil ſie die Urſachen dieſer Wirkung nicht entdecken kann; der Prophet handelt dann ohne Grund, er ſagt, was er ſelbſt nicht glauben kann, weil ihm die wirkenden Urſachen unbekannt ſind. Er handelt, mit einem Worte, wie ein Menſch, der Dinge redet, die er nicht weiß, für deren

Gewiß-

Gewißheit er gar keinen Grund hat, und wie ein Mensch, der ohne Verstand redet.

Selbst der Enthusiast, dem das Lesen der Schrift den Kopf verfinstert, und der sich zum Propheten berufen zu seyn glaubt, baut wenigstens auf falsche Prämissen, und deshalb entstehen auch Resultate, die ihrem Gehalte völlig angemessen sind; man sieht nemlich, daß der Träumer geirrt hat.

Wie ist es also möglich, daß eine Offenbarung in meine Seele kommen kann, die mit meinen vorhergegangnen Begriffen auch nicht die entfernteste Verwandschaft hat? Wie kann ich, ohne mich selbst als einen Betrüger anzusehen, Dinge sagen, von deren ich nicht Ueberzeugung habe? Wie kann meine Seele ordnungsmäßig ihre Operationen als in einem vernünftigen Geschöpfe fortsetzen, während daß außerordentliche Wirkungen auf sie einfließen und sie hinreissen? Wie kann die Ueberzeugung, „es ist nicht begreiflich, nicht denkbar, was du verkündigest," zugleich mit der Wahrheit meiner Verkündigungen in einem actu zusammentreffen oder bestehen? Denke ich mirs nur als etwas, das einmal möglich seyn könnte, so habe ich noch keinen Grund zu glauben, daß es auch gewiß seyn werde, da von Möglichkeit auf Wirklichkeit kein Schluß statt findet.

Offenbarungen sind also Operationen, die das Wesen der Seele, da sie als Kraft sich nicht leidend verhalten kann ohne vernichtet zu werden, aufheben müssen; oder sie sind Produkte des menschlichen Verstandes, und folglich nicht Offenbarungen; folglich ists auch unmöglich, daß wirkliche Offenbarungen existiren können, die mehr als Menschenwerk sind.

Es giebt nur zwey Fälle, die wir setzen können. Entweder der Mensch ist sich der Ursachen einer jeden indi-

individuellen Handlung seiner Seele bewußt, oder er weiß selbst keine Ursachen der Begriffe anzugeben, die in seiner Seele entstehen. Im ersten Falle handelt sein Geist auf gewöhnliche Art, in dem zweyten fehlen seinen Begriffen die Grade der Evidenz, welche sie natürlicher Weise in die Reihe der dunkelsten Begriffe, selbst in die Reihe der Zweifel, der Ungewißheiten und des Irrthums setzen. Bey ersterem ist keine übernatürliche Wirkung nöthig; den letzteren anbelangend, falls derselbe statt finden könnte, wer sagt dem Menschen, daß es übernatürliche Wirkungen sind, und wer ist ihn zu überzeugen im Stande, daß es nicht Begriffe sind, die mit premittirten Ideen cohäriren, daß sie nicht zur Zahl der ganz dunkeln Ideen gehören? Welches ist das Unterscheidungszeichen zwischen unmittelbaren, plötzlich in die Seele gekommnen, und zwischen dunkeln Begriffen? Bey beyden sind die Ursachen nicht aufzufinden; bey beyden muß der Mensch zurückhalten, weil er leicht sich täuschen, und dunkle Begriffe mit göttlichen Offenbarungen verwechseln, und dadurch sich und andre betrügen könnte. Kurz, die Seele wird sich der Offenbarungen sowohl als der Irrthümer auf dieselbe Weise bewußt, und ist nicht im Stande, in Ansehung der Entstehungsart die einen von den andern zu unterscheiden.

Ueberdem, ist es denn wohl möglich, daß ein natürliches Wesen unnatürlicher Begriffe fähig sey? Einem jeden wird der evidente Widerspruch sogleich von selbst in die Augen fallen. Die Seele erwirbt auf dem natürlichsten Gange, durch successive Fortschritte, diejenigen Kenntnisse der Dinge außer sich, welche sich zu ihrer Erkenntnißfähigkeit schicken. Von erster Jugend auf, von den dürftigsten kleinsten Begriffen an, arbeitet das Triebwerk der Organisation zu ihrer Vervollkommnung. Ehe sie die Körperwelt gehörig kennt, ist

sie

sie sogar unfähig, Blicke in sich selbst zu Kenntniß ihrer Wirkungsart zu thun. Je richtiger die Reihe erworbner Begriffe ist, je richtiger sind die Schlußfolgen, die sie darauf bauet. Die Wahrheit eines Begriffes hängt mit der Wahrheit prämittirter Ideen unzertrennlich zusammen; und fehlt ein Hauptglied in dieser Kette, so ist die ganze Schlußfolge unrichtig und falsch. Ist es aber wohl möglich, eine Wahrheit zu abstrahiren, ohne die Vordersätze zu kennen, aus welchen sie herfließt? Ist es ohne diese Prämissen evidente Wahrheit? Wie kann ich einen Beweis von einer Aufgabe liefern, wenn mir ihre Zusammensetzung unbekannt ist? Nicht eine Linie bin ich zu ziehen im Stande, wenn ich nicht weiß, wie eine Linie gezogen wird; nicht die einfachsten Folgen zu ziehen fähig, wenn ich nicht weiß, woraus ich sie folgern soll.

„Wer vermag mir nun einen Gang anzugeben, „wornach Menschen Wahrheiten als solche angeben kön„nen, von deren Evidenz sie überzeugt sind, welche alle „Menschen außer ihnen gleichfalls für Wahrheit annehmen sollen, wenn sie selbst davon keinen Grund anzu„geben wissen? Wo ist die Grenzlinie, die den Betrug „von göttlicher Offenbarung scheidet? Welches ist das „Zeichen, woran ein Mensch erkennt, daß er von Gott in„spirirt sey? Welches die Art, wie sich übernatürliche „Begriffe auf natürliche Art vertragen und als Wahr„heit annehmen lassen? Wenn können seine Aff„tionen mit der Vernunft stimmen?“

Stimmen sie mit der Vernunft, so liegen sie zerstreut in Prämissen des Verstandes, so sind sie Folgen derselben, und also weiter nichts als natürliche Kenntnisse und Begriffe, nichtsweniger aber als über-

natürliche. Stimmen sie aber nicht mit der Vernunft, so sind sie unrichtige Sätze, apokalyptische Ungereimtheiten, Petitiones Principii und hinkende Hypothesen.

Diese Meinung, daß übernatürliche Begriffe sich mit natürlichen vermischen, göttliche Kenntnisse mit menschlichen in Gemeinschaft treten können, ohne daß der Verstand nöthig hätte sie zu prüfen; daß sie auch ohne philosophische Prüfungen Wahrheiten seyn können, hat den Schwärmern aller Zeiten und aller Völker ein ungeheures Feld dargeboten, die albernsten Ungereimtheiten für Offenbarungen Gottes zu verkaufen. Aus ihnen entsprangen alle die stolzdemüthigen Sekten der Inspirirten und Frömmler, die sogar glauben, man habe den Verstand (ob er gleich unleugbar die größte Gottesgabe ist) zu fürchten, ihn in Ketten des Starkglaubens gefangen zu führen, damit man arm an Verstand und richtiger Erkenntniß, den wollüstigen Kitzel der Imagination in Zeit und Ewigkeit desto reichlicher befriedigen könne. Ich weiß, wie sehr die besten Theologen aller Zeiten diesen schädlichen Uebeln der Einbildungskraft entgegen gearbeitet haben; weiß, daß sie alle Mühe anwendeten, den Uebeln unrichtiger Folgerungen, aus Lehrsätzen des Glaubens und der Religion, vorzubeugen; aber ich bin überzeugt, daß sie diese Tyranney nicht eher stürzen werden, bis sie den Tyrannen selbst zu Boden geworfen; nicht eher unvernünftiges Denken besiegen werden, bis sie selbst dem Verstand seine Würde und den Platz werden eingeräumt haben, der ihm zukommt. Es ist kein treffenderer Beweis vom schlechten Gehalte eines Grundsatzes, als wenn man aus ihm allerley Ungereimtheiten abstrahiren kann; und so finden in den theologischen Lehrsätzen Juden, Heiden, Türken, Pietisten, Herrnhuter, Babitaner, Rosenfelde und Muttenfelde, Apizianer, Quäker, Presbyterianer, Episkopalen,

palen, Lutheraner, Katholiken, Reformirte, Gemaliſten, Socinianer, Ernestiner, Longianer, Correjaner, und alle ihre Konſorten und Sektenmacher, die Wahrheit ihrer Meinungen in dem Buche, wovon das große Vorurtheil ſagt: „es ſey Gottes Wort.“ So viele Ketzereyen, Schwärmereyen, Thorheiten, Unſinn, als dieſe Meynung hervorbrachte, that noch keine Meinung in der Welt.

Setzten wir dafür den reinen geſunden Menſchenverſtand jene, dem Verſtande des Menſchen ſo ſchmeichelhafte Moral Chriſti, die derſelbe aus der Fülle eines guten Herzens und richtiger Verſtandeskräfte ausſhob, ſo wären wir vor allen Geſchwüren und Eiterbeulen der Religion ſicher; ſo wären alle jene Meinungen, worüber Menſchen ihre Brüder in ungeheurer Zahl mit dem Schwerdt erwürgten, auf Scheiterhaufen verbrannten und aus dem Lande der Lebendigen vertilgten, nie entſtanden. Würden wir wohl ein ſo voluminöſes Namenverzeichniß von Ketzern und Sekturen, und noch in unſern Zeiten eine ſo ungeheure Menge ungleicher Meinungen haben? Wo würde die faſt eben ſo große Zahl der nicht kalt noch warmen Halbneuern bleiben, die ſich ſchämen, Altdenkende zu ſeyn, aber von den angeerbten Vorurtheilen doch nicht ſo leicht ſich trennen können?

Doch es iſt wahr, ich fodere von dem jetzigen Jahrhunderte noch zu viel, aber ich glaube dem Urtheile eines großen Theologen von Berlin: Es wird die Zeit kommen, da die Toleranz von den Laien zum Prieſterſtande übergehen wird, und die, welche ſo lange den ſo nützlichen geiſtlichen Stand (da er die reine Moral lehrt, und, was ſie ſonſt nicht ſeyn würde, ſie dem Herzen geringerer Menſchenklaſſen unvergeßlich macht) auf mannigfaltige Art ſeiner Intoleranz halben höhnten, eben dieſer Urſache halben verdienen werden perſifflirt zu werden.

Doch zurück zur Hauptsache. Sobald wir Menschen den natürlichen Gang unsers Erkenntnißvermögens in den übernatürlichen umändern zu können glauben, so lange erbauen wir uns Hindernisse, woran nicht nur unser eignes darauf gebautes System scheitert, sondern auf dessen Ruinen jene Heerschaaren von Sekten ihre Nester bauen, die blos der Verstand zu zerstören fähig ist.

Endlich — wo ist denn ein einziges göttliches Werk, in dem ganzen Alten Testamente, welches ein göttliches Kennzeichen seiner Abkunft mit sich führte? Wo irgend etwas, das nicht Verstand, Aberglauben und Irrthum gleichfalls hätte erdenken können? Wo ist die himmlische Weisheit, die, wie die Vernunft mit unwiderstehlichem Zwange der Evidenz, unsern Beyfall dahin reißt? Wo das über alles sterbliche, Hohe und und Erhabene, bey dem der menschliche Geist schwindelt, gleich als sähe er die Sonnen und Welten des großen Naturreichs vor seinen Augen vorbeyziehen? Wo ist das, das kein Auge je gesehen, kein Ohr je gehöret, was der Geist keines Menschen fassen könnte, und das demohnerachtet in der sogenannten Offenbarung stünde? In welchen Worten schrieb der Finger des unendlichen Geistes göttliche Weisheit? Wo sind die Spuren, die die Größe des göttlichen Verstandes überschwenglich über den menschlichen zeichneten? Wo weht der ewige Geist? und wo ließ er das kostbare Denkmal seiner unermeßlichen Weisheit?

Unrecht ists, daß wir Werke der Menschen einem so hohen Wesen andichten; unmittelbare Inspiration annehmen bey Büchern Mosis, bey dem Buch Josua, bey der faden Historie der mannbedürftigen Ruth, des hübschen Mährchens vom Manne, der über 127 Königreiche regierte, eine Jüdin heirathete, seinen Premierminister aufhängen und einen Mardochai ihm succe-

diren

diren ließ, und dergleichen; da zu Abfassung dieser Bücher blos ein gesunder, guter, bey letztern sogar nur ein sehr mittelmäßiger Verstand angewendet wurde?

Die Wahrheit ist nicht in Testamenten, nicht in der Toraly, dem Talmud, dem Zendaveska, den Bedams und andern heilig genannten Büchern allein enthalten, sie liegt einzig im menschlichen Verstande, und einzeln zerstreut in allen diesen Büchern, in so ferne ihre Anfoderungen mit seinen Begriffen, mit den einfachen oder vielfältigen Bedürfnissen der Nationen, und ihrem Glücke (in so weit sie Begriffe von Glückseligkeit haben) in Harmonie stehen. Die Gesetze der Staaten sind oft eben so heilig als die kanonischen, (und im Durchschnitte heiliger noch) da sie gleiche Intention haben. Priester und Obrigkeiten wirken zu einem gemeinsamen Zwecke, und sind sich wechselseitig gleich werth. Kein Menschenstand hat vor dem andern Vorzüge, als nur jener, welchen der weitere Kreis der Wirkungsfähigkeit zu allgemeinen Vortheilen umschreibt. Das nützliche Staatsglied schwingt sich durch verdienstvolle Handlungen und große Beyspiele zur Menschheit der ersten Größe hinauf, ist es gleich nicht mit Orden und Bändern behangen, sondern blos im Kittel der Armuth. Der Mohr in Angola, der Banian, der Japaneser, der Europäer und alle Menschen aller Nationen, sind Gottes Kinder, und er freuet sich aller, darum segnet er sie alle, wie es ihrer Lage, ihren Bedürfnissen, ihren Volksmeinungen und Neigungen angemessen ist. Das Glück aller Menschen zu machen, ist Nachahmung Gottes und seiner Werke, und wer anders handelt, als nach den durch die ganze Schöpfung zerstreuten Mustern der allgemeinen Gottheit, der handelt ungöttlich, irreligiös, weil er — nicht handelt wie Gott. Das große Buch, worin wir Gott von Angesicht zu Angesicht sehen können,

ist das Buch der Natur. Aus ihm lernen wir die Größe der Gottheit, und finden in seiner Liebe den unumstößlichen Grund zum fortdauernden Glücke aller seiner vernünftigen Geschöpfe. Von seiner jetzigen Güte gegen alles, was da lebt, können wir sicher auf dieselbe Güte durch alle Ewigkeiten schließen. Diese Religion der Natur und des Verstandes ist es, die jene herzliche Anhänglichkeit an den allgemeinen Schöpfer und Erhalter der Welten, jenes kindliche Zutrauen, jene große Gefühle der Dankbarkeit, jenes unermüdete Bestreben, ihm gleich und nach zu wirken, hervorbringt. Dies vermag kein heilig genanntes Buch, das ihn mit sich selbst in Streit verwickelt, ihn nie so einfach und fortdauernd gutdenkend beschreibt, wie der Blick auf die Natur, wie jeder Tag ihn schildert, in dem wir auf ihn merken. Beurtheile ich Gott nach seinen täglichen Werken, so kann ich nicht irren; beurtheile ich ihn aber nach menschlichen Meinungen, die durch menschliche Laune, Leidenschaften und Neigungen so vielfältig und sich selbst widersprechend modificirt werden, so muß ich stets irren.

Dies ist es, was ich gegen die Meinungen des Herrn R. Michaelis und so vieler Theologen zu sagen habe, von welchen so viele in der Finsterniß dieser Welt herrschen; ich gehe nun zurück zur fernern Beurtheilung der folgenden Erklärungen, so wenig ich auch glauben kann, daß es nun noch nöthig sey, mehreres hierüber zu sagen.

2 Buch Moses Kap. 7, 3.

Herr Michaelis meint, die Bilderschriftkenner hätten ein Kunststück gewußt, die Frösche aus dem Strome und den Seen Egyptens aufs Land zu bringen, und auf diese Art das Mosaische Werk nachgeahmt. Es braucht nicht viel Nachdenkens, um dies näher zu bestimmen.

Ist

Ist es wahr, daß das Wasser Egyptens durch das erste Werk Moses stinkend und so beschaffen wurde, daß alle Fische starben, so ist nichts leichter einzusehen, als daß alle Amphibien sich aufs Trockne retteten, und dies mußte auch von den Fröschen geschehen, die zu dieser Thierart gehören. Diese Plage war also unstreitig eine natürliche Folge der vorhergehenden: denn wenn die Frösche im Wasser geblieben wären, so hätten sie ja mit sterben müssen, und hätten nachher nicht aufs Trockne kommen können. Moses und die Hieroglammatisten konnten dieses alles um so leichter bewerkstelligen, da gewiß schon, wie es die Natur dieser Thiere mit sich bringt, ohnehin viele Frösche sich auf dem trocknen Lande aufhalten mußten. Daß nach Verlauf einiger Tage die Frösche, die zu weit von dem Flusse, besonders in den Häusern waren, starben, gieng wieder natürlich zu, da dieses Thier nicht einmal auf dem ganz Trocknen leben kann, ohne nach kurzer Zeit bey Mangel des Wassers das Leben zu verliehren. Es ist überdem bekannt, daß der Nil bey seinem Austrocknen trübe, und sein Wasser des unendlichen Ungeziefers halben völlig untrinkbar wird, woferne man es nicht mit Mandelteig präcipitirt. Der Grund zum Ungeziefer ist also leicht aufzufinden. Es entstand in dem Schlamm des Nilwassers in solcher Menge, daß die Egyptier behaupteten, es entstünde zusehends, und könnte man die Natur in der Organisation der Geschöpfe überraschen. Der Froschlaich war in solcher ungeheuren Menge nach Zurücktretung des Nils, daß man ganze Heerden Schweine aufs Feld trieb, dasselbe zu reinigen, indem die Ibis dazu nicht hinreichend waren. p)

p) Vid. Bochart. Op. Tom. II. pag. 661, 662.

Vers 12.

Herr Michaelis beweist hinlänglich, daß die Plage der Mücken (welches Wort Luther unrichtig durch Läuse übersetzte) eine in Egypten sehr bekannte Plage war, und um dieses zu unterstützen, so verweise ich meine Leser auf **Eyles Irwins** Reisen durch die **thebaische Wüste**, Seite 176, wo er erzählt: „Eine der egyptischen Plagen scheint sich zu unserm äußersten Verdrusse und „Kränkung heute erneuert zu haben. Wir waren bisher von den Insekten, welche beständig in heissen Himmelsgegenden erzeugt werden, frey geblieben; nun aber hat ein warmer südlicher Wind eine solche Menge „Fliegen herbeygeführt, daß es uns nicht möglich ist, „unsern gewöhnlichen Mittagsschlaf zu halten. **Das „ganze Haus ist voll davon**, und wir haben nicht „einen Augenblick Ruhe.“ Es ist also nichts wahrer, als daß diese Plage eine gewöhnliche Plage ohne wunderthätige Beyhülfe war. q) **Pharao** ist also wohl zu entschuldigen, daß er **verstockt blieb**, obgleich die Weisen dieses nicht nachmachten.

Vers 17.

Hier beweist Herr M. daß auch diese Plage den Namen des Wunders nicht verdiene, sondern daß es eine gewöhnliche Sache war, daß mir nichts hinzuzusetzen übrig bleibt.

Vers 18.

Die Juden wohnten in **Raemses** und in der Gegend von **Heliopolis**, welches dasselbe ist, wo sich auch Egyptier, und, wie man sogar glaubt, **Pharao** selbst aufhielt. Herr **Niebuhr** hält dieses für eben so glaublich,

q) Man sehe hierüber auch Herodot Lib. 2. cap. 89.

lich, als daß Heliopolis eine andere Stadt als Raemſes, und letzteres nur von Juden ſollte bewohnt geweſen ſeyn. In beyden Fällen lag die Reſidenz des Königs ſelbſt in dem ſogenannten Goſen, und war eigentlich die Hauptſtadt dieſes Landes. Die Geſchwindigkeit, mit welcher Moſes zu Pharao auf ſein Fodern kam, läßt ſich daraus begreifen; aber das nicht, daß im ganzen Lande Goſen alle die Plagen zugleich ſollen, und zugleich auch nicht ſollen Statt gefunden haben. Denn war das Land Goſen verſchont, ſo war es auch Pharao. Es iſt einer von den Widerſprüchen, die häufig vorkommen.

Vers 22, 23.

Aber wozu hatte denn Moſes nöthig, und der Jehova ſelbſt Kap. 3, 18. dem Könige eine Unwahrheit vorzuſagen, und ſagen zu laſſen: daß die Iſraeliten nur drey Tagereiſen in die Wüſten gehen ſollten, dem Jehova zu opfern. Daß Jehova nicht geſagt hat, die Iſraeliten ſollten wiederkommen, rechtfertigt dieſe Handlung gewiß nicht, und der Jehova, der ſo viel Wunder zu thun verſprach, konnte ja wohl die Wahrheit der Urſache angeben laſſen, ohne zu einer reſervatio mentalis ſeine Zuflucht zu nehmen. Aber es ſtand zu vermuthen, daß Pharao ehender in eine ſolche Reiſe willigen werde, als daß Moſes gänzlich mit Iſrael ausziehe. Ueberhaupt giebt dieſe Stelle den Aufſchluß über die Art des Zugs der Kinder Iſrael, (vorausgeſetzt, daß die Kinder Iſrael wirklich ausgezogen, und nicht, wie alle Profanſcribenten, die hievon reden, melden, als Ausſätzige ausgetrieben worden ſind,) der, ſtatt nach dem Lande der Philiſter zu gehen, den Arm des arabiſchen Meerbuſens diſſeit Sues zur Linken ließ. Moſes hatte gewiß vorher ſehen können, daß er von Pharao obſervirt werden würde, und im Falle er, ſtatt in der Wüſten ſich aufzuhalten, ſeinen Zug bis über die Grenze

von Egypten fortsetzte, Pharao entweder den Isthmus schon besetzt haben, oder mit disciplinirten Truppen sein rohes Heer schlagen könnte. Er blieb also seinem Versprechen treu, that nicht mehr als drey Tagereisen, eine von **Raemses** nach **Succoth**, die zweyte von da nach **Etam**, die dritte nach **Pihachiroth**. Hier blieb er nach der Konvention stille liegen, um den Schein vor sich zu haben, als hielte er **Pharao** Wort, und hauptsächlich seiner eignen Sicherheit halben. Denn **Mosi** blieb nur dieser einzige Ausweg übrig. Entweder gieng die See zu hoch, war die Ebbe nicht stark genug, daß **Moses** bey **Kolsum** durch die seichten Stellen, über welche **Niebuhr** dieselbe Reise machte, sogleich nicht durchziehen, und dem **Pharao** den Marsch abgewinnen konnte, oder er mußte fürchten, daß wenn man seinen Anschlag sogleich entdeckte, **Pharao** ihn verfolgen würde. Mit dem großen Troß, den **Moses** mit sich führen mußte, konnte er nur kleine Tagereisen thun, und hatte mit vielen Hindernissen zu kämpfen; **Pharao** hingegen konnte ihn leicht durch forcirte Märsche einholen, wobey das verzagte, feige Heer von 600,000 Mann, das bey Ansicht der Egyptier schon zitterte, sich schlimme Aussichten versprach, wenns zum Gefechte kommen sollte. Hätte **Moses** sich durch die Landenge gezogen, so wäre sein ganzer Plan entdeckt worden; er hatte kein Meer zur Seite oder im Rücken, das ihn gegen **Pharao's** Truppen decken konnte, und Israel wäre ein Raub seiner Feinde, oder der Araber, oder des Todes in unbekannten Gegenden geworden.

Doch hievon bey dem Durchgange Mosis durch das arabische Meer ein weiteres. Herr M. schweigt gänzlich über diese Stelle, welche auch nicht vom Vorwurf eines intendirten Betrugs gerechtfertigt werden kann, als blos in dem Falle, wenn man es als eine staatskluge Handlung Mosis betrachtet.

Kap.

Kapitel 9, v. 1—7.

Ueber die erfolgte Peſt unter dem Viehe ſagt Herr Michaelis weiter nichts; auch verdient dieſe Stelle keine Erläuterung; und da Viehſterben eine natürliche Sache iſt, ſo gehört es nicht unter die Zahl von Wundern, und iſt nichts weniger als dieſes.

Vers 9.

Die **Elephantiaſis** war eine den Egyptiern ſehr bekannte Krankheit, und hörte unter ihnen nicht auf. Das Verbot des Schweinefleiſches bey den höhern Kaſten der Egyptier, und andre jüdiſche Regeln zielten dahin, dieſer Krankheit vorzubeugen, welche eine der ſchrecklichſten war, die man in Egypten kannte. Sie entſtand auch aus dem Trinken des Nilwaſſers, welchem Uebel die Prieſter durch den Gebrauch des Zythum vorbeugten, worin die Nation ihnen nachahmte. Sie benahmen ihm durch Kochen und einen Zuſatz von Sauerteig das feuerbeſtändige Alkali (Natron), und damit die ſchädliche Wirkung deſſelben. Pocoks Deſcription of the Eaſt. B. IV. Kap. 5. Lucrez ſagt:

Eſt Elephas morbus, qui propter flumina Nili
Gignitur Aegypti in medio, neque praeterea usquam.

Alſo auch hier fällt das Wunderbare weg. **Coſaubonus** ſagt hierüber: Syri homines atque Aegyptii obnoxii erant ulceribus tetris, quae vocata ſunt Aegyptiaca ac Syriaca. Sed homines ſuperſtitioſi naturalibus cauſis neglectis ab Ira Deae Siriae, Syri, Iſidis Aegyptii, ſibi ulcera illa veniſſe, perſuadebant. r)

Vers

r) Jablonsky Pantheon Aegypt. Lib. I. cap. 5. § 7. pag. 111.

Vers 15. 16.

Herr **Michaelis** hält es in dieser Erklärung Gott unständig, den **Pharao** und alle Widersacher der Juden durch ein einziges Wunderwerk zu vertilgen; welches eine gewiß sehr unanständige Meinung von einem so gütigen Wesen, als Gott, ist. Er fühlt den gerechten Vorwurf, den man der unnöthigen Vermehrung der Zeichen und Wunder machen könnte, und entschuldigt sie auf eine nicht Gnüge thuende Art. Eine offenbarte Religion, sagt der Herr Verfasser, muß durch Wunderwerke, oder eintreffende Weissagungen erwiesen und bestätiget werden. Gesetzt auch, das wäre wahr, (wiewohl ich es nie zugeben kann,) so trift hier der Fall auf keine Weise ein. Der ganze Zweck läuft dahin aus, daß **Moses** den **Pharao** dadurch nöthigen will, das Volk ziehen zu lassen; nicht aber, ihn eine neue Religion zu lehren, sonst hätte er den Unterricht am unrechten Ende angefangen. Ehe man jemand mit Intoleranz auf so ächt orthodoxe Art wegen Verschiedenheit der Meinungen in Religionssachen mit Tod und Schwerdt und Ersäufen als einen Ketzer straft, ist es doch wohl billig, ihm zu sagen, worin die Religionsvorträge und Meinungen bestehen, die man so ohne alle Umstände und Einwendung gegen die seinigen verwechseln soll. Weiter nichts zu sagen, als: du sollst glauben, daß der Juden Gott nicht der Gott sey, von dem deine Weisen sagen; er ist so unendlich erhaben, daß er über alle Begriffe hinweg ist, daß er nicht das verständige Wesen ist, das ihr glaubt, nicht **Kneph** s) heißt, sondern **Jehova**,

s) Cudworth beweist dieses aus dem Eusebius; und ist dieses richtig, so bringt Moses Pharao, der die weisere Religion der Philosophen kannte, einen bloßen Namen auf, wenn es seine Meinung war, aus Pharao einen Proselyten zu machen. s. Cudw. Syst. intellect. c. IV. §. 18. p. 389. seq.

Jehova, das heißt nichts sagen, denn auf den Namen kommts nicht an, wohl aber auf die Begriffe von diesem Wesen. Diejenigen, welche Moses hatte, waren sonder Zweifel sehr unrichtig; t) auch bezeigte er keine Lust sie dem Könige vorzutragen; gewiß hätte er es sonst zum Hauptgeschäfte gemacht, wäre davon ausgegangen, und hätte die Entlassung des Volks nicht zuerst, sondern hernach gefordert. Pharao's Bekehrung aber war Moses Absicht nicht, weil von demselben sein ganzer Plan vereitelt worden wäre, wenn er die Egyptier zu jüdischen Proselyten gemacht hätte. Wozu that also Moses so viele Zeichen und Wunder, da er keine göttliche Offenbarung oder Religion in Egypten einführen wollte? Uebrigens halte ich es für sehr unrecht, daß Herr Michaelis die wohlthätigen Wunder Christi (wie man sie zu nennen pflegt) mit den grausamen und rasenden Behandlungen Mosis gegen die Egyptier vergleicht. Ich kann hier folgenden Gedanken nicht zurückhalten: die Wunderthäter wirkten immer nur in den kleinen Kraisen, wo die Natur dasselbe bewirken konnte, aber wenn man Zeichen an Sonne und Mond und Sternen, die Gott doch mit derselben Leichtigkeit thun konnte, forderte, so wollte sich keiner damit abgeben. Daß Josua der Sonne im Ernst einen Stillstand von 24 Stunden auferlegt habe, wird wohl Niemand im Ernste glauben. Denn sonst hätte die ganze Kette der Bewegung der himmlischen Körper durchs unendliche Universum stille stehen müssen, oder die Sonnensysteme hätten bey ihrem Fortrücken das unsrige in seinem Stillstand zerschmettert; ihre Wirbel hätten jenen unsers Sonnensystems ergriffen, die Gesetze der Bewegung, die harmonisch durchs Ganze in

t) Daß Moses selbst nur eine lokale Gottheit geglaubt habe, ist sehr wahrscheinlich; und ich werde im Verfolge dieses näher bestimmen.

in einander wie Kettenglieder greifen, wären gestört worden, und diese Unordnung durchs ganze All wäre blos darum entstanden, damit Josua ein paar hundert arme Cananiter mehr erwürgt hätte. Daß die Wunder nicht mit Billigung der Obrigkeiten geschehen dürfen, weil sonst jeder Vernünftige einen politischen Betrug argwöhnen könnte, paßt gleichfalls auf Mosen nicht. Pharao hätte nie in Verdacht kommen können, als hätte er sich mit dem Greuel der Egyptier den Israeliten associirt, wenn er Wunderwerke zugelassen hätte, die zu dem Besten des Landes und nicht zu seinem Schaden dienten. Uebrigens bleibt auch dieses Inconveniens übrig, daß man ohne Billigung der Obrigkeit Wunder um so mehr für Privatbetrug halten möchte, worüber ich auf das Urtheil vernünftiger Männer mich berufe.

Herr Michaelis meint, alle Uebel, die den Pharao und die Egyptier betroffen, seyen insgesammt zu unserm Besten geschehn. Eine schreckliche Meinung! denn Pharao's Unglück hat doch wohl eben so wenig als das politische Betragen der Hohenpriester die Aufklärung des jetzigen Jahrhunderts bewirkt. Was geht uns Pharao, was Moses an? und letzterer würde gewiß in den Augen gutmüthiger, rechtschaffner Menschen mehr gewinnen, wenn er sanfter gewesen wäre, und Jesus Christus hätte nicht den hundertsten Theil Mühe gehabt, das Glück der Menschen zu befördern, wenn er nicht mit so viel Mosaischem Aberglauben zu kämpfen gehabt hätte.

Was die übrigen Wunderwerke anlangt, so meint Herr Michaelis, daß es keine Wunder, u) sondern erfüllte

u) Michaelis, 2. B. Mos. in der Anmerkung zum 13ten Vers, S. 32.

füllte Vorherverkündigungen gewesen, welches ich schon beantwortet habe.

Kap. 11. Vers 4.

Hier schreibt Herr Michaelis die Erschlagung der Erstgeburt Gott selbst zu. Traurige Reste des Mosaischen Glaubens, ganz gegen den Geist der Religion Christi, der uns einen bessern Gott kennen lehrte, als Moses! Vom Königssohn an bis zum Erstgebohrnen der armen ohnehin unglücklichen Sklaven, würgt der Allvater die schuldlose Jugend Egyptens! badet mörderische Hände in unschuldigem Blute! weidet sich am Klaggeschrey und Gewinsel verzweifelnder Mütter, die, schuldlos an Pharao's Thaten, den Namen Moses kaum kannten! Ich kann meinen Unwillen bey solchen Behauptungen nicht bergen. Das ist eine Religion für Odins Helden, oder für Neger, die den bösen Gott fürchten, oder für den übrigen Auswurf des Menschengeschlechts, nicht für den Vernünftigen, der in seinem menschlichen Herzen fühlt, daß nur solch ein Gemüth dieser barbarischen Mordthaten fähig sey, in welchem kein Zug von Liebe wohnt. In der That muß der Vernünftige diese Grausamkeiten für eben so verabscheuungswürdig erklären, als den bethlehemitischen Kindermord, den alle Christen verfluchen, ohnerachtet sie beym egyptischen nichts tadelnswürdiges finden. Ich hätte recht, es gradezu abscheuliche Behauptungen zu nennen, so sehr empören sie die Seele! so schrecklich würdigen sie dich, guter, bester Vater der Menschen! herab. Wenn werden die Theologen weise werden, und die Exegeten nach Wahrheit fragen?

Gewiß ist es eine unstatthafte Behauptung Mosis. Wer hat ihm gesagt, daß das Unglück nur Erstgebohrne betroffen habe? Hatte er oder irgend ein Israelit Zeit, dieses

dieſes zu unterſuchen? Wer iſt Bürge für die Wahrheit? Uns erzählt es ein harter Mann, der ſich dieſer ſchrecklichen Thaten rühmt, die ohne Gottes unmittelbare Mitwirkung, durch Vergiftung der Brunnen geſchehen konnte — wiewohl ich ihn deſſen nicht beſchuldigen will, da ich es nicht zu erweiſen vermag.

Mit wenig Worten, die Erzählung der Wunder ſind überſpannte orientaliſche Beſchreibungen gewiſſer Naturbegebenheiten, welche zur Zeit der Auswandrung Iſraels vorfielen. Nur einmal durfte der Nil entweder zu hoch ſteigen, und dadurch zu lange auf dem Lande Egypten ſtehen bleiben, oder ſeine nöthige Höhe nicht erreichen: ſo war die Grundlage zu allen Uebeln gelegt, die hier erzählt werden. x) Hungersnoth, Peſtilenz und Seuchen waren und ſind, nach Fourmonts Nachrichten, y) noch heutiges Tages die gefürchteten Uebel Egyp-

x) In der Mitte des Septembers ſteht der Nil am höchſten. Es war alſo in der Zwiſchenzeit bis zum April oder dem Niſan, da die Kinder Iſrael auszogen, daß dieſe Begebenheiten vorfielen. Ich lege dieſen Gedanken dem nachdenkenden Urtheile kritiſcher Kenner vor, überzeugt, daß er kein kleines Licht über die Moſaiſch-Eſdraiſchen Erzählungen verbreiten wird.

y) Fourmonts Beſchreibung der Gegend von Heliopolis und Memphis, S. 72. Er ſagt daſelbſt: wenn der Nil die gewöhnliche Höhe bis an die Oeffnung des Kaliz (Kanals) nicht erreicht hat, ſo läßt jedermann Traurigkeit und Betrübniß von ſich blicken, als klägliche Vorboten der Peſt und des Hungers, welche bey dergleichen Umſtänden faſt niemals ausbleiben. Sie begeben ſich insgeſammt auf das gegen Morgen liegende Gebirge, und beten daſelbſt einen Tag und eine Nacht. Wird ihr Gebet nicht erhört, dann heulen und ſchreyen ſie auf eine ſchreckliche Art, und zwar mit ſolchen Leibesverküm-

Egyptens. Der zurückgetretene Nil durfte nur eine Menge Fröſche zurücklaſſen, gleich macht ſie der Orientalismus zu Millionen. Mücken und Weſpen durften dazu kommen, ſo natürlich als möglich, gleich geſchah das natürlichſte durch Wunder. Landesgebrechen, Krankheiten, Sonnenfinſterniſſe, wurden von unwiſſenden Völkern überall als beſondere Schickungen eines aufgebrachten Weſens angelegt. Nehmen wir den unbändigen Nationalſtolz der Juden noch hinzu, ſo haben wir den Schlüſſel zu allen den Ungereimtheiten, die in ihren Erzählungen herrſchen, ſobald ſie glauben, irgend einen Glanz dadurch auf die Nation zu verbreiten.

Und wie leicht war nicht ein ſolches rohes, feigherziges und leichtgläubiges Volk von allem zu überreden, was man ihm zu glauben aufbürden wollte! Wie ruhig ſahen ſie die ſchreckliche Maſſacre mit an, die Moſes im Namen des Herrn durch die Leviten unter ihnen anrichtete, wo, ohne Unterſchied des Standes und Alters, nicht Vater, Mutter, Bruder und Schweſter geſchont werden durfte! Wie gleichgültig ließen ſie ſich vierzig Jahre in Wüſteneyen herum führen, bis das alte Geſchlecht, das Moſen und ſeine Werke mit wahren Farben hätte ſchildern können, z) ausgeſtorben war, und die

krümmungen und Verzehrungen des Geſichts, daß ihnen zuweilen, beſonders den Türken, der Schaum vor dem Munde ſteht, und ſie wahrhaft Beſeſſenen ähnlich ſehen.

z) Unmöglich ließe ſich ſonſt ein Grund angeben, warum Aaron und ſeine Familie, warum die angeſehenſten Geſchlechter des Volks Korah, Dathan und Abiram, ſich aufgelehnt hätten, wären ſie nur irgend von der göttlichen Sendung Moſis überzeugt geweſen. Unmöglich ließe es ſich denken, warum ein ganzes Volk, das das Andenken der Wunder ſich aufs lebhafteſte vorſtellen

 konnte,

die Jugend heranwuchs, die an Priestergehorsam gewöhnt war, und es für Sünde gehalten haben würde, gegen das Joch des Mosaischen Gesetzes zu murren, oder dagegen sich aufzulehnen. Wenn ein Volk mit solcher Gleichgültigkeit um und neben sich Morden und Blutvergießen ertragen konnte, ohne sich gegen dergleichen barbarische Thathandlungen zu setzen, was mußte ihm nicht zu glauben möglich seyn, wenn es ihm im Namen Jehova's gesagt wurde? Das Murren wider Mosen, wurde immer durch die leichtsten Mittel gehoben, und brach niemals in einen offenbaren Aufruhr aus. Es waren vergebne Bemühungen an Despotismus gewöhnter Sclaven, die jedes furchtbare Mittel schreckte und wieder in Ordnung brachte. Je feigherziger eine Nation ist, je größer wird die kleinste That, die sie ausführt, in ihren Augen. Kein Wunder, wenn sie eine so große Beschreibung der Heldenthaten machen, wie sie z. E. die Kananiter besiegten. Wir haben ein Beyspiel der außerordentlichen Poltronnerie dieses Volks in der Geschichte der Unternehmung gegen die Stadt Ai. Diese Stadt hatte in Summa mit Männern, Weibern und allem, was den Namen Einwohner verdient, zwölftausend Wenn wir dreytausend streitbare Männer von dieser Summe nehmen, so ist es alles, was

konnte, den Jehova zusammt dem Propheten verwerfen, und so oft gegen ihn gemurret, wenn es die Mosaischen Wunder mit Ueberzeugung geglaubt hätte. Dies macht es begreiflich, wie der Geist des Aufruhrs unter ihnen herrschen konnte. Die spätern Nachkommen der Egyptischen Israeliten waren schon folgsamer, da die Priestergewalt allmälig die mündliche Sage unterdrückte, und die Autorität der Geschäftsverwalter Jehova's den Glauben an väterliche Erzählungen unterdrückte. Ueberdem mochte es manchem Vater geschmeichelt haben, seinen Kindern übertriebne Nachrichten von Wundern zu hinterlassen.

was man in der Welt thun kann. Gegen diese schickte Josua gleichfalls 3000 Mann seiner Truppen ab, die schon die Kriege mit den Königen auf der andern Seite des Jordans mitgemacht hatten. Diese liessen sich durch einen Ausfall der Aiter dergestalt schrecken, daß sie liefen, ehe es vermuthlich zum Handgemenge kam, (sie würden sonst einen stärkern Verlust gehabt haben) und einen Verlust von sechs und dreyßig Mann erlitten. Dieser Verlust brachte bey dem Heere, das nun wohl doch wenigstens 400,000 stark war, einen solchen Schrekken hervor, daß Josua einen Buß- und Bettag feyerte, und dem ganzen Volk der Muth entfiel.

Größere Beweise von Muthlosigkeit sind nirgends in der ganzen Geschichte anzutreffen, und die Feigherzigkeit dieser Nation war dazumal Nationalcharakter, und allgemein verbreitet. Klüglich schoben sie die Schuld von sich ab, und auf ihren Jehova, der sie verlassen, weil ein gewisser Achan einen babylonischen Mantel dem Jehova gestohlen hatte, dem er doch im Grunde so gut nicht nutzen konnte, als dem Achan, besonders wenn er verbrannt war.

Bey aller dieser erwiesenen Feigherzigkeit sollte man, ihren Beschreibungen nach, ganz anders von ihnen zu denken in Versuchung kommen, und wenn man ohne nähere Kenntnisse auf die von ihnen zerstörten zwey und dreyßig Königreiche im Lande Kanaan kommt, so erscheinen sie als tapfere Krieger, die sie gewiß nicht waren. Von der Art ist die auffallende Erzählung der Schlacht mit den Amoritern, da Sonne und Mond stille stehen mußten; wie der Verfasser mit einer Citate aus dem Buche der Frommen, (welches vermuthlich nicht kanonisch war) beweist. Von der Art ist die Beschreibung im eilften Kapitel des Buches Josua; da die Zahl der Feinde nicht geringer war, als die Zahl der Sand-

körner am Ufer des Meers, welche aber, keinen ausgenommen, erwürgt und umgebracht wurden.

Von dieser Art, und nach diesem Zuschnitte sind die Erzählungen dieses Volks, welche man so lange für Wahrheit gehalten, ob ihnen gleich das erste Zeichen der Wahrheit, nemlich vernünftige Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit, fehlt.

Kap. 14. v. 9.

Hier finden wir die gleichfalls sehr übertriebene Erzählung des Durchgangs der Israeliten durch den arabischen Meerbusen, der vielen Gelehrten bisher Arbeit und manche saure Stunde verursachte, und wichtige Nachforschungen veranlaßte, die nunmehro zum Nachtheile des Wunderbaren hierin völlig entscheiden. Ich werde den Bemerkungen meiner Vorgänger einige beyfügen, welchen man den Werth der Gewißheit nicht abstreiten wird.

Herr Kapitän **Cärsten Niebuhr** (der sonst sehr für die Göttlichkeit der Mosaischen Schriften eingenommen ist, und nichts weniger als auf eine Entkräftung derselben ausgeht) hat in dieser Absicht die genauesten Prüfungen auf dem arabischen Meere angestellt, und ich werde Gelegenheit haben, seine Bemerkungen zu nutzen; um meine Leser zu überzeugen, wie wenig Wunderbares in diesem Durchzuge selbst, und wie wenig Thörichtes in der Verfolgung des egyptischen Königes lag.

Nachdem Moses die Kinder Israels zu einem nicht zu entschuldigenden Diebstale an den unschuldigen Egyptiern im Namen Jehova verleitet hatte; a) das erste

a) Die Hirtenvölker, welche Egypten ehemals unterjochten, waren dem Diebstale äußerst ergeben, und der Abbé de

erste Osterfest gefeyert, und Schrecken über die Egyptier gekommen war, so zog er aus mit seinem Volke. In kurzen Tagereisen kam er endlich nach dem arabischen Meere, liess die Landenge von Suez hinter sich, einen Arm des arabischen Meeres zur Seite, und kam endlich in die Gegend, wo jetzo die Ruinen von Koolsum liegen. Dieser Ort, wo sich Moses lagerte, war der bequemste, um wo nicht trocknes Fusses, doch unausbleiblich auf Kameelen und andern Thieren durch zu gehen, obgleich bey einer gewöhnlichen Ebbe die Fuhrt nicht über anderthalb Fuß Wasser hat. Kam ihm gar der zu der Zeit beständig aus Norden und also gegen das Meer wehende Wind b) (wie Hr. M. richtig übersetzt) mit etwas mehr Stärke zu Hülfe, so konnte er mit dem größten Theile seines Heeres wenigstens schon über die kurze Strecke hinüber seyn, mit seinem wohlausgeruhten Volke starke Tagereisen thun, und von Pharao, der der wiedereingetretnen Fluth halber erst einen großen Umweg um die äußerste Spitze des arabischen Meerbusens herum machen mußte, nicht eye eingeholt werden, bis er in den arabischen Gebirgen seine Sicherheit gefunden hätte.

Pharao fiel auch in die Falle, welche Moses Klugheit ihm stellte. Nachdem er erfahren hatte, daß Moses einen Theil des arabischen Meerbusens zur Linken

de Pauw glaubt mit Grunde behaupten zu können, daß die Israeliten in Egypten dasselbige Handwerk getrieben haben. Recherch. philos. sur les Egypt. Ch. 9. Tom. 2. Ich nehme an bloßen Vermuthungen nicht gern Theil. Der Verf.

b) Ein Ostwind würde nach Herrn Michaelis richtigen Bemerkungen die Israeliten sehr gehindert haben, die Durchreise zu thun; obgleich dieses ein Beweis der gewöhnlichen Unrichtigkeit des Alten Testaments ist.

gelaſſen hatte, und keine Anſtalten zur Rückreiſe machte, vielleicht durch Spionen erfuhr, was Moſis Meinung wäre; ſo machte er ſich auf, ſie zum Rückzug zu zwingen; aber ſtatt die Landenge zu paſſiren, zog er mit ſeinem Heere nach **Koolſum**, und lagerte ſich gegen Moſen über.

Unmöglich kann ich, wie Herr Michaelis, glauben, daß **Pharao** ſich wirklich mit den Iſraeliten habe ſchlagen wollen; ſonſt hätte er auf der Stelle den beſten Vortheil davon tragen können, ſondern es iſt wahrſcheinlich, daß er die Iſraeliten in Guten, und höchſtens durch Furcht, zurückzugehen vermögen wollte.

Endlich erhebt ſich ein nicht ſo ganz ungewöhnlicher Sturm, der im arabiſchen Meerbuſen nichts ſeltnes iſt, und machte die Fuhrt bey **Koolſum** gangbarer als bey gewöhnlicher Ebbe. Moſes bedient ſich der Gelegenheit mit Vortheil, und entwiſcht in der Nacht durch die Untiefe, und den ihm von Midian und Egypten aus bekannten Weg c) durch den Meerarm bey **Koolſum** oder Suez.

Unſtreitig mußte **Pharao** ſein Land kennen, und wiſſen, daß der Durchzug möglich war, wie hätte er ſonſt auf die raſende Idee verfallen ſollen, dem Heere der Iſraeliten zu folgen! Ihm blieb auch nach dem gemachten Fehler kein andrer Rath übrig, als etwas zu wagen, indem ihm ſonſt Moſes entgangen wäre, hätte er erſt mit ſeinem Heere um die Spitzen des Meeres herumziehen ſollen. Ueberdem macht man ſich auch ſehr übertriebene Begriffe von der Breite dieſes Weges und ſeiner

c) Die Prieſter kannten das Land, und unſtreitig hatte Moſes von ihnen ſelbſt dieſen Weg in Erfahrung gebracht.

ner Gefährlichkeit. Moſis Erzählung giebt uns aber hierüber die beſte Erläuterung. Er ſagt nemlich Kap. 14. v. 21. 22. 24. „Als nun Moſe ſeine Hand gegen die „See ausſtreckte, ließ Gott das Meer durch einen ent„gegenwehenden (Nord-) Wind die ganze Nacht „hindurch wegtreiben, ſo daß der Boden trocken und „das Waſſer in der Mitte zertheilet ward, und die Iſrae„liten giengen auf dem vom Waſſer entblößten Strich „mitten durch das Meer hindurch. Was aber neben „ihnen von Waſſer blieb, diente ihnen zur Schutzwehr. „Die Egyptier verfolgten ſie, und giengen ihnen mitten „in das Meer nach, alle Pferde, Wagen und Reuter „Pharao; allein in der Morgenwache that Gott „ein u. ſ. w.“

Unmöglich konnte alſo der Weg durch die ganze Breite des Meeres gegangen ſeyn, es ſey in der Gegend von Bedea oder anderwärts, da unmöglich ein Volk von drittehalb Millionen Menſchen dieſen Weg vom Ende der Nacht bis zum Tagesanbruch, d. h. in Zeit von kaum einer, höchſtens zwey Stunden, mit ſeinen Kameelen und Heerden hätte thun können; denn die Breite des Meers beträgt beynahe zwey deutſche Meilen. Es iſt ſchon faſt unmöglich, daß ſie dieſes über den Meeresarm bey Koolſum thun konnten, da ein jeder, welcher den Marſch einer Armee geſehen hat, es für unmöglich angeben muß, in einem Defilee mit dem zehnten Theil in ſo viel Zeit den Weg zu machen. Nach dem vernünftigſten Anſehen war ihnen hiezu wenigſtens eine Zeit von einem ganzen vollen Tage nöthig, ſelbſt den kleinern Strich bey Koolſum zu nehmen, deſſen Breite eben nicht anſehnlich iſt. Gewiß iſt alſo dieſes, daß der Zug wenigſtens nicht queer durch das Meer in dieſer Zeit zu bewerkſtelligen war. Herr Niebuhr, der dieſes Meer von Suez bis Girondel unterſuchte, fand nicht eine einzige Untiefe, ſondern überall von 4 bis 10 Klaf-

tern Tiefe, welche unmöglich austrocknen konnte, ohne daß der größte Theil dieses Meerbusens ein gleiches Schicksal gehabt hätte. Die Ausdrücke, daß sich rechts und links Wasser befunden hätte, zeigten überdem sattsam an, daß Moses über eine Untiefe oder Fuhrt seinen Weg genommen habe. Diese befindet sich nun allein bey den Ruinen von **Koolsum**, und ist nicht über eine viertel deutsche Meile lang, aber schmal. Hier wäre es also wenigstens möglich gewesen überzugehen, aber dann war es auch gänzlich unmöglich, daß **Pharao** mit seinem Heere umkam. Nach Herrn Niebuhr kann man bey gewöhnlicher Ebbe den Weg zu Fuße machen, wie viel leichter mußte es also Pharao mit seinen Wagen und Reutern werden, den vierten Theil einer Meile zu machen, um so mehr, da er sich an Israel anschließ, und die Fluth wenigstens eben so viel Zeit beym Ankommen nöthig hat, als die Ebbe beym Zurücktreten. Die beständig aus Norden um diese Jahrszeit wehende Winde, (welche auch **Lyles Irwin** erfuhr, und derenthalben nach Kossir gebracht wurde, und eine Fahrt nach Suez von Jambo unmöglich hält) mußten die aus Süden kommende Fluth eher zurückhalten als beschleunigen. Von der linken Seite von Koolsum hatte er von Wassern nichts zu befürchten, weil, auch bey einer größern Wassermenge, diese Gegenden, die ungleich höher als das Meer liegen, gewiß trocken waren, da sie aus einer ungeheuer großen Sandbank bestanden.

Unmöglich kann ich aber Meinungen völligen Glauben beyfügen, die so vieles Unglaubliche gegen sich haben, da Herr Niebuhr selbst sagt, daß dieser Weg mit den größten Beschwerlichkeiten verknüpft sey, und noch bis jetzo von einer Karavane von **Kabira** nach **Sinai** gemacht werde. Schon bey **Anjoun Musa** findet der Dokter **Shaw** nicht Wasser genug ein Kriegsheer zu ersäufen, noch weniger aber ist dieses, wie Herr

Nie-

Niebuhr zugiebt, bey Koolsum möglich, wenn erstes richtig ist. Bey einer vollen hohen Fluth wäre es zwar möglich, aber Herr Niebuhr überlegt nicht, daß man mit weit weniger Menschen als 2½ Millionen und zu Pferd, nicht einmal einen Weg von einer Viertelmeile zurücklegen kann, ehe die Fluth gefährlich wird; er nimmt daher zu der am wenigsten erweisbaren Möglichkeit seine Zuflucht, zu der Allmacht Gottes, wogegen ein Philosoph einen Beweis zu führen nicht gerne die Zeit verdirbt.

Wäre die Voraussetzung des Herrn Niebuhr richtig, daß die Gegenden, welche er auf der XXIV. Tafel mit D. D. D. D. bezeichnet, dazumal überschwemmt waren, so ließe sich ein glaubhafterer Weg angeben, als die enge Fuhrt zwischen Koolsum und Suez. Diese Gegenden waren dazumal Sandbänke, die bey der Ebbe gewiß trocken werden mußten, wenn bey Koolsum der Weg gangbar werden sollte. Es würde mit ihnen dieselbe Bewandniß gehabt haben, wie mit den Sandbänken bey Suez C. C. welche zur Ebbezeit gleichfalls trocken sind. Hier war es eher möglich, mit einem großen Heere den Uebergang zu versuchen, und noch minder gefährlich als bey Koolsum, gesetzt auch, daß die Fluth gekommen wäre. Die Arme des Meeres wären dann natürlich auch weiter ins Land gegangen, so daß Moses immer hätte sagen können, er habe einen Theil des arabischen Meerbusens zur Linken gelassen, und hätte von Adsjeroud die Reise mit weniger Gefahr unternommen.

Ich überlasse dem Leser zu denken, was er für gut befindet. Schon Eusebius, wie auch Herr Niebuhr selbst bemerkt, behauptete, daß die Israeliten bey Klysma, welches nach Bochart mit Koolsum einerley ist, durch den Meerbusen gegangen seyen. Dahin

gehen auch die Meinungen der Araber, des Abulfeda und Makrisi; eben dieses behauptete schon Clericus in seinem Traktat de trajectione maris Idumaei und andre mit ihm. Hier fiele also das Wunderbare ganz hinweg, so wie die Behauptung, daß Pharao mit seinem ganzen Heere umgekommen wäre, wovon alle Profanscribenten nichts wissen, und nichts wissen können, weil es nicht geschah. Moses konnte dieses den Kindern Israel wohl sagen, da sie vor dem Nebel, der zwischen ihnen und Pharao's Heer war, das Gegentheil nicht, wohl aber nach verschwundnem Nebel, die zurückgekommne Fluth entdecken konnten. Moses hatte den Vortheil bey dieser Behauptung, daß Israel keinen neuen Angriff von Pharao befürchtete, den es durch die Landenge wohl hätte befürchten können, und rückte geschwind vorwärts in die Wüste. Daß nicht etliche Egyptier im Gedränge des Verfolgens von dem schmalen Wege ins Wasser sollten gedrängt, und beym Rückzug, den die ankommende Fluth nöthig machte, sollten ertrunken seyn, bin ich nicht in Abrede; doch kommt mir der jauchzende Triumphgesang eines feigen Volkes, das in der Wüste von Pelusium sicher zu seyn glaubte, sehr auffallend vor, und ist der größte Beweis, wie verzagt dieses Volk gewesen seyn müsse.

Es ist schwer, über Fakta, die im tiefsten Alterthum verborgen liegen, besonders bey einseitigen Nachrichten, und dem völligen Stillschweigen der Profanscribenten, ein anderes Urtheil zu fällen, als ich gethan habe. Ein anderer würde vielleicht die ganze Geschichte läugnen, da sie so viel Unglaubliches und Widersprechendes in sich enthält, welches ich vermied; indessen ist doch gewiß, daß, wenn wir diese Erzählungen vom Uebertriebenen und dem Tone der Orientalen entkleiden, immer eine schöne, schätzbare Urkunde des Alterthums übrig bleibt, wornach

wornach wir den Gang der Moſaiſchen Politik beurtheilen können.

Ehe ich aber auf die Staatseinrichtung Moſis ſelbſt komme, finde ich es erſt für nöthig, von einigen Gebräuchen, Meinungen und Vorſchriften der älteſten und neuern heidniſchen Völker das nöthige voranzuſchicken, um meine Leſer zu überzeugen, daß in allen Lehren, Veranſtaltungen und Meinungen Moſis nicht das geringſte ſey, welches er nicht entweder von andern Völkern erborgt habe, oder worauf nicht gleichfalls Völker verfallen wären, die Moſen nicht kannten, und gleiche Gebräuche erfunden haben, ohne ſich göttlicher Offenbarungen zu rühmen. Es wird noch manches übrig bleiben, was Moſi eigenthümlich iſt, was er aber, wie jeder finden wird, ſehr wohl aus ſeinem eignen Verſtande nehmen konnte.

Achtes Kapitel.

Von den Meinungen, Gebräuchen, Religionskenntniſſen und Staatsmaximen der älteſten Völker und Heiden; vorzüglich der Egyptier, Griechen und Römer.

Es iſt ein gänzlich unerweislicher Grundſatz, „daß die „Menſchen von der Erkenntniß des wahren Got„tes zur Vielgötterey übergegangen wären.“ Nichts iſt wahrer und gewiſſer als grade das Gegentheil, daß die Menſchen nach den rohen Begriffen des Polytheiſmus zu den reinern der Einheit Gottes kamen.

Man

Man hat es so lange Zeit für eine leichte Sache angegeben, den Weltschöpfer aus seinen Werken als einen einzigen Gott zu erkennen; und so leicht dieses gesagt ist, so schwer war es dem menschlichen Verstande, ob er gleich endlich ohne alle übernatürliche Mittel dazu gelangte. Mosis Erzählung von der Weisheit des ersten Menschen verleitete die größten Männer unsrer Zeit, dieses zu glauben, gewiß, blos weil sie gewohnt waren dieses überall zu hören, und das Gegentheil als ein Irrthum angesehen wurde. Der Mensch, im ersten Stande der Kindheit, und zurückgehalten durch den gänzlichen Mangel richtiger Begriffe, beschäftiget sich anfänglich, wie alle Wilden der alten und neuen Welt thaten, mit nichts anderm als mit der Sorge für die drükkendsten Bedürfnisse. Wir, denen die Geschichte der Erfindungen und Künste bekannt ist, sehen leicht, welche Summe von Jahrhunderten nöthig ist, den menschlichen Geist auf neue Gegenstände zu bringen, die so lange völlig unbekannt im Schoosse der Natur verborgen lagen; wissen, welche Reihe von Jahren die bloße Verbesserung der Erfindungen erfodert, um wirklich praktischen Nutzen zu gewähren. Dabey sind wir mit äußerst vielen Hülfsquellen bekannt; die Kenntniß der Werkzeuge und Handgriffe erleichtern die längst erfundenen Künste, so wie die jetzigen Erfindungen ungemein. Den ältesten Menschen fehlte es an allen vorbereitenden Begriffen, auch an aller subsidiarischer Kenntniß. Welche ungeheure Summen von Jahren waren daher nicht nöthig, allmählig den menschlichen Geist nur erst bis zur Kenntniß der mechanischen Künste und der bequemern Einrichtung des menschlichen Lebens zu bringen? Konnte der Geist, der mit dem tiefsten Elende (nach unsern jetzigen Begriffen von Glück) zu kämpfen hatte; der kaum für seine Erhaltung zu sorgen fähig war, konnte der sich wohl mit spekulativischen Arbeiten beschäftigen, die eine ganz andere

dere Vorbereitung nöthig haben, als diejenigen, welche die Lebensbedürfniſſe erheiſchen? Was dieſer Behauptung kein kleines Gewicht giebt, iſt das fabelhafte Zeitalter aller Nationen, welches an eine gänzliche unbekannte Epoche ſtößt, wo alle Nachforſchungen über die Geſchichte der Menſchheit vergebens ſind, und wir blos von gleichen jungen Völkern auf die älteſten ſchlieſſen können. Wer hatte, zur Zeit einer völligen Kindheit des Verſtandes, die Annalen der Menſchheit aufſetzen ſollen? Gewiß der erſte, der Nachrichten auf die Poſterität zu bringen ſuchte, hatte längſt vergeſſne Jahrhunderte, oder gar Jahrtauſende hinter ſich, von welchen ſich ganz und gar nichts ſagen und erzählen ließ; weil entweder die Menſchen erſt nach und nach die Sprache erfonden, und folglich mit den vorhergehenden Zeiten gänzlich unbekannt waren, wo die Menſchen in einer Art von thieriſchem Zuſtande lebten, oder weil die Sprache ſo einfach war, daß ſie damit nicht viel mehr als die natürlichſten Bedürfniſſe ausdrücken konnten. Hieraus erkläre ich mir aufs deutlichſte die ungeheuren Menſchenalter in den Chronologien der Egyptier, Tartaren, Indianer, Sineſer und andrer Völker, deren Geſchichte jederzeit vom wahren aufs zweifelhafte Zeitalter ſtößt, und ſich endlich in undurchdringlichen Dunkelheiten verliehrt, aus welcher nur die einzige Wahrheit hervorblickt: „daß die älteſten Völker ihrer Nationen wilde „Völker geweſen ſeyen.“

Jeder uneingenommne Leſer ſieht hieraus von ſelbſt ein, wie unmöglich es ſey, richtige Kenntniß von Gott bey den älteſten Völkern vorauszuſetzen. Hiezu waren ganz andre Vorbereitungen nöthig, und die geſittetſten Völker der Welt kamen nur nach vielen Irrthümern und Unrichtigkeiten dazu, dieſes Weſen zu erkennen.

Der ungesittete Mensch kann sich vorerst mit nichts anders als mit der Verbeßrung seines Zustandes beschäftigen, welche ihn vor allen Dingen auf die Künste leitet, welche den Uebeln der Menschheit abhelfen. Erst, nachdem er diese wichtigen Hindernisse überstiegen, wenn Kultur der Erde, der Sitten, der Künste, der Naturkunde, der Staatsgesetze, u. s. w. einen gewissen (wohl gar den höchsten) Grad erreichen; erst wenn der menschliche Geist, die mancherley Quellen des Irrthums entdeckt und erschöpft hat, und nun im Stande ist sie zu vermeiden, dann erst kommt er auf den Gedanken von der Einheit Gottes.

Wer dieses verwerfen wollte, müßte die Geschichte aller Völker und Nationen der Welt läugnen und umstießen; nicht glauben, daß je Vielgötterey und Irrthum der Philosophen gewesen wäre, und annehmen wollen, Sokrates habe lange vor Kadmus gelebt, und was dergleichen Ungereimtheiten mehr wären.

Wie unrichtig der Grundsatz sey, daß nie ein Volk so wild gewesen, welches nicht wenigstens einige richtige Begriffe von Gott sollte gehabt haben, erhellt aus der Geschichte der jetztlebenden wilden Völker, in der Südsee und in der alten Welt. Herr Sonnerat sagt von den Madagassen, daß sie, eigentlich zu reden, gar keine Religion hätten. Sie glauben, wie die Neger im Innern von Afrika und an dessen Küsten, einen guten und bösen Gott, wovon sie den ersten nicht achten, weil er ihnen ohnehin nichts Böses thut, und den letztern aus Furcht verehren, damit er ihnen nicht schade, und vermuthlich haben sie ihren Jambav den Arabern zu verdanken, die an ihrer Küste einstens scheiterten. In der Bay Antongil verehren sie einen Vadamier, der aus der Asche eines wohlthätigen Oberhaupts gewachsen seyn soll.

ſoll. d) Wie mögen erſt die Begriffe dieſer Völker vor ihrer Zuſammentretung in Geſellſchaften geweſen ſeyn, und wie viele Völker in Amerika ſind nicht bekannt, welche nicht die geringſten Begriffe von einer Gottheit haben! Die Einwohner der Gegenden unter dem Antarktiſchen Polkreiſe ſind hierin eben ſo unwiſſend, als ſie es in Anſehung der Bequemlichkeiten des Lebens ſind, und ſelbſt in den gemäßigtern Gegenden von Amerika ſind Menſchen angetroffen worden, die noch nicht einmal die Fähigkeit beſaßen, weiter als an ihre Bedürfniſſe zu denken, und jetzo, ſich — Brandtewein zu verſchaffen. Zu Beſtärkung dieſes Satzes werde ich meinen Leſern eine Stelle des Don Antonio de Ulloa mittheilen, der zu den glaubwürdigſten Männern gehört. Er ſagt: „Die Indianer in Südamerika, welche unter der Herr„ſchaft der Inkas ſtanden, erwieſen der Sonne eine „Verehrung, der ſie verſchiedne Tempel erbauten, wo„von noch jetzt die Ruinen vorhanden ſind. Von denen, „welche nicht unter dieſer Herrſchaft geſtanden haben, „und die bis zu den gegenwärtigen Zeiten wild, und „ohne alle Spuren von Kultur ſind, weiß man nicht, „daß ſie die Sonne, oder irgend ein anderes beſtimmtes „Weſen verehren. Sie ſind von Natur abergläubiſch, „und nach den verſchiednen Gelegenheiten, die ſich ihnen „auf eine zufällige Weiſe darbieten, pflegen ſie den „verächtlichſten Gegenſtänden, die ihnen vorkommen, „eine Ehrerbietung zu bezeugen, ob ſie gleich nicht ſo „weit gehen, ihnen eine förmliche Verehrung oder An„betung zu erweiſen. Eben dieſes bemerkt man bey den „verſchiednen indianiſchen Völkerſchaften in Nordame„rika, welche die dortigen weitſchichtigen Landſtriche „bewoh

d) Sonnerats Reiſen nach Oſtindien, IV. Band, III. Kap. S. 315 der deutſchen Ueberſetzung in 8vo.

„bewohnen. Verschiedene Franzosen haben zehn bis „zwölf Jahre unter ihnen gelebt, um ihre Sprache zu „erlernen. Den Nachrichten, die sie uns gegeben ha„ben, zufolge, finden sich unter ihnen nicht die gering„sten Spuren von Religionsgebräuchen, oder etwas, „das nur einigermaßen einer Religion ähnlich wäre; sie „versichern, daß sie keine Begriffe bey ihnen entdeckt „haben, woraus man schließen könnte, daß sie einige „Kenntniße von einem höchsten Wesen oder Vorstellun„gen hätten, daß sie von einem Schöpfer, der Alles er„schaffen, abhiengen; daß für sie alle Zeiten und Tage „ohne Unterschied und gleich wären; daß man kein Ge„bet, Opfer, noch irgend eine Art von Anbetung an„träfe.“ c) Mit allem Rechte könnte man also sagen, „daß kein wildes Volk je richtige Begriffe von Gott ge„habt habe, noch haben könnte.“ Es scheint, als erfoderte der Mensch ebenfalls einen gewissen Zeitraum, in welchem sein Geschlecht der Reife näher kommt, wie es die Erde fodert, welche, wenn sie entweder durch groſse Revolutionen gelitten, oder, wie der gröſste Theil von Amerika in einem Stande der Wildheit sich befindet, nur allmählig in ein gesundes Land sich umschaffen läßt.

Vermuthlich ist keinem meiner Leser der Streit unbekannt, den die ehrlichen Franziskaner mit den Jesuiten in Frankreich hatten, und von welchen die erstern mit aller möglichen Aufrichtigkeit gestanden, daß die Wilden gar keines Unterrichts fähig wären. Lange hatten sie in Kanada und bey den Huronen sich beeifert, einige Einwohner zur christlichen Religion zu bekehren. Sie tauften zwar einige, aber sie fanden ihre Proselyten zu

c) Ulloa's Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika, 2ter Theil. S. 170. 171.

zu dumm, zu unfähig, das geringſte von der Religion zu behalten, noch weniger zu faſſen. Sie befragten ſich hierüber bey der Sorbonne zu Paris, welche ihnen aufgab, die Taufe nicht eher zu ertheilen, bis der Neubekehrte wenigſtens die unentbehrlichen Kenntniſſe der Religion begriffen hätte. Die armen Franziskaner unterrichteten ſich matt und müde, und da ſie alle Urſache hatten, an dem glücklichen Erfolge ihrer Arbeit zu verzweifeln, ſo nahmen ſie einige Jeſuiten zu Hülfe, die ihr Geſchäft damit anfingen, die Franziskaner zu verjagen.

Die Jeſuiten, welche Meiſter vom Platze blieben, verbreiteten bald hernach ganz unerhörte Nachrichten über den feinen Verſtand der Wilden und die Stupidität der Minoriten, und wurden am Ende ſo dreiſte, zu Bordeaux ein Heft drucken zu laſſen, worinnen ſie Ludwig XIV. Glück wünſchten, daß unter ſeiner glorreichen Regierung, durch die Jeſuiten, alle Einwohner von Neufrankreich ſich bekehret hätten. Die Minoriten, welche die ganze Lüge in ihrem Umfange einſahen, eröfneten den Proceß gegen die Jeſuiten, und der König ließ die Wahrheit der jeſuitiſchen Behauptung auf Ort und Stelle unterſuchen. Unglücklicher Weiſe fand man, daß die Herren Jeſuiten da angefangen hatten, wo die Minoriten endigten, und daß ſie ohne weitere Umſtände nur getauft hatten, ohne ſich um die Religionskenntniſſe ihrer Neubekehrten zu bekümmern. Es ergab ſich, daß in ganz Neufrankreich nicht ein einziger Wilder war, der für einen Schluck Brandtewein ſich des Tages nicht hätte zehnmal taufen laſſen, und daß ſie auch nicht ein Wort von der chriſtlichen Religion wußten. f) Die Spanier

f) Defenſe des Recherches philoſoph. ſur les Americains, chap. X. pag. 39. 40.

Spanier giengen gar so weit, daß sie die Amerikaner, wie der Pater **Charlevoix** die von St. Domingo, nicht einmal für Menschen erkennen wollten, und kraft cessen sie von ihren Hunden hetzen und mit ihnen futtern ließen. z)

Diese und diejenigen Völker, die ihnen ehedem gleich waren, sind es, von denen man glauben konnte, als hätten sie richtige Begriffe von Gott. Es ist gewiß keine Art von Ungereimtheit, die sich nicht eben so leicht behaupten ließe als diese. Unbekannt ist es, wie viele Jahrhunderte diese Wilden in Amerika leben, ohne an Kultur zugenommen oder solche Fortschritte gemacht zu haben, aus welchen sich auf eine baldige Entwicklung derselben aus dem rohen Stande der Brutalität zur Aufklärung hoffen ließe.

Die Wilden im Innern von Afrika sind uns länger bekannt, und an ihnen sieht man mit der größten Evidenz,

z) Die Hunde des Vasko Nunnez zerrissen 50 Personen von der Familie des Caziken von Quarequa, und überhaupt mehr als zweytausend Amerikaner. In der Schlacht von Caramalka formirten die Hunde die erste Linie der Schlachtordnung, und verrichteten solche Heldenthaten, daß ihnen der spanische Hof eben den Sold wie den Soldaten auszahlen ließ. Der Hund Berecillo stand auf dem Kriegsetat monatlich mit zwey Realen. Der Hund Brunus, welcher in Fernand Cortez's Armee diente, wurde nach einer schrecklichen Niederlage, die er unter den Amerikanern anrichtete, von den Pfeilen der Ungläubigen erschossen, und stürzte, nach Garcilasso, die Christen in die tiefste Trauer. Indessen sind sie so delikat, daß sie das Fleisch eines amerikanischen Frauenzimmers nicht so gerne wie jenes eines Wilden essen. Die Märkte mit zerstückten Peruanern für die Hunde sind zu bekannt, als daß ich zur Schande der Menschheit mehr davon sagen sollte. Siehe philos. Untersuch. über die Amerikaner, I. Band, S. 52. 61. u. 178.

Evidenz, wie unmerkbar die Fortſchritte der Ausbildung bey wilden Nationen ſind, wenn ſie ohne Gemeinſchaft mit Geſitteten leben, und wie noch weit langſamer und unmerklicher ſie zu einer Zeit ſeyn mußten, da dieſe Hülfsmittel weder auf eine nahe, noch auch auf die entfernteſte Weiſe wirken konnten. Hieraus läßt ſich eben ſo gewiß auf das ungeheure Alter der Erde ſchlieſſen, als aus jenen ungeheuren Korallenfelſen, welche die Baſis ſo vieler und großer Inſeln im Südmeere ſind, und von einer gewiſſen Thierart hervorgebracht werden, oder aus der Entſtehung der Gebirge durch Vulkane, die vor vielen Jahrtauſenden ſchon verlöſchten, nachdem ſie Jahrtauſende gearbeitet hatten die ungeheuren Maſſen von Gebirgen zu ſchaffen. h)

Es war der Menſchheit von Anfang ihrer Entſtehung her ſo unmöglich, Begriffe, man nehme ſie auch ſo verworren und dunkel an, als man wolle, von Gott und ſeiner Exiſtenz zu haben, daß wir uns im Gegentheil überzeugen müſſen, daß die Menſchen nothwendig lange Zeiten hindurch ohne die geringſte Kenntniß ſeyn mußten.

Allmählig brachten die Bedürfniſſe die Künſte hervor, welche den Menſchen Bequemlichkeiten verſchafften, und ihnen Zeit übrig lieſſen, gewiſſen Uebeln entgegen zu arbeiten, die dem Glück des geſellſchaftlichen Lebens zuwider waren. Man fieng an auf Sicherheit ſeines Lebens, ſeines Eigenthums und der ganzen Geſellſchaft aufmerkſam zu werden; erfand gewiſſe politiſche Verfaſſungen, Staatsgeſetze, und begann allmählig,

h) Hamiltons Beſchreibung des Veſuvs, wo er ſeinen Bemerkungen zufolge beweiſt, daß alle Vulkane auf flachen Gegenden entſtunden, und durch die Auswürfe zu Bergen wurden

da das Beste der einzelnen Staatsglieder, vereinigt mit einander, das Beste des ganzen Staats ausmachte, gewisse Verbindlichkeiten einzugehen, welche öffentlichen Schutz gewährten. Die Liebe zum Eigenthum war die Mutter der Erdmeßkunst und die Erfinderin der Arithmetik. Indessen zeichneten sich nur diejenigen Menschen als Weisen und Erfinder aus, die durch eine glückliche Konkurrenz von Umständen ihre Fähigkeiten mehr wie der allgemeine Hause entwickeln konnten; und die natürliche Folge war, daß man den Erfindern der nützlichen Künste und Wissenschaften eine Achtung schenkte, welche dem Nutzen gleich kam, den sie stifteten, und den Grund zur Herrschaft legte.

Nachdem die Menschen in ihren Fortschritten so weit gekommen waren, daß für die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten gesorgt war, so fingen sie an sich an Werke zu machen, wodurch ihr Andenken auf die Nachkommenschaft fortgepflanzt würde. Diesen Ursachen haben wir das große Werk der Kaldäer, den Thurm des Bel, und die ungeheuren Massen von Pyramiden in Egypten zu verdanken, deren Entstehung in ein dunkles und sehr entferntes Weltalter fällt, und deren Existenz wir bezweifeln würden, wenn sie nicht noch wirklich, den Thurm des Bel ausgenommen, vorhanden wären.

Durch die Kenntnisse der Geometrie kamen sie allmählig auf die Kenntniß des ganzen Landes, seiner Produkte und Naturgeschichte, welche den Grund zur Arzneygelahrtheit legte, die freylich keinen hohen Gipfel erstieg, da die anatomischen Kenntnisse, selbst bey den Egyptiern, nicht weit her waren. Der immer heitere Himmel leitete sie auf astronomische Kenntnisse, lehrte sie die Eintheilung in Monden und Jahre, artete aber bald in abergläubische Astrologie bey allen Völkern aus, so daß sie es nicht weit darinn brachten, und es

unsern

unſern Neutonen und andern aufbehalten blieb, die groſſe Entdeckungen zu machen, die unſre Jahrhunderte über alle, auch die aufgeklärteſte Zeiten der Griechen, erheben. Nur dieſen war es aufbehalten zur richtigen Erkenntniß Gottes, nach langen Anſtrengungen des Menſchenverſtandes, zu gelangen, und hierin alle Nationen weit hinter ſich zurückzulaſſen.

Die andern Völker, bey denen zwar im Verhältniß ihres Zeitalters hie und da die Begriffe aufgeklärt genug, aber vom Ziele der Vollkommenheit noch unendlich weit entfernt waren, verfielen nach dem allgemeinen Gange der Menſchheit zuerſt auf die Anbetung der Sonne und des Mondes, von welchen ſie ſo viele Wohlthaten empfiengen, und von dieſer allmählig auf die Verehrung aller Dinge, die ihnen entweder nützlich oder ſchädlich waren. So brachte Wildheit gänzlichen Mangel an religiöſen Begriffen, Dankbarkeit und Furcht aber bey kultivirteren Nationen Gottheiten ohne Zahl hervor, denen man, dem Mangel an beſſern Kenntniſſen zufolge, Geſchenke und Gaben, Menſchen, Thiere und Gewächſe zum Opfer darbrachte; Götter, die man glaubte durch ſchmeichelnde Gebete beſtechen, durch Kniebeugen, Demüthigungen und Kaſteyungen vergnügen, und durch Gaben, Gelübde und Aufopferungen beſänftigen zu können. Nichts wurde verabſäumt, ihrem Stolze und Ehrgeiz zu ſchmeicheln; man ſchmückte ihre Bildſäulen mit dem Koſtbarſten was die Erde hatte, man ließ ihre Päane auf Inſtrumenten und auf Jubelgeſängen ertönen; man feyerte ihnen zu Ehren Feſte mit dem gröſten Pomve, erbaute ihnen herrliche koſtbare Tempel; gab ihnen einen glänzenden Hofſtaat von Dienern und geweihten Prieſtern, ſetzte ihnen Speiſe und koſtbaren Trunk hin, und damit ihnen nichts fehlte, ſo weihte man ihnen die erſten Früchte der Jungfrau-

schaft, die ——. Aber nicht umsonst hielten die Völker ihre Götter so herrlich; Vater- Mutter- und Brudermord, Schandthaten, Bosheiten, Niederträchtigkeiten und alles, was man in der Natur abscheuliches begehen konnte, mußten diese dem Opfernden bey seinem Versöhnungs- und Reinigungsopfer vergeben. Nicht gutes, moralisches Leben, sondern freygebige Geschenke, machten Verbrechen wieder gut. i)

So war die Religion aller Völker beschaffen, so die Mißbräuche, die man sogar Jahrhunderte lang in der christlichen duldete, welche nichtsweniger als ähnliche Handlungsarten foderte. Doch ich gehe ins nähere Detail, und werde mich in gehöriger Ordnung über die Meinungen der Völker von Gott und ihre Religionsgebräuche einlassen; und meinen Leser bitte ich, nie ausser Acht zu lassen, in wieferne die Mosaischen Lehrsätze und Gebräuche mit jenen der ältesten Völker Aehnlichkeit haben. Ich fange an mit den Egyptiern.

Sehr viele alte Schriftsteller geben die Egyptier (und Phönizier) für die Erfinder der Vielgötterey an. Dieses thun nicht allein Profanscribenten, als Ammianus Marcellinus, k) Diodor, l) Lucian m) Herodot, n) sondern auch die Kirchenväter, als Eusebius, o) Laktanz p) u. a. Ist dieses wahr, so hat

i) Meiners Hist. doctr. de vero Deo. Part. I. pag. 19. 20. 21. seq.

k) Amm. Marcell. Hist. Lib. XXII. Cap. 16. ad finem.

l) Diodor. Sic. Bibl. Lib. I. cap. 11.

m) Lucian. de dea Syra c. 2. Vol. III. Edit. Reiz.

n) Herodot. Lib. II. c. 4.

o) Euseb. Praepar. Evang. Lib. I. c. 6. p. 17. et c. 9. p. 30.

p) Lactant. Instit. Lib. II. c. 13.

hat **Diodor** recht, wenn er in der angeführten Stelle q) die Egyptier für das älteſte Volk hält, denn beyde Dinge können nicht von einander getrennt werden. Aber mir kömmt es vor, als wäre es ſchwer zu beweiſen, welches Volk das älteſte ſey, da die Annalen aller Völker ſich in einer nothwendigen Dunkelheit verliehren, und ſich alſo nie über den Urſprung der Völker etwas gewiſſes wird feſtſetzen laſſen. Um allen Widerſprüchen zu entgehen, ſo überlaſſe ich meinem Leſer zu entſcheiden, ob er die Phönizier für älter, oder gleichzeitig mit den Egyptiern halten will. Die Aethiopier machten den Egyptiern von den älteſten bekannten Zeiten her das Alterthum ſtreitig, und behaupteten, daß die Egyptier eine äthiopiſche Kolonie wären, welche Oſiris aus ihrem Lande geführt habe. Ihren Traditionen nach, war Egypten ehedem ein Theil des Meeres, welches auch aus den Bemerkungen des Herrn **Niebuhr** wahrſcheinlich wird, indem dieſer reiſende Gelehrte an dem arabiſchen Meere hohe trockne Korallenfelſen fand, welche doch ehedem im Meere ſtanden: ſonach wäre nichts glaublicher, als die ganze Ueberſchwemmung des Delta und der angrenzenden Gegenden des Nils diesſeits der Katarakten, welche Gegenden von Theben an die niedrigſten, und zugleich diejenigen waren, die im Verfolg die meiſte Bevölkerung hatten. Dieſes wäre bis a. die thebaiſche Wüſte ſehr gewiß, wo ſich das Erdreich zum Theil erhebt, wo aber, nach **Irwins** Berichten, hie und da groſſe Strecken liegen, welche ehemals überſchwemmt geweſen zu ſeyn ſcheinen. Die Urſache, die ſie angaben, iſt ſehr richtig. Durch den Schlamm des Nils, der aus Aethiopien kam, bildete ſich bekanntlich das Delta,

q) Diodor. Lib. I. cap. 10. wo er dieſes als eine Behauptung der Egyptier erzählt.

und die langen Ueberschwemmungen können ein gleiches mit einem großen Theile Niederegyptens bewirkt haben. Sie behaupteten, die Egyptier hätten ihre meisten Gesetze von ihnen. Ihre Gebräuche, z. E. die Vergötterung ihrer Könige, die Balsamirung ihrer Todten, die Bildhauerkunst, die Hieroglyphik, die Verfassungen der Priester und dergleichen, wären aus Aethiopien nach Egypten transplantirt. r) Aus diesem und was ich hierüber in der Note a) gesagt habe, erhellet wenigstens so viel, daß die Behauptungen der Aethiopier viel wahrscheinlicher sind, als jene der Egyptier, und daß sie ihren Ursprung aus Aethiopien haben. In diesem Falle wären diese, und die Phönizier unstreitig älter. Nichts wäre alsdann auch gewisser, als daß man den Ursprung der Religion der Egyptier bey oftenwehntem Volke zu suchen hätte. Was diese Meinung noch bestärkt, sind die Aushöhlungen der Felsen, die man hie und da mitten in Aethiopien antrifft, t) woselbst nach Bermudez sich viele unterirdische Höhlen befinden, deren man auch in Egypten eine Menge findet, wobey das Labyrinth, die Ge-

r) Idem Lib. III. cap. 3.

s) Was mir diese Behauptung wahrscheinlich macht, ist dieses. Necco verband den Nil mit dem arabischen Meere durch einen Kanal, und wir finden diesen Kanal unter dem Namen Fossa Trajani, der nachher Kalitz-Emir-al-Mumenim zu Omars Zeiten genannt wurde, und in dieses Meer bey Koolsum gieng; das arabische Meer muß also mit dem Nil in den Zeiten dieses Kalifen eine ziemlich gleiche Höhe gehabt haben. Es käme darauf an, die genaue Höhe der alten Ufer des rothen Meeres zu erforschen, so wie die Höhe der Lage der Korallenklippen, die jetzt ganz auf dem Trocknen stehen, und in allen Meeren keine geringe Höhe haben, so würde man gewiß bestimmen können, wie weit Egypten ehedem zum Meere gehört habe oder nicht.

t) Alvarez rer. Aethiop. cap. 44—55.

Gewölbe unter den Pyramiden, die Höhle des Syros Artemidos zu Beni Haſan, keinen kleinen Rang behaupten. Es iſt überdem nach dem Kanon des Eratoſthenes gewiß, daß die erſten Könige ihre Reſidenz zu Theben hatten, welches unweit den Katarakten lag, daß ferner Niederegypten weit ſpäter bevölkert wurde als die Landſchaft Thebais, welches daher kam, weil ſich die Kolonie von den Höhen Aethiopiens nach dieſer Landſchaft herabzog.

Dem ſey indeſſen wie ihm wolle, ſo iſt kein Volk jemals mehr erhoben und mehr verachtet worden, als die Egyptier. Beydes unſtreitig mit vielem Unrechte. Es giebt eine Mittelſtraße, die man gehen muß, wenn man nicht irren will. In Rückſicht auf die richtigen Kenntniſſe einer nur mittelmäßigen Philoſophie, verdienen ſie gewiß die großen Lobſprüche nicht, welche man ihnen ſo lange gegeben; von der andern Seite aber auch nicht den Tadel, womit man ſie in Rückſicht auf Baukunſt, Naturkunde und Politik unbilliger Weiſe überhäuft hat. Die Zeit, in der ſie lebten, die eignen Grundſätze und Bedürfniſſe der Prieſter ließen die Entwicklung philoſophiſcher Kenntniſſe nur in geringem Grade zu, beförderten aber die Ausbildung einer Politik, wie ſie ihrem Lande angemeſſen war, und zugleich die Kultur der mechaniſchen Künſte. Das, was man ihren Werken der Kunſt vorwerfen kann, iſt der Umſtand, daß eine gewiſſe Abneigung gegen Neuerungen, ſie mochten ſo unbedeutend ſeyn als ſie wollten, aus denſelben hervorleuchtet, und ihren Geſchmack als einſeitig darſtellt, wie die außerordentliche Gleichförmigkeit ihrer Gebäude beweiſt. Ihre Pyramiden ſind ſehr wenig von einander verſchieden, und alle ihre Obelisken ſehen ſich alle ganz ähnlich, ſo daß blos die Hieroglyphen ihre Verſchiedenheit bezeichnen.

Da die Egyptier, wie ich für wahr annehme, aus Aethiopien abstammten, so waren sie eigentlich ein Volk von Troglodіten, woher sich auch ihre große Neigung schließen läßt, die sie hatten, unter der Erde große Werke der Kunst anzulegen, u) sich daselbst aufzuhalten, zu studiren und ihre Mysterien zu feyern. Ihre Gebäude hatten sogar das Gepräge dieses Hanges. Sie hatten Wohnungen wie künstliche Felsen, Mauern, deren Dicke nicht weniger als 24 Fuß, und deren Säulen im Umfange 30 Fuß betrugen. Freylich ein chargirter riesenmäßiger Geschmack, wie er in der Kindheit der Künste seyn konnte, und der besonders aus den ungeheuren Pyramiden hervorleuchtet, deren unterirdische Gewölbe bis 160 Fuß unter dem Fundament lagen, und wovon Ammianus Marcellinus sagt, daß sie durch große Gänge an einander hiengen, und die sie deshalb anlegten, um das Andenken ihrer Gebräuche gegen eine Sündfluth zu sichern, von der sie glaubten, daß sie nahe wäre. x) Diese unterirdischen Gänge erstreckten sich von einer Pyramide zur andern. Eine solche Bewandniß hatte es mit jener zu Memphis und andern Gängen, welche sich bis nach der Pyramide des Labyrinths erstreckten. Pausanias y) hat uns das Andenken der Syringen, oder Gänge aufbehalten, welche man noch jetzo in der Gegend antrifft, wo die Bildsäule des Memnons stand, welche Kambises zum Theile zertrümmern ließ, um die Ursachen zu erforschen, warum sie zu gewissen Zeiten bey Aufgang der Sonne einen Ton von sich gab. Noch bis jetzo sind die Höhlen zu Selinon, Benis

u) Eine Beschreibung des Labyrinths findet der Leser bey Herodot. Lib. II. cap. 140.

x) Ammian. Marcell. Lib. XXII. cap. 15. ad finem.

y) Pausan. in Attic. Lib. I. cap. 42.

Beni-Haſan, Hipponon, Silſili-Hieracon, Algi, die Höhlen Biban-el-Moluck, (welches Gräber der Könige aus der erſten Dinaſtie ſind) und Antäopolis bekannt. Dieſe tiefe Höhlen, die unter der Erde lagen, wußten ſie mit Kalkſteinſchichten gegen alles eindringende Waſſer zu befeſtigen. Wie viele mögen noch unbekannt unter der Erde liegen, da es ſchwer iſt unter der Regierung zu Kahira deshalb Verſuche zu machen, und man in den Verdacht, Schätze graben zu wollen, wozu die heutigen Beſitzer Egyptens einen großen Hang haben, unausbleiblich verfällt. In dieſem Geſchmack war der hohle Fels vor dem Tempel zu Saïs, welchen der König Amaſis aus der Gegend von Elephantine herbeybringen ließ. z)

Dies waren die Oerter, wo ſie meiſtens die Hälfte ihres Lebens zubrachten, der Grund jener Geheimhaltung ihrer Kenntniſſe, der uns nie zur Gewißheit über ihren innern Werth wird kommen laſſen, und der Ort ihrer Miſterien, von welchen ſich gar nichts beſtimmtes und richtiges ſagen läßt, was auch darüber geſchrieben ſeyn mag.

Wozu die Egyptier dieſe ungeheuren Maſſen, und jene großen ungeheuren Tempel, a) unter denen ſich der Tempel des Serapis zu Memphis auszeichnete, erbaut haben, werden wir im Verfolge ſehen, und finden, daß es Folgen ihrer Politik waren.

Dies iſt alles, was von den großen Gebäuden der Egyptier übrig geblieben iſt, die Tempel ungerechnet, über welche ich mich hier nicht weiter auszubreiten willens bin.

Wir

z) Herod. Lib. II. cap. 166.

a) Ammian. Marcellin. l. c.

Wir folgen ihnen nun in Rückſicht auf ihre Kenntniſſe in der Bildhauerkunſt und Malerey. Von dieſer letztern, die ſo gut wie die Griechiſche, welche man in den Hellabiſchen und Aſiatiſchen Styl theilte, b) ihren karakteriſtiſchen Styl hatte, behauptet **Plato** mit Gewißheit, daß ſie von den Egyptiern ſeit 10,000 Jahren her getrieben worden. c) Ein großer Zeitraum, aber für die erſten Erfinder gewiß kein zu langer Zeitraum. Es liegt wenigſtens nichts ungereimtes darin, daß die Malereyen in den thebaiſchen Höhlen, welche immer trocken ſind, wo weder Regen noch Sonnenſtralen die Farben ausziehen, ſich ſo lange Jahre erhalten können. Nimmt man dazu, daß ihre Farben, vorzüglich ihr Blau, einfacher und dauerhafter waren als die jetzigen, ſo fällt alle Schwierigkeit ihres Alterthums halben hinweg. Daß die hieroglyphiſche Grotte ſehr verfallen iſt, rührt von keiner andern Urſach als von den Verwüſtungen der Araber her. In den königlichen Gräbern von **Biban-el-Moluck** haben ſich die Farben bis auf die jetzigen Zeiten erhalten, ohnerachtet dieſe Gräber unſtreitig älter ſind als die Pyramiden; diejenigen von **Havara** und **Illahen** nicht ausgenommen, welche, nach ihrer Baufälligkeit zu ſchließen, die älteſten in ganz Egypten ſind. d)

Weit haben ſie es zwar weder in der Malerey noch Bildhauerkunſt gebracht, aber dazu fehlten ihnen auch die ſchönen Ideale, welche die Griechen aus der Natur ſchöpfen, und auf ihre Bildſäulen und Gemälde anwenden konnten. Die Natur ſelbſt iſt auf eine gewiſſe Art gegen den egyptiſchen Himmelsſtrich gigantesk geweſen; ein ewiger Sonnenſchein ohne Regen, der die Natur mit neuen Farben beleben, und den Künſtler auf die Schat-

b) Plin. Lib. XXXV. cap. 10.

c) Plat. de legib. dial. II.

d) Recherch philoſ. ſ. l. Egypt. Tom. I. chap. 4.

Schattirungen aufmerkſam machen konnte, folglich die Kenntniß des Helldunkeln erſchwerte; ganze Ueberſchwemmungen, die die Stelle des Regens vertraten, und, wenn ſie abgelaufen waren, ein ungeheures Feld von Schlamm, voll allerley Inſekten, Fröſchen, Schlangen, Mäuſen, und dergl. hinterließen; dieſe Dinge waren nicht im Stande, ſie auf Ideen zu bringen, welche Mannigfaltigkeit und Reiz über ihre Gemälde hätte verbreiten können; ihr Styl mußte daher auch eben ſo eigenthümlich werden, als irgend einer in der Welt. Nimmt man hiezu die Häßlichkeit des ſchönen Geſchlechts in Egypten, und daß die Einwohner durch die Bank nicht die ſchönſten ſind, wie man an den heutigen Kopten noch wahrnimmt: ſo wird ſich der Geſchmack der Egyptier leicht erklären laſſen, und warum man in ihren Kunſtwerken mehr den koloſſaliſchen Styl ihrer Naturbegebenheiten und ihres Landes als jene griechiſche Grazie antrifft, welche noch itzt die Bewunderung der Kenner iſt.

Daß die Egyptier gute Anatomiker geweſen, iſt mir unglaublich, denn ſonſt hätten ſie beſſre Kenntniſſe der Chirurgie beſitzen müſſen, worinnen ſie noch nicht ſo weit gekommen waren, daß ſie der Verrenkung des Fußes des **Darius Hyſtaspis** abzuhelfen im Stande waren. c) **Manethon** ſagt zwar in ſeiner Geſchichte, daß ſelbſt ein König über die Anatomie ein Buch geſchrieben, oder beſſer, von der Kunſt zu balſamiren: allein geſetzt auch, daß **Manethon** hierin glaubwürdiger wäre als in andern Dingen, ſo finden wir doch nirgends, daß die Kenntniſſe des menſchlichen Körpers auf die Malerey und Bildhauerkunſt bey den Egyptiern wären angewendet worden. Es ſcheint im Gegentheil als wäre ihnen die Zahl, Lage und das Spiel der Muſkeln

c) Herodot. Lib. III. cap. 129.

Muſkeln, mit den beſondern Wirkungen, welche ſie in mannigfaltigen Nuancen an der Oberfläche des menſchlichen Körpers hervorbringen, gänzlich unbekannt geweſen, dahingegen die griechiſchen Künſtler ſich in dieſem Stücke ſo vorzüglich auszeichneten. Bey dem Studium der unverhüllten Natur würden die Egyptier jederzeit verlohren haben; das Studium der Schönheit konnte bey ihnen nicht getrieben werden, weil die Natur ſie ihnen nur ſparſam zugetheilt hatte; ihre Werke mußten daher jederzeit in der Vollkommenheit ſehr zurückbleiben. Aber hieran waren ſie nicht Schuld, und unter gleichen Umſtänden würden die Griechen die herrlichen Denkmäler nicht vorzuzeigen haben, die wir jetzo bey ihnen finden. Wir würden das ſchönſte Stück, den **Laokoon** nicht beſitzen, wenn Ageſander, Polidor und Athenodor in Egypten, und ſonſt nirgends gearbeitet hätten. f)

Die Perſpektive waren den Egyptiern völlig unbekannt; aber die erſten und meiſten griechiſchen Maler kannten ſie eben ſo wenig. Und wollten wir auch gewiſſen Stellen des Plinius, g) h) Cicero i) und Vitruvs k) Glau-

f) Plinius nat. hiſt. Lib. XXXVI. cap. 5.

g) — — — — XXXV. cap. 4 Habuit et ſcena ludis Claudii Pulchri *admirationem* picturae, cum ad tegularum ſimilitudinem corvi, decepti imagine, advolarent.

h) Loco citat. cap. 10.

i) Cicero de claris orator. At in Aëtione, Nicomacho, Protogene et Apelle jam perfecta ſunt omnia.

k) Vitruv. in praef. Lib. VII. Namque primum Agatharchus Athenis, Aiſchylo docente tragoediam, ſcenam fecit, et de ea Commentarium reliquit. Ex eo monitti Democritus et Anaxagoras de eadem ſcripſerunt, quemadmodum oporteat ad aciem oculorum radiorumque

Glauben beymeſſen, oder ſie über ihren wahren Sinn ausdehnen, ſo zeugen doch die eignen Arbeiten der Griechen zur Genüge, daß ſie es wenigſtens nicht weit in dieſer Kunſt gebracht haben. In den meiſten übergebliebenen Malereyen der Alten fehlt die gehörige Lage gegen das Auge, die Verkürzung und Verminderung, welche ſie nach der Proportion ihrer Entfernung haben müßten. Ihren Vorſtellungen von Gebäuden fehlt Regularität, und den Säulengängen die abfließende nöthige Verkürzung. Sie haben weder gehörige Punkte der Entfernung noch des Geſichtspunkts. Das einzige, was man dagegen einwenden könnte, iſt dieſes, daß unſre meiſten alten Gemälde aus dem Zeitalter Alexanders ſind, und folglich von neuern Malern der Griechen, deren Vorgänger beſſere Kenner der Perſpektive geweſen, und mehr Pünktlichkeit in der Ausführung und Wahrheit im Ausdrucke beobachtet hätten. Indeſſen fällt es ins Unglaubliche, daß ſie eine Kunſt, die auf mechaniſchen Regeln beruhte, ſollten mehr aus der Acht gelaſſen haben als jene, und daß ihre Neigung für Lebhaftigkeit des Kolorits und des Helldunkeln, die bekannten Regeln der Perſpektive gänzlich verdrängt haben ſollte.

Ich bin indeſſen weit entfernt zu behaupten, daß die Egyptier große Maler und Bildhauer geweſen ſeyen, da die Erfahrung gnugſam zeigt, daß ſie auf nichts weniger als Proportion ſahen, und ihrem Harpocrates die Ohren weit über die Naſe ſetzten, welchen Fehler man an

rumque extenſionem, certo loco centro conſtituto, ad lineas ratione naturali reſpondere; uti de incerta re, certae imagines aedificiorum in ſcenarum picturis redderent ſpeciem; et quae indirectis plerisque frontibus ſint figuratae, alia abſcedentia, alia prominentia eſſe videantur

an den meiſten egyptiſchen Bildſäulen in Rom bemerkte, vornemlich an einem Kopfe im Luſthauſe Altieri.

In den Kenntniſſen der Bildhauerkunſt waren die Egyptier wenigſtens ſo weit als in der Malerey. Sie hielten ſich indeſſen an eine gewiſſe eigenthümliche Manier, wodurch es ihnen unmöglich wurde, groſſe Fortſchritte in dieſer Kunſt zu machen. In allem herrſcht ein harter, roher Ausdruck, und alle Stellungen ſind äuſſerſt ſteif. Bey ihren Bildſäulen ſind entweder die Füſſe feſt zuſammengepreſſt, oder die Hände hängen ſteif herab. Dieſen Fehler bemerken wir in den Bildſäulen, welche uns Montfaucon beſchreibt. Auf der LXX. Tafel gehören dazu Nr. 5 eine Iſis, 6. 7. 8. 9. 2. 3. Auf der LXXI. Tafel, 7. 4. 6. 8. 9. 10. 11. 12. Auf der LXXII. Tafel, 1. 2. welche äuſſerſt ungeſtaltet iſt; alles Bilder der Iſis, theils Originale, theils Kopien. Die Bildſäulen des Oſiris auf der LXXIV. Tafel ſind in eben der Manier; beſonders 1. 2. 3. 4. 5. 9. 10. 12. 13. Eben ſo der Harpocrates, Tafel LXXVI. 1. 2. der Aelurus 8. 9. 10. 11. Völlige Ungeheuer ſind ihre Kanopus, Tafel LXXVIII. 1 — 8. Glücklicher waren ſie in der Arbeit von Thieren; ihre Sphinxe, welche die Gottheit unter beyderley Geſchlecht vorſtellten, wie 7. 8. 9. auf der LXXVII. Tafel, waren ihre eigne Erfindungen, und hatten ihren Urſprung aus gewiſſen ungeheuren Ideen, 1) unter denen ſie nach ihrer myſtiſchen Lehre ſich die Gottheit dachten. Syneſius ſagt uns ausdrücklich, daß ſie ein Gebot hatten, nach welchem die Bildſäulen der Götter immer nach der einmal angenommnen Art gebildet werden mußten. So durften ſie die Neitharie anders als ſitzend vorſtellen. In dieſer einfachen und vorgeſchriebenen Art arbeiteten die egyptiſchen Künſtler bis zur Zeit des Ptolomäus Philadelphus. Unter

1) Montfaucons Alterthümer. in der angef. Ausg.

Unter den drey erſten **Ptolomäern** fingen ſie an ihre Kunſt zu verfeinern, denn ſie bekamen nunmehro die ungleich ſchönern Arbeiten der Griechen zu Geſichte, und ſuchten ſie nachzuahmen.

Im Steinſchneiden waren ſie aber allen Völkern überlegen. Dieſe Kunſt iſt bey ihnen ſo alt geweſen, daß ſich ihr Urſprung in der entfernteſten Dunkelheit ihrer Jahrhunderte verliehrt. Bey allen dem mußte die Erfindung um ſo ſchwerer ſeyn, da ihre Edelgeſteine alle andere an Härte übertreffen. Zwiſchen dem egyptiſchen und peruaniſchen Smaragd iſt ein großer Unterſchied, und letzterer iſt weit geringer als der egyptiſche.

In Rückſicht der Tonkunſt, waren ſie unter allem, was dieſes Wort ausdrückt. Ihr **Siſtrum** war eine elende Maſchine, ohne Harmonie und Wohlklang, welche, vereint mit dem Ton der groben Flöte (**Chnue** genannt) und mit dem Gebrülle des Ochſen Apis, die abſcheuliche Muſik hervorbrachte, welche **Claudian** de IV. Conſ. Honor. beſchreibt.

— — — — nilotica Siſtris
Ripâ ſonat, phariosque modos Aegyptia ducit
Tibia, ſubmiſſis admugit cornibus Apis.

Weitläuftiger werden meine Leſer dieſes in des Herrn v. Pauw Recherch. philoſ. ſur les Egyptiens finden, woraus ich dieſes entlehnt habe.

Noch weit ſchlechter waren die Werke der von dem Geiſte Gottes erfüllten Männer **Bezaleel** und wie ſie alle hießen, welche die groteſken Figuren der Cherubim mit Bocksfüßen und Flügeln erfanden. Sie kehrten die Manier der Egyptier hierin blos um, welche, wie die Bildniſſe der Katze auf der LXXVI. Tafel des Montfauconiſchen Werks bezeugen, dieſe Gottheit mit dem Kopf

des Thiers und dem Körper eines Menschen vorstellten. Die israelitischen Künstler änderten diese Art dahin ab, daß sie den Cherubim Gesichter der Menschen und den Leib eines Thieres gaben, welches immer die Schule verräth, etwa die Mendesische, aus welcher sie geschöpft haben. Die Vorstellung ist wenigstens so ungeheuer, als sie in irgend einem asiatischen Kopfe hätte entstehen können.

So waren die Egyptier zwar große Baumeister, vollendeten Werke der Architektur und Malerey, die der Zeit trotzen, ob sie gleich in einem rohen einfachen Geschmack waren, verstanden auch zum Theile die Astronomie, indem sie eine ziemliche Eintheilung der Sonnenwendejahre erfanden; wiewohl sie, meinem Urtheile nach, in dieser Wissenschaft von den Phöniziern zurückgelassen wurden. In den übrigen Künsten waren sie deshalb nicht weit gekommen, weil die Aufmunterung und Verfeinerung derselben den Staats- und Religionsregeln widerstrebte. Jeder findet hier eine zum Theil noch halbwilde Völkerschaft, welche die Künste und Wissenschaften nur in so ferne schätzte, als sie den politischen Gesetzen und dem Triebe zum Erwerb angemessen waren. Aber in der Politik übertrafen sie alle ihre Zeitgenossen. Hiervon werde ich weitläuftiger reden, da die politische Verfassung der Egyptier ein großes Licht über die israelitische wirft, und aufs deutlichste ihren Ursprung verräth.

Die Egyptier hatten bekanntlich eine gewisse Eintheilung in Stämme. m) Der vornehmste war der Stand der Priester, und aus ihnen wurden die Regenten des Volks erwählt. Diese erste Klasse behielt immer den größten Einfluß auf die Regierung, und das große Kollegium zu Meen wachte ohne Unterlaß über die

m) Herod. Lib. II. cap. 155.

die Aufrechthaltung der Sitten, Gebräuche und Rechte, und ſetzte widerſpenſtige Könige ab, und andere an ihre Stelle. Sie waren gleichſam die Stände des Reichs, die großen Ariſtokraten, und der König derjenige, welcher die geſammten Entſchlieſſungen und Geſetze dieſes Staatskörpers ausführte. Er ſchwur gleichſam den Eid der Treue, über den Vorſchriften zu halten, in die Hände der Prieſter, welche ſeine beſtändige Miniſter und Rathgeber waren. Er hatte kein Recht, politiſche und religiöſe Gebräuche zu ändern, nicht einmal, einen Tag ins Jahr einzuſchalten, wenns nöthig war, ſondern die Gleichung der Sonnenjahre blieb den Prieſtern vorbehalten. Von den Regeln der Dietätik durfte er nicht abweichen; mit einem Worte, er war die rechte Hand der Prieſter, durch welche ſie alles thaten was ſie wollten. n)

Die ausgezeichneten Vorrechte der Prieſter entſtanden unſtreitig aus den Meinungen der Egyptier, daß ihre Geſetze göttlichen Urſprungs ſeyen. Niemand konnte alſo mit beſſerm Rechts-Anſpruch machen, über ihre Aufrechthaltung zu wachen, als die Diener der Gottheit. Ich will meinen Leſern die merkwürdige Stelle Diodors hierüber mittheilen. Er ſagt: „Dicendum quo„que nobis de Legum latoribus Aegypti, qui tam „aliena ab aliorum uſu et mirabilia Sancita promul„garunt. Nam poſt antiquiſſimam in Aegypto vitae „conditionem, Deorum imperio, Heroumque aetati, „in fabulis aſſignatam, primus ajunt *Mneves* vir et „magni animi, et inter hoc nomine celebratos de „vitâ optimè meritus, populum induxit, ut juxta „leges ſcriptas vitam inſtituerent. Leges a *Mercurio* „ſibi traditas, unde ingentia vitae bona promanarent, „ſimulavit. Quod apud Graecos in Creta etiam Mi-

n) Diod. Sic. Bibl. Lib. I. cap. 70—72.

„nos, apud Lacedaemonios Lycurgus facilitavit, quo„rum ille Jovi, hic Apollini suas vendicavit. Id „commenti genus apud plures quoque alias gentes „adhibitum, multorum causſa bonorum, persuasis „extitisse ferunt. Nam apud Arianos Zathrauſtes „bonum genium, apud Getas Zamolxis communem „Vestam, apud *Judaeos Moſes Deum* qui *JAO* di„citur legum auctorem suarum finxisse, perhi„betur.“ o)

Ich habe nun noch von den Gesetzgebern zu reden, welche in Egypten Gesetze gegeben, die von denen andern Völkern eben so verschieden, als an sich bewunderungswürdig sind. „Nach Verfließung der älteſten „Epoche der Egyptier, der Regentschaft der Götter und „Herren, bewegte **Mneves**, ein edler und vor allen, „die seinen Namen führten, ausgezeichnet verdienſtvoller „Mann, das Volk, sich geschriebnen Gesetzen zu unter„werfen. Er gab vor, als hätte er sie vom Gott Mer„kurius erhalten, und als würden sie die Quelle der „herrlichſten Vortheile des Lebens seyn. Eben dieſes „that **Minos** bey den Kretensern, und **Lykurg** bey „den Spartanern, von welchen ersterer seine Gesetze dem „Jupiter, letzterer dem Apollo zuschrieb. Eben dieſes „Vergebens bedienten sich die Gesetzgeber anderer Völ„ker, und sollen dadurch viel Gutes bewirkt haben. So „gab **Zathrauſtes** bey den **Arianen** einen guten Ge„nius, **Zamolxis** bey den Geten die Mutter Vesta, „bey den Juden Moses einen Gott, welcher **Jao** (Jehova) „genannt wird, zum Urheber ihrer eignen „Gesetze an.“

Es ist äuſierſt auffallend, daß die Egyptier ihre Gesetze und Staatseinrichtung einem Gotte, der ein Gesand-

o) Diod. Sic. Bibl. Lib. I. cap. 94.

Geſandter der andern Götter iſt, dem Mercur, zuſchreiben, und Moſes die ſeinigen mit eben denſelben Worten einem Gotte, der ein Geſandter der Götter oder Elohim iſt, und Jehova heißt, ebenfalls zuſchreibt. Mich hat es, wie wir im Verfolg ſehen werden, auf den Gedanken gebracht, als habe Moſes ſelbſt ſeine Religion aus der egyptiſchen entlehnt. Doch wir eilen zu den Geſetzen der Egyptier ſelbſt.

„Alle Frauenzimmer waren von dem Throne ausgeſchloſſen.“ Nach dem **Plato**, **Plutarch**, Synesius und allen alten Schriftſtellern, rührte dieſes aus dem Grunde, weil kein Frauenzimmer in den Prieſterſtand treten konnte, aus welchem ausſchließend die Könige gewählt wurden. Sie mußten entweder Prieſter ſeyn, oder in den Orden treten. Dies mußten nicht nur die **Ptolomäer** thun, ſondern ſelbſt **Darius Hyſtaſpis** ließ es ſich gefallen. **Syncellus** p) behauptet zwar, daß ein gewiſſer König **Binotris** dieſes Geſetz aufgehoben habe; allein da alle andere Schriftſteller davon ſchweigen und uns das Gegentheil alſo nicht erweislich iſt, ſo mag es ein Irrthum des **Syncellus** ſeyn, welcher vormundſchaftliche Regierungen mit feſten Regierungen verwechſelte. Sie erhielten keine Ehrenſäulen wie ſouveraine Könige, und die Namen **Skennophris**, **Ameſſes** und **Achenchres** ſind dergeſtalt vergeſſen, daß ſie ſogar in vielen Namensverzeichniſſen der Dynaſtien nicht mit einem Worte angeführt werden. **Herodot** ſagt ausdrücklich, q) daß nie ein Frauenzimmer, (ſo lange die Geſetze nicht durch die **Ptolomäer** umgeſtürzt waren) den Thron von Egypten beſtiegen habe; nur einmal habe eine Prinzeſſin, **Nitokris**, (vermuthlich

p) Syncell. Chronograph. pag. 54.

q) Herodot. Lib. II. cap. 94.

muthlich auf gewaltsame Weise) den Thron eingenommen.

Die Priester bestanden auf dieser Gewohnheit mit so vielem Eigensinne, daß sie ihre Gesetze sogar gegen einen Kambises zu vertheidigen sich erdreisteten. Nie ließen sie ein Frauenzimmer zu ihren Geheimnissen, welche die Basis ihrer Verfassung waren, und doch mußten, nach Klemens von Alexandrien, die Priester (aus denen die Könige gewählt wurden) die Hieroglyphik verstehen, mit der Astronomie, den zehn ersten Hermetischen Büchern, und aller egyptischen Weisheit bekannt seyn. r) Hierzu wurden nie Frauenzimmer gelassen, welches ihre Thronerhebung unmöglich machte.

„In den Tempel des Jupiter Ammon in Thebais „durfte kein Frauenzimmer kommen;“ ja nicht einmal den Ochsen Apis sehen, außer in den 40 ersten Tagen seiner Einführung in den Tempel zu Memphis. Diodor giebt uns davon eine Beschreibung, die dem egyptischen schönen Geschlechte eben nicht zur Ehre gereicht. Er sagt: Per quadraginta illos dies foeminae duntaxat Apim vident, ante ejus faciem constitutae, elevatisque peplis, abrasa inguina ostentant. Caetero deinceps tempore, in conspectum novi Dei prodire illis interdictum est. s)

Eben dieses Amt verwalteten sie auf eine weit abscheulichere Art in der Landschaft Mendes, wo sie sich öffent-

r) Stromat. VI. Herodot. Lib. II. cap. 32.

s) Lib. I. cap. 85. Ed. c. Eben dieses thaten die Israeliten am Berge Sinai, da sie um das gegossne Kalb tanzten, wie die Juden selbst eingestehen. Recherch. philos. s. l. Egypt. T. I.

öffentlich mit Ziegenböcken abgaben. t) Sie tanzten bey den Orgien, trugen den Phallus auf eine Art, die allen Glauben überſteigt, u) verkleideten ſich in Cherubs, und, um ihnen ähnlich zu ſeyn, befeſtigten ſie zwey paar Flügel an ihre Schultern, wie die Cherubs auf den Windeln der Mumien gezeichnet werden; x) und proſtituirten ſich am Feſte bey der großen Proceſſion des Kanopus y) zu Bubaſtis. z) Doch war es, wie ein jeder leicht einſieht, die niedrigſte Klaſſe des Volks, welche dieſes zu thun fähig war. a)

„Bey der Ehe erhält der Mann eine gewiſſe Art, oder Herrſchaft über ſeine Frau.“ Dieſes war ein anderes Geſetz oder Gebrauch der Egyptier, wie uns Horus Apollo verſichert. b) Sonſt hätte auch nie die Polygamie bey ihnen ſtatt finden können, von welcher ſie nach Diodor glaubten, daß ſie die Bevölkerung ungemein beförderte. Nach eben dieſem Schriftſteller war es erlaubt ſeine Schweſter zu heyrathen. c) Dieſe Sitte rührte vermuthlich von einer gewiſſen Religionsmeinung her, nach welcher ſie glaubten, daß Oſiris ſeine Schweſter Iſis zur Frau genommen habe. d) Diodor ſtellt es auch nur als einen Gebrauch vor, der unter den Egyptiern üblich war.

t) Herodot. L. II. cap. 42. Euſeb. præp. ev. Lib. II. p. 51. Strabo de ſit. orb. Tom. II. Lib. 17. p. 604. Edit. Amſt. ap. Janſ. 1652.

u) Herod. Lib. II. cap. 44.

x) Gordon Mumiotheca.

y) Ibid. Lib. I. cap. 55.

z) Strabo Vol. II. Lib. 17. pag. 602. 603.

a) de Pauw. l. c.

b) Hor. apoll. Hieroglyph. Lib. I. cap. 7.

c) Diod. Lib. I. cap. 27.

d) l. c.

Mit der **Einschränkung** der **Weiber** giengen sie nicht gradezu zu Werke, **verboten ihnen aber Schuhe zu tragen,** e) und legten auf das Barfußgehen eine Art von Schande. Diese Verordnung gieng aber nur die vornehmern Klassen an, und jene der Handwerker war nicht darin begriffen. f) Eine Ausnahme, die noch jetzo in allen despotischen Staaten üblich ist.

Ein durch Lokalität hervorgebrachter Grundsatz der Politik war es, daß man die **Unterthanen** mit großen Arbeiten bey den Pyramiden und unterirdischen Kunstwerken beschäftigte. Die Kultur des Landes erforderte nur wenig Zeit, und war gar nicht mühsam, da die Fruchtbarkeit des Landes von den Ueberschwemmungen des Nils abhieng. Um nun das Volk nicht in einen Zustand arbeitscheuer Trägheit und Indolenz zu stürzen, gab man ihm Beschäftigung. Ein Grundsatz, der die Wachsamkeit des Staats auf seine Bürger in ein gutes Licht setzt.

Die Zahl der **Aristokraten** bestand aus dreyßig Männern, welche den redlichsten aus dem Kollegio zum Präsidenten des Gerichtshofes wählten, an dessen Stelle die Bürger einen Richter setzten, welcher das Bildniß der Wahrheit am Halse herabhangend trug. Dieses Bildniß hieng an einer goldnen Kette, und bestand aus lauter **kostbaren Edelgesteinen.** g) Der Kläger gab seine Beschwerden schriftlich ein, und erzählte in seiner

e) Plutarch. Praecept. Conjug. pag. 142. Ταῖς Αἰγυπτίαις ὑποδήμασι χρῆσθαι πάτριον οὐκ ἦν, ὅπως ἐν οἴκῳ διημερεύωσι.

f) Herodot. Lib. I. cap. 9.

g) Diodor. Sic. Bibl. Lib. I. cap. 75.

ſeiner Eingabe das Verbrechen, die Art wie es verübt worden, und die Taxe des dadurch verurſachten Schadens. Der Beklagte erhielt das Klaglibell und excipirte dagegen ſchriftlich. Hierauf folgte die Replik des Klägers und die Duplik des Beklagten, womit der Proceß geſchloſſen war. Die Dreyßig votirten über den Spruch, wenn in den zehn Geſetzbüchern nichts enthalten war, die Sache zu entſcheiden, und der Vorſitzer des Gerichts, der durch Aufhebung des Bildniſſes der Wahrheit gegen die Parthey, nachdem ihre Sache gut oder ſchlecht ausfiel, publicirt wurde. Es iſt aber auch glaublich, daß dieſes nicht in allen Fällen geſchah, ſondern blos in einigen von beſonderer Art. Ein weiteres Verfahren, und Appellation fand nicht ſtatt. Die Richter zogen ihren Gehalt vom Könige, und Sporteln waren gänzlich unbekannt. h)

Die Geſetze ſelbſt waren in vielen Fällen hart, bis Sabaco, ein Aethiopier, dieſe Härte abſchafte; und ſtatt auf Lebensſtrafen zu erkennen, auf lebenslängliche Arbeit zum Beſten des Staats erkannte. i) Dieſe Arbeit muſten ſie geſchloſſen in Ketten in den Städten öffentlich verrichten.

Auf den Meineid war Todesſtrafe geſetzt, um den Eid in Achtung zu erhalten, weil er bey ihnen alle Streithändel, wo die Beweiſe zweifelhaft waren, entſchied. k) Man hielt den Meineid nach der angeführ-

h) Diodor. Sic. Bibl. Lib. I. cap. 75.

i) Ibid. cap. 65. Doch iſt nicht glaublich, daß alle Könige ſich darnach ſollten gerichtet haben. Strabo bezweifelt die Wahrheit dieſes Vorgebens gänzlich.

k) Ibid. cap. 77.

führten Stelle für eine Beleidigung der Ehre der Götter und der heiligſten Rechte der Menſchheit.

„Wer einen Menſchen, der Gewalt litt, oder umgebracht werden ſollte, retten konnte, und ihm nicht „Hülfe leiſtete, verlohr das Leben.“ War er zu ſchwach, ſo mußte er das Verbrechen anzeigen, und den Thäter gerichtlich belangen; verſäumte er dieſes, ſo erhielt er eine gewiſſe Anzahl Schläge, kam ins Gefängniß und erhielt drey Tage nichts zu eſſen. l)

„Verläumderiſche Ankläger wurden als falſche Denuncianten beſtraft.“ m)

„Sie mußten ihre Namen und Gewerbe bey „den Obrigkeiten angeben, und nachweiſen, woher ſie ihr „Vermögen erhalten hatten.“ Wer unrichtig angab, oder es auch durch ungerechte Mittel erworben hatte, wurde mit dem Tode beſtraft. n)

„Der Todtſchlag an einem freyen Egyptier, oder „einem Sclaven, wurde mit dem Tode beſtraft.“ Der Richter ſahe nicht auf die Perſon, an der das Verbrechen begangen worden, ſondern auf das Verbrechen ſelbſt, welches immer gleich groß war. o)

„Wenn ein Vater ſein Kind umbrachte, ſo beſtand „ſeine Strafe darin, daß er drey Tage das ermordete „Kind in ſeinen Armen halten mußte.“ p) Sie glaubten

l) Diodor. Sic. Bibl. L. I. cap. 77.

m) Ibidem.

n) Herodot. Lib. II. cap. 168. Es iſt ein Geſetz des Amaſis, auch Diod. l. c.

o) Diod. l. c.

p) Ibid. Dieſes mußte er öffentlich in Gegenwart des Volks thun. Dieſe Strafe iſt gewiß zu gelinde, aber doch noch weit

ten es wäre unrecht, den am Leben zu ſtrafen, der ein gegebenes Leben wieder zurücknähme.

„Der Elternmord wurde deſto härter und ſchreck„licher beſtraft.“ q)

„Eine ſchwangere Frau, über welche das Todes„urtheil gefällt war, konnte nicht vor ihrer Niederkunft „hingerichtet werden;“ weil der Mann gleiche Rechte auf das Kind hatte, und das Kind ſelbſt unſchuldig an dem Verbrechen war. r)

Dies war die peinliche Halsgerichtsordnung der Egyptier, und ich weiß nur eines Verbrechens mich noch zu erinnern, welches mit dem Tode beſtraft wurde. Es beſtand darin: „wenn der Egyptier muthwillig ein hei„liges Thier umbrachte.“ s) Sie hielten dieſes für eine Beleidigung der Götter ſelbſt, und das Volk gieng hierüber bis zur Wuth und Raſerey. t) Wer aber einen Ibis oder Katze, zufällig oder nicht, umbrachte, wurde ohne Urtheil und Recht von dem Pöbel in Stücken zerriſſen. u)

„Die

weit härter als jene der ſpätern Völker. Wenn bey den Römern Vater und Mutter übereinſtimmend dachten, ſo konnten ſie ohne Furcht vor den Geſetzen ihre Kinder umbringen, oder ausſetzen. Dieſes geſchah nach einer Verordnung des Romulus. Auch hatte der Vater dieſes Recht alleine. Der Gebrauch der Griechen ſtand auch dem egyptiſchen weit nach.

q) Diod. l. c.

r) Ibid

s) Ibid. Sic. Bibl. Lib. I. cap. 83.

t) Ibid. in fine.

u) Herodot. Lib. II cap. 60. Dieſer erzählt dieſes eigentlich; Herodot aber ſagt, daß hierauf unausbleibliche Todesſtrafe geſtanden habe. Der Verf.

„Die Desertion der Soldaten wurde nicht mit dem „Tode, sondern mit Infamie bestraft," x) welches härter war, da die Klasse der Krieger den ersten Rang nach jener der Priester behauptete, und aus derselben Könige gewählt wurden. Doch konnten sie durch ausgezeichnete Handlungen der Tapferkeit wieder davon befreyet werden.

„Wer dem Feinde Geheimnisse entdeckte die den „Staat betrafen, dem wurde die Zunge ausge„schnitten." y)

„Wer die Münze verfälschte, oder das Gewicht, „oder Siegel nachstach, oder öffentliche Schriften unter„schlug, oder falsche unterschob; verlohr beyde Hände." z)

„Wer ein freygebohrnes Frauenzimmer nothzüch„tigte, verlohr das ganze Glied, womit er gesündigt „hatte." a)

„Der Ehebruch mit beyderseitiger Einwilligung, „wurde am Ehebrecher mit tausend Schlägen, an der „Verbrecherin aber mit Verstümmlung der Nase be„straft." b)

„Sie hatten Gesetze gegen den Wucher, und erlaubten nicht, daß die Zinsen über den Werth des Kapi„tals steigen durften." c)

„Der Schuldherr konnte sich blos an das Vermö„gen, nicht aber an die Person des Schuldners hal„ten," d) doch wenn der Schuldner todt war, konnten sie Arrest auf seinen Leichnam legen.

„Die Priester mußten eine Frau zur Ehe haben, „und die mit ihr erzeugten Kinder ernähren." e) Dies mußten

x) Diod. Lib. I. cap. 78.
y) l. c. z) Ibid. a) l. c. b) Ibid.
c) l. c. cap. 79. d) Ibid e) l. c. cap. 80.

mußten ſie im Nothfalle alle thun, wenn der Vater nicht mehr am Leben war.

„Ein Kind, welches außer der Ehe, und ſogar von „einer Sclavin gezeugt wurde, war nicht unehlich, und „folglich frey, f) und galt alſo die Regel nicht: partus ſequitur ventrem.

Dies ſind einige der Staats- und Civilgeſetze der Egyptier, welche zum gröſten Theile ſehr alt ſind; ſehr wenige davon aber, als zum Exempel das Geſetz des Königs **Amaſis**, ſind nach den Zeiten Moſes entſtanden. Sie hatten aber noch eine groſſe Menge andrer Verordnungen und Gebräuche, welche zum Theile verlohren gegangen, theils noch erzählt werden ſollen, in ſo ferne ſie zu meinem Sujet gehören.

So war es ein Staatsgrundſatz der Prieſter, ſo viel möglich **den Handel nach dem Auslande zu hemmen** und zu unterſagen, und blos die Karavanen der Araber und Phönicier g) zuzulaſſen, welche ihnen die Specereyen zubrachten, die ſie zum Dienſte der Götter und zum Balſamiren nicht entbehren konnten, und in Baumöl, Weihrauch, Cedernharz, Judenpech, Myrrhen und Gewürzen beſtanden. Gegen den Seehandel hatten ſie eine gewiſſe Art von natürlichem Abſcheu; auch war in ganz Egypten kein gehöriges Schifsbauholz anzutreffen, ſie mußten daher ihre Zuflucht zu thönernen Fahrzeugen nehmen, deren ſie ſich auf dem Nil bedienten. Sie befürchteten durch den Handel, daß ausländiſche Gebräuche eingeführt würden, und den graden Gang von Ordnung, worauf das ganze Staatsſyſtem des Reichs beruhte, aus ſeinem Gleichgewichte brächten.

Durch

f) Diodor. Sic. Bibl. lib. I. cap. 80.

g) Recherch. philoſ. ſ. l. Egypt. Vol II. Herod. lib. I.

Durch allgemeine Verordnungen in Rücksicht des Unterhalts und der Kleidung hatten sie dem Luxus vorzubeugen gesucht; und da sie denselben eine gewisse Heiligkeit zu geben verstanden, so erreichten sie ihren Zweck so lange, bis die Perser und die Ptolomäischen Fürsten ihre Sitten und Abändrungen einführten, bey welchen (aller Bemühungen der Priester ungeachtet, den alten Gang wieder herzustellen,) der Vortheil des Ganzen verlohr.

Der Hauptgrund ihrer diätetischen Verordnungen waren unstreitig gewisse Krankheiten, welche aus der natürlichen Beschaffenheit ihres Landes und ihrer Nahrungsmittel entstanden oder unterhalten wurden, und die sie eben deswegen verboten. Sie hatten vorzüglich mit dem arabischen Aussatz (Elephantiasis) der Pest und der Augenkrätze (Ophthalmia) zu kämpfen, von welchen erstere und letztere gewöhnlich mit einem Saamenfluß begleitet waren. Hierdurch wurden sie unrein und ausser Stand gesetzt, die Pflichten ihres Amtes zu vollführen. h)

Diese Uebel nöthigten sie, gewisse allgemeine Verordnungen für das ganze Volk, und besondere für einzelne Nomen zu machen, je nachdem sie mehr oder weniger gewissen Arten von Uebeln unterworfen waren. Die Priester aber enthielten sich ungleich mehrerer Dinge als das gemeine Volk, weil sie reiner i) seyn mußten, und dem Dienste der Götter vorstanden.

Der Nilstrom, welcher eine ungeheure Menge von Schlamm aus Aethiopien herab brachte, und damit alle Ebenen

h) Sie wurden es schon nach dem Beyschlaf. Herod. l. II.
i) Ibid.

Ebenen ſeiner Ufer und Kanäle bedeckte, machte durch die moraſtige Ausdünſtungen die Luft äuſſerſt ungeſund. Sie verordneten daher, daß bey der Entſtehung von Seuchen hin und wieder Feuer angezündet würden, um die Atmoſphäre von den Dünſten zu reinigen. Nach dem **Plutarch** und **Dioſcorides** gebrauchten die Prieſter ſogar zum Präſervativ eine Specerey, welche unter dem Namen **Cyphi** bekannt iſt, um damit des Tages etlichemal die Städte zu räuchern; und **Oribaſius** meint, daß ſie auch innerlich gegen die Peſt verordnet geweſen ſey. k) Sie gaben Vorſchriften, wovon die Aerzte nicht abgehen durften, und jeglichem Arzte war eine eigne Art von Krankheit anvertraut. l) Alle Egyptier mußten monatlich drey Tage zur innern Reinigung des Körpers durch abführende Mittel und Klyſtire verwenden, m) dazu bedienten ſie ſich der **Sennesblätter**, wovon die Staude von **Theben** an bis zu den Katarakten wild hervorkam, und welche noch jetzo von **Kahira** durch die Juden über ganz Europa verführt wird; zu eben dem Zweck gebrauchten ſie auch die **Rohrkaſſiens ſtaude**, welche gleichfalls ein einheimiſches Gewächs war.

Um aber den Seuchen ſo viel möglich zuvorzukommen, ſo hatten ſie viele Graben gezogen, um die Feuchtigkeiten und das ſtehende Nilwaſſer abzuleiten; n) und um der Plage der ungeheuren Menge von giftigen und andern

k) Oribat. de ſimplici Lib. 5. cap. 76.

l) Herod. L. II. cap. 78. Diodor. Lib. I. cap. 82. Si medici contra praeſcriptum agant, capitis Judicium ſubeunt.

m) *Idem* l. c. Morbos ut antevertant clyſteriis et potabilibus quibusdam purgamentis jeuniiſque et vomitu corpora medicantur

n) Ibid. Lib. II

andern Insekten, wenn sie lebten oder starben, zu entgehen, hatten sie diejenigen Thiere geheiligt, welche die Reiniger Egyptens genannt wurden, und wozu vorzüglich die Ibis, die Habichte, die Sperber, die Geyer, die Katzen u. dergl. gerechnet wurden; o) daher man sie auch, wie schon oben gesagt worden, bey unausbleiblicher Lebensstrafe, weder aus Unachtsamkeit noch vorsätzlich, umbringen durfte.

Die Egypter hatten eine Menge Blinder, und waren, wie noch heut zu Tage, ganz vorzüglich Augenkrankheiten ausgesetzt. Sie entstanden entweder von den **Merissi's**, welche sie typhonische Winde nannten, und einen heissen feinen Staub bey sich führten, der das Netzhäutchen und die Thränendrüsen verletzte, p) oder von der ununterbrochnen Hitze und dem beständigen Sonnenglanz. **Kornelis von Bruyn** sagt: daß der vierte Theil von Kahira entweder blind, oder von der Blindheit nicht weit entfernt sey. p) Hingegen hatten sie, nach dem Zeugnisse des Kaiser **Hadrians**, die besten Veranstaltungen getroffen, und das Uebel dadurch verringert, daß sie die Blinden mit Arbeiten zu beschäftigen wußten, wodurch sie dem Staate nützlich blieben. Daher entstand auch unstreitig das Gesetz, welches keinen blinden Prinzen von der Thronfolge ausschloß. Wir finden verschiedne Könige, welche mit diesem Unglücke behaftet waren, von denen ich nur den Nachfolger des **Sesostris, Pheron**, anführe. q)

Dergleichen Vorfälle fodern unstreitig die Aufmerksamkeit derer, die am Staatsruder sitzen, und die Priester

o) Fourmonts Beschreib. der Gegend von Heliopolis und Memphis. Prosp. Alpin. de rebus Aegyptiac. L. I. c. 1.

p) von Brüns Reisen, Kap. 40.

q) Herod. Lib. II. cap. 104.

Prieſter der Egyptier machten ihrer Pflicht durch feſte heilſame Verordnungen Ehre. Sie erfanden, belehrt durch lange Erfahrungen, gewiſſe Geſundheitsregeln, welche, nach **Diodor** und **Herodot**, kein Arzt verändern durfte. Dieſes möchte in jedem andern Staate ſeine Inconvenienzen haben, aber nicht in Egypten, wo die Krankheiten einfach, und die Mittel geprüft waren. Eine vernünftige Diät erleichtert noch jetzo dem Arzte ſeine Arbeit, und dieſe war es, welche durch die Geſetze beſtimmt wurde. Diejenigen Speiſen, welche der Geſundheit ſchädlich waren, oder der Krankheit Nahrung gaben, gehörten zu den verbotenen Speiſen. Der Prieſterſtand hatte hierin aus angeführten Urſachen ſchärfere Vorſchriften, als das Volk, dem man ſonſt die Unterhaltungsart zu koſtbar gemacht haben würde, und welches ſeiner mehrern Beſchäftigung und Leibesübungen halber nicht nöthig hatte ſo vorſichtig zu ſeyn wie der Gelehrte. Dieſen Urſachen haben wir die koſtbaren Ueberbleibſel ihrer großen Werke zu verdanken, und ohne ſie würde man vielleicht die Namen von Obelisken, Pyramiden und Labyrinthen nicht kennen.

Das Brod der Egyptier, welches ſie nach **Herodot**, **Kolleſtis** nannten, r) beſtand aus Roggen oder einer Art von Spelt, welche dieſer Schriftſteller Olyra nennt, aber nicht mit der Olyra Linnaei zu verwechſeln iſt. Dieſes Brod wurde mit einem Sauerteig zugerichtet, wovon es den Geſchmack beybehielt. s) Weizen und Gerſtenbrod aber war ihnen gänzlich verboten.

Eben ſo war in den alten Zeiten der Wein gänzlich verboten, t) und man fand keine Weinſtöcke im Lande,

r) Herod. Lib. 2. c. 71.

s) Athenaeus Lib. III. cap. 16. Pollux onomaſtic. Lib. VI. cap. II.

t) Her. Lib. 2. cap. 71.

Lande, bis er unter den spätern Regierungen eingeführt wurde. Bibere cepit (sagt Plutarch im Psametichus,) cum neque bibissent ante, neque Diis libassent vinum, non id gratum Diis rati — indessen war es sehr wenig, was sie trinken durften; Jam vinum ii qui Heliopoli Solem colunt sacris, nullum prorsus (eben so die Israeliten) in templum inferunt —— Reliqui vino utuntur sed modico admodum, habentque multos ritus, quos purè casteque obeunt, vini expertes, ubi philosophando rebus sacrisque docendis ac discendis tempus exigitur. u)

An dessen Stelle hatten sie, nach Herodots Ausdrucke, x) einen Wein, der aus Gersten gemacht wurde, und Zythum hieß. Um ihn lange aufbehalten zu können, versetzten sie ihn mit einer Infusion von Wolfsbohnen, (Lupinus) welche die Stelle des Hopfen vertrat, der bey ihnen unbekannt war. Columnella sagt:

> Iam siser Assirioque venit quae semine radix
> Sectaque praebetur, madido sociata lupino,
> Ut Pelusiaci proriret pocula Zythi. y)

Zu dieser Art von Bier brachte sie die Schädlichkeit des Nilwassers, welches den Aussatz beförderte. Hasselquist machte diese Bemerkung während seines Aufenthalts in Kahira. Ich lasse die Richtigkeit dieser Meinung dahin gestellt seyn, und wage es nicht, eine nähere Ursache desselben, die sich auf eben so zuverläßige Zeugen gründet, und die Ursache des Verbots der Fische in ein näheres Licht setzet, anzugeben.

Herr

u) Plutarch. de Iside et Osirid. Tom. II. oper. pag. 353.
x) Ibid. L. c. et Diodor. Sic. Bibl. Lib. I. cap. 34.
y) Columnella de Cultu hortorum.

Herr Niebuhr fand in Bombay unter dem gemeinen Volke viele Ausſätzige, und erhielt, da er ſich nach der Urſache erkundigte, zur Antwort, daß dieſe Krankheit ſowohl als die Krätze, „von den ſchlechten „Nahrungsmitteln, beſonders vom Genuß verdorbner „Fiſche herkäme.“ z)

Der Ausſatz war von verſchiedener Art. Herr Niebuhr beſchreibt die verſchiedne Arten deſſelben, und ſagt: daß die beyden Arten Boback und Barras nicht gefährlich und eben ſo wenig anſteckend wären. Beyde Arten können alſo die Elephantiaſis nicht ſeyn, welche nicht nur gefährlich, ſondern auch anſteckend war. Diejenige Art aber, welche Herr Niebuhr unter dem Namen Dſjuddam a) bekannt macht, kommt ihr am nächſten, und unterſcheidet ſich von dem arabiſchen Ausſatz nur darinnen, daß ſich bey letzterem die Nägel der Finger einziehen und die Finger gliedweiſe herabfallen. Die Folge dieſer Krankheit iſt, nach den Bemerkungen eben dieſes aufmerkſamen Beobachters, und wie ich ſchon vorher geſagt habe, die Geilheit, welche bey ihnen ſo weit geht, daß ein Ausſätziger auf eine hinterliſtige Art diejenige Perſon anſteckte, welche er ſich wünſchte, und dieſe hernach angab; worauf ſie gleichfalls abgeſendert und dadurch ihm zu Theil wurde. b)

Dieſe Schädlichkeit des Nilwaſſers iſt dann am merklichſten, wenn er zur Zeit der Sommer-Sonnenwende zu wachſen anfängt. c) Er wächſt ſodann hun-

a) Niebuhr Deſcript. de l'Arabie, pag. 128.

z) Ibid. pag. 119.

b) Ibid. pag. 120. Er verkaufte ihr durch eine Unterhändlerin ein Hemde, welches mit dem Ausſatz angeſteckt war, und deſſen ſie ſich unvorſichtigerweiſe bediente.

c) Foco's Deſcr. of the Eaſt. P. IV. Cap. 1.

dert Tage, und bedeckt das Land auf jedem Ufer in einer Breite von zwey Tagereisen, je nachdem das Land flach oder gebirgigt ist, mehr oder weniger; alsdann fällt er wieder hundert Tage, und ist am längsten Tage am niedrigsten. d)

Die beyden Ursachen des Aussatzes lagen also im Gebrauch des Nilwassers und dem Genuß der Fische, wozu noch die Egyptier die Milch der Schweine rechneten. Plutarch sagt dieses wenigstens in den Worten: ὁμοίως δὲ καὶ τὴν ὗν ἀνίερον ζῶον ἡγοῦνται· ὡς μάλιστα γὰρ ὀχεύεσθαι δοκεῖ τῆς σελήνης φθινούσης· καὶ τῶν τὸ γάλα πινόντων ἐξανθεῖ τὰ σώματα λέπραν, καὶ ψωρικὰς τραχύτητας. Sie halten das Schwein für untauglich zum Opfer, „weil es sich meistens im ab„nehmenden Lichte begeht, und diejenigen, welche dessen „Milch genießen, einen schrecklichen Aussatz und Krätze „über den Leib bekommen.“ Gegen ersteres bedienten sich die Priester des Zythums, und gegen letzteres des allgemeinen Verbots der Fische, welche sie als die gefährlichsten Ursachen dieser Krankheit hatten kennen gelernt. Sie sahen, daß alle **Ichthiophagen** dieser Krankheit am meisten unterworfen waren, und suchten das Uebel so viel möglich mit seinen Wurzeln auszurottten. So allgemein aber das Verbot auch war, so schärften sie es doch besonders auf die ungesundesten Arten der Fische ein. Die Seefische waren ihnen ein Abscheu, und unter diesen befanden sich besonders die **Rothfeder** (Mullus,) die **Meerbramse** (Scarus,) und die **Meernessel** (Urtica marina). Das Zoophyt, die **herumschwimmende Nessel** (Urtica errans,) gehörte dazu vorzüglich, weil sie denen, welche am unächten Saamenfluß krank waren, äußerst schädlich war. Zu diesem Verbot gehörte

d) Herodot. Lib. 2.

gehörte auch die Meerbrauſe, der einzige Fiſch, welcher nach ihrer Meinung wiederläuet.

Eben ſo verboten ſie allgemein den Gebrauch des Meerſalzes e) und jenes der Seen des Nitrietiſchen Nomus, und bedienten ſich blos in kleiner Maaße des Steinſalzes aus **Marmarique** f) oder **Aethiopien**. Dieſe allgemeinen Verbote mußten von dem Prieſterſtande unbedingt gehalten werden; dem Volke aber ließ man noch den Gebrauch gewiſſer Gattungen von Fiſchen und andern Speiſen. Sie durften ſich keiner andern Speiſe bedienen, als des Brods **Kolleſtis**, der Früchte, Kräuter, des Kalb- Gemſen- Hühner- Tauben- und Gänſefleiſches, welches letztere ſie ſo ſehr liebten, daß ſie deshalb das künſtliche Ausbrüten derſelben erfanden. Kein Vogel, der von Fiſchen lebte, durfte auf den Tiſch der Prieſter kommen, als z. B. der **Pelikan**, g) der doch dem Volke zu eſſen erlaubt war.

Um von der Güte derjenigen Thiere und Speiſen überzeugt zu ſeyn, welche ſie äßen, und dem Könige vorgeſetzt wurden, hatten ſie die geweihten **Sparagiſten**, welche dieſe Thiere unterſuchen mußten, ſo wie die Opfer, die den Göttern geſchlachtet wurden, h) und von denen ein guter Theil den Prieſtern gehörte. i) „Sie ver-

e) Plutarch. de Iſide. pag. 363. Zu gewiſſen Zeiten durften ſie gar kein Salz eſſen. Idem Sympoſi Lib. VIII. c. 8. p. 729. de Il. et Oſir. p. 352.

f) Arrian. de Expedit. Alexand. Lib. III. pag. 161. Edit. Blancardi.

g) Horus Apollo Hieroglyph. Lib. I. cap. 53.

h) Plutarch. de Iſid. p. 362.

i) Herod. Lib. 2.

„brauchen, sagt Herodot, und verzehren nichts von „ihrem Eigenthum, sondern speisen die gekochten Opfer, „und erhalten täglich viel Gänse und Rindfleisch. Bo„vem autem, sagt Plutarch, qui immolandus est, „Sigillo impresso notabant sacerdotes, ἵνα τὸ σφρα„γισθὲν;“ und nach Julius Pollux mußten die Opferthiere rein, nicht verstümmelt, gesund, ohne Fehler und Flecken, nicht lahm und verunstaltet seyn. k) Ueberhaupt mußten sie keinen Fehler an sich haben, wie sie auch Moses beschreibt. l) Herodot sagt an dem angeführten Orte: „Sie untersuchen die Opfer auf folgende „Weise: Sieht der Spartiate nur ein schwarzes Haar „an dem Ochsen, so ist er unrein. Er untersucht dieses, „indem das Thier gerade steht und auf dem Rücken liegt. „Er untersucht die Zunge, ob sie rein sey, und die Haare „des Schwanzes, ob sie ihre natürliche Beschaffenheit „haben. Ist der Ochse rein, so zeigt er dieses mit einem „Papiere an, welches er ihm um die Hörner wickelt. „Hernach streicht er Siegelerde daran, und drückt das „Siegel auf.“

Porphyrius giebt uns alle die Thiere an, welche den Egyptischen Priestern verboten waren. Es waren die Thiere mit ungespaltnen Füßen, die Klauen hatten, die Ungehörnten, welcher sie sich enthalten mußten. m) Wem daran gelegen ist, sich näher davon zu unterrichten, wird bey diesem Schriftsteller seine Befriedigung finden.

Dem Volke waren nach Beschaffenheit der Provinzen gewisse Thiere zu essen erlaubt, die andern untersagt

k) Jul. Pollux L. I. c. 1. Segm. 26. p. 21. Edit. Hemst. 1706.

l) 3. B. Mos. 1.

m) Porphyr. de Abstinen. L. IV. p. 149.

ſagt waren. In dem niedern Mendeſiſchen Nome, welcher ſehr feucht lag, und alſo den Ziegen eine mehr ungeſunde Nahrung gab, als in dem hohen trocknen Lande von Thebais, war der Genuß des Ziegenfleiſches verboten, während man ſie in einem Theile von Thebais eſſen durfte. Herodot giebt zwar davon eine andre Urſache an, welche in der Verſchiedenheit der heiligen Verehrungen und Gebräuche zu ſuchen iſt, indem er ſagt: „diejenigen, welche zum Thebaiſchen Gebiete gehören, „enthalten ſich der Schafe und eſſen Ziegen. Denn „die Egyptier verehren nicht alle einerley Götter, ausgenommen die Iſis und den Oſiris. Die vom Mendeſiſchen Gebiete enthalten ſich der Ziegen und eſſen „Schafe.“ n) Dieſe Urſache iſt aber nicht ſtatthaft genug, indem man zu Memphis, Aphroditopolis, Chuſa, Hermonthis, Memphis, Heliopolis, und andern Oertern, wo Stiere und Kühe verehrt wurden, ſie opferte, und Ochſen- und Kalbfleiſch aß. „Die reinen Ochſen und Kälber,“ ſagt eben dieſer Schriftſteller, „ſchlachten alle Egyptier.“ o) Es muß alſo dieſes Verbot einen politiſchen Grund gehabt haben, über den wir keine weitere Muthmaßung verſchwenden wollen. Die Kühe aber waren allen Egyptiern verboten; weil ſie der Iſis geheiligt waren. p) Zum Opfer wurden ſie zwar zu gewiſſen Zeiten genommen, und, wie es ſcheint, auch zum Theil gegeſſen, q) aber nicht gewöhnlich.

Zum allgemeinen Verbot gehörten auch die Bohnen. „Die Egyptier,“ ſagt Herodot: „ſäen nicht viel „Bohnen, und diejenigen, welche wachſen, eſſen ſie eben

n) Porphyr. de Abſtin. Lib. II. cap. 38.

o) Ibid. cap. 32.

p) l. c.

q) Ibid. cap. 35.

„ſo wenig, als ſie dieſelben kochen oder austheilen. Die „Prieſter dürfen ſie nicht einmal anblicken, weil ſie die„ſelben für unrein halten.“ r) Vielleicht iſt dieſe Meinung etwas übertrieben. Die Urſache ihres Abſcheues aber liegt unſtreitig in dem äuſſerſt ſtarken Geruch ihrer Blüte, welcher, wie Mailler behauptet, die europäiſchen tauſendmal an Stärke übertrift, s) und durch ihre ſtarke ſchädliche Ausdünſtung einen trunknen Schwindel hervorbringt, der nach den Bemerkungen der neuern Phyſiker von allen ſtarkriechenden Blumen erzeugt wird, und mit dem Schlage und Tode ſich endigt. Zudem ſind ſie eine harte Speiſe, die ſich ganz und gar für ein melancholiſches Volk nicht ſchickt, von dem Ammianus Marcellinus ſagt: Homines Aegyptii pleriqueſubfuſculi ſunt et atrati, magisque moeſtiores, graciles et aridi, ad ſingulos motus excandeſcentes. t)

Im Nomus von Phagroriopolis aß man den Phagrus nicht, eine Art von Sparfiſch (Sparus rubescens) mit rothen Flecken. u) Die rothe Farbe war ihnen überhaupt zum Abſcheu, der bis auf den Menſchen mit rothen Haaren gieng, und welche ſie dem Typhon zuſchrieben. Dieſer Abſcheu war ſchon zu den älteſten Zeiten ſo groß, daß ſie bey dem Grabe des Oſiris Menſchen mit rothen Haaren opferten. Boves autem rufos, ſagt Diodor: immolare fas eſt, quod hunc colorem habuiſſe Typhon videatur. Homines quoque ejusdem coloris antiquitus ad Oſiridis monumentum a regibus mactatos eſſe. Et pauci ſane Aegyptiorum ruſi

r) Herodot. Lib. 2. cap. 34.

s) Deſcript. de l'Egypte, T. II. p. 13. Ed. in 4to.

t) Amm. Marcell. Lib. XXII. ad fin.

u) Plutarch. de Iſid. loco infra citato.

rufi inveniuntur, ſed peregrinorum (graecorum) complures. x)

In der Landſchaft **Oxirinchus** war es verboten Hechte zu eſſen, y) und man mußte alle diejenigen, welche man im Netze fand, wieder frey laſſen. Dieſes kam vermuthlich daher, weil der Hecht zugleich vom Aaſe lebt, wodurch er nach der Meinung der Egyptier unrein wurde.

Im Latopolitaniſchen Nomus enthielten ſie ſich der Perca nilotica, welcher oft über hundert Pfunde wiegt. z) Zu **Bubaſtis** geſchah ein gleiches mit dem Wels (Silurus,) doch war er überhaupt im ganzen Lande unterſagt, weil er keine Schuppen hat. Zu **Lepidotum** aß man nicht von einem gewiſſen Fiſche, welchen **Arbes näus** zum Geſchlecht der Karpfen zählte, und vermuthlich der Cyprinus rufeſcens nilotieus nach dem **Linnäus** iſt. a) Auf der Inſel **Elephantine** enthielt man ſich eines jetzt unbekannten Fiſches **Maeotis**, aß aber dagegen das Fleiſch vom Krokodill; b) welches man auch zu **Heracleopolis**, **Tentyra** und **Apollinopolis** that. Nur die Prieſter aßen es nie.

Nicht weniger waren den Prieſtern diejenigen Thiere unterſagt, welche von Fiſchen lebten. Dazu gehörte eine Art Ente, welche auch dem Volke verboten war, nemlich der Seerabe und die Fiſchotter. Ueberhaupt durften die Egyptier keinen Fiſch eſſen, der

x) Diod. Sic. Bibl. Lib. I. cap. 89.

y) Plutarch. oper. Tom. II. de Iſid. et Oſirid. p. 353. c.

z) Haſſelq. Tom. II. nr. 27.

a) Linnaeus Hiſt. nat. Tom. I. p. 525.

b) Herodot. Lib. 2. cap. 64.

ohne Schuppen war, sie aßen deshalb meistens Gewächse, c) besonders aber keine Fische, die im Meere sich aufhielten. Plutarch sagt: ὅθεν οὔτε τὸ ὕδωρ πότιμον αὐτῆς οὔτε ὧν τρέφαι τι καὶ γενᾷ, καθαρὸν ἡγοῦνται καὶ οἰκεῖον· d) deshalb hielten sie sein Wasser zum Trinken undienlich, so wie sie alles übrige, was es erzeugt oder nährt, für unrein halten.

Zu den Gewächsen, welche durch Nachlässigkeit der Regierungen verschwunden sind, gehören die Nymphaea Colocasea, welche gesäet wurde, und die Nymphaea Colometra, aus deren Saamenkörnern man nach Diodor Brod machte. Auch bedienten sie sich der Wurzel der Papierstaude. Diodor beschreibt uns einige Gewächse, worunter die schon genannten vorkommen. Er sagt: Nilus — —— foecundas paludes efficit. Nam in his vario sapore radices nascuntur, fructusque et caules genio singulario, quae pauperculis et infirmis, ad usum quantum satis est, conferunt. Non enim cibos tantum varios, cunctisque gentibus obvios et largos praebent, verum alia quoque terrae necessaria adjumenta non parce subministrant. Copiose ibi Lotus crescit, unde panem Aegyptii, ad naturalem corporis indigentiam explendam, conficiunt. — —— Hic complura arborum genera: Persicae, e) quae nominantur eximiam habent dulcedinem —— Sycaminorum aliae mora, aliae ficubus similem fructum producunt, qui cum per totum ferè annum ibi proveniat, paratissimum contra

c) Athenaeus Lib. IV. cap. 10.

d) Plutarch. in Symposiac. Lib. VIII. Oper. Tom. II. pag. 729. B.

e) Dieser Baum ist beynahe gänzlich ausgegangen, welchen die Römer durch ein eignes Gesetz zu erhalten suchten.

contra famem perfugium se exhibet indigentibus. BATA, quae vocantur, post fluvii recessum, comportant, eaque ob naturae dulcedinem pro bellariis absumuntur. —— —— pluraque alia ad necessarios usus commoda nascuntur affatim in Aegypto. „Durch den Nil entstehen fruchtbare Moräste. In „denselben wachsen gewisse Arten Wurzeln von ver„schiednem Geschmacke, und andere Früchte und „Krautarten, von ganz besonderer Gattung, welche „den Armen und Schwachen hinlänglich zur Nahrung „dienen. Nicht allein aber findet man die verschied„nen und allen Völkern bekannten Speisarten im Ueber„fluß, sondern auch andere nöthige Bedürfnisse der Erde. „So wächst der **Lotus** daselbst häufig, aus welchem „sich die Egyptier ein Brod zubereiten, ihren Hunger zu „stillen. — — Auch findet man hier viele Arten von „Bäumen. Die **Persika** ist von süßem und ganz vor„treflichem Geschmacke. Die **Sycomoren** bringen „eine Frucht hervor, deren Geschmack mit jenem der Fei„gen und Maulbeeren viel ähnliches hat; und da dieser „beynahe das ganze Jahr daselbst Früchte bringt, so ist „er die größte Zuflucht für Hungrige. Die **Batta's** „sammeln sie auch nach dem Abfluß des Nils, und ge„nießen sie ihres süßen Geschmacks halben, als Lecker„bissen — und so bringt Egypten dasjenige sattsam her„vor, was zu Abhelfung der Nothwendigkeiten des Le„bens nöthig ist.“ f)

Von den geflügelten Thieren aßen sie mit der größten Begierde die Gänse. Sie hatten sogar eine gewisse Verordnung, vermöge welcher in Rücksicht der Diäte-

f) Diod. Sic. Bibl. Lib. I. cap. 34 et 43. Hac vita per multas aetates ducta, ad fructus, cibis aptos, transiisse; e quorum genere sit etiam panis e loto confectus.

Diätetik die Könige und Priester und Vornehmsten des Reichs sich dieses Fleisches bedienen mußten. Simplici praeterea, sagt Diodor: nutrimento uti, et vitulorum, ANSERVMque carnibus vesci —— in more habebant. „Sie pflegten sich nur einfacher Nahrungsmittel, besonders aber des Kalb- und Gänsefleisches zu bedienen.“ g) Dieses brachte sie auf die künstliche Ausbrütung der Eyer, wodurch sie eine ungeheure Menge Hühner und Gänse hervorbrachten. Eben dieser Schriftsteller bezeugt dieses: Quod admirationem —— inprimis meretur; gallinarum altores, anserumque pastores, animantium horum procreatione naturali — non contenti, suo ipsi ingenio infinitam hujus generis avium multitudinem congregant. Non enim aves incubare sinunt, sed suis ipsi manibus foetus excludunt. „Was vorzügliche Bewunderung verdient, ist unstreitig dieses, daß die Wärter der Gänse und Hühner nicht blos mit der natürlichen Ausbrütung dieser Thierarten zufrieden sind, sondern durch eignen Fleiß unglaubliche Schaaren dieser Thiere erzeugen.“ Ueberhaupt halten sie wenig auf die natürliche, alles aber auf die künstliche Ausbrütung. h) Kam aber eine Seuche unter diese Thierarten, so aßen sie alsdenn lauter Tauben, die dazumal noch keiner Art von den Krankheiten ausgesetzt waren, welche man jetzo zu Zeiten bey ihnen findet. Sie wurden für die reinsten Thiere gehalten, und waren sodann die allgemeine Speise der Könige und Priester. Turum autem columba, sagt Horus Apollo: animal esse videtur. Siquidem cum aeris constitutio pestilens est, omniaque, tam animata, quam inanimata, ea afficiuntur, quotquot hoc vescuntur animali, soli ab hac lue immunes servantur. Ideoque eo tempore Aegyptiorum Regi in cibo sumendo nihil aliud

g) Diodor. Sic. Bibl. Lib. I. cap. 70.
h) Ibid. cap. 74.

aliud praeter columbas apponitur, idemque iis, qui quod Diis miniſtrent, puri caſtique permanent. „Die Taube ſcheint ein ganz reines Thier zu ſeyn: denn wenn man ſich derſelben ſtatt der Speiſe in peſtilenzialiſchen Zeiten bedient, ſo bleibt man dadurch von der Seuche befreyt, wenn auch gleich alles damit befallen würde. Aus dieſem Grunde wird in einer ſolchen Zeit den Königen und Prieſtern keine andere Speiſe als dieſe vorgeſetzt, damit ſie zum Dienſte der Götter rein bleiben.“ i)

Die Vogelarten, deren ſie ſich enthielten, ſind uns nur zum Theil, und nicht über dreyßig Arten mit Gewißheit bekannt. Diejenigen, von welchen man Gewißheit hat, gehören insgeſammt zu der Klaſſe der Raubvögel; ſie mochten bey Tage oder bey Nacht auf Raub ausgehen, vom Adler in Thebais bis auf die Nachteule von Sues; alle Geyer, Habichte und Falken; alle Vögel, die von unreinen Dingen lebten, Raben, Krähen, Storche, Ibiſſe, Kraniche, Bruchvögel, Wiedehopfe, u. dergl. m. k) und ich vermuthe nicht ohne Grund, daß alle von Moſes verbotne Thiere auch gleichfalls in Egypten, wenigſtens dem dortigen Prieſterſtande, unterſagt waren.

Zu den vierfüßigen Thieren, welche verboten waren, gehörten alle, die nicht wiederkäueten, und zugleich geſpaltne Klauen hatten. l) Die Kühe wurden ihnen deshalb unterſagt, weil, wie wir ſchon geſehen haben, die Könige, die Prieſter und der Stand der Vornehmern beſonders, ſich des Kälberfleiſches bedienten, welches alſo in großer Anzahl geliefert werden mußte, weshalb

i) Horus Apollo Hieroglyph. Lib. I. cap. 56.

k) Philoſophiſche Unterſ. über die Egyptier, I B. 3 Kap.

l) Porphyr. de Abſtin. Lib. IV. §. 7. pag. 131.

weshalb man die Kühe schonte und sie zu schlachten verbot. Uebrigens ward die Kuh nicht als ein unreines Thier angesehen, sondern als ein geheiligtes, da man sich sonst der Kälber eben so wenig hätte bedienen dürfen; auch waren sie so lange nicht untersagt, als sie das Ziel der Fruchtbarkeit nicht erlangt hatten; nur von der Zeit an galt erst das Verbot. Hunde, Wiesel, Katzen, Ichneumons und kriechende Thiere, die zur Insekten-Klasse gehörten, waren im Verbote mit inbegriffen.

Einen sehr grosen Abscheu hatten die Egyptier besonders gegen die **Schweine.** Plutarch sagt: Sacerdotes autem ita abhorrent ab excrementorum natura, ut non legumina modo pleraque aversentur et carnes ovillas ac *suillas* quae multum supervacanei gignunt, sed salem quoque cibis detrahant, quo tempore sancte ac purè vivunt. m) „Die Priester haben „einen solchen Abscheu gegen alle Unreinigkeiten der „Natur, daß sie sich nicht nur der meisten Hülsenfrüchte „und des Schwein- und Schaffleisches enthalten, son„dern auch des Gebrauchs der Salze zur Zeit ihrer Rei„nigung.“ Dieser Abscheu gieng so weit, daß die Hirten, welche sie hüteten, nicht einmal in einen Tempel sich wagen durften, und den niedrigsten Kast im Volke einnahmen, mit welchem kein Egyptier von beßrer Art sich durch Heirathen oder auf andre Art verband. Auf ihnen lag die ausgezeichnetste Verachtung des ganzen Volks, und damit man sie sogleich erkannte und sich nicht durch Irrthum an ihnen verunreinigte, so mußten sie ihre Haare lang wachsen lassen. „Das Schwein, sagt „Herodot: halten die Egyptier für ein unreines Thier, „so daß derjenige, der es nur im Vorbeygehen anrühret, „in den Fluß hinabsteigen, und sich und seine Kleider „waschen

m) Herodot. Lib. 2. cap. 43.

„waſchen muß. Und obgleich die Schweinhirten ge„bohrne Egyptier ſind, ſo iſt ihnen allein der Zutritt zu „den Tempeln durch ganz Egypten verboten. Niemand „giebt ihnen eine Tochter, oder nimmt eine von ihnen „zur Ehe, ſondern ſie heirathen alleine unter ſich ſelbſt. n) So groß war der Abſcheu dieſes Volkes gegen dieſe Thierart, daß er ſich ſogar auf die Hirten derſelben erſtreckt. Ungegründet würde die Einwendung ſeyn, „daß „die Egyptier gegen alle Hirten einen Abſcheu gehegt „hätten,“ welches unerweislich iſt. Sie hatten ihn nur gegen die räuberiſchen herumziehenden Völker, die keine feſte Wohnſitze hatten, und vom Rauben und Plündern lebten, wie noch jetzo zum Theil die Araber thun, welche die Landſtraße von Kahira durch die thebaiſche Wüſte bis nach Koſſir unſicher machen, und in vieler Hinſicht den Juden völlig ähnlich ſind, ehe ihnen Moſes eine beſſre Einrichtung gab. Durch ſolche Hirtenvölker waren die Egyptier einſt ſehr geplagt worden, und daher kam ihr Abſcheu gegen alle Hirtenvölker, nicht aber gegen diejenigen Hirten, welche unter ihnen ſelbſt die reinen Thiere hüten.

Da ſie aber die Schweine als ein nutzbares Thier beym Ackerbau anſahen, ſo hielten ſie es für gut, dieſen Reinigern ihrer Felder wenigſtens am Tage des Feſtes Bachus die Ehre anzuthun, und ſie zu opfern. Sie ließen aber von dem Hirten, der ihnen das Thier verkauft hatte, das Fleiſch wieder hinweg tragen, o) und kein Prieſter verunreinigte ſich mit demſelben. Einmal im Jahre aßen ſie von dem Fleiſche aus Religion, am Feſte des

n) Plutarch. de Iſide et Oſiride. Oper. Tom. II. pag. 352. D. E.

o) Herodot. Lib. 2. c. 44.

des Vollmondes, wo man diese Thiere opferte; aber nur das Volk: „an einem andern Tage als dem Feste „des Vollmondes, sagt Herodot, würde man dieses „Fleisch verabscheuen.“ p)

Zu den verbotnen Thieren gehörten noch die **Vierhändigen**, als **Bären** und **Affen**. —

Dies. Verbote, vornemlich des Schweinfleisches, giengen vornemlich den Priesterstand, und mehr oder weniger das ganze Volk an. Sie hielten die Schweine deshalb für so unrein, weil sie glaubten, daß ihr Fleisch den Aussatz begünstigte, und dazu die Keime bey sich führte. Keinen geringen Zuwachs mag der Abscheu der Egyptier gegen dieses Thier dadurch erhalten haben, daß es sich von vielen Unreinigkeiten nähret, und besonders bey ihnen die unendliche Menge von Froschleich, Eidexen und andern Insekten, welche der Nilschlamm zurückließ und enthielt, verzehrte.

Dieses wenige hielt ich für nöthig, aus den bewährtesten Quellen von den verbotnen Speisen dieses uralten Volkes voranzuschicken; und sollte jemand daran gelegen seyn, mehreres hierüber (doch ohne die so nöthige Nachweisung der Quellen) zu lesen, der wird in den philosophischen Untersuchungen über die Egyptier und Chineser, so wie auch beym **Porphyrius**, q) hinlängliche Befriedigung finden.

Die Egyptier hatten überdem noch viele Gebräuche, welche Moses kopirte, und auf die Israeliten übertrug, von welchen wir noch einige der ausgezeichnetsten bemerken wollen.

Aus

p) Herodot. Lib. 2. cap. 44

q) De Abstinentia.

Aus Herodot und Diodor von Sicilien erhellet, daß die Egyptier das Volk in zwölf Stämme eingetheilt haben. Wir finden nach Sethos Regierung, daß die zwölf Vornehmſten im Volke die königliche Würde erhielten. „Nachdem die Egyptier, ſagt Herodot, nach „der Regierung des Prieſters des Vulkans die Frey„heit erhielten, aber unmöglich ohne König leben konn„ten, ſo ſetzten ſie zwölf Könige, und theilten Egypten „in zwölf Stämme.“ r) Nach Diodor ſcheinen dieſe Eintheilungen noch älter zu ſeyn, und die zwölf Häupter der Stämme ſich ſelbſt zu Königen aufgeworfen zu haben: „Magiſtratuum in Aegypto ſolitudo tunc fuit „per biennium: ſed plebe ad tumultus et inteſtinas „caedes converſa, duodecim inter ſe Duces praeci„pue conjurant, ſenatuque Memphi habito, cum „mutuo concordiae et fidei Leges conſcripſiſſent, re„ges ſe ipſos creant.“ s) „Zwey Jahre lang blieben „die obrigkeitlichen Stellen unbeſetzt; da ſich aber die „Bürger den übeln Folgen der Anarchie ausgeſetzt ſahen, „ſo begaben ſich zwölf der Vornehmſten zuſammen, be„ratſchlagten zu Memphis, beſtimmten einmüthig ſich „ſelbſt gewiſſe Vorſchriften, und erhoben ſich untereinander zu Königen.“

Die Egyptier hielten ſich für das älteſte, weiſeſte und heiligſte Volk der Erden, und lagen an einem gewiſſen Nationalſtolze krank, der ſie alle Nationen neben ſich verachten lehrte. Dieſer Vorwurf trift in ſeinem ganzen Umfange das Volk, bey den Prieſtern aber lag der Grund, warum ſie dieſen Abſcheu gegen andere Völker hervorbrachten und unterhielten, in den Tiefen ihrer Staatskunſt. Da von der genauen Befolgung ihrer Vor-

r) Lib. 2. cap. 139.

s) Diod. Sic. Bibl. Lib. I cap. 66.

Vorschriften das ganze Wohl des Staats und die Gesundheit und das Glück der einzelnen Glieder desselben abhieng, durch den Umgang mit fremden Völkern aber die Einführung fremder Sitten begünstiget, und die Einrichtungen des Landes dadurch verschlimmert werden konnten; so machten sie die Vermeidung gewisser schädlicher Nahrungsmittel nicht nur zu einem Religionsgesetz, unter dem Vorwande, daß diese Speisen den Göttern geheiligt wären, sondern überdem auch zu einer Barriere der Nation, gegen andere Völker, die unrein in ihren Augen seyn, und keinen Egyptier zum nähern Umgang, und der daraus zu entstehenden Sittenverderbniß, reizen mußten. „Die Egyptier," sagt Herodot: „sehen „sich sehr vor, griechische Gebräuche, ja überhaupt einige „Gebräuche irgend eines Volks anzunehmen." t) An einem andern Orte sagt eben dieser Schriftsteller: „Kein „egyptischer Mann oder Frau küßt einen Griechen (oder „Ausländer) oder bedient sich seines Messers, seines „Bratspießes oder Topfes, weit weniger daß er Rind„fleisch, wenn es auch rein wäre, mit ihm äße, hätte „er es auch nur mit seinem Messer geschnitten." u) Mit gleicher Stärke, und aus ähnlichen Ursachen haßten sie die Seeleute, so daß sie den, der sich von dem Meere nährte, auch nicht einmal eines Grußes würdigten. x)

Die egyptischen Priester hatten schon vor Moses Zeiten auch noch einen andern Gebrauch eingeführt, nemlich die Beschneidung, welche sich in dem tiefsten Alterthum, und fern in den alten Gebräuchen ihrer Anherren, der

t) Herod. Lib. 2. cap. 85

u) L. C. cap. 37.

x) Porphyrius de Abstin. §. 6. pag. 153. Plutarch. de Isid. et Osir. Tom. II. p. 353. 363.

der Aethiopier, verliehrt, welche dieſe Gewohnheit bis dieſe Stunde noch beſitzen. Er war bey vielen Völkern des Orients eingeführt, und iſt weit älter als Abraham, Iſaak und Jakob.

Strabo nimmt dieſen Gebrauch älter an als die Juden, indem er ſagt, daß dieſelben, als egyptiſche Abkömmlinge, ihn von ihren Vätern erhalten hätten. Atque hoc quoque, ſagt er: apud eos peculiare eſt (nempe Aegyptios) omnes filios educare et *circumcidere*, et foeminas excidere (welches ſie unſtreitig von den Aethiopiern lernten) quod Judaei ex Lege habent qui — ab antiquo ſunt Aegyptii. y) „Die Egyptier „haben dieſe ihnen eigne Gewohnheit, daß ſie ihre Söhne „beſchneiden, die Mädchens aber ausſchneiden; dieſes „thun die Juden, denen es als Geſetz vorgeſchrieben iſt, „und die Abkömmlinge der Egyptier ſind, gleichfalls.“ Wenn auch dieſe Stelle nicht als Beweis gelten könnte, daß die Egyptier die Beſchneidung vor Abraham gekannt hätten, ſo fehlt es doch nicht an ſtärkeren, wie der Verfolg zeigen wird.

Wir haben ein Zeugniß des Herodot, welches das tiefe Alterthum dieſes Gebrauchs in ein näheres Licht ſetzt. Er ſagt: „von alten Zeiten her beſchneiden ſich „die Kolchier, Egyptier und Aethiopier. Auch geſte„hen die Phönizier und Syrer in Paläſtina, daß ſie die„ſen Gebrauch von den Egyptiern angenommen haben. — „Ob aber die Egyptier und nicht vielmehr die Aethiopier „die Urheber dieſes Gebrauchs ſind, und welches von „beyden Völkern ihn von dem andern entlehnt habe, kann „ich nicht beſtimmen; ſo viel aber iſt gewiß, daß er ur„alt iſt.“ z)

y) Strabo Geogr. LXVII. pag. 642

z) Herodot. Lib. 2. cap. 95

Mir ſind zwar die Einwendungen nicht unbekannt, welche gegen dieſe Meinung ſo lange gemacht wurden, und die meiſtens von dem übertriebenen Vorurtheil herrühren, welches die gelehrteſten Chriſten für die jüdiſchen Schriftſteller hegten, wodurch ſie den großen Fehler begiengen, daß ſie dieſen Männern allen Glauben ſchenkten, und wenn es darauf ankam, eine irrige Meinung, die religiös zu ſeyn ſchien, zu vertheidigen, den Profanſcribenten alle Glaubwürdigkeit abſprachen. Selbſt Jablonsky wurde durch den Glauben an die Göttlichkeit des von Chriſto abgeſchafften alten Teſtaments inducirt, die wichtigere Wahrheit abzulehnen, und eine Sache zu vertheidigen, die ſich nicht vertheidigen läßt. Die Gründe der Moſaiſchen Freunde aber ſind grade von der Art, daß ſie ſich ſelbſt entkräften. Jablonsky, unſtreitig der gelehrteſte unter allen, iſt der Meinung, daß die Egyptier dieſen Gebrauch von Abraham angenommen, a) aus dem Grunde, weil 1 B. Moſ. XVII. 10. 11. 12. ſteht, daß er ihn von Gott unmittelbar erhalten. Ohne mich dabey aufzuhalten, was wohl dem Elohim mit Abrahams Vorhaut gedient ſeyn mochte, und welches religiöſe Verdienſt aus dem Abſchneiden derſelben für Abrahams Saamen bis auf den heutigen Tag entſpringen ſollte, ſo wird mir gewiß jeder billig richtende unbefangne Leſer eingeſtehen, daß dieſe Schriftſtelle noch lange kein Beweis für die Entſtehung dieſes Gebrauchs, noch weniger dafür ſey, daß ihn die Egyptier von Abraham ſollten entlehnt haben. Auf die Art könnte man auch behaupten, daß die Iſraeliten kein Lammfleiſch gegeſſen, ehe Gott zu Moſes geſagt haben ſoll, „nehmet „ein Lamm, und ſchlachtet es, und feyert Paſſah, ꝛc.“ oder daß man vor Chriſti Zeiten nicht getauft habe, weil Chriſtus

a) Jablonsky Panth. Aegypt. Pr. pag. XIII.

Chriſtus die Taufe den Chriſten anbefohlen. Aehnliche Schriftſtellen bringen den eingenommenen Menſchen immer jene ungereimte Muthmaßungen hervor, womit man ſich ehedem über das antidiluvianiſche Daſeyn des Regenbogens ſtritt, weil Moſes Gott, eben wie in dieſer Stelle, ſo redend einführt, als ob der Regenbogen damals zum erſtenmal entſtanden wäre. Wer dieſe Stelle mit Aufmerkſamkeit 1 B. Moſ. 9, 12. 13. 14. 15. 16. 17. nachlieſt, der findet daſelbſt ein gleichlautendes Bündniß, wie bey der Beſchneidung; indem Gott den Regenbogen ſo eben an den Himmel zu ſetzen ſcheint, da er doch lange vor der Sündfluth in den durch Regentropfen gebrochnen Sonnenſtralen vorhanden geweſen ſeyn mußte. Es läßt ſich alſo aus der von Jablonsky angeführten Schriftſtelle keinesweges die Folge ziehen, daß die Beſchneidung eine neue Erfindung geweſen; ſie konnte präexiſtent, und doch eben ſo gut ein Zeichen des Bundes ſeyn, den Gott vorgeblich mit einem Hirten aus Chaldäa gemacht haben ſoll.

Abraham war überdem in Egypten, ehe er die Beſchneidung kannte, und führte ſie erſt nach ſeiner Zurückkunft aus dieſem Lande in ſeinem Hauſe ein. Iſt es nicht äußerſt deutlich, daß er den Gebrauch da erlernt habe? Wäre der Fall umgewandt, hätte ihn Abraham vor ſeiner Reiſe nach Egypten ſchon gekannt, ſo wäre es ehe möglich, daß ihn die Egyptier hätten erlernen können: ob ſie ihn aber würden angenommen haben, das iſt eine andre Frage.

Die Dynaſtien der Egyptier laufen weit über die Zeiten Abrahams hinaus; die Pharaonen waren die älteſten nicht, wie ſich ein jeder aus Manetho überzeugen kann; und vor dieſen Dynaſtien lebten, nach allen Geſchichten der Egyptier und Profanſcribenten, Oſiris und Iſis. Ihre Hermetiſchen Bücher waren

gleichfalls älter als Abraham. Moses selbst setzt die Kenntniß von reinen und unreinen Thieren vor die Zeiten seiner Sündfluth, indem er Noah von den reinen Thieren sieben Paar, und von den unreinen ein Paar in seinen Kasten nehmen läßt. 1 B. Mos. 7, 2. Auch den Unterschied der unblutigen und blutigen Opfer setzt er schon in die ersten Zeiten seines Menschenalters; alles dieses that er unstreitig darum, weil ihm das graue Alterthum dieser Gebräuche bey den Egyptiern und Chaldäern bekannt war; denn aus was für Quellen konnte er sonst schöpfen? Etwa aus der unsichern mündlichen Sage, die seine Nation, welche von den Chaldäern stammte, von diesen erhalten haben konnte? Oder aus welchen sicherern Urkunden? Die Egyptier hatten also nach Moses selbst schon eine bestimmte Einrichtung ihres Gottesdienstes, eine festgesetzte politische Verfassung, welche auf die Hermetischen Bücher gegründet war; und es war ein Gesetz bey ihnen, nichts in ihren gottesdienstlichen Gebräuchen zu ändern, und, wie wir aus Herodot und andern sehen können, bey Lebensstrafe verboten, Neuerungen vorzunehmen. Sie selbst rechneten den Ursprung ihres Dienstes der zwölf Götter 17,000 Jahre vor Amasis. b) Sie hatten also schon ihre Gebräuche, ihre Götter, ihre Einrichtungen lange vor Abraham, und ich weiß nicht warum man glauben will, daß die Egyptier zu diesen Zeiten davon nicht wußten, da wir hierüber ihr eignes Geständniß haben, und zwar in einer Sache, die ihrer Philosophie wenig Ehre bringe.

Und nun noch eine andre wichtige Frage. Von wem haben die Egyptier die Excision oder Ausschneidung des weiblichen Geschlechts, welches ein gleichzeitiger Gebrauch

b) Herod. Lib. II. cap. 39.

brauch war? Wie wir im Verfolge ſehen werden, ſo lag die Veranlaſſung zu dieſen beyden Operationen in der natürlichen Beſchaffenheit des äthiopiſchen und egyptiſchen Menſchengeſchlechts, das von undenklichen Zeiten her dieſes Gebrauchs als eines phyſiſchen Bedürfniſſes nöthig hatte. Wahrſcheinlicher Weiſe war ſie zu gewiſſen Zeiten auch bey den Juden üblich, ob aber zu **Abrahams** Zeiten iſt zweifelhaft, da nichts darüber in der Moſaiſchen Geſchichte aufgezeichnet ſteht. Nichts iſt natürlicher und glaublicher, als daß die Aethiopier beyde Gewohnheiten zugleich, da die Objekte, um derentwillen ſie eingeführt wurden, zugleich ihrer benöthigt waren, erfanden; und daß ſie die Egyptier aus dieſem ihrem Vaterlande mitbrachten.

Was aber einen völlig überzeugenden Beweis für das Alterthum dieſes Gebrauchs liefert, iſt die Art und Weiſe, wie die Beſchneidung geſchah. Die abſcheulich ekelhafte Art, wie ſie heut zu Tage unter den Juden durch den **Mohel** verrichtet wird, war den Egyptiern ſowohl, als den alten Juden gänzlich unbekannt. So viel weiß man mit Gewißheit, daß ſich die Egyptier eines ſteinernen Meſſers bedienten, welches man jetzo den **Stein der Beſchneidung** nennt, und welches entweder aus einer thonartigen Materie, oder dem Feuerſtein gemacht war. Dieſe Art des Inſtruments der Beſchneidung wird jeden Alterthums-Forſcher und Kenner von dem äußerſten Alterthum der Gewohnheit ſelbſt überzeugen. Kein Volk der Erde, den: der Gebrauch des Eiſens, oder die Kunſt, andre Metalle zu härten, bekannt war, bediente ſich des Steines, und weit weniger noch des Thons, um ſchneidende Werkzeuge zu verfertigen, da ſelbe ihrer Natur nach nicht ſehr brauchbar und dauerhaft ſind. Wir finden im Gegentheile, daß bloß Völker, welche noch wild ſind und keine che-

miſche Kenntniſſe haben, und den Gebrauch des Eiſens und der Metalle nicht kennen, darauf verfallen, ſich der Fiſchgräten, des Holzes, ſo im Feuer gehärtet iſt, des Steins und andrer Dinge, zu Waffen und Handwerkszeugen zu bedienen, und daß ſie dieſe Dinge eben ſobald zum gewöhnlichen Gebrauche verlaſſen, als ſie mit dem Eiſen bekannt werden. Dies thaten alle Wilden der alten und neuen Welt, und man ſchließt immer richtig, wenn man eine Nation für wild hält, die aus Mangel an Bekanntſchaft mit Eiſen, ähnliche Werkzeuge beſitzt. Die Aethiopier haben alſo unſtreitig noch vor Erfindung der Metalle, vorzüglich des Eiſens, dieſe Gewohnheit aus phyſikaliſchen Gründen ſchon gehabt, und ſich dazu des Thons und der Steine, in Ermangelung des ihnen damals noch fremden Eiſens und Stahls bedient. Die Egyptier nahmen dieſen Gebrauch, da ſie nach Thebais zogen, mit, und behielten ihn aus dem Grunde bey, weil es bey ihnen eines der größten Verbrechen war, eingeführte Gewohnheiten abzuſchaffen, beſonders wenn ihr politiſcher Nutzen, nach ihrer Art zu verfahren, ſie in die Klaſſe religiöſer Gebräuche ſetzte. Die Iſraeliten, als äußerſt blinde Nachahmer der Egyptier, folgten ihnen auch in dieſem Stücke, und wir finden, daß Joſua ſeine ganze Armee, mit allem was männlich in Iſrael war, auf einen Tag mit ſteinernen Meſſern beſchnitt. V. Joſua V.

Einen andern Grund gegen die Egyptier giebt Jablonsky in dieſen Worten an: »At veram ejus »(circumciſionis) originem in hiſtoria Abrahami »clare indicat Moſes, ubi docet, Geneſ. XVII, 10. 11. »12. c) circumciſionem a Deo praeſcriptam fuiſſe »Abra-

c) Eine richtigere Erklärung dieſer Stelle findet der Leſer in Herrn Michaelis Moſaiſchem Rechte.

»Abrahamo, *ut eſſet ſignum* foederis cum Deo, *quo* »*et ipſe et poſteri ejus*, in foederis hujus ſocietatem »admiſſi, *ab aliis non foederatis diſcernerentur et di-* »*gnoſcerentur*, quod locum non habere potuiſſe mihi »videtur, ſi alii jam tum eodem ritu inſigniti vixiſ- »ſent.« d) »Den wahren Urſprung dieſes Gebrauchs »giebt Moſes in der Geſchichte Abrahams an, wo er »1 B. M. XVII, 10. 11. 12. ſagt: daß er ihn von Gott, »für ſich und ſeine Nachkommen empfangen habe, woran »er ihn und ſeinen Saamen von andern, die nicht in ſei- »nen Bund gehörten, unterſcheiden wolle, welches mir »nicht ſtatt finden zu können ſcheinet, wenn ſchon an- »dere dieſen Gebrauch hatten.«

Nichts als Anhänglichkeit an vorgefaßte Meinungen konnte dieſen großen Mann zu dem Irrthum bringen, daß dieſer Gebrauch göttlichen Urſprungs wäre. Es iſt wirklich geſittetern Zeitaltern unanſtändig, und bey dem Anwachs von Kultur und Philoſophie ungereimt zu glauben: Gott habe das Abſchneiden der Vorhaut deshalb verordnet, damit er ſein Volk an den Schaamtheilen erkennen und unterſcheiden könnte, ob ſie zu dem Volke gehörten, mit deſſen Vätern er in einen Bund getreten; welches letztere eine eben ſo große Ungereimtheit iſt, da nicht Gott, ſondern nur gleichmächtige Nationen, oder Menſchen, die ſich wechſelſeitig bedürfen, Verträge mit einander machen können. Wenn ein anderes Volk als die Juden dieſes vorgeben wollte, wenn es die gleichfalls beſchnittnen Amerikaner, und andre Völker der heiſſen Zone, die gleichfalls dieſen Gebrauch haben, behaupten wollten, ſo würde der Chriſt unwillig dieſes eine Narrheit nennen, die man einem armen, halbwil-

d) Panth. Aegypt. Fr. XIII.

den Volke höchstens vergeben könnte; aber wenn Moses gleiche Ungereimtheiten sagt, so wirds für Wahrheit anerkannt; wers nicht glaubt, verketzert, und um allen Bisarrerien des Menschenverstandes die Krone aufzusetzen, von Doktoren auf Universitäten in usum Studiosorum publice vertheidigt. Wenn werden die Albernen weise werden, und die Thoren nach Wahrheit fragen? Nur ein Jude (nemlich in den ersten Jahren der Kultur, wo er noch roh war,) konnte glauben, daß die Gottheit mehr nach seinen beschnittnen Gliedern, als auf sein Herz sehe; glauben, daß unbeschnitten und von Gott verflucht seyn, ein gleichbedeutendes Ding sey. Gilt dieses etwa blos für die Zeiten Abrahams? Wie erkannte Gott sein Volk, nachdem die Egypter und Aethiopier und Kolchier diesen Gebrauch nach der alten Meinung gleichfalls angenommen hatten, wenn dieses wahr ist? Und konnte er es hernach von andern Völkern unterscheiden, warum nicht auch zu Abrahams Zeiten? Dieses beweist also weiter nichts, als daß sich solche Ungereimtheiten nie mit guten Gründen vertheidigen lassen.

Ich müßte mich irren, wenn man in Jablonsky's ganzer Vertheidigung nicht den Zwang erblickte, den ihm Orthodoxie verursachte. Er giebt indessen einen andern Zweifel an, welcher, wenn er in der Hauptsache richtig wäre, mehr als alles andere beweisen würde. Er meint, die Philistim wären eine egyptische Kolonie gewesen, und da man bey diesen den Gebrauch der Beschneidung nicht angetroffen, so könnte er auch in dem Mutterlande nicht statt gefunden haben.

Unausgemacht ist es, daß die Philistim eine egyptische Kolonie sind. Im Gegentheile finden wir diesen Theil von Palästina schon zu den Zeiten des Ninus, welcher den berühmten Tempel des Belus oder den babylonischen Thurm erbaute, so sehr bevölkert, daß dieser

Monarch

Monarch es für ein Werk ſeines Ruhmes würdig hielt, ihn mit Krieg zu überziehen, und ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen. e) Eben dieſelbe Geſchichte ſagt auch, daß **Semiramis** eine Tochter der Stadt **Aſkalon**, die zu **Ninus** Zeiten ſchon erbaut und bevölkert war, geweſen ſey. f) Wir finden alſo kurze Zeit nach der Sündfluth Phönicien und Paläſtina ſchon bevölkert, welches freylich nicht möglich iſt, wenn wir glauben wollen, daß dieſe Völker von **Mizraim** entſprungen, und nicht, was unendlich gewiſſer, aus den innern Theilen Aſiens herabgekommen ſind, welche die Sündfluth, die nichts weniger als allgemein war, g) nicht erreichen konnte. Und war die Sündfluth über Egypten gleichfalls gekommen, ſo iſts um ſo viel unwahrer, daß die Paläſtiner eine von ihren Kolonien geweſen. Bekanntlich wurde Nieder-Egypten von dem Schlamme des Nils erzeugt, und dazu gehörten Jahrtauſende. Das mittelländiſche Meer hieng, nach den Bemerkungen der Alten, mit dem arabiſchen Meere gleichfalls zuſammen, die Erdenge von **Suez** war alſo unbekannt, und **Afrika** von **Aſien** abgeſchnitten, bis ſich im Verfolg der Zeiten das **Delta** erhob, und die Verbindung der beyden Welttheile bewirkte. So viel iſt gewiß, daß dießeits Memphis Egypten ein neues Land iſt, und ehedem einen großen Meer-

e) Diodor. Sic. Bibl. Lib. II. cap. 2.

f) Ibid. cap. 4.

g) Joſephus führt hierüber in ſeinen Alterthümern, I. Buch, einen gewiſſen Nicolaus Damaſcenus an, welcher folgendes geſagt haben ſoll: Eft, inquit, ſupra Myndem mons ingens in Armenia, Karin vocant, ad quem plerique, cum diluvii tempore confugiſſent, ejus periculum effugiſſe, narrant. Euſ. praep. Ev. Lib. X. cap. II. pag. 414. Wer konnte auch wohl Zeuge von der Allgemeinheit der Sündfluth ſeyn, da Noah in ſeinem Kaſten geweſen, und auf der weiten Welt alles ertrunken ſeyn ſoll?

Meerbusen formirte, welcher hart an das arabische Meer stieß, worüber Herodot ein mehreres sagt, h) und worüber man Herrn Niebuhrs Vermuthungen nachlesen kann.

Dieses macht also die Behauptung Jablonsky's zu einer Hypothese, welche noch erst erwiesen werden muß. Aber gesetzt auch, der Verfasser habe recht; die Phönizier wären eine egyptische Kolonie, folgt daraus, daß, weil sie in den spätern Zeiten keine Beschneidung hatten, sie dieselbe ehedem nicht gekannt hätten? Und wie konnte Herrn Jablonsky die Stelle unbekannt bleiben, welche er zum Theile selbst anführt, und in welcher Herodot ausdrücklich sagt: „daß aber diejenigen, welche mit Egypten Gemeinschaft gehabt, eben den Gebrauch gelernt haben, davon giebt mir auch dieses einen Beweis, daß die Phönicier, welche mit den Griechen in Bekanntschaft gekommen, den Egyptiern nicht mehr nachahmen, und die, so von der Zeit her gebohren werden, nicht mehr beschneiden.“ i) Wollten wir nun auch die ewig unerweislichen Chronologien, welche die christlichen Berechner auf die unrichtige Rechnungen Mosis bauen, als wahr annehmen, so finden wir nach eben diesen Berechnungen, daß die Phönicier (zu welchen die Philistim ganz vorzüglich gehören, da sie schon Hauptstädte, wie Askalon, im 1800 Jahr nach Erschaffung der Welt hatten) vor Josua's Zeiten (der ungefähr im Anfange des vierten Jahrtausends lebte,) ja schon vor dem Jahre 3000 nach Erschaffung der Welt, einen blühenden und ausgebreiteten Handel trieben. Da nun überdem die Lage ihres Landes am Meere ihren Handel

h) Herodot. Lib. II. kurz nach dem Anfange des Buchs.

i) Ibid. Lib. II. cap. 98.

Handel begünſtigte, ſo veranlaßte dies zugleich die Einführung fremder Gebräuche. In Egypten herrſchte ein allgemeiner Haß gegen das Meer, von welchem ihre vorgebliche Koloniſten in Phönicien nichts wußten, welche die Egyptier nicht in allen Gebräuchen nachahmten, ſondern vielmehr entgegengeſetzte Gewohnheiten hatten.

Endlich behauptet **Jablonsky**, daß die Beſchneidung bey den Egyptiern ſowohl, als in Abrahams Familie, ein gottesdienſtlicher Gebrauch geweſen ſey. Dies könnte man zum Theile zugeben, da es wahr iſt, daß die Egyptier alle ihre politiſchen Gebräuche, die auf das Beſte des Landes abzweckten, heiligten, um ihre Obſervanz deſto gewiſſer zu unterſtützen. Die Enthaltung von Schweinen und Fiſchen, war eben ein ſo religiöſer Gebrauch als die Beſchneidung, und **Pythagoras** durfte bey ihnen eben ſo wenig Bohnen oder Pelikane eſſen, als unbeſchnitten ſich zu den Geheimniſſen nähern. Uebrigens aber lagen ſehr phyſikaliſche Urſachen bey dieſem Gebrauche zum Grunde, ohne welche keine Nation auf den ſonſt lächerlichen Einfall, die Vorhaut zu beſchneiden, verfallen wäre.

Bekanntlich iſt die Beſchneidung ein unausbleibliches Bedürfniß derjenigen Länder, welche zwiſchen dem dreyßigſten Grade nördlicher Breite und der Linie liegen, mit Ausnahme derjenigen Nationen, welche, obgleich unter einem gleichen Himmelsſtrich, andrer natürlichen Urſachen halber, hierin abweichen. Außer dieſer Breite hat man dieſen Gebrauch nirgends gefunden; er hat alſo in den Ländern ſeinen Urſprung, wo die Natur ihn nöthig machte. **Philo** glaubte, man habe ihn erfunden, um die Bevölkerung dadurch zu erleichtern; und in gewiſſem Sinne kann er recht haben. In Aethiopien, Arabien, Ober-Egypten und dem ſüdlichen Perſien, haben

haben alle Mannspersonen eine sehr lange Vorhaut, und die weiblichen Geschlechts herabhangende Nymphen, welche beyderley Fehler den Beyschlaf hindern. Innerhalb dieser Vorhaut erzeugten sich Würmer, die sich besonders unter der Eichel und in den Falten der Vorhaut aufhielten. Herr **Niebuhr** sagt: daß sich in diesen Ländern weit leichter eine Feuchtigkeit unter der Eichel sammele, als in den nördlichen, und daß selbst einem seiner Freunde, der sich nur nach europäischer Art rein hielt, der Vorfall begegnet sey, daß ihm die Eichel angeschwollen, welches nicht hätte geschehen können, wenn er wäre beschnitten gewesen. Aus diesem physikalischen Grunde leitet er auch die häufigen Abwaschungen her, welche alle Gesetzgeber der Juden u. s. w. zu verordnen nöthig befanden. Alle Christen, die diese Gegenden bewohnen, müssen diese öfteren Abwaschungen der Gesundheit wegen beobachten. Noch einen andern Grund giebt eben dieser Verfasser an, welcher in dem Eichelbande liegt, welches den Beyschlaf schmerzhaft und bey einigen unmöglich macht. k)

Aus jenen Feuchtigkeiten aber erzeugen sich die Würmer, welche keine geringe Plage seyn können, und die Beschneidung bey denen Völkern nöthig machen, die diesem Uebel ausgesetzt sind.

Daher kommt es auch, daß wir sie bey den ganz wilden Nationen Amerika's gleichfalls antreffen. Die Mexikaner zerschnitten gleichfalls die Sehne, welche die Vorhaut unten an der Eichel zusammenbindet; die Einwohner der Insel **Kozumel**, der Halbinsel **Jukatan**, auf der Spitze von **Florida**, und verlängst den Ufern des **Mexikanischen Meerbusens**, beschnitten die Vorhaut gänzlich, und zwar, da ihnen der Gebrauch des Eisens

k) Niebuhr Descript. de l'Arabie pag 68. 69.

Eiſens unbekannt war, gleichfalls mit ſteinernen Meſſern. l) Dieſe thaten es aus eben der Urſache, weil das Klima ihre Vorhaut umgeſtaltet groß machte, und ſich darinnen Würmer erzeugten. Die Beſchneidung verrichteten ſie im zehnten oder zwölften Jahre. m)

Die weite Ausbreitung dieſes Gebrauchs, die Nothwendigkeit ſeiner Erfindung, beruht demnach auf phyſikaliſchen Gründen, ſo wie auch die Wahrheit: daß es keine göttliche Anordnung durch unmittelbare Befehle geweſen, indem ſonſt die Amerikaner, welche ihn doch gewiß nicht von den Juden entlehnt haben, und deshalb auch nicht am achten Tage beſchneiden, ſich gleicher göttlicher unmittelbarer Befehle, mit eben demſelben Rechte, aber ſchwerlich mit gleichem Glücke rühmen könnten, als der Saame Abrahams, der überhaupt ſo viel vor allen Geſchlechtern der Erde vorausgehabt haben ſoll, und doch von Anbeginn an, bis auf die jetzige Zeiten, dem Drucke und der Verachtung ausgeſetzt war; da nur wenige Männer dieſes Volkes ſich die Achtung der Menſchheit zu verſchaffen wußten, und ſie in beſtelem Grade verdienten, weil es kein kleines Hinderniß iſt, als Jude ein großer Mann zu werden. Ich geſtehe deshalb auch gerne ein, daß ein rechtſchaffner Jude ſchätzenswerther iſt, als ein gleichguter Chriſt.

Dieſer Gebrauch iſt alſo natürlich ſo alt, als das Bedürfniß, welches ihn nothwendig machte, und die Menſchen können in einem völligen Stande der Wildheit ſchon darauf verfallen, ihn mit ſteinernen Meſſern einzuführen, da ſie in dieſer Verfaſſung keine andere haben.

l) Pet. ab Angleria, de inſulis nuper repertis, und deſſen erſte Dekaden.

m) Philoſophiſche Unterſuch. über die Amerikaner

haben. Die Juden, oder beſſer Moſes, heiligen ihn, damit er deſto gewiſſer befolgt würde, und weil er eben dieſes bey den Prieſtern Egyptens fand, die aus ähnlichen Urſachen mannigfaltige Gebräuche heiligten, welche mit der Religion eben ſo wenig Zuſammenhang hatten als irgend die Vorhaut eines Menſchen haben kann. Ich glaube, daß unbezweifelte Fakta bey jedem uneingenommnen Leſer ein ſtatthafterer Grund ſeines Beyfalls ſeyn werde, als unerweisliche und mangelhafte Vermuthungen.

Endlich hatten die Juden eben ſo gut die Ausſchneidung beym weiblichen Geſchlecht, als die Beſchneidung eingeführt, unſtreitig weil ſie ebenfalls auch ein phyſikaliſches Bedürfniß war. Strabo ſagt, wenn er von ihren Gebräuchen redet: Ex ſuperſtitione inſtituta eſt carnium abſtinentia, a quibus adhuc abſtinent, et circumciſiones et *excifiones* et ſiqua ſunt hujusmodi alia. n) „Der Aberglaube brachte jene „Enthaltung von Speiſen, die ſie bis dieſe Stunde verabſcheuen, ſo wie die **Beſchneidung** und **Ausſchneidung** und andere Gebräuche bey ihnen hervor.“

n) Strabo Geogr. Tom. II. Lib. XVI. pag. 537. 538.

Neuntes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Von den religiösen Gebräuchen der Egyptier und andrer Völker.

Ich komme nun zu den gottesdienstlichen Gebräuchen dieses alten Volkes sowohl als der spätern Völker. Die Egyptier, welche keine Art der Veränderung liebten, hatten die ihrigen seit vor Moses Zeiten. Und auch bey den spätern Völkern wird es sich zeigen, daß Moses ganz und gar nichts eingeführt habe, das zu seiner Zeit noch nicht sollte bekannt gewesen sein, oder worauf andere Völker, ohne sich göttlicher Offenbarungen des Jehova zu rühmen, nicht gleichfalls verfallen wären. Einer Vermuthung aber muß ich vor allen Dingen zuvorkommen: „als hätten diese Völker ihre Gebräuche von den „Juden entlehnt.“

Bekanntlich hatte Moses frühzeitig dafür gesorgt, daß die Israeliten mit andern Völkern, eben so wie die Egyptier, sich weder vermischten, noch in irgend eine politische oder religiöse Gemeinschaft mit ihnen träten. Daher kam es, daß Josua und Israel es den Gibeoniten so übel nahmen, daß sie von ihnen auf eine listige Weise zu einem öffentlichen Vertrage induzirt wurden; sie straften sie daher (gewiß stand davon nichts in ihrem Vergleich) mit Knechtschaft, und brachen den Bund, den sie nicht brechen zu dürfen glaubten, auf eine wirklich jesuitische Weise. Selbst als sie in Assyrien in der Gefangenschaft waren, wollten sie lieber, daß ihnen die Zunge am Gaumen antrocknen sollte, ehe sie diesem Volke etwas

von ihren Religionsbegriffen mittheilen wollten. Daher kommen die falschen Nachrichten, welche wir immer zum Nachtheile dieses Volkes in den Profanscribenten finden, wenn sie ihnen die Ehre erzeigen, ihren Namen zu nennen. Die Griechen hatten mit ihnen keine Gemeinschaft, und waren in der Philosophie zu weit vor diesem abergläubischen Volke voraus, als daß sie ihre Weisheit hätten goutiren können. Und gesetzt auch, **Philostrat** sage uns die Wahrheit, wenn er seine beyden Weisen nach Palästina eine Reise thun läßt, so finden wir weder bey **Pythagoras** noch **Apollonius**, daß sie etwas in ihrem Heiligthume, das selbst Priestern und Volk zu sehn untersagt war, entweder gesehn oder sonst erlernt und nachgeahmt hätten. Bey den Römern war der Name eines Schurken und eines Juden ein fast gleichbedeutender Name, und man darf nur den **Juvenal** *) nachlesen, um sich zu überzeugen, daß sie von ihnen glaubten, sie besäßen nicht einmal so viel Redlichkeit, dem Wandrer den rechten Weg zu zeigen, u. dergl.

Die **Phönicier** wurden noch mehr als Handelsleute gereizt, sie so viel möglich im Handel zu betriegen; sie verabscheuten ein Volk, das ihre Voreltern mit Feuer und Schwerdt vertilgt, und sich in den unrechtmäßigen Besitz eines Landes gesetzt hatte, das ihnen zukam. Die

Grau-

*) Quidam sortiti metuentem Sabbata patrem
Nil praeter nubes et coeli numen adorant
Nec distare putant, humana carne suillam,
Qua pater abstinuit, mox et praeputia ponunt.
Romanas autem soliti contemnere Leges,
Judaicum ediscunt et servant ac metuunt jus
Tradidit arcano quodcumque volumine Moses.
Non monstrare vias, eadem nisi sacra colenti,
Quaesitum ad fontem solos deducere verpos, etc. *Sat. XIV.*
Qualiacunque voles Judaei somnia vendunt. *Sat. VI.*

Grausamkeiten Samuels und Davids, der sie mit Dornen peitschen und mit Sägen zerreissen ließ, mußte diesen Abscheu vergrößern; und der Mangel an Festigkeit dieses Volkes, das unaufhörliche Abändern in seinen gottesdienstlichen Verehrungen, mußte ihnen den Gedanken beybringen, daß es ein religionloses Volk sey, ohne irgend eine feste Einrichtung von Religion. So hatte sich Israel durch Barbaren, Mordthaten, Verheerungen, Irreligiosität und andere Laster bekannt gemacht, daß kein vernünftiges Volk daran denken konnte, sich um ihre Bekanntschaft zu bewerben.

Unmöglich wars also zugleich, bey einem so verachteten Volk, daß andre Nationen, die das Band größerer Geselligkeit vereinte, und die höhere Begriffe von Tugend und Menschenpflichten hatten, sich nur nach ihm, (welches nach eigenen jüdischen Begriffen auch vergeblich gewesen wäre,) umgesehen; viel weniger noch seine Gebräuche entlehnt und bey sich eingeführt hätten.

Am allerwenigsten aber konnten dies die Egyptier thun, die in ihnen nichts anders als flüchtige Landeskinder, Verräther des Vaterlandes, und eine ungeheure Räuberbande sahen, die ihnen unter dem Schein der Freundschaft ihre besten Kostbarkeiten abgeborgt und gestohlen, und davon hernach einen Tempel des Gottes Jehova erbauet hatten, der sie nach jüdischem Vorgeben, schon vor Abrahams Zeiten her, um eines Weibes willen so vielfältig geplagt, und zu Moses Zeiten ihres Königes halben so schrecklich verfolgt hatte. Ihre Gebräuche anzunehmen, ein solches Volk zu seinem Muster zu machen: das konnte wohl unter allen Völkern der Erde am wenigsten den Egyptiern einfallen, die schon ohnehin einen gewiß besser eingerichteten Staat hatten, als die Juden, ihre Feinde.

Wie ſehr die Egyptier die Juden verachteten, und was die Römer von ihnen glaubten, davon werde ich etliche Stellen anführen. Die erſtern belegten Moſen mit dem gehäſſigſten Namen Typhon. Plutarch erzählt eine ihrer Sagen davon: Fuiſſe qui dicerent, Typhonem e proelio vectum aſino, ſeptem dies fugiſſe, elapſumque filios genuiſſe, Hierosolymum et Judaeum. p) Die Egyptier behaupteten ferner, daß ſie die Juden, welche ein unreines ausſätziges Volk geweſen, vertrieben hätten. q) Dieſes erzählt uns Manetho, Chäremon in Joſephus. Tacitus ſagt: Plurimi Autores conſentiunt: orta per Aegyptum labe, quae corpora foedaret, regem Bocchorim, adito Hammonis oraculo, remedium petentem, *purgare regnum, et id genus hominum, ut invisum Deis* (ſie haßten alle Hirtenvölker aus ſchon angezognen Gründen, und ſuchten ſie immer zu vertreiben) *alias in terras avehere* juſſum. Sic conquiſitum collectumque vulgus, poſtquam vastis locis relictum ſit, caeteris per lacrimas torpentibus, Moſen unum exſulum monuiſſe, ne quam Deorum hominumve opem expectarent, ab utrisque deſerti, ſed ſibimet ut duci coelesti crederent, primo cujus auxilio credentes, praeſentes miſerias pepulissent. Alleuſere, atque omnium ignari, fortuitum iter incipiunt. Sed nihil aeque, quam inopia aquae fatigabat. Jamque haud procul exitio, totis campis procubuerant: cum grex aſinorum agreſtium, è paſtu in rupem nemore opacam conceſſit. Secutus Moſes, conjectura herbidi ſoli, largas aquarum venas aperit. Id levamen, et continuum ſex dierum iter emenſi, ſeptimo, pulſis cultoribus, obtinuere terras, in quibus urbs, et templum

p) Plutarch. in Iſide pag. 363.
q) Joſeph. L. I. cont. Appion.

plum dicata sunt. Moses quo sibi in posterum gentem firmaret, novos ritus, contrariosque cæteris mortalibus, indidit. Profana illic omnia, quæ apud nos sacra: rursum concessa, quæ nobis incesta. Effigiem animalis, quo monstrante errorem sitimque depulerant, penetrali sacravere: caeso ariete, velut in contumeliam Hammonis. Bos quoque immolatus, quem Aegyptii Apin colunt. Suc abstinent, memoria cladis, quod ipsos scabie quondam turpaverat, cui id animal obnoxium. Longum olim famem, crebris adhuc jejuniis ferentur. Et raptarum frugum argumentum, panis judaicus nullo fermento, retinet. Septimo die otium placuisse ferunt: quia is finem laborum tulerit, dein, blandiente inertia, septimum quoque annum ignaviae datum — — — — Hi ritus quoque modo inducti, antiquitate defenduntur. Cetera instituta sinistra, foeda, pravitate valuere. Nam pessimus quisque, spretis religionibus patriis, tributa et stipes illuc congerebant. Unde auctae Judaeorum res: et quia apud ipsos fides obstinata, misericordia in promptu; sed adversus omnes alios hostile odium. Separati epulis, discreti cubilibus, projectissima ad libidinem gens alienarum concubitu abstinent; inter se nihil illicitum. Circumcidere genitalia instituere, ut diversitate noscantur. Transgressi in morem eorum, idem usurpant. Nec quidquam prius imbuuntur, quam contemnere Deos, exuere Patriam, parentes, liberos, fratres, vilia habere —— Judaeorum mos absurdus, sordidusque. r)

So dachten die Egyptier und Römer von diesem Volke: und sollte diese Meinung die gedachten Völker nicht gänzlich abgehalten haben, ihre Gebräuche anzu-

r) Tacitus Histor. L. V.

nehmen, ſollten ſie dieſe nicht eben ſo verabſcheuet haben als das Volk ſelbſt? Nicht günſtiger dachten von ihnen die Griechen. Diodor, von welchem wir noch ein Bruchſtück hierüber haben, ſagt: Antiochus Rex, Hierosolyma oppugnabat. Judaei autem ad tempus reſiſtebant: ſed abſumta omni victus copia, de transactione cum eo legatos mittere coacti ſunt. Tum amicorum ipſius plerique, ut ſumma vi urbem expugnaret, genteunque Judaeorum interneccione deleret, conſulebant. Solos enim inter omnes nationes à conſuetudine alterius gentis abhorrere, *et hoſtium loco habere cunctos.* Majores etiam ipſorum ex omni Aegypto fugatos, velut impios et Dis exoſos fuiſſe, demonſtrabant. Cum enim corpora ipſorum vitiligine ac lepra infecta eſſent, expiandi cauſſa, ut homines nefarios, congregatos è finibus ſuis expulſſe. Exterminatos autem circumſita Hierosolymis loca occupaſſe, gente Judaeorum in unum corpus redacta, odium adverſus homines traditione propagaſſe, ideoque leges prorſus alienas promulgaſſe, ne menſam cum alia natione communem haberent unquam, neque illi bene cuperent. Antiochus enim, cognomento illuſtris, Judaeis bello ſubactis, inacceſſum Dei fanum ingreſſus eſt, quo tamen ſacerdoti tantum penetrare lege permiſſum erat. In quo cum viri prolixa barba imaginem ex lapide reperiſſet aſello inſidentem, hanc Moſis eſſe judicavit, qui Hierosolyma condidit, gentem cognmentavit, ac mores nefarios, odioque hominum ſcatentes, lege Judaeis ſancivit. Ipſe igitur odium in univerſas gentes deteſtatus, ut leges abolerentur operam dedit. Propterea conditoris imagini, araeque Dei ſubdiali, magnam ſuem immolavit, et cruorem illis affudit, carnibus etiam apparatis, harum juxta libros ſacros, qui leges, odio peregrinorum flagrantes continent, adſpergi juſſit.

juſſit. Lychnum praeterea immortalem ipſis dictum, qui perpetuo in templo ardet, extinxit. Pontificem denique et cacteros Judaeos ut carnibus veſcerentur coegit. *)

So waren die allgemeinen Kenntniſſe beſchaffen, welche die Völker in ſpäten Zeiten noch von den Juden hatten; und gewiß von einem alſo bekannten Volke, von allgemein verabſcheuten Gebräuchen, entlehnt kein vernünftiges Volk Gewohnheiten.

Man wird mir hier eine kleine Ausſchweifung erlauben. Mir ſcheinen die ganze Geſchichte **Moſis**, und alle ſeine Bücher aus ſpätern Zeiten her zu ſeyn, und das Alterthum nicht zu haben, welches man ihnen zuſchreibt. Bis faſt zu den Zeiten der babyloniſchen Gefangenſchaft waren dieſe Schriften, ſogar die Vorſchriften des ceremonialiſchen Gottesdienſtes, völlig unbekannt; ja ich bin der Meinung, daß man zu den Zeiten **Joſias**, vier und zwanzig Jahr und ſechs Monden vor dem Anfange der aſſyriſchen Gefangenſchaft, dieſe Schriften eben ſo wenig kannte, als zu irgend einer Zeit vorher. Endlich kommt unter **Joſias** ein Hoherprieſter mit Namen **Hilkia**, der wo in einem unbekannten Winkel des Tempels eine Art von Geſetzbuch (das ſonſt vergeblich in der heiligen Kiſte lag) gefunden zu haben verſicherte, †) und zwar bey Gelegenheit einer Reparatur

*) Diod. Sic. Bibl. Lib. XXXIV. cap. 1.

†) 2 B. der Könige 22. 2 B. der Chronik. 34. Unbegreiflich bleibts, daß das Geſetzbuch im Geldkaſten ſoll gelegen haben, das nach andern Stellen in der Lade verwahrt wurde; unbegreiflich, wie Frau Prophetin Hulda dem Könige ein friedliches Ende weiſſagt, und er hernach an ſeinen Wunden im Kriege ſtirbt; unbegreiflich endlich, wie

im Tempel. Die Priester des Jehova müssen wirklich schlechte Wirthschaft im Tempel des Herrn getrieben haben, daß sie das Gesetzbuch aus der Bundeslade haben verliehren können, und der Jehova selbst muß vermuthlich nur zu gewissen Zeiten, wenn es die Hohenpriester für gut befanden, über der Lade des Bundes zwischen den Flügeln der Sphingen sich aufgehalten haben, auch nicht mehr so eifersüchtig auf seine Ehre gewesen seyn, wie zu den Zeiten Nadabs und Abihu: sonst hätte die Gottheit der Chaldäer keinen Altar in seinem Tempel haben können. Der Zugang zum Allerheiligsten muß mehreren offen gestanden haben, sonst hätten nie ähnliche Unordnungen entstehen können. Doch ich gestehe, daß mir auch diese Nachricht von Hilkia untergeschoben und unrichtig vorkommt. Ein Volk muß außerordentlich dumm und unwissend seyn, das bald auf die richtige philosophische Kenntniß der Gottheit, nach ein paar Tagen, bey einer neuen Regierung, wieder in die schädlichen Ungereimtheiten des Polytheismus; bald darauf wieder in ewig auf und absteigendem Gange bald in die brutalste Bestialität verfällt, bald sich zu den feinsten Begriffen der höhern Empfindung vom einzigen und ewigen Wesen erhebt. Solche Menschen giebts in der Natur nicht — es bleibt beym Glauben an die Aechtheit der Mosaischen Bücher ein ewiges Räthsel, das den gewöhnlichen Gang der Naturgesetze

wie der Elohim mit dem Egyptier Pharao Necco gesprochen habe; wie der König aus dem Munde des Elohim habe sprechen können, der ein Verehrer des Osiris, der Isis, und anderer Gottheiten war, die der Elohim verabscheute. Wäre es nicht anständiger gewesen, durch den Propheten Jeremia diese Verkündigung thun zu lassen? So herrscht in allen Geschichten vor der babylonischen Gefangenschaft Verwirrung und Widerspruch.

geſetze aufhebt, und, wenn wir es glauben, unſern Verſtand erniedriget. So viel iſt gewiß, daß der ganze jüdiſche Staat, wenn man ſeine alte Geſchichte als Wahrheit gelten läßt, kein durch Geſetze eingerichteter Staat, ſondern eine vollkommne Anarchie war. Er ſcheint weder politiſche noch religiöſe Einrichtungen gehabt zu haben, die von Dauer waren, oder allgemein, und im Ganzen angenommen und befolgt wurden. Ich werde mich auf den Beweis hierüber einlaſſen, ehe ich auf die religiöſen Gebräuche der Egyptier komme, um nicht in den Verdacht zu gerathen, als ließ ich mich durch Vermuthungen leiten, die unerweislich ſind.

Man befolgte die Moſaiſchen Geſetze nicht, weil man ſie nicht kannte, und die Iſraeliten erſt nach der babyloniſchen Gefangenſchaft die hebräiſchen Buchſtaben erfanden. u) Hieronymus ſagt: Certum eſt, Eldram Scribam legisque Doctorem, poſt captam Hieroſolymam et inſtaurationem templi, ſub Zorobabel alias literas reperiſſe, quibus nunc utimur, cum ad illud usque tempus iidem Samaritanorum et Hebraeorum characteres fuerint, etc. x) Hieraus ergiebt ſich deutlich, daß Moſes die hebräiſchen Buchſtaben noch nicht gekannt habe, und da die ſamaritaniſchen Charaktere ungleich jünger ſind als Moſes, daß ihm auch dieſe fremd ſeyn mußten. Selbſt die Erfindung der Hieroglyphen bey den Egyptiern, es ſey nun durch Menon, oder den erſten Thot, fällt nicht in das Zeitalter Moſis, nemlich nach den chriſtlichen Chronologien.

u) Euſeb. in chronic. ad Olymp. 81. num. 560. Polyd. Virgil. de inv. Rer. Lib. I. cap. 6. Joſeph. Antiq. Jud. Lib. II. cap. 5. Gerhard. in chron.

x) Hieron. in praef. in Lib. Esr.

Moſes — wir wollen die Zeit der Ausführung aus Egypten annehmen — lebte ſonach im
Jahre der Welt, 2453.
Menen lebte — 2892, und ſoll zu dieſer Zeit die Hie-
——— roglyphik erfunden haben.
Moſes lebte alſo — 439 Jahre vor Menon.

Thot der Erſte lebte 2700 ungefehr, oder 2750.
Moſes alſo früher — 247 Jahre.

Die hieroglyphiſche Schriften waren unſtreitig die erſten, und nach der chriſtlichen Chronik zu Moſis Zeiten noch unbekannt. Moſes ſelbſt konnte keine Buchſtaben erfunden haben, da die phönizische ungleich ſpäter, die Volksſchrift der Egyptier gleichfalls, die ſamaritaniſche gleichfalls noch nicht exiſtirte, und die hebräiſche bis zur Wiederherſtellung des Tempels zu Eſdras Zeiten gänzlich unbekannt war. Welche Schrift konnte er alſo erfunden haben? Eſdras, der Erfinder der moſaiſchen Buchſtaben, zeigt dieſes alles genau dadurch an, indem er die ſteinerne Tafeln, (wiewohl derſelben, nach Moſes Zeiten, nirgends mehr als exiſtent gedacht wird,) durch den Finger Gottes zweymal graben läßt; weil damals noch keine Schrift war, welches Eſdras mit vieler Gewißheit wiſſen konnte. Man wußte zu den Zeiten Micha's, des Ephraimiten, von dieſen Geſetztafeln im größten Theile von Iſrael nichts, und fiel nach der fabelhaften Geſchichte der damaligen Zeit, bald in Gottes- bald Götzendienſt; erſt zur Zeit der Ausrottung der Benjaminiten erfahren wir, daß die Lade des Bundes, aber gewiß ohne Geſetztafeln, ohne Aarons Ruthe, ꝛc. zu Mizpa ſich aufgehalten habe, obgleich dabey eines Prieſters, Namens Pinehas, gedacht wird, welcher wohl wahrſcheinlicher Weiſe, da die Menſchen dazumal Methuſalems Alter nicht mehr erreichten, auch wohl

wohl nicht mehr leben konnte. Hierauf kam sie, wie? ist unbekannt, nach Silo. Hier holten sie die Israeliten, um ihnen im Treffen gegen die Philistim beyzustehen; sie that aber die gehoffte Wirkung nicht, sondern ließ es zu, daß 30,000 Beschnittne von den Unbeschnittnen erschlagen wurden. Dieses geschah im Angesicht der Lade des Bundes, des Herrn Zebaoth (vermuthlich des Mars oder Papremis) der über den Cherubim sitzet, B. d. Richter IV, 4. und den Beschnittnen zu Theil ward. Hier verursachte sie unter diesem Volke eine Krankheit an heimlichen Orten, welche nach der Meinung der Gelehrten und selbst der Rabbinen, in den Hämorhoiden bestand, y) welche aber auch sonst bey ihnen bekannt war, und von welcher sie glaubten, daß vorzüglich die Verächter der Götter damit bestraft würden. Wir finden sie bey Herodot z) unter dem Namen der weiblichen Krankheit, mit welcher die Göttin Atergatis (Dercato, oder die askalonische Venus,) die Scythen und alle Nachkommen schlug, welche ihren Tempel zu Askalon beraubt hatten. Möglich ist es, und auch wohl gewiß, daß die Philistim in die Lade sahen, was darinnen war, und vielleicht haben sie die steinerne Tafeln und das Gesetzbuch herausgenommen, wenn sie darinnen waren; dagegen beschenkten sie die Israeliten mit der Kopei der fünf A — e mit den Geschwüren des Afterdarms von Gold, und die Israeliten brachten sie, statt in das Haus des Herrn zu Silo, wo sie doch immer nach Gottes Befehlen im Allerheiligsten seyn sollte, nach Kiriatzearim in das Haus Abinadab. Hernach kam die Hütte des Jehova nach Nobe, (wie? das ist unbekannt,) wo man dem Herrn Schaubrodte dar-

y) Bochart. Oper. om. Lib. II. cap. 26. pag. 366. 367.

z) Herod. Lib. I. cap. 97.

darlegte, wiewohl er nicht mehr da, sondern bey Abinadab wohnte. Nachdem sie nun dieses Mannes Haus gesegnet hatten, (so wie sie vorher 50,070 Bethsamiter, die ihr Korn in einem Grunde einerndteten (ein etwas abentheuerlicher Orientalismus) erschlugen, blos weil sie sich freueten die Lade zu sehen); so holte sie David ab. Unterweges richtete sie ein neues Blutbad an, und erschlug Uza, der sie halten wollte, damit sie nicht vom Wagen fiel, welches David schüchtern machte, sie zu sich zu nehmen. Obededom befand sich sehr gut dabey, und dies vermochte David, sie abzuholen mit den Israeliten, die ihr die Ehre erzeigten, vor ihr zu tanzen, wie die Weiber bey dem Feste zu Bubastis, bey der Prozession des Kanopus zu thun gewohnt waren. Dagegen hatte sie nichts einzuwenden, bis sie sich endlich ruhig im Tempel zu Jerusalem aufhielt. Hier ist es, wo zum erstenmale seit Moses Zeiten, nach ungefehr 600 Jahren, der steinernen Tafeln erwehnt wird, mit den ausdrücklichen Worten, daß nichts als diese in der Lade des Herrn enthalten gewesen. 1 Reg. VIII. 9. Sonst nirgends (ich fand wenigstens nirgends eine Stelle) geschieht von einem verwahrten Gesetzbuche Erwehnung, oder daß es gebracht sey ins Haus des Herrn. Und doch ist dieses eine Sache vom äußersten Gewichte, interessirte ganz Israel, und diente, um dem Gottesdienste diejenige Dauer zu geben, die sie vor Abfall schützen konnte. Sogar unter den Ordnungen der Priester und Leviten, die David zum Dienste am Hause des Herrn setzte, finden wir keine einzige, welche gesetzt war zu wachen über dem Gesetzbuche. Wir finden sogar, daß die täglichen Opfer Moses nicht zu den Zeiten der Richter und der Könige üblich waren, sondern David ließ blos auf Sabbathe, Neumonden und Feste, a) Salomo hingegen außer diesen

a) 1 Chronik. XXIV. 31.

diesen, des Jahres dreymal Brand- und Dankopfer darbringen, b) nemlich zu der Zeit des Festes der ungesäuerten Brodte, (wo keines Passah's der Kinder Israel gedacht wird) der Wochen und Laubhütten.

Wir finden sogar, daß von dem Tode Josua's an, kein allgemeines Passah gehalten wurde, und daß man dieses erst zu Josias Zeiten that. c) Ueberdem hatte man der Säule Lots göttliche Verehrung durch die Zeiten der Könige und Richter erwiesen. d) Dieses und noch viel mehreres, wovon manches evidente Widersprüche in sich enthält, und welches ich vor der Hand mit Stillschweigen übergehe, beweist hinlänglich, daß man bis zu den Zeiten der assyrischen Gefangenschaft von keinem Gesetzbuche etwas wußte, welches Josua auf Mosis Befehl geschrieben haben sollte: und welches aus dem Grunde schon sattsam unmöglich werden mußte, da man den Gebrauch der Buchstaben in diesen Zeiten noch nicht kannte, und die Hieroglyphik, (gleichfalls nach der Chronologie der Christen und Juden zu rechnen,) noch nicht erfunden hatte.

Esdras sammlete nach den Zeiten der babylonischen Gefangenschaft unter Nehemias die kanonischen Bücher des alten Testamentes. e) Der Verfasser des 2 B. der Makkab. 2, 13. sagt: daß die jüdischen Bücher zu den Zeiten Nehemias geschrieben wären, daß man die Gesetze von den Opfern aus den Briefen der Könige zusammen getragen, auch ihre Bücher, und Davids (Psal-

b) 1 Reg. IX, 25.

c) 2 Reg. XXIII, 21. 22.

d) Ebend. XVIII, 4.

e) Chrysost. Homil. 5. in ep. ad Hebr. Sum. Lib. 2 cap. 25. Epiph. de Epicur. haer. 5. Hilar. Praef. in Psalm. Clemens Alex. Strom. Lib. I. Athanas. in Synop.

(Psalmen vermuthlich) und die Schriften der Propheten (die wohl hätten wegbleiben können) gesammelt habe. Diese Bücher wären wieder in Vergessenheit gerathen, und Judas, der Asmonäer, habe sie hernach wieder in Ordnung gebracht. v. 14. Ob nun gleich diese Bücher der Makkabäer keine kanonische Heiligkeit für sich haben, die sie wohl eher als die Bücher Ruth und Esther verdienen, so finden wir doch hierinnen das älteste Zeugniß eines Juden, der gewiß (denn er ist sehr für sein Volk eingenommen) hierinn ehe zu viel als zu wenig gethan haben würde, und nichts davon sagt, daß ein Gesetzbuch Mosis bekannt gewesen. Unter seinem Volke aber herrschte die Meinung, daß die Nachrichten vom Opferdienst (und die in den gesammelten Büchern enthaltnen Anordnungen Mosis) aus gewissen übrig gebliebnen feyerfallenden Briefen von Königen entlehnt wären.

Zwar gab Esdras selbst diese gesammelten Stücke für Anordnungen Mosis aus, da er sie vorlas: aber damit wollte er nicht sagen, daß dieses Buch von Mose selbst abstamme, sondern die Schriftsteller besitzt ganz, wenn man auch die Wahrheit annimmt, daß er sie gesammelt und zusammengeschrieben habe.

Und wie war diese Sammlung beschaffen? Natürlich, äußerst unvollständig. Alles beruhte hierin auf der mündlichen Sage, welche, wenn wir das Aeußerste annehmen wollen, noch am richtigsten bey dem Stande der Priester seyn mochte. Aber wie mannigfaltig war nicht das Interesse dieses Standes mit den häufigen Opfern verknüpft, die Moses vorgeschrieben haben soll, und doch selbst zu Moses Zeiten nicht üblich waren, kurz, die man vor der Gefangenschaft des Volks nicht als göttliche Anordnungen kannte. Jeremias sagt ausdrücklich im Namen Jehova's: „Ich habe

„euern

„euern Vätern zur Zeit, da ich sie aus Egypten führte, „weder gesagt noch geboten, von Brandopfern und an„dern Opfern.“ f) Amos giebt uns eine ganz richtige Beschreibung dieser Zeiten, wenn er den Israeliten im Namen des Herrn den Vorwurf macht: „Habt ihr „vom Hause Israel mir in der Wüsten die vierzig Jahre „lang Schlachtopfer und Speisopfer geopfert? Ja „wohl, ihr trugt den Sikkut euren König, und Chiun „euer Bild: den Stern eurer Götter, welche ihr euch „selbst gemacht hattet.“ g)

Hieraus, und aus so vielen Stellen ergiebt sich, wie verschieden und verderbt die überlieferten Nachrichten zu den Zeiten dieser Propheten waren, und wie unsicher und thörigt es sey, jenen seinen ganzen Glauben zu schenken, da Esdras sie aus mündlichen verderbten Sagen und zerstreuten Nachrichten gesammelt hat.

Da nun alles, was Esdras sammelte, unvollkommen und unzusammenhangend war, so besteht die ganze Geschichte der Israeliten aus diesen unzuverlässigen Bruchstücken, so daß ich mit erweisendem Rechte in der Geschichte der Juden folgende Abtheilungen machen kann.

Die Bücher Mosis sind, insoferne sie bis zur Sündfluth gehen, Erdichtungen, welche eben so wenig Glaubwürdigkeit verdienen als die Fabeln der Heiden, die ebenfalls voll kontrastirender Erzählungen sind, so wie die vorgeblich Mosaischen. Dies beweiset das dreifache System der Schöpfung, welches aus verschiednen andern

f) Jerem. VII, 22.

g) Amos V, 25. Chiun ist vermuthlich der Stern des Saturns. Sakkut oder Succoth-Benoth die Astarte der Babylonier, und Selden. de Dis Syr. II. C. 14. K. und Hyde II. cap.

dern kompilirt ist; die lächerlichen Nachrichten vom Sündenfall, auch der Genuß eines Apfels; der Opferdienst der ersten Menschen; die fleischliche Vermischung von Dämonen mit dem weiblichen Geschlechte, die eigentlich sich aus den babylonischen Nachrichten herschreiben, und andern Völkern, eben so wie den Juden, vorher unbekannt waren; die Erscheinungen derselben: die Geschichte der Riesen, und fast tausend Jahr alter Menschen; der eitele Begriff von Gott, der sichs gereuen läßt Menschen geschaffen zu haben; und die grundfalsche Nachricht von Ausrottung dieses ganzen Geschlechts bis auf Noah. Offenbar liegt der Stoff der Juden bey diesen Fabeln zum Grunde, die von dem ersten Menschen in grader Linie abstammen, und von ihren Vorvätern die Welt bevölkert wissen wollen.

Ein anderes fabelhaftes Zeitalter geht von Noah bis auf Mosen. Hier liegt hie und da eine Wahrheit zerstreut, die durch Erdichtungen verdunkelt ist. Dahin gehört der Thurmbau zu Babel und die damit verbundne Verwirrung der Sprachen, die Geschichte Abrahams und der Erscheinung des nach dem strengen System „dreyfaltigen Gottes“ in drey Personen, der Kalbfleisch mit ihm gegessen; ihm die Geburt seines Sohns vorher verkündigt, sich wegen Sodom und seiner Gegenden behandeln lassen, und es hernach zerstört habe; die vielfältigen wiederholten Erscheinungen desselben; das Opfer mit Isaak, welches offenbar die gleiche Geschichte der Heiden mit dem Saturn enthält, und worin die große Ungereimtheit liegt, daß ein blutiges Menschenopfer dem Abraham als Gerechtigkeit des Glaubens (ein Wort ohne Bedeutung) angerechnet seyn soll; die Liebesgeschichte des egyptischen und phönizischen Königes mit Sarah, welche schon alt war, und —; die Geschichte von Joseph, dem Traumdeuter, und seinen Abentheuern

ir-

in Egypten, von welcher alle Profanscribenten kein Wort wissen, die christlichen aber desto mehr vermuthet haben; das Ersäufen der Kinder der Israeliten, und die Erhaltung Mosis.

Von hier an sind die Wahrheiten noch immer mit unendlichen Unrichtigkeiten vermischt, die Geschichte fällt ins Wunderbare, macht ein Zeitalter der Wunder, und zeigt eben dadurch, daß sie in dieser natürlichen Welt nicht habe statt finden können; doch liegt unter den Finsternissen manche wahre Begebenheit verborgen, die man aber schwer hervorziehn kann. Unter die Unrichtigkeiten gehören die Wunderwerke Mosis; die Erzählung, wie die beyden Führer des Volks, die Söhne Aarons, und die siebenzig Aeltesten den Gott Israels sahen, der vorher alle zerschmettern wollte, welche sich dem Berge näherten, und von dem sie nichts zu sagen wußten, als daß unter seinen Füßen ein Fußboden von durchsichtigem Saphyr zu seyn schien; die Wachteln; das vom Himmel fallende Manna; das Wasser aus Felsen; die Versicherung Gottes, daß er ein eifersüchtiger Gott sey; die Traube von Eskol; die Enakim und Riesen; der Durchgang Josua durch den Jordan; die unerhörte Wasserre, wobey die Sonne und der Mond still standen, weil es der jüdische General so haben wollte; wie Gideon mit Jehova sprach, und mit dreyhundert Mann ein Heer schlug, nicht zu zählen vor Menge, und wie der Sand am Ufer des Meeres, weil sie den Ton von 300 zerschlagnen Töpfen nicht vertragen konnten; die Historia von Simson und seinem Eselskinnbacken, dem wahren Herkules der Heiden; die von Samgar, der mit einem Ochsenstecken sechshundert Philister todt schlug, die sonst sich so leicht nicht vor einem Ochsenstecken fürchteten, wie die Israeliten oft genug inne wurden; die erbauliche Ge-

schichte der Jungfern **Ruth** und **Esther**, die ihr Glück gemacht haben; die großen Mordgeschichten der Helden Davids, seine Zählung des Volks, sein unerbauliches Testament, welches er wohl nicht gemacht hat; der Tod **Absoloms**; der Reichthum und die Weisheit **Salomons**; die Geschichten der Könige Israels und Juda, und dergleichen mehr, bis zur Gefangenschaft der Juden. Alle diese Geschichten sind mehr oder minder unrichtig, je nachdem sie an diese Periode grenzen, wo die Juden sahen, daß sie so gut dem natürlichen Gang, den die Schicksale aller Reiche genommen, unterworfen seyen, und daß kein Stolz auf untergeschobne Prophezeihungen sie vom Umsturze ihrer Verfassung befreyen konnte.

Hier ist es, wo die vielen Orakelsprüche und Wunderwerke, kleine Anwandlungen unbemerkter Erzähler ausgenommen, zu Ende gehen. Ihre Geschichte, welche nun aufhörte auf mündlichen Sagen und unvollständigen Fragmenten von Nachrichten zu beruhen, wurde allmälig bis zu den Zeiten der Aßmonäer immer klärer und gewisser, aber auch eben deswegen so natürlich als irgend eine Völkergeschichte; den höchsten Flor aber erlangte sie unter den Herodianern. Allein auch da, bey dem herrlichen Tempel, den sie nun hatten, blieb die ganze Natur in ihrem Gleichgewicht, und dichtete auch der Fanatismus hie und da ungewöhnliche Begebenheiten; so konnte doch der Geschichtschreiber, welchem die Quellen der Begebenheiten bekannt waren, Wahrheit und Erdichtung unterscheiden, und verstand der es nicht, so konnte es der philosophische Leser, der nicht jedes Abentheuer glaubt, weil es geschrieben steht.

Hier aber höre ich auf — ich wollte mehr nicht, als von den Juden meine Meinung sagen, in so ferne sie noch wirkliche Juden waren.

Nun

Nun aber fragt ſich mit allem Rechte: was wollen aber alle jene Ermunterungen, nach den Geboten Gottes zu leben, ſagen, wenn das Geſetzbuch nicht bekannt war?

Unſtreitig wahr iſt es, daß alle jene Geſetze, welche das Wohl und die Sicherheit des Ganzen nöthig machten, bekannt waren. Darunter verſtehe ich die Forderungen des Naturgeſetzes, das alle Völker ohne Noth kannten, ſobald ſie ſich in Geſellſchaften begaben, und welches wir, ſehr unbeſtimmt, die zehn Gebote nennen. Man darf nur ein mittelmäßiger Kenner des Alterthums ſeyn, um ſich zu überzeugen, daß dieſe Geſetze ſo alt ſind, als die Bedürfniſſe der Geſellſchaft, und daß ſie bey der vorgegebenen Geſetzgebung auf Sinai nichts weniger als neu waren. Deutliche Beweiſe haben wir hievon in den Moſaiſchen Schriften ſelbſt, wo der Verfaſſer dieſer Bücher das Geſetz vom Todtſchlag mit der Erde beynahe gleich alt macht. Wer Menſchenblut vergießt, deß Blut ſoll wieder durch Menſchen vergoſſen werden, iſt alt, aber, bey Gott! rein, in irgend einem Grade, moraliſches Geſetz. Sein wahrer Sinn zielte nicht auf die vollziehende Gewalt vorgeſetzter Richter und Obrigkeiten, denn die fanden dazumalen nicht ſtatt, ſondern auf das Recht der eignen Rache und perſönlichen Wiedervergeltung. Es ſind die Begünſtigungen für den Bluträcher, die Baſis des abſcheulichen und die Menſchheit entehrenden Geſetzes: Aug um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß, u. ſ. w. wobey nicht Rückſicht auf das Beſte des Staats, ſondern auf die Befriedigung des Privathaſſes und der menſchenfeindlichen Geſinnungen genommen iſt; eines Geſetzes, das auf die Grundſätze der niederträchtigſten Bosheit abzielt, die dem Staate verſtümmelte Diener, unnütze Unterthanen liefert, und die Rechte der Obrigkeiten untergräbt;

kurz, es sind Beweise der Wildheit der Sitten und der Barbarey, in welcher wir noch jetzo diejenigen Araber finden, welche dieses Gesetz als ein Privatrecht gegen ihre Beleidiger ausüben. Und solche verderbliche, menschenfeindliche Gesetze werden nicht nur von jenen halbwilden Menschen der ersten Zeitalter, sondern auch selbst von unsern Zeitgenossen der Gottheit zugeschrieben, die es gewiß auf keine Weise verdient, daß man so erniedrigende Meinungen von ihr hegt. Aber wer kann die Ungereimtheiten alle zählen, welche die Wächter der Religion und ihre Heerden alle unter dem Siegel göttlicher Offenbarungen glauben? Sie sind ein Beweis, wie weit unser Zeitalter noch an gesunden Begriffen eines aufgeklärten Menschenverstandes zurück ist.

Das ganze moralische und ceremonialische Gesetz war gleichfalls den Völkern vor der Gesetzgebung bekannt, die vom Berge Sinai herstammt. In Rücksicht der Staatsgesetze habe ich dieses im vorhergehenden Kapitel schon gezeigt; und in Rücksicht der Erkenntniß Gottes, waren die jüdischen Begriffe äußerst elend, und reichten lange nicht an die Erkenntnisse, welche die griechischen Philosophen von ihm hatten. Selbst was die Ceremonien der Gottesverehrung betrift, so waren diese gleichfalls älter, und von den Juden Andern abgeborgt, so daß ich bey aller Bereitwilligkeit, etwas neues in den göttlichen Offenbarungen zu finden, nichts beträchtliches antreffen kann.

Wir wollen mit den Tempeln der **Egyptier** anfangen, von denen uns **Strabo**, welchem **Montfaucon** gefolgt ist, b) eine ziemlich umständliche Beschreibung hinterlassen hat. Vor dem Tempel selbst war ein

b) Montfaucons Alterth. 2 Band, 2 Th. 2 Buch, K. 3. §. 1.

ein groſſer Platz, welcher drey bis viermal länger als breit war, und welchen man den groſſen Zugang (δρόμον) oder Curſum zu nennen pflegte. Zu beyden Seiten dieſes langen Zuganges ſahe man verſchiedne Sphingen (Symbole der Gottheit) die in einer Weite von zwanzig und mehr Ellen von einander geſetzt waren. Hinter dieſen Sphingen war ein groſſer Vorſaal, und weiter hinein noch zween andere; doch war die Zahl der Sphingen und Vorhöfe nicht bey allen Tempeln gleich. Hinter dieſen Vorſälen kam das Schiff des Tempels, und darauf das Innerſte deſſelben, welches nicht ſehr groß zu ſeyn pflegte. Hier hatten ſie die Bilder ihrer Gottheit in Thiergeſtalten, oder auch gar kein Bild. Neben dem Schiffe waren zween beſondere Flügel oder Zellen, welche aber durch eine Mauer von dem Schiffe ſelbſt getrennt waren.

Dieſe Mauern waren mit allerley Figuren von grober hetruſciſcher Arbeit geziert. Ich will indeſſen die Stelle des **Strabo** ſelbſt einrücken. Templorum fabrica ſic ſe habet: In ingreſſu fori eſt pavimentum, latitudine quidem jugeri, aut paulo minus, longitudine vero tripla quadruplave, et quibusdam in locis etiam magis. Atque hoc quidem *Dromus* dicitur — Per totam longitudinem protinus ex utraque latitudinis parte ſunt poſitae lapideae Sphinges, vigenis cubilis, vel paulo pluribus inter ſe diſtantes: et alter Sphingum ordo eſt à dextra, alter à ſiniſtra. Poſt Sphinges veſtibulum ingens, procedenti ulterius aliud veſtibulum, poſtea aliud, et neque veſtibulorum neque Sphingum definitus eſt numerus. In aliis vero templis alia, quemadmodum longitudines et latitudines Dromorum. Poſt veſtibula eſt templum, quod ingens protemplum habet ac memoratu dignum, et ſeptum commenſuratum, ſimulacrum vero nullum, aut non in hominis forma, ſed bruti

alicujus. Ex utraque parte protempli praejacent eae quae pinnae appellantur. Ii sunt duo parietes aeque alti atque templum, in initio inter se distantes paulo plus, quam sit lata templi crepido. Postea in anteriorem partem procedunt ad inclinantes lineas usque ad L. aut LX. Cubitos. Hi parietes ingentium simulacrorum sculpturas habent, Hetruscis et antiquis Graeciae operibus persimilium. i) k) Diese Seitengebäude waren vermuthlich Wohnungen, oder Aufenthaltsorte der Priester.

Es braucht nicht viel dazu, um sich zu überzeugen, daß die Juden diese Bauart nachgeahmt haben. Man darf nur auf die sogenannte Hütte des Herrn, und den Tempel Salomons sehen, um die auffallende Aehnlichkeit gewahr zu werden, die zwischen den Tempeln beyder Nationen herrscht, und beym Salomonischen so weit geht, daß nicht einmal die Obelisken vergessen sind, welche die Egyptier vor ihren Tempeln aufzurichten pflegten. Die Hütte Jehova's hatte ihren ὀρέμον, den sogenannten Vorhof, der umhangen war; die andern Vorsäle ließen sich bey einem beweglichen Tempel nicht anbringen; dann kam der Platz des Brandopferaltars, des Wasserbeckens, sodann das Schiff, oder das sogenannte Heilige mit seinen Geräthen, endlich das Adytum, oder der heiligste Platz für die Gottheit.

Inzwischen da diese Aehnlichkeit unleugbar ist, muß ich der einzigen Einwendung begegnen, welche man darwider machen könnte. Sie liegt in dem Alterthum der Hütte, und da fragt sichs, ob die Tempel ehe waren als

i) Strabo Geogr. Lib. XVII. Tom. II. pag. 610. 611.

k) S. allgemeine Weltgeschichte Th. I. §. 541. 624. u. 596.

als die Hütte, oder letztere eher als die Tempel. Herodot sagt zwar, daß der Tempel des Vulkans zu Memphis von Menes erbaut worden, welchen die christlichen Chronologen ungefehr ins Jahr der Welt 2550 setzen, und wenn dieses richtig ist, so ist auch die Hütte Mosis älter, weil Moses selbst ein paar Jahrhunderte früher gelebt haben soll. Menes soll der Stifter der egyptischen Monarchie gewesen seyn, wie Herodot ausdrücklich sagt,l) daraus aber ergiebt sich, daß die Chronologen das Jahr unrichtig angeben, wenn er gelebt. Wir finden die Dynastie der Pharaonen, nach den Mosaischen Schriften selbst, schon in den Zeiten Abrahams; folglich muß auch ihr Stifter, und wenn es Menes war, dieser, lange vor Moses gelebt und den Tempel des Phtas erbauet haben. Was uns aber davon völlig überzeugen kann, ist dieses, daß Moses selbst unter den Priestern, die in Hierostelisten, Hierogrammatisten, u. s. w. bestanden, und insgesammt ihre Geschäfte bey dem Dienste der Götter hatten, erzogen wurde. Artapanus im Eusebius behauptet sogar, daß Moses zu Hermopolis den Ibis als eine Gottheit aufgestellt habe, nachdem er aus Aethiopien zurückgekommen. Porro Moysen copiarum magnitudine instructum eodem in loco urbem condidisse, Hermopolin nomine, in qua primum *Ibim*, quod noxias hominibus animantes perimat, consecravit. m) So unzuverlässig aber, oder verfälscht diese Stelle ist, so ergiebt sich doch so viel daraus, daß der Dienst der Thiere zu Moses Zeiten schon bekannt war, welches auch schon aus den Namen der Städte erhellt, welche dazumal bekannt waren, und wovon die meisten ihm von demjenigen Thiere erhielten, welches daselbst verehrt wurde.

l) Herod. Lib. II.

m) Eusebius praep. Ev. Lib. IX. cap. 27. pag 432.

Ich weiß nicht ob ich irre, wenn ich behaupte, daß der Tempel des **Jupiter Ammon** zu **Theben** der älteste sey, da es unläugbar ist, daß **Thebais** zuerst bevölkert gewesen, n) und die Geschichtschreiber erzählen, daß **Ammon** aus **Aethiopien** gekommen sey und **Egypten** eingenommen habe, o) welches vermuthlich so viel sagen will, daß er die erste und aus dem Mutterland mitgebrachte Gottheit gewesen. Dieser Tempel, und der Lybische eben dieses Gottes, sind, diesen Bemerkungen zufolge, gewiß die ältesten, da diese Gegenden bewohnt waren, ehe Nieder-Egypten durch den Milschlamm hervorgebracht war. p) **Artapanus** sagt sogar, daß dieser Tempel zu Theben von **Chenephres** durch **Mosen** sehr herrlich wäre erbauet worden. q) Dieser Tempel aber war vorher schon bekannt gewesen, ehe man den neuen baute, welchen **Plinius**, **Diodor** und **Herodot** so bewundrungswürdig finden. Der vorige von gebacknen Steinen war aus den Zeiten, wo die Baukunst bey den Egyptiern den hohen Grad noch nicht erreicht hatte, den sie nachher bekam. Wir finden ähnliche Veränderungen der egyptischen Könige mit den Tempeln sehr häufig. So vermehrte **Asychis** den Tempel des **Phtas** zu **Memphis** mit einem Vorhof, der alle diejenigen an Pracht übertraf, welche seine Vorgänger erbaut hatten, r) u. dergl. Die Stelle des **Artapanus** ist merkwürdig, und lautet also: — itaque Mosi copias ita distraxisse, ut partim ad Aethiopiae confinia per causam praesidii ablegaret, partim Diospoleos (Theben) templum operis lateritii diruere aliud-

n) Diod. Lib. I. cap. 50.
o) Ibid. Lib. III. cap. 73.
p) Herodot. Lib. II.
q) Ap. Euseb. Loco cit. pag. 433.
r) Herod. Lib. II. cap. 128.

aliudque, lapidibus ex vicino monte caesis, lapideum aedificari juberet. Eben daſelbſt finden wir eine Stelle, worinnen Moſes zum Begünſtiger des Götzendienſtes gemacht wird, und das iſt gewiß eine Wahrheit, daß er, ſo lange er unter den Egyptiern war, ihre Gottheiten verehrte, a Moſi —— civitatem in ſex et triginta praefecturas diviſam, ſuosque ſingulis numini colendo ritus aſſignatos, literasque ſacras, puta felium, canum, ibium figuras ſacerdotibus cum ſingulari ac propria regione attributas fuiſſe. s)

Wie deutlich wird uns bey ähnlichen Nachrichten nicht ſo vieles, das blos deshalb unverſtändlich war, weil wir nicht wagten es zu unterſuchen. Vorausgeſetzt, das Zeugniß des **Artapanus** wäre nicht hinlänglich, denn ich ſelbſt zweifle noch ſehr an der Richtigkeit deſſelben, ſo beweiſt es doch wenigſtens, daß es nicht gegen die chronologiſche Kenntniſſe der Alten geſtritten habe, anzunehmen, daß der Dienſt der Götter vor **Moſi** ſchon im Gange geweſen. **Alexander Polyhiſtor** führt ſogar ein Zeugniß eines gewiſſen **Eupolemus** an, welcher behauptet, daß zu den Zeiten Abrahams das Kollegium der Prieſter zu **Heliopolis** ſchon im Flor geweſen, t) welches um ſo viel gewiſſer iſt, da, wie gemeldet, das alte Teſtament ſelbſt, die Dynaſtie der **Pharaonen** gleichzeitig mit **Abraham** annimmt. **Eratoſthenes** ſetzt in ſeinem Verzeichniſſe der thebaiſchen Könige die Zahl derſelben feſt, und wir finden, daß neun unter ihnen vor den Zeiten Abrahams regiert haben, welches, jede Regierung im Durchſchnitt zu 20 Jahren gerechnet (es iſt nicht zuviel, da nach dem Zeugniß der heiligen Schrift die Menſchen zu der Zeit weit

s) Euſeb. l. c. p. 432.

t) Ibid. praep. Ev. Lib. IX. cap. 16. p. 419.

über 100 Jahre gelebt haben sollen) beynahe 200 Jahre ausmacht. Der 2te dieser Könige hieß **Athothes**, welches **Eratosthenes** durch ἑρμογενῆ (einen Sohn des Merkurs) übersetzt. Beweist dieses nicht hinlänglich das hohe Alter der Götter und ihres Dienstes in Egypten? vid. plur. Jablonsky in Panth. Aegypt. pr. XV. seq.

Hieraus ergäbe sich also, daß diejenigen Gebräuche, von welchen ich schon geredet, und im Verfolge noch reden werde, vor Mosi gewesen sind. **Jablonsky** selbst würde sich leichter aus der Chronologie des **Manetho**, und jener, welche **Syncellus** in Chronogr. p. 51. 52. wo er von der Regierung der Götter und Heroen spricht, anführt, herausgefunden haben, wenn ihn vorgefaßte Meinungen für die Heiligkeit des alten Testaments nicht daran gehindert hätten. Diese letztere Chronologie ist älter als jene des **Manetho**, und nähert sich also dem Zeitalter mehr, von welchem er spricht. Beyde Chronologen und mit ihnen **Herodot** im 2ten Buche, und **Diodor** im 1sten, reden ausdrücklich von einer Regierung der Götter, welche jener des ersten menschlichen Königes vorher gieng. Er sagt: Quidquid sit, illud tuto hinc colligimus in antiquissimis et maxime genuinis Aegyptiorum monumentis, regnum Deorum anteponi regno primorum in Aegypto hominum. Et hoc sane id ipsum est, quod Herodotum docuerant Sacerdotes: *ante primum Aegypti regem regnasse deos, sed qui cum hominibus non vixerint.* Neque etiam traditionis hujus sacerdotalis priscae expers fuit Diodorus, etsi tamen ipse recentiores potissimum sequatur. Et profecto non potest ostendi ex regibus Aegypti post Menem quisquam, in quem omnes illae Sacerdotum fabulae de Iside, Osiride, Horo et Typhone vere et recte quadrare dici possint. Panth. Aegypt. proleg.

proleg. XLI. Hieraus schließt der Verfasser: deshalb haben **Osiris**, **Isis**, **Horus** und **Typhon** nicht existirt, deshalb sind sie allegorische Personen; und dies mußte Herr **Jablonsky** sagen, oder (was zu seiner Zeit ein grosses Verbrechen gewesen wäre) die Allgemeinheit der Sündfluth läugnen.

Ist es aber richtig geschlossen: weil die Thaten und Geschichte des **Osiris** u. s. w. nicht auf die folgenden Könige passen, deshalb war nie ein **Osiris** in der Welt. Könnte man nicht mit gleichem Rechte sagen: deshalb weil die Thaten und Geschichte des **Alexanders** nicht auf seinen Nachfolger **Perseus** passen, war kein **Alexander** in der Welt. Eben dieses, daß ihre Geschichte mit der andren ihrer Nachkommen in keiner Gleichheit steht, eben dieses beweist, daß sie selbst einst müssen seyn gewesen, und diese Begebenheiten ihrer Geschichte sich wirklich zugetragen haben. Zwar mußte ihre Geschichte (denn sie beruht auf der mündlichen egyptischen Sage) nach und nach verunstaltet werden; zwar mußten diese vergötterte Regenten, der Achtung für ihre Gottheit halben, von den regierenden bloßen Menschen getrennt werden; sonst würden sie von ihrer Apotheose wenig Ehre gehabt haben; aber bey allen Fabeln, die in ihre Geschichte sich mögen eingeschlichen haben, bleibt ihre Existenz gewiß. Herr **Jablonsky** nimmt **Menes** für den ersten König der Egyptier an. Aber wachsen denn Staaten wie Schwämme aus der Erde? Lassen sich Regierung, Staat, Gesetze, und König und Unterthan ohne vorhergegangene Veranstaltungen denken? Von wem erhielt **Menes** seinen Staat, wenn er der erste König war? Vor Regierungen gehen Zeiten der Freyheit, des patriarchalischen Ansehens, des Mangels an politischen Verfassungen voraus. Hätte Hr. **Jablonsky** nur einen Blick auf die Geschichte geworfen; hätte er

nur

nur bemerkt, daß die Erfindung des Pfluges außer die sogenannte menschliche Dynastien und in die Zeiten des Osiris fällt; einen Blick auf die Werke der Kunst gethan, die ohne Jahrtausende von Vorbereitungen nicht da seyn können: so würde er in den Irrthum nicht gefallen seyn, worin ihn der Glaube an die Wahrheit der unvollkommnen Geschichte des Alterthums nach dem alten Testament, die aus tausend Bruchstücken besteht, und nirgends recht chronologisch zusammen paßt, gestürzt hat. Man beurtheilt die Geschichte der Menschheit am richtigsten, wenn man die Analogien aufsucht, in welchen natürliche Begebenheiten mit natürlichen Begebenheiten stehen. Es ist, wenn wir bey der Natur stehen bleiben, nicht anders möglich, als die Zeiten des Osiris liegen außer den bekannten Dynastien der egyptischen Könige; sie sind aber verdunkelt, durch ihr Alterthum, durch die Zusätze der Tradition, und durch den Verlust, den sie aus Mangel an Geschichtschreibern, und Buchstaben, und Quipos erlitten. Unmöglich ist es, daß Moses selbst die israelitischen Gebräuche, welche mit den egyptischen Aehnlichkeit haben, bey den Egyptiern aufgebracht habe. Nach den Zeugnissen der Schriftsteller seines Volkes, war er mit seinem ganzen Volke den Egyptiern zu sehr zum Abscheu geworden, als daß sie seine Erfindungen sollten angenommen, oder sie auch nur beybehalten haben, wenn er irgend einen Einfluß auf ihr System hätte haben können. Man müßte überhaupt wenig mit der Festigkeit der egyptischen Priester, der Heiligkeit und Unveränderlichkeit ihres politischen und Religionssystems bekannt seyn, wenn man so etwas dem Glauben der Alterthumsforscher aufdringen wollte.

Wir wissen also nunmehro aus sichern Gründen, welchen Grundriß zu dem portatifen Gotteshause und seinen andern Anordnungen Moses gesehen hatte. Unstreitig sah er ihn in Egypten, und nicht auf Sinai.

Das

Das Kollegium der Prieſter war der heiligſte Theil des egyptiſchen Staatskörpers, und da, nach der oben angeführten Stelle des Eratoſthenis des Cyrenäers, der Götterdienſt uralt war, ſo muß es auch dieſes Kollegium geweſen ſeyn. Man vergleiche, um ſich von dem Alterthum dieſer Männer zu überzeugen, dasjenige, was ich oben von den frühen Werken der Künſte dieſes Volks, und beſonders der Kunſt in Demant zu graben, geſagt habe, ſo wird aller Zweifel hierüber wegfallen. Und wollte auch irgend ein Hartgläubiger noch Bedenken tragen, dieſer Wahrheit Beyfall zu geben, ſo darf er nur die Schriftſtellen nachſchlagen, wo ausdrücklich geſagt wird, daß Moſes in der Weisheit der Egyptier, wovon die Prieſter die Bewahrer waren, unterrichtet worden. Selbſt die Ausdrücke des Verbots, vom Nachahmen der Bildniſſe der Thiere, ſetzen voraus, daß dieſer Dienſt vor Moſe in ſeinem größten Flore ſchon da war.

Die Prieſter der Egyptier waren in verſchiedene Klaſſen abgetheilt. Die vornehmſte beſtand aus denen, welchen der Dienſt der Götter anvertrauet war, und dieſe waren wieder vertheilt. Jeder Gott hatte eine Anzahl von Prieſtern, welche aber unter einem Hohenprieſter ſtanden, deſſen Amt erblich war, und in grader Linie auf ſeine Söhne fiel. u) Dieſer ſcheint vorzüglich den Namen des Propheten, nach dem Clemens von Alexandrien, geführt zu haben. Er war der Aufſeher der übrigen Prieſter, und mußte ein Geſetzverſtändiger ſeyn. Dieſes waren die Hieroſtoliſten oder Moſchoſphragiten, welche die gottesdienſtlichen Gebräuche verſtanden und ausübten. x) Zu derſelben Klaſſe gehörten die Hierogrammatiſten oder die Weiſen, welche der

u) Herodot. Lib. II. cap. 34. et cap. 135.

x) Plutarch. in Iſid. et Oſirid. ep. Tom. II pag. 352. B.

der Gelehrsamkeit oblagen, und welches die Arpedonapten des Clemens von Alexandrien sind, oder die sogenannten Philosophen; auch die Horologen oder Horoskopen, welche Astronomen waren. Die zweyte Klasse bestand aus den Romasten, welche bey den heiligen Mahlzeiten den obersten Sitz hatten, Neokoren, Zakoren und Pastophoren; y) diese besorgten die Aufsicht auf die Tempel und ihre Reinigkeit, schmückten die Altäre aus, und letztere trugen den heiligen Kasten der Gottheit in den Prozessionen, oder giengen voran; die Moschosphragisten, welche die Opferthiere untersuchten und zeichneten, und das Ceremoniel des Gottesdienstes verstanden, die Kantaren, welche aber vielleicht die Astrologen des Porphyrius sind, und des Nachts den Himmel beobachteten, des Morgens und des Tages aber die Lobgesänge der Gottheit anstimmten. z)

Clemens von Alexandrien nimmt bey jeder Gesellschaft von Priestern, und zwar mit Recht nur einen Hohenpriester an, welchem er den Namen des Propheten giebt, und dieses bewog mich von Herrn Jablonsky abzugehen, a) welcher aus den Propheten eine besondere Klasse macht, und dem Synesius zufolge, die Hierogrammatisten unter dem Namen der Romasten in die zweyte Klasse setzt. b) Da die Oberpriester Aufseher der sämmtlichen Priesterklassen waren, und jedes Kollegium nur einen hatte, welcher ihnen vorgesetzt war, so können sie eigentlich

y) Clemens Alexandr. Stromat. Lib. VI. pag. 269. Porphyrius de Abstin. Lib. IV. §. 8. pag. 153. 154.

z) Porphyr. l. c. pag. 153.

a) Jablonsky Pantheon Aegyptiac. prolegom. XCII. §. XXXIX.

b) Synesius de provident. pag. 95.

lich zu keiner beſondern Klaſſe gerechnet werden. Das Amt der Propheten beſtand, nach **Clemens von Alexandrien**, darin, daß ſie die Rechtsgelehrſamkeit, ſo wie die politiſchen und heiligen Geſetze genau verſtanden. Sie hatten den Vorſitz bey den Tribunalen, und waren diejenigen, welche durch das Bildniß der Wahrheit ihre Urtheilsſprüche fällten. Die **Hierogrammatiſten** legten ſich beſonders auf die Geſchichte und Naturkunde. Ihnen waren vorzüglich die heilige Sprache, die Kenntniß der Hermetiſchen Säulen, und die Bewahrung der heiligen Sprache anvertraut. c) Am leichteſten aber werden meine Leſer alle Beſchäftigungen dieſes Standes überſehen, wenn ſie vorliegende Stelle des **Chäremons** beym **Porphyrius** nachleſen wollen:

Chaeremon Stoicus, Aegyptiorum Sacerdotum, quos ab Aegyptiis pro philoſophis etiam reputari ait, ritus explicans, narrat, illos locum deligere, in quo ſacris operam dare, et ſtudium ponere liceat. Adeo ut ſpeculandi cupiditatem excitaret, vel in illorum receſſibus et aedibus illorum uſui dicatis verſari, quae illis quidem ſecuritatem praebebant propter numinis reverentiam, ut animalibus nonnullis ſacris, ſic omni his philoſophis honore habito. Solos vero et ſolitarios eſſe ait, et in ſolemnibus ſolum conventibus et publicis feſtis cum aliis miſceri. Alioqui Sacerdotes ab aliis vix aut ne vix quidem adiri poterant. Qui enim illos accedebant, oportuit prius ſeſe purgare et a multis abſtinere, pro recepto apud Sacerdotes more. Qui, omni alii occupationi et humanis negotiationibus renunciantes, per totam vitam rerum

c) Julius Firmicus Mathef. Lib. III. c. 5. pag 68. cit. ap. Jabl. l. c. pag XCVI. § XLI. prolog.

rerum divinarum contemplationi, et curioſae Dei voluntatis inquiſitioni ſeſe tradiderunt: per hanc honorem et ſecuritatem et pietatis exiſtimationem illi conſecuti, per contemplationem vero ſcientiam eo indagantes, per utraque moribus ſe aſſuefaciebant arcanis ſane, et antiquitate dignis. Semper enim Dei cognitioni et afflatui incumbere, extra omnem immodicam cupiditatem hominem ponit, paſſiones animi compeſcit et ad veram intelligentiam excitat. Victus autem tenuitatem colebant, et in amictu frugalitatem, temperantiam etiam et tolerantiam in omnibus itidem juſtitiam et aequitatem probantur. Eos autem venerandos effecit vitae ſolitudo. Hi enim in ipſo purificationum quas vocant tempore, ne propinquiſſimis quidem et ordinis ſui ſociis fere permiſcebantur, nec ex iis quemquam videbant, niſi qui una ſecum in iſto puritatis exercitio propter neceſſarios uſus verſabantur, ſed ſacraria puritati operam non dantibus nequaquam adeunda, et ſacrorum celebrationi deſtinata habitabant: reliquo vero tempore cum ſui ſimilibus liberius verſabantur; *nemini vero ob eorum Caerimoniis alieno contrahebant.* Semper autem conſpiciebantur inter Deorum ſimulacra verſantes, vel ea geſtantes, vel iis in pompa circumlatis praecedentes, eaque ordine decoro et cum gravitate diſponentes. In quibus omnibus non faſtum indicabant, ſed ea faciebant, quae naturalem aliquam rationem continerent. Quin etiam ex habitu eorum gravitas elucebat. — —— —— multi enim erant Sacerdotum ordines. Victus etiam illis erat tenuis et ſimplex. Vinum enim alii omnino non bibebant, alii (doch gewiß die der unterſten Klaſſe, wenn anders Porphyr recht unterrichtet war) parciſſime degustabant, quod illud nervos laedere, caput gravare, rerum inventioni impendimentum, et veneris incitamentum

mentum esse affirmarent. A multis aliis itidem cavebant, pane in castimoniæ exercitiis neutiquam utentes, et si his non vacarent, cum tamen minutim concisum cum hyssopo (dem sie eine reinigende Kraft zuschrieben) comedebant. Hyssopum enim aiebant multum de panis virtute detrahere. Oleo autem maxima ex parte abstinebant, plurimi etiam in totum, et si quando cum oleribus misto uterentur, pauxillum tamen, et quantum herbarum gustui mitigando sufficeret, adhibebant.

§. Interim *ciborum et potionum, quae aliunde ad Aegyptum adnehebantur, ne quidem quicquam gustare fas erat:* qua ratione magnus aliter luxui patens locus occludebatur, ex iis vero quae Aegyptus ipsa protulit, piscibus cunctis abstinebant, et quadrupedibus, quotquot *solidas* aut *multifidas haberent ungulas*, aut cornutae non essent, et volucribus omnibus, quae carnes devorarent: multi autem universis animalibus (das ist unrichtig und nur im eben kommenden Vorfalle wahr) prorsus abstinebant, et cum se puros redderent, omnes: tunc enim ne ovum quidem edebant. (Sie hatten sogar 40tägige Fasten.) Et profecto alia, etiam sine eorum tamen falsa calumniatione recusabant, boves scilicet foeminas, et marium quotquot gemelli, aut naevo aliquo asperti, aut maculosi, aut forma immutati, aut jam domiti erant (quippe qui laboribus jam consecrati videbantur) vel qui Deorum, quos colebant, simulacris similes essent, eorumque adumbrationem aliquam haberent; quique altero oculo privati, aut denique qui ad humanam similitudinem accederent (vierhändige Bären und Affen). Infinitae autem hujusmodi observationes, de eorum etiam arte, qui vitulos signant (Mosophragisten) eo tandem progressae sunt, ut de iis

libri conſcriberentur (jeder Prieſtererden hatte ſeine Bücher, worinnen die Vorſchriften ſeines Amts enthalten waren, und von welchen er nicht abgehen durfte.) d) —— —— — turtures devitant — — Et illae quidem, ſunt communes omnibus, caeremoniae, quibus ſe puros reddant; variae autem ſunt et particulares res ſingulis ſacerdotem generibus, et deo etiam unicuique propriae. Ubique autem et ſemper, iſiusmodi abſtinentia a rebus vetitis, puros ſe reddebant, cum verum tempus inſtaret, *quando ſacrum aliquem cultum* et ſolemnem celebraturi erant *aliquot dies, in ſe praeparandis, conſumebant;* nonnulli per quadraginta duos, alii per plures (etwas zuviel) nonnulli per pauciores, nunquam vero infra ſeptem dies, annualibus omnibus abſtinentes, ab omni etiam olere & legumine, ſed *praeſertim à mulierum conſuetudine;* — ter unoquoque die ſe frigidâ abluebant (es war ein Anguß von Peſal, welches mit dem Yſop daſſelbige iſt) a luto, ante prandium et cum ad dormiendum ſe conferebant (wo ich nicht ſehr irre, reinigen ſich bis jetzo die Juden auf dieſe Art gleichfalls, nur daß ſie es beym Waſchen der Hände bewenden laſſen). *Et ſi forte in ſomnis polluerentur, ſtatim* corpus *lavacro purgabant.* — — —

§. 8. Illorum autem temperantiae indicium eſt, quod etſi neque ambulatione neque geſtatione uterentur, ſine morbis tamen vixerunt et moderati quidem, ſed firme robuſti (die Urſachen ihrer Enthaltſamkeit ſind alſo bekannt) multa liquidem in ſacris faciendis ſuſtinuerunt onera, et multa miniſteria obierunt, communibus hominum viribus majora. Noctem

d) Clemens Alexandr. Stromat. Lib. VI. pag. 634.

Noctem autem diviserunt ad coelestium observationem, et aliquando ad se puros faciendos: *diem* autem *deorum cultui destinarunt*, quotidie ter aut quater mane scilicet et vesperi, sole medium coelum tenente, et ad occasum descendente, eos hymnis prosequentes: reliquum tempus in speculationibus arithmeticis et geometricis occupati erant; semper aliquid elaborantes, et adinvenientes, et ut omnia complectar, in rerum exploratione toti versati. Noctibus etiam hibernis, eidem rei dabant operam, literarum studiis invigilantes — — quin etiam pro re improbissima habuerunt ex Aegypto navigare, ab exterorum luxu et moribus maxime sibi caventes — Et sane, vera philosophandi ratio (weit beven) inter Prophetas, Hierostolistas et Hierogrammatistas et Horologos locum habuit: *cautera sacerdotum Pastophororum, Neocororum, et Dis subministrantium turba puritati item studet, sed non tam exacta, non tanta cum continentia.* Porphyrius de Abstinentia. Lib. IV. paragraph. 6. 7. 8 pag. 149. 150. 151. 152. 153. 154.

Herodot erzählt noch verschiedne andre Gebräuche derselben, von welchen Porphyrius schweigt. Er sagt nemlich: daß sie die Gewohnheit gehabt hätten, sich die Haare abzuscheeren, und aus ehernen Bechern zu trinken, welche täglich gereinigt werden mußten. Sie verabscheuten die wollenen Kleider und trugen leinene, die immer rein gewaschen waren, und hielten mit grosser Aufmerksamkeit hierüber. Daß sie sich beschnitten, haben wir schon bemerkt; Herodot giebt die Reinigkeit für die Ursache dieses Gebrauchs an. Sie scheren alle drey Tage den ganzen Leib, um sich gegen alles Ungeziefer sicher zu setzen. Außer den leinenen Kleidern waren ihnen alle andere Arten derselben verboten. c) Das

c) Herod. Lib II. cap. 34

übrige finden wir schon in der angeführten Stelle des **Porphyrs**. Eben dieser Schriftsteller sagt überhaupt von den Egyptiern, daß sie nach dem Beyschlaf nicht ungewaschen zum Tempel des **Paprems** kommen durften. f)

Bochart, welcher die Kunst versteht, mit der größten Leichtigkeit die alte Geschichte in die neuere zu verwandeln, hält dafür, daß die egyptischen Priester den Gebrauch der leinenen Kleider von den Juden entlehnt hätten, g) ob ihn gleich die angeführte Stelle des **Plutarchs** völlig von seinem Irrthume hätte überzeugen können. Er sagt nemlich: vulgo enim etiam usitatissima illa atque minima sunt incognita, cur capillos ponant sacerdotes, cur lineas gerant vestes. —— Vera autem horum omnium causa est, quod purum tangi, a non puro, nefas est, ut ait Plato. Atqui nullum excrementum alimenti, nullum rejectaneum castum purumve est. Caeterum ex excrementis nascuntur lanae, villi, crines, ungues, atque germinant — Linum porro è terra nascitur immortali, et fructum fert esui aptum, (vermuthlich Oehl) vestem exhibet tenuem ac puram, quae gerentem non gravat et est apta omnibus temporibus (in Egypten nemlich) minimeque pediculos gignit (welchen alle heiße Länder, in der alten so gut als der neuen Welt, äußerst unterworfen sind) ut ajunt. h)

Diese heiligen Gebräuche waren gewiß älter als **Moses**, (den viele wider sein Verschulden zu **Thot** dem Ersten machen, und ihn also in die Zeit des **Salah** setzen,) der, ohne

f) Ibid. Lib. II. cap. 59.

g) Bochart. Oper. Lib. II. cap. XLV. pag. 492.

h) Plutarch. de Iſid. et Oſirid. Oper. T. II. pag. 352. E.

ohne ſie bey ihnen mitzumachen, ſie nicht wiſſen konnte. Ich könnte, verlohnte es ſich der Mühe, Stellen anführen, über jene, die ich ſchon citirt habe, welche das Alter Moſis gegen das eben angeführte ſehr herabſetzen, und ihn unter der Regierung des Amaſie, wo die egyptiſchen Gebräuche ſchon alle im Gange waren, aus Egypten vertreiben laſſen. Dies findet man beym Apio, Sohn des Poſidonius, i) Julius Africanus, k) Euſebius, l) u. ſ. w. Dieſe Zeit fiel nach der Zeitrechnung der Chriſten, wenn man die Geburt des Inachus 1, 823 nach der hebräiſchen Chronologie mit der ſamaritaniſchen vergleicht, ins Jahr der Welt 2,777 ungefehr, nach ſamaritaniſcher Zeitrechnung, welches Jahr aber zugleich das Jahr kurz nach Abrahams Tode iſt. Nehmen wir aber die bloße ſamaritaniſche Zeitrechnung an, ſo fällt das Jahr vor Chriſti Geburt 1,823, ins Jahr der Welt 2,883, nemlich in die Zeit Joſephs. Aber dabey kommen die Chronologen ſehr zu kurz; denn ob ſie gleich in Rückſicht ihrer Periode von Erfindung der Hieroglyphik durch Thot i., dadurch gewinnen, daß ſie Moſen in dieſe Jahre bringen, ſo verlieren ſie doch wiederum allzuviel dadurch, daß alle Moſaiſche Gebräuche unwiderſprechlich unter Amaſis oder Armais bekannt waren, welcher nicht zu der älteſten Dynaſtie gehörte, ſondern zur 18ten. Die übereinſtimmendſte Meinung der Chronologen aber ſetzt ihn noch tiefer herab, nemlich ins Jahr d. W. 3104, nach ſamarit. Zeitrechnung unter Amenophis III., aus der 19ten Dynaſtie, vor welchem bis auf Menes wenigſtens 49 Könige regiert haben.

i) Euſeb. Praep. Evangel. Lib. X. cap. X. pag. 492.
k) Ap. Georg. Syncel. pag. 69.
l) Euſeb. in chron. num. 296.

Es herrſcht unſtreitig bey keinem Volke der Erden größere Verwirrung in den Zeitrechnungen, als bey unſern Chronologen, die ſich nie aus dieſem Labyrinthe herausfinden werden, ſo lange ſie die kindiſche Schwachheit nicht ablegen wollen, alles nach den von **Judas Makkabäus**, oder (ich will noch mehr zugeben als ich ſollte) von **Eſdras** geſammelten Bruchſtücken des alten Teſtaments (ein ſonderbarer Name) berechnen.

Die egyptiſchen Hohenprieſter wurden unſtreitig durch gewiſſe Gebräuche eingeweihet. m) Wir können bey dem Mangel an nähern, oder vielleicht nur mir unbekannten Nachrichten, aus der jüdiſchen Hohenprieſterweihe dieſes ſchließen, welche Moſes eben ſo gut bey den egyptiſchen Prieſtern konnte erlernt haben, als irgend etwas anders. Wenn aber auch dieſes nicht wäre, ſo wiſſen wir wenigſtens ſo viel mit Gewißheit, daß die Griechen, welche ihre Gebräuche von den Egyptiern, (ſo wie die Römer von den Griechen) entlehnten, dieſen Gebrauch hatten.

Die Einweihung des **Archigallus** hatte zu wenig Aehnlichkeit mit jener der jüdiſchen, und war ehe eine barbariſche, als heilige Wiedergeburt. Sie geſchahe durch das **Taurobolium**, welches Opfer der **Cybele** bey der Weihung des Hohenprieſters gebracht wurde.

Die Griechen kannten die Ehrenſtelle eines Oberprieſters unter dem Namen **Baſileus** n) zu Athen; und zu Apunt hatten die himmliſchen und hölliſchen Götter

m) Diodor. Sic. Bibl. Lib. I. cap. 88. — qui a patribus Sacerdotia accipiunt in Aegypto illi Deo (Pani) primum initiantur. Aber wie, das iſt mir unbekannt.

n) Demoſthen. Oratio contr. Mearam

Götter jede einen Oberprieſter o) Die Römer hatten ihren Pontifex Maximus, ehe ſie die Juden und ihre Gebräuche näher kennen lernten, welcher ſo heilig war, daß er keinen todten Leichnam ſehn durfte, weil ihn dieſes würde verunreiniget haben. Deshalb wurde, wenn er einem Leichenbegängniß beywohnte, zwiſchen ihm und dem Sarg ein Vorhang gezogen. p) Indeſſen iſt es wohl bekannt genug, daß Hoheprieſter bey den meiſten Völkern zu finden waren, und daß ſie gewiß nicht ohne Ceremonien eingeſetzt wurden. Ob dieſe den jüdiſchen ähnlich geweſen, kann auch zur Sache nichts beytragen; da aber die Juden das Schellengeläute an den Kleidungen des Oberprieſters ſo gut hatten wie die Griechen, q) welche ihre Gebräuche von den Egyptiern entlehnten, ſo läßt ſich auch, wiewohl nur vermuthungsweiſe, daraus ſchlieſſen, daß ſie die Einweihung gleichfalls von den Egyptiern angenommen haben. Multa autem tintinnabula, ſagt Plutarch, dependent de veſte (Pontificis maximi Judaeorum) quae inter ambulandum ſtrepitum edunt, *ut et apud nos.* Alle alte Schriftſteller, welche die Gewohnheiten dieſer Prieſter beſchreiben, reden von noch unzählichen Gebräuchen, r) die ſie gehabt haben, wie auch Porphyr in der eben angeführten Stelle.

Eben ſo wenig kann es dem Leſer unbekannt ſeyn, daß die Griechen und Römer ihre ganze Schaaren von Prieſtern hatten, ſowohl Hierofanten als Neokoren, ſo gut als die Egyptier und die Juden. Ich

o) Alexand. ab Alexand. Lib. II. cap. 8. pag. 154.

p) Senec. Ph. in conſolation. ad Marciam pag. 116. 117. ed. Lipſii.

q) Plutarch. Sympoſiac. Lib. IV. pag. 672.

r) Herod. Lib. II. cap. 34.

würde die Geduld meiner Leser ermüden, wenn ich hievon mehreres sagen wollte.

So rein als die Priester der Egyptier sich auch vorzüglich vor dem Volke hielten, so gab es doch gewisse **Verunreinigungen**, welche auch bey letzterem statt fanden. So verunreinigten die Todten ein Haus, in welchem sie starben. **Diodor** sagt von ihnen: — Si vinum aut frumentum aut aliud ad victum necessarium in aedibus, ubi bestiam vita defecit repositum habetur, ad quemcunque deinceps usum applicare, religio est. s) Ein Topf, in welchen ein todtes Insekt fiel, war unrein, und mußte zerschlagen werden, wenn er nicht von Erz war. Die Griechen und Römer hatten den ersten vorerzählten Gebrauch ebenfalls angenommen; und um die Ankommenden oder Vorübergehenden zu warnen, daß sie sich nicht **verunreinigten**, so wurden Haare von dem Verstorbenen an die Thüre gehangen, und ein großes Gefäß mit Weihwasser vor die Thüre gesetzt. t) Es verunreinigte der bloße Anblick eines Todten, und davon kam der Gebrauch, daß man Erde auf den Todten warf, wenn man bey einem unbegrabenen Leichnam vorübergieng. u) Dasjenige Haus, aus welchem ein Verstorbener getragen wurde, muste durch den Erben, mit einer gewissen Art von Besem, rein ausgekehrt werden, wovon er den Namen **Everriator** erhielt. x) Die Verunreinigung durch Todten gieng so weit, daß derjenige, welcher einen bey sich hatte, nicht opfern durfte, y) und die Begleiter der Leiche mußten sich bey ihrer Zurückkunft

s) Diod. Sic. Lib I. cap. 84.

t) Lomei. de Lustrat. gent. cap. 16. pag. 172.

u) ibid. cap. 29. pag. 269.

x) Fest. in Everriat.

y) Servius ad Aeneid. Lib. XI. v. 2.

rückkunft mit Waſchen und Ueberſchreitung des Feuers reinigen. a) Dieſe Reinigung nannten ſie die Suffitition. Sogar diejenigen wurden für unrein gehalten, welche man für todt ausgegeben hatte; Graeci enim, ſagt Plutarch, profanos habebant, neque iis ſeſe permiſcebant, neque ad ſacrificia admittebant eos, quibus factum fuerat funus et ſepulchrum, tanquam mortuis. a) Kurz vorher ſagt er: — quos peregre mortuos, falſo, fama nunciavit, reverſos non per fores admittunt, ſed conſcenſo tecto in domum demittunt. b) Einen ähnlichen Abſcheu hatten die alten Araber vor den Todten. Strabo ſagt: mortua corpora, aeque atque ſtercus (ut ait Heraclitus) cadavera ſtercore abjectiora etc. c)

Vorzüglich aber mußten Prieſter und Volk rein bey ihren Opfern erſcheinen; daher kam es, daß ſich die Prieſter der Egyptier und Babylonier nicht ungereinigt nach dem Beyſchlafen, und überhaupt ohne ſich zu waſchen, ihren Gottheiten näherten. d) Die letztern glaubten dadurch überhaupt verunreinigt zu werden. „So oft, „ ſagt Herodot, „ein Babylonier ſeiner „Frau beywohnet, zündet er ein heiliges Rauchwerk an, (welche Gewohnheit auch im Buche Tobias zu finden iſt) „die Frau thut ihrerſeits ebendaſſelbe. Bey Anbruch des Tages aber waſchen ſie ſich beyde, und „rühren keine Gefäße an ehne ſich gewaſchen zu haben.

a) Macrobius de Somn. Scip. cap. 12.

a) Plutarch. in Quaeſtionib. Romanis. Oper. Tom. II. pag 264. E.

b) ibid. F.

c) Strabo Geogr. Tom. II. Lib. XVI. pag. 574.

d) Herod. Lib. I. cap. 99.

„Eben dieses thun auch die Araber.„ e) Dieser Reinigungen bedienten sich alle Völker, welche opferten; äußerst wenige mochten von dieser allgemeinen Regel eine Ausnahme machen.

Die abgöttischen Völker glaubten sogar, daß die Gottheit verunreiniget werden könnte und entsündigten sie deshalb. Arnobius verspottet diese Meinung mit vielem Rechte, meinedenk, daß die Juden eben diesen Glauben hatten.

Die Altäre wurden gleichfalls, ihrer Meinung nach, durch verschiedne Dinge verunreiniget; so durfte sich kein Frauenzimmer den Altären und den Opfern nähern, und Sklaven, Freygelaßne, Hunde und Fliegen mußten davon entfernt gehalten werden. f) Der Gebrauch der Altäre selbsten war von jeher üblich, und ihre Erfindung verliehrt sich in den Zeiten des Alterthums. Darin stimmen aber die Schriftsteller überein, daß die Egyptier die Erfinder derselben gewesen. g) Nichts ist auch gewisser, als daß die ersten Erfinder gottesdienstlicher Gebräuche zugleich Erfinder der Altäre und Opfer seyn mußten. Immensum quoddam, sagt Porphyrius, videtur fuisse tempus, ex quo doctissima gens, ut ait Theophrastus, et sanctissimam regionem a nilo factam, incolens, coepit primum omnium ab ipsa vesta, diis coelestibus sacra facere — h) Die Altäre der Isis, welche wir unter Num. 16, 17, 18, 19 der 51sten Tafel des Montfaucon antreffen, haben

e) ibid. Lib. I. cap. 187.

f) Arnobius advers. gent. Lib. VI. pag. 211.

g) Alexander ab Alexandro genial. Die. Lib. II. cap. 14.

h) Coelius Rhodoginus Antiq. Lect. Lib. XVIII. cap. 37. pag. 721.

haben viele Aehnlichkeit mit dem Altare Moſis. i) Herodot meldet von einem goldnen Altare des Belus zu Babylon und ſagt: »auſſer der Kapelle (dem Heiligthum) »ſtand ein goldner Altar, und ohne dieſen »noch ein andrer Altar, auf welchem erwachſene Schaafe »geopfert wurden, denn auf dem goldnen durfte man »nur ſäugende opfern.» k) (Sollte von der Gewohnheit der Chaldäer, ſäugende Schaafe zu opfern, nicht der Gebrauch des jährlichen Paſchahs und Darbringens der Lämmer bey den Juden herſtammen, welche unſtreitige Abkömmlinge der Aſſyrier ſind?) Hohe Altäre unter dem Namen Ara maxima finden wir bey den Griechen und in Italien. l) m) Man hatte ſie von ſehr verſchiednen Arten, ohne und mit Hörnern, (κύκλαι βωμοὶ) woran ſie vermuthlich die Opferthiere anbanden. n) Sehr gebräuchlich war es, ſie auf den Höhen der Berge aufzurichten, wie man ſchon hinlänglich aus den Zeugniſſen des alten Teſtaments erſiehet. Es geſchahe unſtreitig, weil man der Gottheit näher zu ſeyn glaubte, beſonders fand dieſes bey denen Völkern ſtatt, welche die Sonne, wie die Perſer, unter dem Namen Mithras, und andere Heere des Himmels anbeteten, ob dieſe gleich nach Herodot keine Altäre in den erſten Zeiten hatten. Sie hielten ihre Altäre, wie wir ſchon geſehen haben, ſehr rein, ſchmückten ſie an gewiſſen Feſten, und nicht jeder Prieſter, ohne Ausnahme, durfte darauf opfern. Dies war

i) Porphyrius de Abſtinentia Lib. II. pag. 53.

k) Montfaue. Alterth. 2ter Band, 3tes Buch, Kap. 1 pag. 144.

l) Herodot Lib. II. 1. cap. 172.

m) Paulan. Eliac. pag. 161.

n) Virgil. Aeneid. Lib. VIII. v. 270. Silius Ital. Lib. VII v. 52.

war der Fall bey dem hohen Altare, welchen **Herkules** selbst soll erbauet haben, wenn wir dem **Ovid** glauben wollen, und der am **Carmentalischen** Thore auf dem Ochsenmarkte zu **Rom** stand; auf welchem nur die beyden Familien der **Pinarier** und **Potitier** opfern durften, bis nach Ausrottung dieser beyden Häuser der Censor **Appius Claudius** darinnen eine Veränderung traf. o)

Für die Altäre hatten die Völker eine auserordentliche Ehrerbietung, und bedienten sich derselben, **zur Schliessung von Bündnissen, Frieden, Heyrathen, Aussöhnungen**, wie aus vielen Stellen des **Virgil** erhellet; auch waren sie die Zufluchtsörter für Verbrecher, und der Ort, wo der Eidschwur seine grösste Heiligkeit erhielt. p) Vorzüglich aber gebrauchten sie dieselben überhaupt zum opfern und räuchern.

Die Opfer selbsten waren von verschiedner Art. In den ersten Zeiten bestanden sie unstreitig in denjenigen Dingen, welche die Menschen assen. **Porphyrius** geht so weit, daß er mit **Theophrast** annimmt, daß man zuerst Gras geopfert habe. Primum enim, sagt er: — herbae virentis primitiis sacra faciebant. q) Diese Opfer zündeten sie mit Feuer an: — folia et radices (ante arbores) graminis, totaque illius natura germina colligentes flammis adolebant, hoc sacrificio Deos vitae coelestes excipientes, et per ignem honores illis reddentes immortales. His etenim ignem perpetuum, cum sit ei familiarissimus in templis asser-

o) Montfauc. l. c. pag. 145.

p) Tit. Livius Lib. IX. cap. 29. Valer. maxim. Lib. I. C. I. num. 17. Salmas. Exercit. Plinian. in Sol. pag. 7.

q) Polyb. Lib. VI. Tit. Livius Lib. XXI. cap. 38. Ambros. Oper. Tom. III. Lib. V. Ep. 30.

aſſervamus. r) Hierauf kommt er auf die ſacrificia è mucibus; nach dieſen folgten die Feldfrüchte und das Darbringen des Miehls mit Wein und Oehl vermiſcht. So wie die Menſchen, fährt er fort, allmählich mit mehreren Erfindungen bekannt wurden, ſo offerten ſie Kuchen, (Brodte) Honig und Oehl. s) Ueberhaupt gieng dieſer Gebrauch allmählig weiter, ſo daß man Kuchen-, Erſtlinge-, Verſöhn- oder Reinigungs- und Dank- oder Verehrungsopfer, ſo gut bey den Egyptiern als bey den meiſten andern Völkern erfand. Vom Darbringen der Kuchen, ſagt Plutarch. in ſacrificiis, quae menſibus Pagni, et Phaophi peragunt, placentas coquunt. t) Bey den Chaldäern finden wir den goldnen Tiſch des Belus, u) auf welchem, nach einem übergeliebenen Bruchſtükke, Speiſen der Gottheit vorgeſetzt wurden. x) Eine Gewohnheit, die mit dieſer viele Aehnlichkeit hat, war der Sonnentiſch (Heliotrapezium) auf der Grenze zwiſchen Aegypten und Aethiopien. y) Wer mehreres von den Opferkuchen der Griechen und Andrer leſen will, findet ſolches in der unten angeführten Stelle. z) Dieſe Art Opfer entlehnten die Griechen von den Egyptiern und wurden ſtatt der blutigen Opfer von Cecrops verord-

r) Porphyr. de Abſtinentia Lib. II. §. 5. pag. 53.

s) ibidem §. 6. pag. 55.

t) Plutarch. de Iſide et Oſirid. Tom. II. Oper. pag. 362. 371.

u) Herod. Lib. I. cap. 172.

x) Hiſtor. vom Bel zu Babel.

y) Herod. Lib III. cap. 18 et 24. Diod. Sic. Bibl. Lib. III. cap. 2.

z) Coelius Rhodogin. Ant. Lect. Lib. XII. cap. I. pag. 140. et Lib. IX. cap. 16. pag. 333 ſeq. Horat. Od. 27. Lib. III. Lucian. de Sacrific. Lib. I. cap. 12.

verordnet. a) Hierzu gehören die Opfer von **Mehl**, b) welche mit jenen der Kuchen Aehnlichkeit haben. Eben ſo gewiß iſt es, daß die Egyptier ein Feſt hatten, bey welchem ſie die **Erſtlinge der Früchte** opferten, worüber uns **Diodor** und **Porphyr** c) nähere Nachricht geben. d) Andere Völker hatten überdem ähnliche Gebräuche, und nur einen der Griechen zu berühren, ſo ſagt uns **Pauſanias**, daß in dem Tempel der **Ceres** zu **Mikaleſſus** jährlich allerley Früchte, die im Herbſte reiften, dargebracht wurden. e)

Die jüdiſche Eintheilung der Opfer in **Brandopfer, Sühnopfer, Dankopfer** und dergleichen, war den Völkern früher, und ohne das Zuthun der Juden, bekannt. Einige Brandopfer wurden ganz dargebracht und verbrannt; f) die meiſten aber nur zum Theile, g) und von einem wurde eine Opfermahlzeit angeſtellt. h) **Ein groſſer Theil aber gehörte in Egypten den Prieſtern.** i) Endlich kannten die Egypter auch die Trankopfer. k)

Die

a) Pauſan. in Arcad. pag. 237.

b) Servius in Lib. II. Aeneid. v. 137. Plinius Lib. XVII. cap. 2. Porphyr. de Abſtinentia Lib. II. §. 6. pag. 55.

c) Diod. Sic Bibl. Lib. I. cap 14. Plutarch. de Iſide et Oſirid. pag. 372 et 377.

d) Porphyr. de Abſtinen. Lib. II. §. 27. pag. 72.

e) Pauſan. in Boeotic.

f) Bochart. in Oper. Lib. II. Tom. I. cap. 224. Lucian. de Sacrific. Plutarch. in Sympoſiac. Lib. VI. Quaeſt. 8. pag. 694.

g) Appollonius Rhodius Lib. I. v. 436. ſeq. Pauſan. in Arcad. pag. 269. et in Attic. pag. 22.

h) Herodot. Lib. II. cap. 36. Athan. Lib. V. pag. 192.

i) Herod. l. c. cap. 34.

k) Herod. l. c. cap. 143.

Die **Verſöhnopfer** wurden entweder für **den ganzen Staat**, oder für **einzelne Perſonen** gebracht.

Wir finden den Gebrauch eines groſſen Verſöhnopfers für das ganze Volk ſchon bey den **Aethiopiern**, welche bey der Abfahrt der beyden geraubten Fremden koſtbare Opfer ſchlachteten. l) Die **Egyptier** hatten unſtreitig ihre Verſöhnopfer ſo gut wie die **Aethiopier**, und alle andere bekannte und geſittete Völker mit ihnen. Die **Ambarvalia** m) der Römer ſind bekannt; die **Delien** und **Thargelien** zu **Athen** nicht weniger, wodurch ganze Städte verſöhnt und gereinigt wurden. n) Die **Leukadier** verſöhnten ſich im Opfer des **Apollo** alle Jahre einmal, durch Herabſtürzung eines öffentlichen **Verbrechers** von einem Felſen ins Meer. o) Von den Privatverſöhnungen ſind alle Geſchichtſchreiber voll, reden Poeten, und Andere, daß es unnöthig wäre, hierüber noch ein Wort zu verliehren. Vermuthlich iſt das Opfer des **Porphyrius** ein Sündopfer, welches nicht gegeſſen werden durfte, p) und alle Verſöhnungen geſchahen unter freyem Himmel, q) nach den Gebräuchen der Völker.

Mit den Opfern waren die **Libationen** verbunden. Die Egyptier opferten ſchon vor allen andern Völkern **den Wein**, den ſie gegen den Tempel auf den Holzhaufen goſſen, welcher das Opferthier verzehren ſollte. r) Die

l) Diod. Sic. Bibl. Lib. II. cap. 55

m) Vopiscus in Aurel. cap. 20.

n) Suid. in Θαργήλια.

o) Strabo Georg. Lib. X

p) Porphyr. de Abſtin. Lib. II. §. 43. pag. 87.

q) Plutarch. in Quæſt. Rom. Oper. Tom II. pag. 265

r) Herod. Lib. II. cap. 39

Die Opferthiere ſelbſt mußten ohne Tadel ſeyn. Sie durften keinen Fehler haben, und die Sphragiſten waren beſonders mit zur Unterſuchung der Opferthiere beſtellt. s) Die Fehler aber, welche die Thiere vorzüglich zu Opfern untüchtig machten, beſtanden darin, wenn ſie ungeſund, oder lahm, oder unrein, oder gefleckt, oder ungeſtallt, oder verſtümmelt waren, t) oder einen ſtachlichten Schwanz, geſpaltene Ohren und ſchwarze Zungen hatten. u)

Die Art, die Opfer darzubringen, war im Ganzen genommen faſt überall, in den meiſten Punkten wenigſtens, einerley. Man goß das Blut des Opferthiers an den Fuß des Altars rings herum, x) oder beſprengte den Altar damit, um ihn zu entſündigen: „Manchmal,„ ſagt Banier, „goß man das Blut um den Altar her„aus; man verbrannte darauf das Fett, welches das „Eingeweide umgab; und das übrige nahm man mit, „oder verzehrte es nahe bey dem Orte, wo die Opfe„rung geſchehen war. Es gab Theile, welche der „Prieſter allein zu berühren ein Recht hatte; die übri„gen wurden ausgetheilt oder mit hinweggenommen.„ Dieſes ſind Gebräuche, welche von den egyptiſchen herſtammen, mit denen ſie beynahe völlige Aehnlichkeit haben.

Doch hatten die Egyptier noch einen andern merkwürdigen Gebrauch, woven die Juden das Bekennen ihrer Sünden zwiſchen die Hörner des Opferthiers und des Azazels ganz unſtreitig entlehnten. Herodot ſagt:

„Das

s) Herod. Lib. II. cap. 35.

t) Julius Pollux Lib. I. cap. 1. Segm. 26. pag. 21. Edit. Hemſterh. de an. 1706.

u) Servius ad Aeneid. Lib. VI. v. 38.

x) Banier Götterlehre 1. B. pag. 512.

„Das Opfer geſchieht folgender Geſtalt: Wenn „das gezeichnete Vieh zu dem Altare, auf dem ſie opfern, „gebracht worden, zündet man den Holzhaufen an. „Hernach ſchütten ſie Wein darauf gegen den Tempel „zu, rufen den Gott an, und ſchlachten das Opfervieh. „Sie hauen ihm darauf den Kopf ab, und vom Leibe „ziehen ſie die Haut ab. Gegen den Kopf ſprechen „ſie viele Flüche aus, und wenn ſie einen Markt ha„ben, wo fremde griechiſche Kaufleute ſich aufhalten, „ſo bringen ſie ihn auf den Markt und verkaufen ihn. „Wenn aber keine da ſind, ſo werfen ſie den Kopf in „den Fluß. Die Köpfe aber verfluchen ſie, mit den „Worten: Wenn ihnen ſelbſt, denen Opfernden, „oder ganz Egypten, ein Unglück bevorſtünde, „ſo ſolle es auf dieſen Kopf kommen. Alle Egyp„tier beobachten mit den Köpfen der geopferten Thiere, „und mit der Ausgieſſung des Weins, eben dieſe Ge„bräuche bey allen Opfern.“ z) Daß ſie den griechiſchen Kaufleuten dieſe Köpfe verkauften, war ein neuerer Gebrauch, und in den alten Zeiten dieſes Volkes unbekannt. Plutarch ſagt: itaque in caput victimae exſecrati, amputatum in flumen abjiciebant *antiquitus*, *nunc* peregrinis id dant. a)

Vor dem opfern pflegten ſie zu faſten und zu beten. b) Bey den Prieſtern gieng der Gebrauch, (von welchem ſich bey den Römiſchkatholiſchen die heilige Quarantana noch befindet,) des Faſtens ſo weit, daß ſie in den Zeiten der Enthaltung bis zu zwey und vierzig Tagen faſteten. Cum enim, ſagt Porphyrius: tempus

z) Herodot. Lib. II. cap. 39.
a) Plutarch. oper Tom. II de Iſid. et Oſirid. pag. 363. B
b) Herodot. l. c. cap. 37.

tempus instaret, quando sacrum aliquem cultum et solennem celebraturi erant, aliquot dies in se praeparandis insumebant, nonnulli per quadraginta duos, alii per plures, nonnulli per pauciores nunquam verò infra septem dies, animalibus omnibus abstinentes, ab omni etiam olere et legumine, sed praesertim à mulierum consuetudine. c)

Alle alte Völker hatten überdem die Gewohnheit, ihren Göttern zu räuchern. Dieses Handwerk war der Hauptzweig des Handels, den die Egyptier mit den Arabern trieben, welche ihnen dasselbe zubrachten. Indessen ist dieses allzu bekannt, als daß ich mehrere Zeit darüber verliehren sollte. Nur die einzige Stelle des Strabo will ich hierüber anführen, weil sie das hohe Alterthum dieses Gebrauchs vermuthen läßt, der unstreitig bey einem Volke, welches, wie Herodot sagt, d) den Weyhrauch als ein Landesprodukt besaß, seinen Anfang genommen, und von da zu andern Völkern gebracht ist. Strabo sagt nemlich: Solem enim (Arabes) arulam super aram constituentes, et quotidie in ea immolant, et *thus* adolent. e)

„Das immerwährende Licht in dem Tempel „des Ammun zu Theben, sagt Herr von Pauw, „vermittelst dessen man sogar die Dauer einiger mit den „Himmelskörpern vorgehenden Hauptveränderungen aus„zumessen versuchte, ist eine bekannte Sache, f) und gewiß

c) Porphyr de Abstin. Lib. IV. §. 7. pag. 152.

d) Herodot. Lib. III. cap. 102.

e) Strabo de Sit. orb. Tom. II. Lib. XVI. ad fin. p. 575.

f) Recherch. philosoph. sur les Egyptiens et Chinois, Tom. II. pag. 3. chap. 7.

gewiß die Anlage zu dem immerwährenden Lichte in der Stiftshütte. Dieses Licht mußte Mosi um so viel bekannter seyn, da er zu Theben erzogen wurde, und nach der oben angeführten Stelle den Tempel des Ammon selbst erbauet hatte. Die andern Völker, besonders die Griechen und Römer, hatten ebenfalls ihre Leuchter, die entweder stehende mit verschiedenen Armen waren, wie diejenigen zum Theile sind, die wir bey Montfaucon antreffen, oder hängende, wie jene im Tempel des palatinischen Apollo. g)

Alles, was Hr. von Pauw über die Egyptier sagt, zeigt den philosophischen Forscher und viele ächte Kritik, nur das einzige wird jedem, welcher Ueberzeugung sucht, und dem das bloße Wort eines Autors nicht die gehörige Bürgschaft für die Wahrheit seiner Behauptungen leisten kann, mißfallen, daß er höchst selten die Quellen anführt, aus welchen er schöpfte. Mit vieler Mühe suchte ich diese Quelle auf, woraus sehr deutlich die Wahrheit hervorgeht, daß man auf dem Altare des Ammons ein immerwährendes Feuer unterhalten habe. Man findet sie in der angezogenen Stelle des Bochart, welcher hierüber den Silius anführt. Et in Ammonis delubro, sagt er, *Silio* teste libro tertio,

[illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]. h)

An eben diesem Orte sammelt der gelehrte Verfasser wahre Nachrichten von einem immerwährenden Feuer; zu Delphos unterhielten die Griechen dasselbe; die Pyreen der Perser, fährt er fort, sind bekannt, auf welchen sie nicht nur ein ewiges Feuer unterhalten, sondern

g) Banlers Götterlehre I. Band, pag. 545. wo Hr. Schlegel den Plinius Lib. XXXIV. cap. 3. anführt.

h) Bochart. oper. Tom. I. Lib. II. cap. 35. pag. 363.

dern es sogar als eine Gottheit verehren. Eben dieses letztere berichtet von ihnen Herodot, mit dem Zusatze, daß sie es auf den höchsten Gipfeln der Berge thäten, und den ganzen Umfang des Himmels Gott nennten. Diesem aber erbauten sie keine Tempel noch Altäre; gaben ihm (denn er bedurfte es nicht) weder Trank- noch Speisopfer; sie brachten das Opferthier nur dar. Der Opfernde betete Gott an, nicht allein aber für sich, sondern es war Pflicht, zugleich sein ganzes Volk und seinen König in sein Gebet mit einzuschließen. Hatte er nun das Opfer zerschnitten und gekocht, so legte er es auf ausgerißnes zartes Gras, und dann sang der Magier seinen Gesang. Kurz nachher nahm der Opfernde das ganze Opfer, trug es nach Hause und verwendete es nach seinem Belieben. i) Bochart citirt den Brissonius im zweyten Buche de regno Persarum. Er fährt fort: eben dieses erzählt von ihnen auch Strabo im XV. Buche, und auch von den Kappadoziern. Selbst die Brachmanen in Indien haben diesen Gebrauch. Er führt hierüber den Ammianus im XXIII. Buche an. Feruntque, si justum est credi, etiam ignem, *coelitùs lapsum*, apud se sempiternis foculis custodiri.

Eben dieser Verfasser sammelt die Nachrichten, die am glaubwürdigsten sind, und denen er selbst seinen Glauben nicht versagen kann, von den mancherley Verfällen, wo das Feuer vom Himmel, oder aus dem Altare die Opfer entzündete. Die Stelle ist zu merkwürdig, und beweißt zu sehr, daß auch hierin die Juden vor allen Völkern nichts voraus haben, welches sie als besondern Beyfall der Gottheit anführen könnten. Nota, sagt er, haec verba: *ignem coelitùs lapsum*. Ideo enim vel ser-va-

i) Herodot. Lib. I. cap. 132.

servatus, vel etiam cultus est ignis; quia putabatur è coelo esse demissus. Nam et hoc à mystis suis diabolus credi et praedicari voluit, ne hujus miraculi gloria Deo esset peculiaris. Itaque in *graecorum* et *romanorum* libris nihil frequentius, quam sacrum ignem è coelo decidisse, aut sponte suâ fuisse accensum. Sic *Appianus* in Syriacis de rege *Seleuco* dicit: Ἐν Μακεδονίᾳ τὴν ἑστίαν αὐτῷ τὴν πατρῴαν, οὐδένος ἅψαντος, ἐκλάμψαι πῦρ μέγα. In *Macedonia* paternam aram magno ipsi igne fulsisse, cum nemo illam accendisset. Et de eodem *Pausanias* in *Atticis*, cum ex *Macedonia* cum *Alexandro* profecturus *Pellae Jovi* sacrificaret, τοῦ βωμοῦ κείμενα προέβη τε αὐτόματα πρὸς τὸ ἄγαλμα, καὶ ἄνευ πυρὸς ἤφθη, ligna aris imposita ultro ad Dei simulachrum accesserunt, et sine igne accensa sunt. Et in *Eliacis* prioribus, ubi de Lydiae urbibus, *Caesarea* et *Hypaepis*: in templo utriusque urbis amplissimo, cellae cum aris, super his cinis alio longe colore à vulgari cinere. Huc ingressus magus, ubi, foco lignis impositis tiarâ caput velavit, implorat cognomen Dei, quicunque ille sit. Ex libro enim recitat carmen barbaricum, lingua plane ignotâ *graecis*. Ubi peroravit, sponte sua è lignis, nullo igne admoto, purissima emicat flamma. Quod in *Lydia* miraculum ipse se vidisse asserit. Persae etiam, si *Tzetzi* fides *Chil.* 3. *hist.* 66. ignem, qui in Perside pro Deo colebatur, ex *fulmine* à *Perseo fuisse olim accensum*, jactitabant. —— Jam e *Romanis*, *Poëtam* audi in *Pharmaceutria*:

> Aspice, corripuit tremulis altaria flammis
> Sponte suâ, dum ferre moror, cinis ipse: bonum sit.

Ubi *Servius*, hoc uxori *Ciceronis* dicitur contigisse: cum post peractum sacrificium libare vellet, in cinere visa est flamma, quae flamma eodem anno

oſtendit conſulem futurum ejus maritum. Ut in hoc libri duodecimi *Aeneidos*:

—— Quae foedera fulmine ſancit.

Idem *Servius*: apud majores aras non incendebantur, ſed ignem divinum precibus eliciebant, qui incendebat altaria (nota *eliciebant*, unde *Jovi Elicio* nomen, cui aram in Aventino monte dicavit *Numa*. Vide *Plinium* et *Livium* et *Ovidium* in *faſtis*) in *Valerio* Lib. I. cap. 1. Maximae virginis *Aemiliae* diſcipulam, extincto igne, tutum ab omni reprehenſione *Veſtae* numen preſtitit. Quâ adorante, cum carbaſum, quam optimam habebat, foculo impoſuiſſet *ſubitò ignis emicuit*. Ut miraculum ſit illuſtrius, dicit *Dionyſius* Lib. I. ex cinere pridem frigido, neque ullam ſcintillam ſervante multam flammam per carbaſum emicuiſſe. *Solinus* in Cap. de *Sicilia*. Nec longe indè collis *vulcanius*, in quo qui divinae rei operantur, ligna vitea ſuper aras ſtruunt, nec ignis apponitur in hanc congeriem, cùm proficias intulerint. Si adeſt Deus ſacrorum probator, ſarmenta, licet viridia, ignem ſponte concipiunt, et, nullo inflagrante habitu, à numine ſit incendium: ibi epulantibus alludit flamma, quae flexuoſis exceſſibus vagabunda, quem contigerit, non adurit. Nec aliud eſt, quam imago nuntia perfecti ritè voti. *Plinius* Lib. II. cap. 107. ubi de *ignium miraculis*: reperitur apud etc. in *Silentino* oppido *Egnatia*, impoſito ligno in ſaxum quoddam protinus flammam exiſtere. Quod tamen cum in ipſâ *Egnatiâ*, ſeu *Gnatiâ* quod idem eſt, ab incolis audiviſſet *Horatius* —— ita rejecit ut fabuloſum Lib. I. Sat. 5.

— dehinc *Gnatia*, Lymphis
iratis extructa, dedit riſumque, jocoſque,
dum flammâ ſine thura liquefcere limine ſacro
perſuadere cupit. Credat *Judaeus Apella*
non ego ——

Sed

Sed tam multis teſtibus fidem abrogare difficile eſt; (da hat der Verfaſſer recht) cum haec Satanae potentiam non ſuperent, qui eſt ἄρχων τῆς ἐξουσίας τοῦ ἀέρος, Epeſ. 2, 2. etc. k)

Freylich kommt man am leichteſten aus der ganzen Sache, wenn man dem Teufel alles zwiſchen die Hörner legt, wenn, den Juden zum Verdruß, das, was ihren Geſchichten gleich war, bey andern Völkern gleichfalls geſchahe. — Wir, die wir über die Kindereyen der Alten zum Glücke hinweg ſind, finden ſo gut bey den Heiden als Juden hierin Prieſterbetrug, oder es exiſtirte niemals welcher. Die Juden davon auszunehmen, hieße für die Vorgebungen der andern Völker beweiſen; welches den Juden nichts nützen würde. Betrug iſt nicht ein die Juden ausſchließendes Erbtheil der Völker, da erſtere von allen undenklichen Zeiten her, doch mit den gehörigen Ausnahmen, deshalb berüchtiget waren.

Daß bey den Juden zuerſt Feuer vom Himmel oder aus dem Altare, die Opfer verzehrte, iſt nicht nur nicht erweißlich, ſondern kann auch nichts zu ihrem Vortheile beweiſen. Da lange vor ihren Zeiten das ewige Feuer im Tempel des Ammun bekannt war, da Moſes, wie der deutliche Augenſchein lehrt, beynahe alles aus der thebaiſchen Schule der Philoſophen entlehnte: ſollte es denn ſo auffallend ſeyn, daß er auch die phyſikaliſchen Künſte da erlernt hätte? Konnte nicht ſehr leicht die innre Einrichtung der Altäre dieſen Betrug begünſtigen, zu welchen kein Profaner zugelaſſen wurde, weil man die Altäre ſelbſt für heilig hielt. Die Altäre der Juden waren nach dem Befehle Moſis inwendig hohl,

k) Bochart. loc. cit. pag. 353 et 354.

selbst der allerheiligste, auf welchem die blutigen Opfer dargebracht wurden, und folglich sehr bequem, um natürliche Wunderwerke zu verrichten, welche der jüdische Jan Hagel zu allen Zeiten mit Entsetzen ansahe. Doch dem nachdenkenden Forscher fällt hier alles zu sichtbar in die Augen, und wer blind ist, wird es auch beym hellsten Mittag bleiben.

Bis hieher hätten wir also gesehen, daß die Völker vor den Juden, nemlich die Chaldäer ihre Stammväter, und Egypten ihr zweytes Mutterland, die Gebräuche, welche ihnen die heiligsten waren, schon längst hatten, nemlich die Beschneidung, (wie Herr R. Michaelis selbst erweist) die Enthaltung von gewissen Speisen, Verachtung anderer Völker, privatsche Anordnungen, welche sie, als alte Völker, ausschließend für sich allein behielten; ferner die Staatsverfassung, Gesetze und Gerichtspflege, (denn was war das Licht und Recht am Halse des gerichthaltenden Priesters anders, als das von den Edelgesteinen der Egyptier entlehnte Symbol der Wahrheit? oder was anders als das Orakel des Ammun?) eben so Sprache, hieroglyphisch Bilderschrift, heilige Gebräuche, Tempel, Heiliges und Allerheiligstes, Heiligkeit der Priester, ihre Kleidung, Reinigungen, Altäre, blutige und unblutige Opfer, Art, sie darzubringen, Rauch- und Brandopfer-Altar, Osterlamm, ewiges Feuer, und himmlische Blitze, die die Opfer verzehrten, Tische, auf welchen Speise der Gottheit vorgesetzt wurde, ewige Lichter, Waschgefäße der Priester vor den Tempeln, u. dergl. Alles das hatten die gedachten Völker, ehe es bey den Juden eingeführt wurde, oder sie erhielten alle diese Dinge, ohne sie von den Israeliten zu entlehnen. Mir bleibt nur noch übrig zu beweisen, daß sie sogar das Heiligste, das

sie

ſie beſaßen, nemlich die **Lade des Heiligthums**, von den Egyptiern entlehnten; welches ſogleich geſchehen ſoll.

Bekanntlich war dieſe heilige Kiſte, der Thron der Gottheit, die darauf wohnte, ſo heilig, daß kein Laye ſie tragen, und manchmal ſogar ſie ohne Lebensgefahr nicht anſehen durfte. Sie war alſo mit einem Worte, **die Wohnung der Gottheit.**

Eben dieſes finden wir bey den **Egyptiern.** Herr von **Pauw** ſagt: „Man findet, daß die Aethiopier, in „Rückſicht auf Religionsſachen, beſtändig einen ſehr ge„nauen Umgang mit den Egyptiern unterhielten; ſie ka„men ſogar des Jahres einmal nach **Theben**, holten „den **Heiligthumskaſten des Jupiter Ammon**, und „brachten ihn nach den Gränzen von **Aethiopien**, wo„ſelbſt man ein Feſt feyerte, welches unſtreitig zu der „beſondern Tradition vom **Heliocapezium**, oder der „Sonnentafel, woran die Götter ſpeiſten, Anlaß gab. „Wenn **Homer** in ſeiner Iliade verſichert, l) daß Ju„piter von Zeit zu Zeit nach **Aethiopien** gieng, um „daſelbſt bey einem großen Feſte gegenwärtig zu ſeyn, ſo „beweiſt dieſes, daß dieſer Dichter auf eine ungewiſſe „Art von der Prozeſſion ſprechen hörte, welche jährlich „von **Theben** oder **Diospolis** ausgieng, wobey „man wirklich nach **Diodor** und **Euſtathius** die Bild„ſäule des **Jupiter Ammon** nach **Aethiopien** „brachte. m) **Diodor** führt dieſe Stelle gleichfalls „an, wenn er ſagt: — In teſtimonium hujus rei ad„ducunt, omnium ferè antiquiſſimum — poetam, „qui in Iliade Jovem, reliquosque una Deos, in

l) Homer. Ilias Lib. I.

m) Recherch. philoſ. ſur les Aegypt. Tom. II. par. 3. chap. 7

„Aethiopiam, ad ſacrum anniverſarium, et com„mune epulum, apud Aethiopes ſibi adornatum, pro„ficiſcentes, introducit.“

Jupiter Aethiopes heſterna luce reviſit,
Accedens epulum, cunctique ex ordine Divi. n)

Eine dies gleichfalls beweiſende Stelle finden wir bey Herrn Jablonsky: Memoria indignum non eſt, ſagt er, quod de Ammonis Thebaei ſimulacro *Euſtathius* memoriae prodidit — in Iliad. A. p. 128. Edit. Rom. Τινὲς μεν λέγυσι, ὅτι ἐν Διοσπόλει μέγιστόν ἐστι Διὸς ἱερὸν· ἀφ' ἑ λαβόντες αἰθίοπες διὸς ξόανον, καὶ ἄλλων θεμένων σὺν αὐτῷ, κατά τινα καιρὸν τεταγμένον περιοδεύσι τὰ κατὰ τὴν Λιβύην, καὶ πανηγυρίζυσι τελυτελῶς ἐπὶ δώδεκα ἡμέρας, ἐπὶ καὶ τοσάυτοι παρ' αὐτοῖς εἰσι θεοί. Aliqui dicunt, eſſe Dioſpoli (vel Thebis) maximum Jovis templum, ex quo Aethiopes Jovis et aliorum Deorum ſimulacra accipiunt, atque cum illis certo quodam conſtituto tempore Lybiam circumeunt, feſtum continuum, per duodecim dies, ſplendide ac laute celebrantes. Tot enim Deos ipſi venerantur, *Diodorus* Lib. II. pag. 88. (da ich eine andere Edition vor mir habe, ſo mit der von Jablonsky nicht übereinſtimmet, ſo muß ich dem Leſer, welcher allenfalls dieſem gelehrten Manne nicht glauben will, das weitere Nachſuchen der citirten Stelle überlaſſen) id non tantum de ſimulacro, verum et de *Sacello* Ammonis thebaei narrat. *Quotannis Jovis ſacellum apud Aegyptios per fluvium transmitti in Lybiam, et poſt dies aliquot, ac ſi Deus ipſe ex Aethiopia redux ſit, reverti.* Per νεὼν, intelligenda hic venit

n) Diodor. Sic. Bibl. Lib. III. cap. 2. ex interpr. Rhodomanni, Hanoviae, 1611.

nit *aedicula parva, variegata et deaurata* in qua simulacrum Dei cujuspiam vel deae circumferebatur, et ab uno loco in alium deportabatur, qualem nobis describit HERODOTVS. Lib. II. c. 63. (nach meiner Ausgabe cap 58.) loquens de numine papremitano, quod Martem vocat cap. 59. —— Verba HERODOTI ita se habent: Τὸ δὲ ἄγαλμα ἐὸν ἐν νηῷ μικρῷ ξυλίνῳ κατακεχρυσωμένῳ, προεκκομίζουσι τῇ προτεραίῃ ἐς ἄλλο οἴκημα. *Porro simulacrum ligneum, collocatum in sacello ligneo ac deaurato, in alias aedes sacras pridie exportant.* Aediculae hae appellantur etiam thalami et παστοὶ, de quibus multa CVPERVS in *Harpocrate* p. 129. 130. etc. et IO. CORNEL. a PAVW, in observation. ad Horapollinem p. 326. Et qui illos humeris suis circumgestarent dicti παστοφόροι, uti et ἱεραφόροι, etc. „Einige sa„gen, es sey zu **Diospolis** (Theben) der gröſte Tem„pel des **Jupiters**. Aus demselben holten die **Aethio„pier** die Bildsäule Gottes, und zugleich jene der an„dern Götter mit ihr, welche sie sodann zu einer festge„setzten Zeit in Lybien herumführen, indem sie ein zwölf„tägiges Fest mit vieler Pracht und Verschwendung „feyern. Sie feyern es zwölf Tage, weil die Zahl ih„rer groſsen Götter so viel ist. **Diodor** im zweyten „Buche pag. 88. erzählt dieses nicht nur von der Bild„säule des **Jupiter Ammon**, sondern auch von dem „Heiligthumskasten desselben. Er sagt nemlich: jähr„lich wird der Heiligthumskasten des **Jupiters** in „**Egypten** auf dem Flusse nach **Lybien** gebracht, und „nach einiger Zeit kommt derselbe wieder, gleich als „kehrte die Gottheit selbst aus **Aethiopien** zurück.“ Durch das Wort ναὸς muß hier ein kleines, figurirtes, vergoldetes Behältniß verstanden werden, in welchem das Bild eines Gottes, oder einer Göttin herumgetragen, oder von einem Orte zum andern gebracht

wurde,

wurde, und in der Art, wie es Herodot im 2ten Buche, dem 36ſten Kap. beſchreibt, wo er von der Gottheit zu Papremis redet, welche er im 59ſten Mars nennet. Seine Worte lauten alſo: „den Tag vorher tragen ſie „die hölzerne Bildſäule, welche ſie in ein kleines, ver„goldetes, hölzernes Behältniß ſetzen, an einen andern „heiligen Ort.“ Die heiligen Behältniſſe führen auch den Namen Thalami und Paſtoi, wovon Kuper in ſeinem Harpocrates Seite 129. 130. u. ſ. w. und Joh. Korn. von Pauw in ſeinen Bemerkungen über den Horus Apollo ein mehreres ſagen. Diejenigen Prieſter, welche ſie auf ihren Schultern herumtrugen, erhielten davon den Namen der Paſtophoren. o) Dieſer heilige Kaſten blieb im Tempel als ein Aufenthalt ihrer Gottheit. Plutarch thut gleichfalls einer heiligen Kiſte Meldung, wenn er ſagt: Τῇ δὲ ἐνάτῃ ἐπὶ δέκα νυκτὸς ἐπὶ θάλασσαν κάτεισι καὶ τὴν ἱερὰν κίστην οἱ στολισταὶ καὶ οἱ ἱερεῖς ἐκφέρουσι. etc. Decima nona menſis die, noctu ad mare deſcenditur, et ſacram Ciſtam ſtoliſtae una cum ſacerdotibus efferunt. „Den neunzehnten gehen ſie an das Meer, und „die heilige Kiſte wird von den Hieroſtoliſten und Prie„ſtern dahin getragen,“ p) u. ſ. w.

In dieſer heiligen Lade hatten ſie ein kleines goldnes Käſtchen, in welches ſie Waſſer goſſen, und ausriefen: Oſiris iſt gefunden. Das Sacellum war die eigentliche Wohnung der Gottheit, und nichts anders als ein mit Gold überzogner Kaſten, welcher den Sitz des Götzenbildes vorſtellen ſollte, und in dem Adyto oder innerm

o) Jablonsky Pantheon Aegyptiac. Lib. II. cap. 2. pag. 164. 165.

p) Plutarchus Oper. Tom. II. de Iſide et Oſiri. pag. 366.

innerm Heiligthume aufbewahret wurde. Was aber den Kaſten oder die Lade betrift, von welcher **Plutarch** ſpricht, ſo war deſſen Alterthum aus den erſten Zeiten vor den egyptiſchen Königen, und zur Bewahrung einer Tradizion eingeführt, (ſymboliſch oder nicht ſymboliſch, da iſt hier gleichviel,) welche den **Oſiris** und den **Typhon** betraf. q) Uebrigens hatten die **Egyptier** die Gewohnheit, ihre heiligen Thiere, welche die Gottheiten des gemeinen Volks waren, in heiligen Kaſten nach ihrem Tode beyzuſetzen, und ſo aufzubewahren. Stirbt ein Krokodil, ſagt **Herodot**, ſo ſalzen ſie ihn ein, und ſetzen ihn in heiligen Kaſten bey. r)

Aber nicht allein die **Egyptier** hatten ihre heilige Laden, ſondern auch die Griechen hatten dieſelbe bey ihren heiligſten Eleuſiniſchen Myſterien. **Euſebius** citirt hierüber den **Clemens von Alexandrien**: Jam Eleuſiniorum communis quaedam myſteriorum quaſi teſſera, haec eſt: Jejunavi; cinnum ebibi; accepi è ciſta (ἔλαβον ἐκ κίστης) operatus in Calathum reposui, ac rurſum in Ciſtam ex Calatho. s)

Es iſt demnach erwieſen, daß die heilige Lade nicht nur bey den Juden, ſondern auch bey den Egyptiern die eigentliche Wohnung der Gottheit war; ihr Urſprung iſt alſo auch nicht zweifelhaft.

Die Götterſprüche, oder die Befragung der Orakel, iſt gleichfalls älter als die Moſaiſche; und hatte bey dem Tempel des **Jupiter Ammon** faſt eine gleiche Beſchaffenheit mit der jüdiſchen. Das Bild dieſes Jupiters war aus koſtbaren Edelgeſteinen zuſammengeſetzt.

q) idem l. c. wo er die Geſchichte des Oſiris erzählt.

r) Herod. Lib. II. cap. 64.

s) Euſeb. Praepar Ev. Lib. II. cap. 3. pag. 66.

gesetzt. Simulacrum Dei, sagt **Diodor**, è Smaragdis et quibusdam aliis est coagmentatum, et peculiari novoque plane vaticinandi genere oracula edit, „das Bild des Gottes ist aus Smaragden und ver„schiednen andern Arten von Edelgesteinen zusammen „gesetzt, und ertheilt seine Götter-Sprüche auf eine ganz „eigne, neue und besondre Art;„ t) und **Curtius**: Umbilico maxime similis est habitus, Smaragdo et gemmis coagmentatus. u) Ueberhaupt nahmen die Orakel in Egypten ihren Ursprung, welches vorzüglich von den drey ältesten, dem lybischen, dodonäischen und jüdischen gilt. Von den beyden ersten erzählt dieses **Herodot** mit ausdrücklichen Worten, x) besonders aber sagt er im 53sten Kapitel: „das ist ausgemacht, daß das „thebische Orakel in **Egypten** und das **dodonische** „einander sehr gleich sind. — Die öffentlichen Ver„sammlungen und **Aufzüge**, wie auch die Unter„redungen mit den Göttern, durch **gewisse Perso**„**nen**, haben unter allen Menschen die Egyptier zuerst „angestellet.„ —

Spencer, der mit vieler Gelehrsamkeit und sehr weniger Philosophie den jüdischen Gebräuchen nachforschte, fand alles das bestätiget und aus der Geschichte der Völker so deutlich erwiesen, daß er überall den Juden und ihren Gebräuchen das Alterthum vor andern Völkern abspricht. Auch in Rücksicht auf das Orakel sagt er: Gentes oracula et templa, responsis divinis illustria, *diu ante Mosis aetatem habuere*: „lange vor „den Zeiten **Mosis** hatten die Völker Orakel und Tem„pel, die durch Göttersprüche berühmt waren.„ Ihm sind dieser und alle andere Gebräuche nichts anders als nach-

t) Diod. Lib. XVII. cap. 50.
u) Curtius Lib. IV. cap. 7.
x) Ibid. Lib. II. cap. 50. 51.

nachgeahmte heidniſche, gottesdienſtliche Gewohnheiten, welche — wohin bringt der Wahn göttlich gehaltner Offenbarungen nicht? — welche Gott ſelbſt aus dem Heidenthume entlehnte, um die Juden vor der Vielgötterey zu bewahren. — Gebräuche, die der Teufel für die Heiden erdacht; und die (iſt es weniger als Gotteslästerung, wenn man dieſes ſagt?) Gott demſelben nachahmte. — Mihi non aegre perſuadeo ſagt Spencer, diabolum primarium, tot caeremoniarum magiſtrum extitiſſe, eumque praecipue ritus illos crudeles, obſcoenos, (wie zum Beiſpiele die von den Iſraeliten nachgeahmten heidniſchen ſchändlichen Tänze um das Kalb Aarons, und die Lade des Bundes) otioſos, myſticos, quibus gentium religio ſcatebat, inſtituiſſe. Nam hac ratione Diabolus imperium quoddam abſolutum (Dei ſolius praerogativam) in genus humanum exercuit ſumma ſcelera in ſacrorum officiorum nomen adoptavit, & pueriles hominum animos, religione negotii et pompae plena defixos, a ſanae rationis uſu (die lag wohl im Mangel der Ausbildung des Zeitalters) et ſolidae pietatis cura, prorſus avocavit. Sed id inprimis egiſſe videtur male ſagax Daemon, ut per obſervationes temporum, victimarum frequentium ceremonias, luſtrationum exercitia, templorum religiones, ciborum differentias (wie nicht der Verſtand, ſelbſt der Orthodoxen, gegen alle dieſe Albernheiten emporſtrebt!) Deos noviter inductos, feſtorum ſolennitates et rituum ſimilium ambages, homines ſemper occupatos detineret, nec ullam animis ſuperſtitione oppreſſis reſpirandi facultatem concederet, ut illius fallacias ſecum paruriper conſiderare poſſent et aliquando cognoſcere, quam inutilem, quam operoſam, quam omni ſcelerum genere contaminatam religionem exercerent. — — Deus interim (ut ſuperſtitioni quovis pacto iretur obviam)

(gleich

(gleich als ließe sich der Aberglaube dadurch ausrotten, daß man Aberglauben als unverletzliche Gesetze einführt!) ritus non paucos, multorum annorum et gentium usu cohonestatos, quos ineptias norat esse tolerabiles (ob sie gleich nach dem vorhergehenden der Teufel erfunden und eingeführt hatte) aut ad mysterium aliquod adumbrandum aptos, in sacrorum suorum numerum adoptavit, etc. „Sehr leicht kann ich mich überzeugen, „daß der Teufel der erste Erfinder der Gebräuche war, „und daß er vorzüglich jene grausame, schändliche, un„nütze und mystische Religionsobservanzen eingeführt „habe, von welchen die Religion der Heiden voll war. „Dann nicht leichter konnte der Teufel ein despotisches „Reich (jenes ausschließende Recht der Gottheit, horribile dictu!!) über die Menschen gewinnen, als da „er die niedrigsten Verbrechen mit dem Namen heili„ger Pflichten belegte, und den kindischen Verstand der „Menschen von dem richtigen Gebrauche desselben, „und wahrhafter anständiger Frömmigkeit, durch Vor„spiegelungen von Heiligkeit der Religionsgeschäfte, und „ihrem Pompe ableitete, an welche er sie gleichsam feste „ankettete. Aber vorzüglich scheint dieser böse listige „Dämon sein vorzüglichstes Augenmerk dahin gerichtet „zu haben, wie er durch Beobachtungen gewisser festge„setzter Zeiten, Ceremonien, häufige Opfer, Reinig„keitsübungen, Heiligkeit der Tempel, Verschiedenheit „der Speisen, neu eingeführte Götter, Feyerlichkeiten „der Feste und die mannichfaltigen Umwege ähnlicher „Gebräuche, die Menschen in beständiger Geschäftigkeit „erhielte; und ihrem, vom Aberglauben unterdrückten, „Verstande nicht die geringste Erholung übrig ließ, wo„durch sich ihre Aufmerksamkeit hätte aus dem Drucke „erheben und einsehen können: wie betrüglich, und wie „befleckt von mancherley Verbrechen die Religion sey, „die sie bekennten. — — Um nun dem Aberglauben

„auf

„auf jede Art entgegen zu arbeiten, ſo behielt Gott ſehr „viele dieſer Gebräuche bey, welche die Beobachtung „vieler Jahre und Völker gleichſam geheiliget hatte, ſo „ſehr er auch überzeugt war, daß es höchſtens erträgliche „Poſſen und Ungereimtheiten, oder Dinge wären, welche „dienten, einen gewiſſen Schatten über Myſterien zu ver„breiten, und nahm ſie in die Zahl ſeiner eigenen heili„gen Gebräuche auf.“ u. ſ. w. y)

Zu ſolchen elenden und erbärmlichen Winkelzügen und Wendungen, welche die ewige Gottheit unter den armſeligſten Menſchen herabwürdigen, muß der Theologe ſeine Zuflucht nehmen, wenn auf der einen Seite unleugbare Wahrheit, in allen Graden der Evidenz ihm zuleuchtet, und auf der andern, die irrige Meinung von der Göttlichkeit dieſer Gebräuche und Anordnungen ihm wieder die Augen verbindet, daß er mitten im Tage herumtappet, als wäre es finſtre Mitternacht.

So wäre es alſo erwieſen, daß die Juden alle ihre Gebräuche andern Völkern abbergten, und es fehlte nur noch, über etliche andere, deren ich noch nicht erwehnt habe, kürzlich meine Meinung zu ſagen.

Schon oben habe ich von der Aehnlichkeit des jüdiſchen Tempels, und vorzüglich des Tabernakels der Iſraeliten, mit der egyptiſchen Bauart derſelben verglichen; hier habe ich nur noch dieſes wenige nachzuholen. Die Iſraeliten hatten ſchon vor Errichtung des Tabernakels Jehova's jenes des Gottes Molochs und Chiun, סכות מלככם ואת כיון welches ſie herumtru-

gen,

y) Spencer. de Legibus Haebreor. ritualib. Tom. II. Lib. III. in praefat. ad Diſſert. I. pag. 640.

gen, und gewiß von einem andern Volke entlehnten, wenn wir auch nicht annehmen wollten, daß die Sonne unter dem Namen מלך bey den Egyptiern verehrt wurde. So viel wissen wir, daß er eine syrische Gottheit war, und vor den Israeliten schon lange von den Phöniziern verehrt wurde. Mit [illegible]n Rechte sagt **Spencer**: „nemini rem attente consideranti credibile videri „potest, Israelitas in deserto Molechi tabernaculum „ad mosaici tabernaculi formam et exemplum effin„xisse —: „Niemand, der der Sache genau nachforscht, „wird es auch nur glaublich vorkommen, daß die Israe„liten in der Wüste das Tabernakel **Molochs** nach „dem Muster des Mosaischen soliten gemacht ha„ben, „ u. s. w. z) Auffallend ist die Vergleichung, welche eben dieser Verfasser zwischen der Hütte des **Herrn**, und der Hütte **Molochs** anstellt. Er sagt: „Erat enim tabernaculum testimonii templum porta„tile. Erat etiam tabernaculum Molechi ναίδιον aut „templum parvulum; quod, prout occasio ferebat, „huc et illuc portabatur. Dei tabernaculum, Arcam „et τύπους duos, imagines nempe cherubicas, in„clusa continebat: et Molechi tabernaculum illius „(forsan et Chijuni) τυπον aut imaginem inclusam „amplectebatur. In tabernaculo testimonii Deus „habitabat, et non raro sensibile praesentiae suae „testimonium exhibebat, unde משכן habitaculum „appellebatur: et in tabernaculo illo idololatrico „*Moloch* per symbolum aut Imaginem, et forte per „responsa se praesentem indicabat. Tabernaculum „mosaicum summi regis habitaculum et palatium „habebatur: et idololatricum illud *Molechi* i. e. βασι-

z) Lib. III. cap. III. Sect. II. Dissert. de origine tabernaculi pag. 674.

»βασιλέως, tabernaculum dicebatur. Tabernacu»lum denique moſaicum, *coeli et* ſyderum mundi »et naturae compendium et imaginem exhibebat. »Hoc fatetur *Joſephus* a) dicens, τὴν διαμέτρησιν — »τῆς σκηνῆς πρὸς μίμησιν τῆς τῶν ὅλων φύσεως συμ»βαῖνειν ἔοικε. Commenſurationem — tabernaculi »ad imitationem Univerſitatis naturae eſſe contigit. »Tabernaculum etiam *Molocho* ſacrum ſolem in ta»bernaculo ſuo coeleſti poſitum referebat, et con»junctum *Chijun* totius naturae compagem atque or»dinem in memoriam revocabat. b) Die Hütte des »Zeuniſſes war, ſo wie jene des **Moloch**, ein trags»bärer **Tempel**. Jene des Herrn enthielt die Lade, und »Cherubim, dieſe das Bildniß **Molochs** und vermuth»lich des **Chium**. In jener wohnte Gott, und gab »verſchiedentlich ein Zeichen ſeiner perſönlichen Gegen»wart, weshalb ſie auch ſeine **Wohnung** genannt »wurde: in dieſer wohnte **Moloch** in einem Symbol »oder Bilde, und zeigte ſich durch Orakel, vielleicht als »gegenwärtig. Jene des **Moſes** wurde für den Auf»enthalt des größten Königes gehalten, und dieſe gleich»falls. Endlich ſo enthielt die Moſaiſche im Inbe»griffe und in Bildern den ganzen Umfang vom Him»mel und allen Geſtirnen, der ganzen Welt und Na»tur, wie **Joſephus** ausdrücklich ſagt: **Es fand »ſich, daß die ganze Hütte eine Nachahmung »des Univerſums der Natur war.** Eben ſo be»zog ſich in der Hütte des **Moloch** alles auf die Sonne »in ihrer himmliſchen Wohnung, und leitete in Ver»bindung mit dem **Chium** auf den Umfang und die »Ordnung der ganzen Natur.«

a) Joſeph. Antiqu. jud. Lib. III. cap. 6. pag. 109.

b) Spencer. Loc. cit. et pag. 675.

Das Bescheeren der Haare in die Runde, welches von Moses verboten wurde, c) und das Weihen derselben dem Herrn nach Art der Naziräer, hatte seinen Ursprung gleichfalls in Egypten; wo dieses, wie bey andern Völkern mehr, üblich war. — „Paratisque „jam omnibus, sagt Diodor, Osiris post votum „Diis nuncupatum, alendi caesariem usque dum in „Aegyptum reversus esset, per Aethiopiam iter fecit. „Eam ob causam ad recentiora usque tempora reli„giosus apud Aegyptios mos invaluit, ut qui peregri„nationes susciperent, ad reditum suum usque co„mas nutrirent. Nachdem nun alles fertig war, so „trat Osiris die Reise nach Aethiopien an, nachdem „er vorher den Göttern das Gelübde gethan hatte, sich „so lange die Haare wachsen zu lassen, bis er wieder „nach Egypten zurückgekehrt sey. Dies ist die Ursache „des durch alle Zeiten bis jetzo bey den Egyptiern ge„wöhnlichen Gebrauchs, sich auf der Reise, bis zur Zu„rückkunft, die Haare zu erhalten. d)

Die jährlichen Feste waren eine Nachahmung der egyptischen und andrer Völker. Herodot beweist dieses, wenn er sagt: „die Egyptier halten nicht ein„mal, sondern öfters im Jahre öffentliche feyers„liche Zusammenkünfte — in der Stadt Bubas„tis am meisten und liebsten zu Ehren der Diana; „zum andern, der Isis in der Stadt Busiris; zum „dritten, der Minerva zu Sais; zum vierten, der „Sonne zu Heliopolis; zum fünften, der Latina, „in der Stadt Buris; zum sechsten, dem Mars, zu „Papremis. e) Der heilige Chrysostomus sagt: cum Judaei

c) 3. Buch Mose. Kap. 19. v. 27.
d) Diodor. Bibl. Lib. I. cap. 18.
e) Herodot. Lib. II. cap. 54.

„Judaei — consuetudine gentium in servitutem re„dacti essent, et circa aras et sacrificia occuparentur, „(λαβὼν ὁ θεὸς τὰς εἰδωλικὰς ἑορτὰς, μεταβάλλει „τῷ ἡυθμῷ τῆς ευσεβείας. etc. Gewiß ein sonder„barer Einfall). Deus dies illos festos etiam idolis „colendis dicatos, ad pietatem ordine quodam insti„tuendam commutat. Da die Juden, nach der Ge„wohnheit der damaligen Völker, als Sklaven behandelt „und um Altäre und Opfer her beschäftigt wurden, so „nahm Gott jene Festtage an, welche den Verehrungen „der Götzenbilder gewidmet waren, und veränderte sie „in Gebräuche seiner Religion. — Endlich, setzt der „heilige Mann noch hinzu: sustinuitque ea quae ipsi „non placebant — und er selbsten führte dasjenige „ein, was ihm selbsten misfiel.“ f) Ein Beweis, daß man, um ein Heiliger zu werden, keine Anstrengung des Menschenverstandes nöthig habe. Doch sieht man so viel hieraus, daß die alten Kirchenväter, wie ich unten mit mehrerem zeigen werde, insgesamt die Meinung hatten, daß die Juden keine eigenthümliche, sondern erborgte Gebräuche hatten. Der heilige **Chrysostomus** wird es mir nicht übelnehmen, wenn ich ihm das Zeugniß eines Religionsspötters, nemlich des **Lucian**, an die Seite setze. Πρῶτοι μὲν οὖν ἀνθρώπων, τῶν ἡμεῖς ἴδμεν, Αἰγύπτιοι λέγονται Θεῶν τε ἔννοιαν λαβεῖν, καὶ ἱρὰ ἱδρύσασθαι, καὶ τεμένεα καὶ πανηγύριας ἀποδεῖξαι. „Die ersten Menschen, welche wir kennen, die **Aegypti**„tier, sollen die erste Kenntniß der Götter erhalten, „Tempel erbauet, und Haine und Feste erfunden „haben. g)

f) Chrysostom. in Serm. de christ. Pastore Tom. III pag. 812. o. Edit. Benedict.

g) de Dea Syra pag. 1057.

Die Feſte der Oſtern, Pfingſten und Laubhütten waren nichts anders als die heidniſchen Feſte der Erſtlinge, Erndte und Einſammlung. Vom Oſterfeſte ſagt Joſephus, daß alsdann die Juden die Erſtlinge der Gerſte Gott darbrachten; Τὰς ἀπαρχὰς τῆς κριθῆς ἐπιφέρουσι. h) Die Egyptier hatten dieſes Feſt, welches der Iſis als Erfinderin des Weizens und der Gerſte geheiligt war, zuerſt eingeführet. Pro teſtimonio inventarum frugum, ſagt Diodor, afferunt ritum qui ab antiquo apud eos ſervatur. Nam nunc etiam meſſis tempore, oblatis ſpicarum primitiis incolae juxta manipulos — Iſidem invocare ſolent. »Als ein Zeugniß, daß die Iſis »die Feldfrüchte erfunden habe, führen ſie den bey ihnen »üblichen Gebrauch, welcher uralt iſt, an, daß ſie bis »jetzo die Erſtlinge derſelben der Iſis darbringen, und »dieſelbe bey ihren Garben anrufen. i)

Bey dem Feſte der Einſammlung (dem jüdiſchen Laubhüttenfeſte) wurden bey den Egyptiern Tiſche, mit Speiſen und Früchten verſehen, aufgeſtellt. Hieronymus ſagt: »eſt in cunctis urbibus, et ma»xime in Aegypto — idololatriae vetus conſuetudo; »ut ultimo die anni et menſis, qui extremus eſt, po»nant menſam refertam varii generis epulis, et po»culum mulſo mixtum, vel praeteriti anni, vel fu»turi fertilitatem auſpicantes. In allen Städten, »vorzüglich aber in Egypten — hat man eine alte Ge»wohnheit des Götzendienſtes, daß man den allerletzten »Tag des Jahres (den letzten des Meſori, welcher »ungefehr auf unſern 28ſten Auguſt fällt) einen Tiſch, »welcher mit mancherley Gattungen von Speiſen, und »einem

h) Diod. Lib. I. cap. 14.

i) Antiqu. jud. Lib. III. cap. 10. pag. 124.

„einem mit Honig vermiſchten Getränke beſetzt iſt, „aufſtellet, wobey ſie Verbedeutungen auf die Fruchtbarkeit des kommenden und vergangnen Jahres ziehen.“ k)

Das Darbringen **des zehnten Theils der Früchte und andrer Dinge iſt**, nach dem alten Teſtamente ſelbſt, ein alter Gebrauch der Völker, und war ſchon zu **Abrahams** Zeiten im Gange. Man ſehe darüber nach 3. B. M. 14. v. 20. **Spencer** hat hierüber viele Zeugniſſe geſammelt, worauf ich meine Leſer verweiſe, und nur die eine Stelle des **Feſtus** anführe, welcher ſagt: Decima quaeque veteres Diis ſuis oblebant. **Die Alten gaben ihren Göttern von allem den Zehnten.** l)

Eben dieſer Verfaſſer beweiſt hinlänglich, daß **die Gewohnheit, durchs Loos einen Bock dem Herrn und einen dem Teufel darzubringen**, m) in den Gewohnheiten der alten Völker ſeinen Grund habe. n) Die Art und Weiſe aber, wie der arme Bock von den Juden aufs erbärmlichſte mishandelt wurde, fiel ins Lächerliche. Aliqui, ſagt **Spencer**, eum ſtimulis urgebant, alii pilos ei vellicabant, alii frequenti ſputo

k) Hieronym. Com. in Iſaj. 65. Tom. III. col. 486.

l) Spencer. Loc. cit. pag. 724.

m) Doch kann ich in dieſem Stücke mit dem Verfaſſer nicht ganz übereinſtimmen, weil ich mich noch nicht überzeugen kann, daß die Juden dieſen großen Packeſel aller Biſarrerien des Menſchengeſchlechts zu Moſis Zeiten gekannt und damals ſchon ſollten verehrt haben, wie allerdings durch das Opfer des freyen Bocks ſonſt geſchehen wäre.

n) Spencer. de hirco emiſſario.

»ſputo caprum inſequebantur, alii cum exſecratio»nibus eum dimittebant, ut in illius caput mala »gentis omnia verterentur. Einige quälten ihn mit »Stacheln, andre rauften ihm die Haare aus, andre »entließen ihn mit Verwünſchungen: daß alle Uebel »des Volkes auf ſeinen Kopf fallen möchten. o) »Und dieſes letztere thaten die Egyptier nach einer ſchon »oben angeführten Stelle des Herodot. « p) Tertullian ſagt von dieſem armen Bocke: Alter eorum circumdatus coccino, maledictus, et conſputatus, et convulſus, et compunctus, a populo extra civitatem abjiciebatur in perditionem q) Und damit war das Volk Iſrael wieder auf ein Jahr von ſeinen Sünden gereinigt. Wie dürftig und elend mußten nicht Moſis Begriffe vom ewigen Weſen ſeyn, da er dreiſte genug ſeyn konnte, in deſſen Namen ſolche läppiſche Albernheiten zu verordnen? und der Befehl zu dieſen Ungereimtheiten ſtand ehedem im alten Teſtamente, und zwar im 3. Buche Moſis, nach der Citate des heiligen Barnabas, welchen Spencer mit dieſen Worten anführt: λάβετε —— βληθέτω. »Nehmet zwey »Böcke, beide gut und ſich ähnlich, und bringet ſie mir »dar, und einen ſoll der Prieſter nehmen zum Brand»opfer, und den andern zur Verfluchung (ἐπικατάρα»τον) und beſpeiet ihn alle, und reiſſet ihm die Wolle »aus, und leget die rothe Wolle um ſeinen Kopf, und »ſo ſchicket ihn in die Wüſte. « r) Selbſt der Talmud erzählt dieſes von den Alexandriniſchen Juden oder Proſeliten:

o) Spencer Loc. cit. pag. 1056.

p) Herod. Lib. II. cap. 37

q) Tertullian Lib III. contr. Marcion. pag. 401. ap. Spenc.

r) Spencer. l. c. pag. 1056 et 1057.

ſollten: שהר מתלשים בשערו daß ſie ihm die Haare ausriſſen. s)

Auch das Recht der Freyſtätte hatten die Juden nicht eigenthümlich, da die Altäre der Völker vor ihnen die Unverletzlichkeit dem Verbrecher gewährten. Doch ich will die Geduld meiner Leſer nicht ermüden und eile zum Schluſſe dieſes Kapitels: nur noch einige Worte will ich über die **Cherubim** auf der Lade des Bundes hinzufügen.

Sie waren unſtreitig nichts anders als die Symbola der Gottheit ſelbſt, welche die Egyptier als Sphinge verſtellten, nichts anders als eine Nachahmung dieſer Misgeſtalten. Sie und die Lade des Bundes machten zuſammen den **Jehova Zebaoth**, den allmächtigen Gott der Armeen, oder den Gott des Krieges aus. Wir haben hierüber das wichtige Zeugniß des alten Teſtaments und des **Petrus Martyr**, welcher ſagt: tanta fuit dignitas et majeſtas Arcae foederis, ut appellaretur *Deus Tzebaoth*. t) „So groß war die Würde und „Majeſtät der Lade des Bundes, daß man ſie Gott Zebaoth nannte.“ Dieſes beſtärket ſich durch die Ausdrücke des Grundtextes ſelbſt u) ארון האלהים אשר נקרא שם יהוה צבאות: — Die Lade Gottes, deren Nahme der Nahme Jehova Zebaoth iſt. Daher kam es, daß ſie gewöhnlich ſich derſelbigen in Schlachten bedienten, wo ſie herum getragen wurde, um den Sieg zu verſchaffen. Das Hebräiſche כרוב bedeutet nichts anders als einen Mächtigen, Starken und Heldenmüthigen; und in Verbindung mit der Lade des Bundes, wenn es heißt, wie im 1. Buch Sam.

s) Cod. Jor. cap. 1 . . 2.
t) Petr. Martyr. ad 2. Sam. V. 2
u) 2. B. Sam. 2 : 6.

Sam. 4 Kap. v. 4. ארון ברית יהוה צבאות ישב הכרבים ist es nicht schicklich wie Luther übersetzt: die Lade des Bundes, des Herrn Zebaoth, der über den Cherubim sitzet, sondern es heißt, (denn Allegorie liegt hier unstreitig zum Grunde,) die Lade des Bundes, Jehova Zebaoth umgeben mit Macht. Doch mehreres hievon im Verfolge.

Nichts bleibt mir nun mehr übrig, als mich selbst gegen den Verdacht zu retten, als suchte ich Meinungen zu behaupten, welche bloße erdachte Hypothesen wären, die weiter kein Ansehn vor sich hätten, und ein neues System, voll selbstgeschaffner Begriffe, ohne Wahrscheinlichkeit und Richtigkeit wären. Zwar brachte mich das Lesen der Profanscribenten zuerst auf die Bahn, die ich betreten habe, zwar ergab sich alles ohne Zuthun neuerer Schriften, aus den Beobachtungen über die Sitten und Gebräuche der Alten; aber zu meiner Beruhigung, und derer, die sie bedürfen, fand ich am Ende dieser Abtheilung, daß fast alle alte Kirchenväter dieser Meinung theils ganz, theils in einzelnen Fällen, zugethan waren; obgleich die vorgefaßte Meinung von der Göttlichkeit dieser Gebräuche sie nie recht sehen ließ, und die Folgen, welche natürlich daraus entsprangen, gar nicht entdeckt wurden. Ueberall finden sie die Wirkungen des Teufels zum Nachtheile göttlicher Ehre, (wenn sie Nachtheil leiden könnte) eingeflochten, und auf diesem Grundwesen der Manichäischen Schule beruht, nach ihnen — die ganze Göttlichkeit der Mosaischen Anordnungen, welche zugleich in den philosophischern Zeiten mit diesem Hirngespinnste einer schwärmenden Phantasie hinwegfällt. Mangel an philosophischen, das heißt, richtigen Kenntnissen, verbarg die Wahrheit, und Eigensinn und Intoleranz erhielt den mächtigen Thron des höllischen Fürsten, dem sie

zur

zur Schande ihrer Religion und ihres Verstandes ein ausgebreiteteres Reich einräumten, als dem hohen Eigenthümer der Schöpfung selbst. Um mich von dem Vorwurfe der Irreligion zu befreyen, werde ich einige der vornehmsten Stellen der Kirchenväter, die meines Glaubens waren, an das Ende dieses Kapitels schliessen.

Der heil. Chrysostomus sagt in seiner sechsten Homilie: Μὴ τοίνυν ἀνάξιον εἶναι νομίσῃς αὐτοῦ (θεοῦ) τὸ δι' ἀστέρος αὐτοὺς καλέσαι. ἐπεὶ οὕτω καὶ τὰ Ἰουδαϊκὰ πάντα διαβαλεῖς καὶ τὰς θυσίας καὶ τοὺς καθαρμοὺς, καὶ τὰς νεομηνίας, καὶ τὴν κιβωτὸν, καὶ τὸν ναὸν δὲ αὐτόν. καὶ γὰρ ἐξ ἑλληνικῆς ταῦτα παχύτητος ἔλαβε τὴν ἀρχήν. „Glaube nicht, es sey der Ehre Gottes nu„anständig, daß (die Magi) durch einen Stern berufen „wurden. Sonst müßtest du alle Gebräuche der Ju„den, ihre Opfer, ihre Reinigungen, ihre Neumon„den, ihre Bundeslade, ja selbst ihren Tempel verwer„fen. Denn alles dieses nahm aus der Rohigkeit des „Verstandes der Heiden seinen Ursprung und Anfang." x) Deutlicher kann wohl nicht leicht, und nachdrücklicher sich jemand über die Mosaischen Gesetze erklären. Aber womit hilft Chrysostomus der Göttlichkeit der Mosaischen Offenbarungen? Vernünftige Leser werden über die Antwort des heiligen Mannes erstaunen, aber ihm ihr Mitleiden nicht versagen; denn eine vernünftige Entschuldigung und richtige Vermittlung stand nicht in seiner Gewalt, nicht in der irgend eines Menschen. Er sagt: „Gott wollte, des Heils der Betrognen halben, sich „lieber auf die Art verehren lassen, wie sie ehemals die „Teufel (Dämonen) verehrten, (ein wahrer Vereh„rer Gottes muß zurückschaudern!) allmählig suchte er „sie auf bessre Wege zu bringen, nach und nach von ih„ren Gewohnheiten zu entwöhnen und zur höhern Phi„losophie

x) Hom. 6. Tom. I. pag. 68.

„losophie zu leiten, y) (die gewiß der heilige Chryso„stomus nicht kannte).“ Vor funfzig Jahren hätte man für diese Stelle den heiligen Mann bey gelindem Feuer geröstet, statt ihn zu kanonisiren; aber man kanonisirte Menschen, nicht ihrer wahren Verdienste halben, sondern ihres Alterthums, ihrer steifen Orthodoxie halben; grade, wie so manche Bücher der Schrift, deren Verfasser, gewiß ohne es zu vermuthen, und aus überschwenglicher Stupidität und Höflichkeit, zu dieser hohen ehrenlosen Ehre gelangten.

Theodoretus sagt: ἐν τῇ Αἰγύπτῳ πλεῖσον ὅσον τον Ἰσραὴλ διατρίψαντα χρόνον, καὶ τα πονηρὰ τῶν ἐγχωρίων ἐκδιξάμενον ἔθη, καὶ θύειν εἰδώλοις καὶ δαίμοσι παρ' ἐκείνων μεμαθηκότα, καὶ παίζειν, καὶ χορεύειν etc. „Die Israeliten hielten sich lange Zeit in „Egypten auf, und nahmen die bösen Gebräuche der „Landeseinwohner an, lernten von ihnen Götzenbilder „und Dämonen verehren und opfern, und sich mit man„cherley Spielen, Tänzen und Musik (wornach heut „zu Tage kein Bär tanzen würde, so schrecklich und wi„derlich klang der Ton ihrer Sistern) zu belustigen. „Gott, der sie von diesen Gewohnheiten befreyen wollte, „erlaubte es ihnen zwar zu opfern, aber nicht alles zu „opfern, (und der Fall fand auch in Egypten nicht statt) „auch nicht den falschen Göttern der **Egyptier**, sondern „sich nur allein, und nahm es auch an, wenn man ihm „die Götter der Egyptier (der Verfasser meint unstreitig Ochsen, die waren aber nicht alle Götter, sonst hätten die Egyptier ihren Göttern ihre eigne Götter geopfert) „darbrachte.“ z)

Euse-

y) Theodor. Tom. IV. Serm. 7. pag. 584.

z) Praepar. Evang. Lib. VII. cap. 8. pag. 312.

Eusebius sagt: τὰ δε τῆς παρ' Αιγυπτίοις διατριβῆς τοσοῦτον τῆς τῶν δηλουμένων κατέχυε πληθύος κ. τ. λ. „So viel aber vermochte bey ihnen (den Juden) „der Umgang und die Gemeinschaft mit den „Egyptiern, daß sie alle väterliche Sitten verlohren. „Sie nahmen die Gebräuche und Sitten der Egyptier „dergestalt an, daß zwischen diesen und ihnen nicht der „mindeste Unterschied statt fand. Der Gott ihrer Vä„ter sendete deshalb Mosen als ihren Gesetzgeber zu „ihnen — da gab er dann nach vielen verrichteten Zei„chen und Wundern ein Gesetz, (τον ἁρμόδιον τοῖς τῶν „ἀκροωμένων ἤθεσι προβάλλεται νόμον.) welches mit „ihren Gebräuchen übereinstimmte."

Zehntes Kapitel.

Theologie der Egyptier.

Die Theologie der Egyptier war ganz Allegorie, ganz Mystik, und eben deshalb meistens Unsinn. Ihre Erkenntnisse von Gott waren seichte, elend, niedrig, und da sie den unbeweglichen Eigensinn der Orthodoxen damit verbanden, da es ein Verbrechen, der Todesstrafe werth, war, in der Religion Aenderungen zu treffen; so blieb ihr unverändertes System das Denkmal eines hohen Alterthums, der Barbarey, des Mangels an Philosophie; und war die Ursache, daß die höhere Entwicklung des Menschenverstandes unmöglich wurde. Dies war immer der Erfolg der angeblichen Heiligkeit der Religionen aller Völker und aller Zeiten, keine ausgenommen. Todesstrafe drohte dem Egyptier, der sich vom Zwange des Unsinns seiner Religionssätze los-

winden

winden wollte; Ausrottung aus seinem Volke und Verdammung, und der Fluch aller Priester und des Volks, dem Juden, der einen Titel im Gesetzebändern wollte; Giftbecher und Verdammung dem Griechen, der die höhern Begriffe vom ewigen Wesen zum Vortheile seiner Nation ausbreitete; Scheiterhaufen und Verfolgung dem Christen, der sich von Zusätzen rasender Concilien entfernte; Verketzerung, Lästerung und schleichende Verunglimpfungen von Priestern der sanftesten Religion auf dieser Erde, heimliches, im Stillen arbeitendes hämisches Untergraben von Ehre und Glück: das waren noch in dem jetzigen Zeitalter die Folgen, wenn es einmal ein aufrichtiger Mann wagte, sich der besten Gabe Gottes, der **Vernunft**, zu bedienen, um seine Mitmenschen aufzuklären, und der Religion selbst dadurch eine höhere Würde zu geben, daß er sie mit Vernunft und wahrer Philosophie harmonisch zu machen suchte, und eben dadurch höhere Quellen der innern Ruhe, der Zufriedenheit mit dem Weltschöpfer und sich selbst eröffnete. Alles dieses entsprang aus dem Glauben an die Göttlichkeit der Systeme, die irgend ein Fantast oder Narr, kurzsichtiger oder irrender Mensch erdachte, der nur die Bedürfnisse seines Zeitalters, aber nicht jene der weit entfernten Zukunft kannte. Uebertriebene Autorität ist ein schleichendes Gift in der Religion, und orthodoxer Eigensinn des Henkers Schwerdt in der Hand geistlicher Scharfrichter. Und daher kommt es, daß es ein wahres Glück für den Staat, für die Vernunft und die ganze Menschheit ist, daß man die Hierarchie der Geistlichkeit stürzte, daß man größtentheils ihnen die gesetzgebende und vollziehende Macht entriß, den Staat im Staate unterdrückte, und boshaften Bewahrern der Religion nichts, und keine andre Waffen mehr übrig ließ, als die Banditenstreiche der Chikane und im finstern arbeitenden Kabale, die zwar oft trift, aber auch vor

Gott

Gott und der ehrliebenden Welt den Teufel brandmarket, der ſich ſolcher ſchändlichen Waffen bedient. Seine beſondere Meinungen zu haben, ſie der Prüfung der Welt vorzulegen, iſt das natürliche Privilegium der Menſchheit; davon zu glauben was man will, das Recht der Prüfenden; wer aber deshalb verfolgen kann, wer unduldend iſt, der iſt kaum tauglich die glänzende Rolle eines guten Zuchtknechts im Tollhauſe zu ſpielen, und, wie mir dünkt, noch weit weniger tüchtig zum Dienſte der Religion Jeſu Chriſti. Selten ſind Männer der Art nicht, aber doch hat ihr zahlreicher Kalb einen gegen ihr Verdienſt großen Vortheil bey ſich. Sie verhalten ſich wie das Dunkle zum Hellen in der Malerey, und verbreiten höhere Nuancen von Schönheit und leuchtenden Glanz über den toleranten Geiſtlichen, der eben dadurch unendlich ſchätzenswerth wird.

Einem ähnlichen Gemälde ſahe Egypten und Judäa gleich. Ihre Einförmigkeit, Jahrtauſende hindurch, war das ermüdendſte, einförmigſte, und — abgeſchmackteſte Ding von der Welt. Ihr haben es unſre heutigen Juden zu verdanken, daß ſie außerhalb dem Orient, und in den tiefſten Gegenden des Occidents, alle die mannigfaltigen Burden auf ihrer Schulter herumſchleppen müſſen, welche ihnen in Paläſtina wohl einige Vortheile, hier aber nichts als — Verachtung gewähren können. Verfeinern ſich die Begriffe der Menſchheit, die Philoſophie und die Gebräuche der Völker, ſind ganze Völkerſchaften einſtimmig über Meinungen vom Anſtändigen, und von dem, was nach Landesart ſittlich iſt; ſo iſt wohl der kleine Haufen, der andre zahlreiche Völker, von denen er lebt, für Ungläubige und Verworfne hält, weil ſie unbeſchnitten ſind, ſelbſt Urſache und Schuld, wenn ihn die Nation verachtet; weil er in ſeinen Kenntniſſen, Meinungen, Sitten. Denkungsart

art und Gebräuchen Jahrtausende hinab tief unter ihnen steht, eine halbwilde Nation in der Mitte gesitteter Völker ausmacht, und von ihnen beynahe für unfähig gehalten werden muß, eine höhere Kultur annehmen zu können. Nicht zu verfolgen, sondern zu dulden und zu bemitleiden, ist Pflicht gesitteter Menschen; aber je höher die Stufe der Erkenntnisse ist, auf welche sich der Mensch schwingt, je niedriger, je verächtlicher wird auch derjenige, der diese allgemeinen Kenntnisse nicht benutzen will, und die großen Fortschritte mit Stolz und Eigensinn verachtet, die ihn zum bessern Menschen und tauglichern Staatsgliede machen könnten. Hochachtung kann man wenigstens einem solchen Haufen Menschen nicht schenken, die Anhänglichkeit an seine Gebräuche müßte denn selbige verdienen; und dann verdienten sie jene egyptische Vagabunden, die wir Zigeuner nennen, nicht minder.

Thorheit aber wäre es, von ihnen zu fodern, sie sollten von ihrer Religion zu einer andern übergehen, die vielleicht so gut ihre Fehler hat wie die ihrige — das wäre Raserey zu fodern, und wir sind endlich glücklich genug geworden, einzusehen, daß die Proselitenmacherey, ein Werk für eigennützige ehrlose Buben und Heuchler ist, die man nicht genug brandmarken kann, die aber dieses an sich selbst hinlänglich verrichten. Aus allerley Geschlecht und Volk und Zungen und Heiden, wer recht thut, ist Gott angenehm, sagt der Geist der christlichen Religion. Aber dafür haben wir ein Recht zu fodern, daß uns der Jude nicht als Verworfne ansehe, daß er nicht glaube sich zu entehren, wenn er mit uns Brodt ißt, oder sonst nach Landesgewohnheit in Gemeinschaft tritt — Ein Recht auf seine Erkenntlichkeit haben wir, da wir gleiche Pflichten für ihn zu haben glauben, wie für alle andre Menschen; der Menschenverstand aber hat das

Recht,

Recht von ihren Philosophen zu fodern, daß sie ihr Volk hierin zu erleuchten suchen; daß sie es vom Christenhaß, von Gebräuchen, die ihnen Verachtung gewähren, allmählig loszieben, und ihrem Volke einen dauerhaftern Grund ihrer Ruhe und Ehre dadurch schenken. So lange die Weisen in Israel, ungeachtet aller ihrer Philosophie, aller ihrer bessern Ueberzeugung, jene Gebräuche selbst befolgen, welche dem Haß der Völker gegen ihr Volk Nahrung geben, so lange ist es kein Wunder, wenn der gemeine Haufe den Weisen nachahmt, kein Wunder, wenn die schändliche Barriere, die das Vorurtheil zwischen Völkern, die beyde einander gleich schätzenswerth werden konnten, aufführt, nicht niedergerissen wird, und ein brauchbares thätiges Volk, in seinem isolirten, traurigen Zustande zu wenig mehr als zu Werkzeugen des Wuchers, des Betrugs und der Ränke, die alles sittliche Gefühl untergraben, zu gebrauchen ist; weil seine Grundsätze gegen die Goim ihm dieses als kein Verbrechen anrechnen, und ihn schon der wechselseitige Haß, so wie der Inhalt seines Gesetzes, Hand um Hand, ꝛc. gleiches mit gleichem zu vergelten berechtiget. — Doch ich will die Blößen der heutigen Israeliten nicht aufdekken, nicht die verderblichen Grundsätze, welche sie durch ihre Rabbinen, und deren rasende Auslegungsart darlegen, wodurch sie noch schädlichere Menschen werden würden, als ihre Vorväter waren, wenn nicht bürgerliche Verfassung ihren Religionsmeinungen ein scharfes Gebiß in den Mund gelegt hätte. — — In der jetzigen glücklichen Epoche, wo dieses Volk Männer aufzuweisen hat, desgleichen es wohl nie wieder erhalten wird, wäre nichts mehr zu wünschen, als eine Reforme im Volke selbst, in den Meinungen, welche die Rabbinen einführten, und in den Gebräuchen, die es zu seinem Nachtheile auszeichnen. Möchten zu gleicher Zeit vernünftige Fürsten mehr auf die Rechte der Menschheit, als auf hergebrachte

Vorurtheile sehen, und aufhören, durch Druck den Volkshaß zu vermehren, und diesem die Rechte andrer Staatsbürger schenken! Doch genug hievon.

Ich komme nun zur Theologie der Egyptier. Nie hatte dieses Volk richtige Begriffe von der Gottheit, nie konnte es also dieselben verunstalten, oder in Vielgötterey umändern; denn, wie uns die Erfahrung aller Zeiten belehret, so bringen richtige Begriffe Wahrheit, unrichtige aber Irrthum hervor. Wer wird es wohl in den jetzigen Zeiten des Verstandes und der etwas fortgerückten, aber nichts weniger als beendigten Kultur, (denn sie läßt sich nie beendigen) nur für wahrscheinlich ansehen, daß wir in Vielgötterey gerathen können? Aus der Philosophie, wie sie jetzo ist, kann dieses nicht entstehen, und nur ein barbarisches, heidnisches Volk könnte durch Eroberung und Vertilgung der Denkmale des menschlichen Verstandes so etwas bewirken, welches aber, dem Schweigen der Profanscribenten zufolge, bey den Egyptiern nicht geschehen ist. Der Weise gieng den Weg aller Menschen; er arbeitete sich nemlich aus schlechtern Begriffen zu den bessern hervor, bis der unglückliche Einfall von Unveränderlichkeit der Religionsgrundsätze den forschenden Geist der Philosophen hemmte, und die fernern Fortschritte unmöglich machte. Ganz unmöglich wurde endlich die Verfeinerung derselben dadurch, daß man einen Stand einsetzte, der von Religionsmeinungen lebte, und sich durch Vorurtheile erhalten mußte. Der Priesterstand hat die Aufklärung immer um Jahrhunderte zurückgehalten, und war zu allen Zeiten die große Pestilenz für gesunde Vernunft und Menschenverstand, ob er gleich auch einige Verdienste hat, die nicht zu verkennen sind. Er war schädlich, da er mächtig war, und war nützlich, und ist es noch jetzo, aber nur im Verhältniß seiner Schwäche und seiner vermin-

der-

minderten Gerechtsame, die er sich anzumaßen wußte. Er hinderte die Freyheit im Denken, welche allein Philosophen bildet, und nur dann erst wird er recht brauchbar werden, wenn ihm diese Freyheit selbst geschenkt wird, wenn er sich selbst kultiviren kann, und die mächtigen Hindernisse der Pfaffenlästerungen hinweggeräumt sind, die keinen vernünftigen Mann aufkommen lassen. So lange sie noch einen Staat im Staate ausmachen, sich durch Kleidung und Immunitäten vom Staatsbürger unterscheiden, zwischen Theosophen und Philosophen ein Unterschied statt findet; so lange die Worte eines vernünftigen und rechtschaffnen Mannes, der die Verhältnisse der Staatsbedürfnisse und Pflichten, besser als eingeführte Systemen, kennt, und dadurch ein Recht hat, auf die Stelle eines Volkserers Ansprüche zu machen, nicht für eben so heilig angesehen werden, als jene eines Menschen mit einem schwarzen Kleide; so lange bleibt dieser Stand mehr schädlich als nützlich, so lange wird es Religionsverächter und verketzerte ehrliche Leute die Menge geben, und der Verstand unter den Daumschrauben mancher geistlichen Scharfrichter seufzen.

Dies war der Fall in Egypten Dies hinderte den Fortgang der Ausbildung der Begriffe von Gott, dies machte es nöthig, daß man endlich bey Meinungen stehen bleiben mußte, die die Priester mit dem unverdienten Namen der Heiligkeit gestempelt hatten.

Aber unrecht würden wir diesem Volke thun, wenn wir ihm Schuld gäben, daß es die reinern Begriffe von der Gottheit verunstaltet und verdorben habe. Sie haben sie im Gegentheile nie richtig gehabt, und folglich war es ihnen unmöglich sie zu verderben. Verschiedne gelehrte Männer haben sich die undankbare Mühe gegeben, nachzuforschen, zu welcher Zeit die Vielgötterey ihren Ursprung genommen, blos weil es ihnen eine ausgemachte

gemachte, unzweifelbare Wahrheit war, daß die Egyptier von Ham entsprungen wären, welcher die reine Lehre aus dem Kasten der Sündfluth mitgebracht, und seinen Kindern hinterlassen habe. Sie würden dem Zwecke näher gekommen seyn, wenn sie die Geschichte der Religionsbegriffe der wilden Völker zum Grunde gelegt, und die Wahrheit eingesehen hätten, daß ohne Kultur und Bildung der Begriffe und Philosophie auch die Begriffe von Gott elend und wild und ungestalt seyn, und dem Geiste der Barbaren entsprechen mußten, welcher die Stelle der Gesittetheit bey den ursprünglichen Völkern einnahm. Denn noch nie hat je ein Gelehrter behauptet, daß Philosophie und Wildheit, wahre Ausbildung der Seele und nomadisches Hirtenleben, wie es alle ursprüngliche Völker Mosis führten, mit einander verträglich wären.

Da die Sündfluth nichts weniger als allgemein war, welches Moses auch nur von der damals bekannten Welt behauptete, oder mit Irrthum annahm, um seiner Genealogie, womit er sein Volk so alt wie die Welt machen wollte, Gewicht zu geben: so ist seine Bevölkerungsgeschichte zum Theile unwahr, zum Theil auch nicht von ihm, sondern von Esdra. So spricht er zum Exempel im 1. Buch Mos. X, v. 4. die Kolonien der Griechen sind, Tarteſſus, Elis, die Einwohner Italiens und die Dodonäer, nach der Michaelischen Uebersetzung. Die Griechen waren aber vor dem trojanischen Kriege, welcher doch wohl nach den Zeiten Mosis zu setzen ist, noch viel zu schwach und zu wenig volkreich, als daß sie hätten Pflanzörter in Italien anlegen können, welches erst in den blühendern Zeiten der Griechen geschah. Sollten auch die Griechen im Zustande ihrer Wildheit hie und da verdrängt worden, und nach Italien gezogen seyn, so ergiebt sich doch schon aus

der

der Chronologie, daß dazu ein Zeitraum von Jahrhunderten nöthig war, den jene des **Moſes** zurückließen, da nach **Freſnoy** die erſten Nachrichten von den Italiern in die Zeit der Dienſtbarkeit unter **Jobin** fallen.

Daß mehrere Stammväter geweſen, und nicht nach dem Moſaiſchen Vorgeben nur einer, daß die Sündfluth allgemein geweſen, ergiebt ſich aus den eignen Erzählungen **Moſis** und der Profanſcribenten. Denn **Moſes** läßt kaum hundert Jahre nach der Sündfluth ins Land kommen, ſo ſpricht er ſchon von Völkern und Königreichen, und alle Völker des Orients haben ihre Geſchichtbücher, welche das höhere Alterthum der Völker bezeugen. **Nicolaus Damaſcenus**, welchen **Euſebius** anführt, ſagt: ἔστι ὄρος τὴν Μινυάδα μέγα ἔρος κατὰ τὴν Ἀρμενίαν Βάρις λεγόμενον, εἰς ὃ πολλοὶ συμφυγόντες ἐπὶ τὸ κατακλυσμὸ, λόγος ἔχει περισωθῆναι. „Ueber **Minyas** iſt ein großer Berg in „Armenien, welcher **Baris** genennt wird, wohin ſehr „viele zur Zeit der Sündfluth entflohen, und erhalten „wurden, ꝛc.“ in praep. Ev. pag. 414. Es iſt aber überflüſſig, mehr von einer Sache zu ſagen, deren Unrichtigkeit vernünftige Männer längſtens eingeſehen haben. So viel aber erhellet hieraus, daß die Völker ältern Urſprungs ſind, und ihre Begriffe von den Erzvätern erhalten haben; das Anſehen der Profanſcribenten aber, welche uns von den Religionsbegriffen der Alten, und dem Urſprunge der Völker Nachricht geben, wird eben dadurch um ſo mehr beſtätigt.

Nach dieſen ſind die **Egyptier** von den Höhen **Aethiopiens** herabgekommen, und wir müſſen dem Urſprung ihrer Religionsbegriffe bey den Eingebohrnen dieſes Landes nachſpühren, wenn wir hierin einige Gewißheit haben wollen.

Unstreitig hatten die Aethiopier, so wie alle ganz wilde Völker, vor den Zeiten der bessern Kultur, gar keine Begriffe von irgend einer Gottheit, und es galt einst von allen, was Diodor von einigen dieses Volks sagt: „Einige aber von den Aethiopiern glauben gar „keine Gottheiten. a) Mit allen alten Völkern, die ungebildet im rohen Zustande der Natur lebten, hatte es die Beschaffenheit, wie mit den wilden Völkern Amerika's, über welche Robertson die herrlichen Bemerkungen macht, welche ich ihrer Vortrefflichkeit halben hier aufführen werde. „Jener zahlreiche Theil, „sagt er: „des Menschengeschlechts, dessen loos Arbeit, „und dessen vornehmstes und beynahe einziges Geschäfte „der Erwerb seines Unterhalts ist, sieht die Ordnung „und Wirkungen der Natur mit weniger Ueberlegung „an, und hat weder Zeit noch Fähigkeit sich in jenen „Pfad tiefsinniger und schwerer Nachforschungen zu wa-„gen,

a) Diodor. Lib. III. cap. 9. P. Riba= sagt von den meisten Völkern Amerika's, besonders von den Einwohnern von Cinaloa: während der Jahre meines Aufenthalts unter „ihnen suchte ich mit der äußersten Sorgfalt, ob man „sie für Götzendiener zu halten habe; und man kann aufs „zuverläßigste behaupten, daß, ob man gleich unter einis „gen von ihnen, Spuren der Abgötterey finden kann, „doch andere nicht die geringste Kenntniß von Gott, oder „auch nur von irgend einer solchen Gottheit haben, und „dem höchsten Beherrscher der Welt keinen förmlichen „Gottesdienst leisten. Sie haben gar keinen Begriff „von der Fürsehung eines Schöpfers oder Beherrschers, „von welchem sie im zukünftigen Leben eine Belohnung „ihrer guten, oder Bestrafung ihrer bösen Thaten er„warten, auch versammeln sie sich zu keinem öffentlichen „Gottesdienste.“ Riba triumphus pag. 16. apud Robertson, Geschichte von Amer. B. I. Anmerk. LXXXV. pag. 369.

„gen, der zur Kenntniß der Grundsätze der natürlichen „Religion führt. Während der frühesten und rohesten „Perioden der wilden Lebensart weiß man von dergleichen Untersuchungen gar nichts. Wenn die Verstandeskräfte sich erst anfangen zu entwikkeln, und ihre ersten schwachen Versuche auf einige wenige Gegenstände der unentbehrlichsten Nothdurft richten; wenn sie noch so sehr eingeschränkt sind, daß sie sich keine allgemeine oder abstrakte Begriffe gemacht haben, und die Sprache so dürftig und unfruchtbar ist, daß sie keine Namen zur Unterscheidung irgend einer Sache hat, die nicht in die Sinne fällt: so würde man vergebens von einem Menschen erwarten, daß er das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung genau angeben sollte; oder muthmaßen, daß er sich von der Betrachtung der Wirkung zur Kenntniß ihrer Ursache erheben, und sich von einem Gotte, als dem Schöpfer und Regierer der Welt, richtige Begriffe sollte machen können. Allenthalben, wo der Geist durch Wissenschaften erweitert, und durch Offenbarung erleuchtet ist, (wozu braucht diese der Verstand, wenn er durch Beobachtung aus der Natur selbst diese Erkenntnisse haben kann?) „ist der Gedanke einer Schöpfung so bekannt, „daß wir selten bedenken, wie tief und abstrakt dieser „Gedanke ist, oder erwegen, welche Progressen der „Mensch in Beobachtungen und Untersuchungen gemacht haben mußte, ehe er einige Kenntniß dieses Elementargrundsatzes der Religion erreichen konnte. Man „hat daher auch verschiedne Völkerschaften in Amerika „entdeckt, die vom höchsten Wesen ganz und gar keinen „Begriff, und folglich auch gar keine Religionsgebräuche hatten. In ihrem wilden Zustande bemerken „die Menschen jenen herrlichen Schauplatz der Schönheit „und Ordnung nicht, der sich ihren Blicken zeigt; sie sind „weder gewohnt ihrer eignen Natur nachzudenken, noch

„nach dem Urheber ihres Daſeyns zu forſchen. Gleich „andern Thieren bringen ſie ihr Leben ohne Kenntniß „und Verehrung irgend einer höhern Macht hin. Sie „haben in ihrer Sprache keinen Namen für die Gottheit; „auch haben die ſorgfältigſten Beobachter keinen Ge„brauch und keine Anſtalt unter ihnen entdecken können, „woraus man hätte ſchließen mögen, daß ſie die Macht „Gottes erkannten, oder ſich um ſeine Gnade bemühten.“ (Auf dieſen letztern Einfall hätten ſie erſt dann gerathen können, wenn ihre Begriffe von Gott ſchon verdorben geweſen wären; natürlich wäre er wenigſtens nicht geweſen; da ſie ſahen, wie ohne ihre Bemühungen die wenigen Bedürfniſſe, die ſie kannten, ihnen zu Theil wurden). ——

„Unter einigen amerikaniſchen Stämmen, die ſich „noch in der Kindheit der Kultur (ſollte heiſſen, in der angehenden Kultur) „befinden, erblicken wir ſchon „Muthmaſſungen vom Daſeyn einiger unſichtbaren und „mächtigen Weſen. Dieſe Muthmaſſungen ſind ur„ſprünglich undeutlich und verwirrt, und ſcheinen viel„mehr von der Furcht vor bevorſtehenden Uebeln einge„geben zu ſeyn, als aus der Dankbarkeit für genoſſne „Wohlthaten herzufließen.“ (Dankbarkeit iſt deshalb beym Wilden unmöglich, weil ſie blos aus den Bequemlichkeiten des Lebens, nicht aber aus dem Streit mit Bedürfniſſen entſpringt, deren Befriedigung dem Wilden immer ſehr kärglich mitgetheilt iſt, weil er aus natürlicher Dummheit weder etwas zu ihrer Erhaltung, das ſehr wichtig wäre, beytragen kann, noch auch durch unmittelbare Wirkungen erhält). „So lange die Natur „mit einförmiger und ungeſtörter Regelmäſſigkeit in ei„nem Gleiſe bleibt, genießen die Menſchen die daraus „entſtehenden Güter, ohne nach ihrer Urquelle zu for„ſchen. Jede Abweichung von dieſem regelmäſſigen

„Laufe

„kaufe hingegen erweckt sie und setzt sie in Erstaunen. „Wenn sie Begebenheiten sehen, deren sie nicht gewohnt „sind, so suchen sie die Ursachen derselben mit reger „Wißbegierde. Ihr Verstand kann nicht in dieselben „eindringen; aber die Einbildungskraft, ein voreiliges „und feuriges Vermögen der Seele, entscheidet ohne Zau„dern. Sie schreibt die außerordentlichen Vorfälle in „der Natur dem Einflusse unsichtbarer Wesen zu, und „hält den Donner, den Orkan und das Erdbeben für „Wirkungen ihrer Macht. Dergleichen verworrne „Begriffe von geistiger oder unsichtbarer Macht, die „jene natürlichen Plagen lenke, welche oft die Erde ver„heeren und ihre Bewohner schrekken, kann man unter „vielen rohen Völkern ausspühren. b) Allein auch „außer diesen sind der Unglücksfälle und Gefahren bey „der wilden Lebensart so viele, und die Menschen befin„den sich oft in so fürchterlichen Umständen, daß die sich „ihrer eignen Schwachheit bewußte Seele fast nirgends „eine Hulfsquelle und Zuflucht findet, als in der Regie„rung und dem Schutze irgend einer übermenschlichen „Weisheit und Macht. Von schwerem, beklemmen„den Unglücke niedergeschlagen, und unvermeidlichen „Gefahren ausgesetzt, verläßt sich der Wilde nicht mehr „auf sich selbst; er fühlt seine eigne Ohnmacht, und sieht „keine andere Hoffnung einer Rettung vor sich, als ver„mittelst eines unsichtbaren Arms. Daher zielen unter

b) LXXXVI. Anmerkung. „Die Eingebohrnen von Brasi„lien fürchteten sich vor dem Donner, der in ihrem Lande, „wie in andern Gegenden des heissen Erdgürtels, häufig „und schrecklich ist, so sehr, daß er nicht nur ein Gegen„stand gottesdienstlicher Ehrfurcht, sondern auch in ihrer „Sprache der ausdrückliche Name der Gottheit „Tupan" „eben derselbige Name war, den sie dem Donner gaben." Pito de medic. Brasil. pag. 8. Nieuhoff in Church. collect. II. pag. 132.

»allen unerleuchteten Völkern die ersten Gebräuche oder »Ceremonien, welche Religionshandlungen einigermaſ»sen ähnlich sind, auf die **Abwendung der Uebel**, »die man leidet oder fürchtet.«

»Die **Manitous** oder **Okkie** der **Nordame»rikaner** waren **Amulete** oder Zaubermittel, die ihrer »Einbildung nach die Kraft beſaßen, diejenigen die ihr »Vertrauen auf sie ſetzten, vor jedem Unglück zu bewah»ren; oder sie wurden für Schutzgeiſter gehalten, die »ſie in bedrängten Umſtänden um Hülfe anrufen konn»ten. c) Die **Cemis** der Inſulaner wurden von den»ſelben für die Urheber jeder Plage gehalten, von der »das menſchliche Geſchlecht heimgeſucht wird; ſie ſtellten »dieſelben in den ſchrecklichſten Geſtalten vor, und bete»ten ſie blos in der Abſicht an, dieſe wüthende Gottheiten zu beſänftigen. d) Selbſt unter denjenigen Stäm»men, deren Religionsſyſtem mehr in ſich faßte, und »die ſich ſowohl von gütigen Weſen, die ſich an Wohl»thun ergötzten, als von boshaften, ſchadenfrohen »Mächten einigen Begriff gemacht hatten, erſchien der »Aberglaube noch immer als ein Kind der Furcht, und »wendete ſein ganzes Beſtreben auf die Abwendung des »Unglücks an. Sie glaubten, ihre gütige Gottheiten »wären durch ihre eigne gutthätige Natur ſchon geneigt, »jede ihnen mögliche Wohlthat zu erzeigen, ohne dafür »Bitten oder Dank zu erwarten; (ein zum Theile ſehr »richtiger Begriff des Verſtandes) und ihre ganze Sorge »gieng dahin, den Grimm, der, ihrem Wahne nach, dem Menſchen

c) Charlevoix Hiſt. de la nouv. France III. 343. etc. Creuxii Hiſt. Canad. pag. 82. ſeq.

d) Oviedo Lib. III. cap. 1. pag. 3. P. Martyr Decad. pag. 102. etc.

„Menſchengeſchlechte feindſeligern Mächte zu beſänftigen „und abzuwenden.“ c)

„So waren die unvollkommnen Begriffe der mei„ſten **Amerikaner** von den Wirkungen unſichtbarer „Agenten, und ſo war faſt durchgehends die elende und „niederträchtige Abſicht (wie iſt es möglich, daß ein Mann, wie **Robertſon**, nachdem er ſo viel zur Entſchuldigung der **Amerikaner** geſagt hat, ſolche unphiloſophiſche Ausfälle thun kann?) „ihres vielfachen „Aberglaubens beſchaffen.“

„Spürten wir (o wie wahr, wie gewiß!) den „Begriffen andrer Nationen bis in jenen ehemaligen „rohen Zuſtand nach, worinn die Geſchichte ſie uns „ſchildert, ſo würden wir eine erſtaunliche Aehnlichkeit „in ihren Meinungen und Gebräuchen entdecken, und „überzeugt werden, daß die **Kräfte der menſchli„chen Seele unter gleichen Umſtänden unge„fehr einerley Fortgang haben**, und faſt an einer„ley Schlüſſen hängen. **Die Eindrücke der Furcht** „ſind in allen Lehrgebäuden des Aberglaubens, die in „dieſer Geſtalt aufgeführt werden, deutlich zu ſehen, und „die erhabenſten Begriffe der Menſchen ſchwingen ſich „nicht höher, als bis zu einer verwirrten Muthmaßung „vom Daſein gewiſſer Weſen empor, deren Macht zwar „übernatürlich, aber doch ſowohl eingeſchränkt als par„teyiſch ſey.“

„Unter andern Stämmen hingegen, die länger „vereint geweſen, oder in ihrer Kultur weiter gekommen „waren, bemerken wir einige zarte Keime, richtigerer „und

c) Tertre II. 365. Forde pag. 14. State of Virginia by a native. Book III. pag. 32. 33. Dumont I. pag. 165. Bancrofts Nat. Hiſt. of Guiana, pag. 389.

»und anständigerer Begriffe von der Macht, die über die »Natur herrscht. Sie scheinen gewahr zu werden, daß »es irgend eine allgemeine Ursache geben müsse, welcher »alle Dinge ihr Daseyn zu danken haben. Nach eini»gen ihrer Ausdrücke zu urtheilen, scheinen sie eine gött»liche Macht für den Schöpfer der Welt und den Re»gierer aller Begebenheiten zu erkennen. Sie nennen »ihn den grosen Geist. f) Allein diese Begriffe »sind schwach und verwirrt; und wenn sie es ver»suchen, dieselben zu erklären, so erhellet deutlich, daß »das Wort Geist unter ihnen einen ganz andern Sinn »habe, als den, worin wir es gebrauchen, und daß sie »keinen Begriff von irgend einer unkörperlichen Gott»heit damit verbinden. Sie glauben, ihre Götter »haben eine menschliche Gestalt, wiewohl von einer »vortrefflichern Natur, als der Mensch; und erzählen »von ihren (alles wie Moses) Geschäften und Wir»kungen höchst ungereimte und verwirrte Mährchen, die »gar keinen Platz in der Geschichte verdienen," u. s. w. g)

„Die Sonne war der Hauptgegenstand des Got»tesdienstes der Natchez. — Sie unterhielten ein »immerwährendes Feuer, als das reinste Sinnbild »der Gottheit. Diese heilige Flamme zu bewachen und »zu unterhalten, waren eigene Diener verordnet; die »erste Verrichtung des grosen Oberhaupts der Nation »an jedem Morgen war eine Anbetung der Sonne; »und zu gewissen bestimmten Jahreszeiten feyerte das »ganze Volk jedes Jahr Feste, mit feyerlichen aber »unblutigen Gebräuchen," u. s. w. g)

„Von

f) Charlevoix Histoire de la nouv. france III. 343. Sagard voiage au pays des Hurons, pag. 226.

g) Wilh. Robertsons Geschichte von Amerika I. Lib. IV. pag. 441. 442. 443. ad. 447.

Von den **Merikanern** ſagt dieſer Verfaſſer: „Der merikaniſche Aberglaube ſahe düſtern und entſetzlich „aus. Seine Götter waren in **Schrekken gekleidet** „**und rachſüchtig.** (Grade wie der Moſaiſche Gott.) „Man zeigte ſie dem Volke unter abſcheulichen und „graunvollen Geſtalten.“ (**Dampf geht aus von ſeiner Naſe, und ein verzehrend Feuer von ſeinem Munde:** wiegt dieſes nicht die Ungeheuer und Misgeſtalten der Merikaner auf?) „Die **Furcht** war „die einzige Triebfeder dieſer Religion. **Faſten,** „**Büßungen, Kränkungen,** die insgeſammt ſtrenge „und gröſtentheils höchſt ſchmerzhaft waren, wurden „als Mittel **zur Verſöhnung ihres Zorns** angewen„det, und niemals näherten ſie ſich ihren Altären ohne „dieſelben mit Blut aus ihren eignen Leibern“ (ſpaniſche Uebertreibung! wohl zu gewiſſen Zeiten) „zu beſprengen.“ Die Aehnlichkeit dieſer Gebräuche mit den jüdiſchen entſpringt aus der Aehnlichkeit des Grades der Kultur, worin ſich dieſe beyden Völker gegen einander befanden. Die Menſchenopfer der Iſraeliten, das Verbannen und Erwürgen der Feinde und Kriegsgefangenen, z. E. des Agag und der **Amalekiter**, das Aufhängen dem Herrn aller **kanaitiſchen** ſogenannten Könige: alles dies zeigt den ähnlichen Grad der Wildheit der Juden zu **Joſuahs** Zeit.

Die Begriffe der Völker hatten im Stande der Wildheit deshalben eine ſo auffallende Aehnlichkeit, weil ſie aus gleichem Mangel der Kultur, und aus einer Quelle entſpringen mußten; und ſo gieng es den **Aethiopiern** und allen urſprünglichen Völkern. Nach und nach kamen ſie in ihrer Kultur vorwärts, fingen an aufmerkſam auf höhere Kräfte zu werden, und ergriffen, was dem ganz ſinnlichen Menſchen ſo eigenthümlich iſt, die Werke des Schöpfers, als die ihnen am nächſten

liegenden

liegenden Gegenſtände, zu ihrer Verehrung. Alle bekannte Völker im erſten Stande des Aufwachens ihrer Seelenkräfte beteten die Sonne an, ehe ſie auf andere Gottheiten verfielen. Dies thaten die Aethiopier, indem ſie dieſes wohlthätige Geſtirn unter dem Namen, den die nachherigen Griechen mit Bacchus verwechſelten, anbeteten. Diodor ſagt in dem angeführten Kapitel: „Sie verehrten ewige und unvergängliche Götter, nemlich die Sonne und den Mond.“ Hierin waren ihnen die Araber ähnlich, welche nach Herodot den Bacchus oder die Sonne unter dem Namen Uroталt, und vermuthlich den Mond unter dem Namen Alilat verehrten, welches Herodot durch Urania überſetzt. h) Aber unſtreitig irrt Herodot, und es ergiebt ſich ſchon aus dem Worte, daß es entweder den Athor (die Nacht der Egyptier) bey der Hebräern Lail, oder wie ich nicht ohne Grund vermuthe, den Mond als die Göttin der Nacht, andeute. Scaliger ſagt: Αλιλατ bedeutet nichts anders als den gehörnten Mond. i) Der Name des Neumonds iſt noch bis jetzt, הלאל, im Pluralis אהלל (Hilal — Ahalil). k) Voſſius überſetzt das Wort Ουρανίαλτ, Deus, vel Dator Lucis, und leitet es von אורת her, und טל l) Die Sonne wurde nicht nur von den Aethiopiern unter dem Namen Aſſabinus, m) ſondern auch von den Arabern verehrt; eben dieſes thaten die Lybier und Aegyptier, weil ſie es von ihrem Stammvolke erlernt hatten, unter dem Namen

h) Wilh. Robertſon Geſch. von Amerika, l. c. p. 447. et 448.

i) Herod. Lib. cap. 8.

k) Scalig. in Fragm. pag. 27.

l) Bochart. Georg. Sacr. P. I. Lib. II. cap. 19.

m) Voſſius de Idololatr. Lib. II. cap. 8. pag. 348.

Namen Hammon, welches Voſſius von חם, Hitze, herleitet. n) Macrobius ſagt: Hammonem Deum, ſolem occidentem, Lybies exiſtimant. o) „Die Ly„bier halten ihren Ammon für die untergehende „Sonne.“ Die Phönicier beteten ſie an unter dem Namen בעל Baal und Beel, auch Beelſamen. Philo von Byblos läßt den Sanchuniathon alſo reden: Αυχμῶν — ἀρετῆ κύριον Βεελσάμην καλοῦντες. „Bey einer großen Dürre, erhoben ſie ihre Hände zur „Sonne; denn dieſe alleine hielten ſie für ihren Gott, „und nannten ſie den Herrn des Himmels, Beelſa„men.“ p) Ueberhaupt hatten die Syrer dieſer Gottheit verſchiedne Namen gegeben. Adonis (von אדון der Herr) Gingras, Moloch (מלך der König des Himmels) oder Milkom, Adramelech, Anamelech, Alagabal, welches die Griechen durch Ηλιογάβαλος überſetzten; Aglibol, Malachbel, bey den Palmyränern. Alles dieſes waren ſyriſche Namen der Gottheit der Sonne. q) Bey den Chaldäern, dem Stammvolke der Juden, wurde ſie unter dem Namen Bel, Baal, Bal, Beel angebetet, welches Wort bey den Juden gleichfalls der Grund zu dem Worte war, womit ſie ihre Gottheit belegten. Die Perſer verehrten ſie unter dem Namen Mithras, und überhaupt war ſie das erſte Weſen, welches von den meiſten bekannten Völkern verehrt wurde. Eben den Gang, welchen die Wilden des alten Kontinents giengen, eben denſelben giengen auch jene des neuen. Diejenige Völkerſchaft, welche ſich für die älteſte hielt, und folglich an Kultur um ein merkliches vor den andern Völkern

n) Voſſius cap. XI. pag. 360.

o) ibid. pag. 361.

p) Macrob. Saturn. cap. 21.

q) Euſeb. Præp. Ev. Lib. I cap. 10 pag. 34

Völkern Amerika's vorgerückt war, nemlich die Peruaner, beteten gleichfalls die Sonne an; so wie die Natchez, von welchen wir schon Nachricht gegeben haben.

Und dieses waren auch die vornehmsten Gottheiten (nebst dem Monde) der Aethiopier und Egyptier, welche im Anfange keine andere Gottheiten kannten, und an Aufstellung von Bildsäulen in den ersten Zeiten weder dachten noch denken konnten. „Die alten Egyptier," sagt Eusebius, „sollen, da sie anfiengen mit Aufmerk„samkeit in der Betrachtung der Welt zu Werke zu gehen, „und die ganze Natur mit Verwunderung anzustaunen, „die Sonne und den Mond für ewige und die vor„nehmsten Gottheiten angesehen haben, von welchen sie „die erstere Osiris, und die letztere Isis nannten. r) — „Eben so verehrten die Phönicier zuerst Sonne und „Mond und die andern Gestirne, s) und Plato sagt: „mir scheinen die ersten Bewohner Griechenlandes nur „diejenige Gottheiten dazumals erkannt zu haben, welche „jetzo von den meisten barbarischen Völkern verehrt wer„den; nemlich die Sonne, den Mond, die Erde, „die Gestirne und den Himmel. t) Auch, fährt Eu„sebius fort, errichteten jene ersten Völker weder „Tempel, noch Bildsäulen, da sie weder zu malen, „noch zu bilden, noch auszuhauen, ja noch nicht einmal „die Art verstanden, Häuser zu bauen, und die Künste „noch unbekannt waren." u) In diese Zeiten der Kindheit der Kultur müssen wir jene Begriffe der Völker setzen, nach welchen sie das ganze Universum für die ewige Gottheit ansahen; Schöpfer und Geschöpfe deshalb

r) Vossius de Idol. Lib. II.

s) Euseb. Praepar. Evang. Lib. I. cap. 9. pag. 27.

t) ibidem pag. 28.

u) ibid. pag. 29.

halb nicht von einander unterscheiden konnten, weil sie noch keine Gefühle und Ausdrücke für geistige Substanzen hatten, und nur sinnliche körperliche Gegegenstände um sich her gewahr wurden, welche irgend einen physischen Einfluß auf sie und ihre Bedürfnisse hatten.

Die Bemerkungen, welche die Völker in zunehmenden Jahren der Bildung des Verstandes machten, der Blick auf Ordnung, Leben und Wachsthum in der Natur, welches unsichtbar und doch thätig wirkte, alle Kräfte der Natur belebte und dem Ganzen Vollkommenheit mittheilte, leitete sie auf eine innere, unsichtbare Ursache, welche sie die belebende Kraft, oder Geist, nannten, und sodann für die Ursache des Lebens aller Dinge hielten. Aber deshalb waren ihre Begriffe von Immaterialität noch nicht näher bestimmt; sie hielten ihn höchstens für eine physische Kraft, welche physische Gegenstände mit Kräften versehen könnte. Sie waren von den richtigen Begriffen der Gottheit noch weit entfernt, und weil sie den Geist nicht für unkörperlich hielten, so stellten sie ihn nachher unter Sinnbildern und Gestalten vor. Eben so wenig als die Begriffe der amerikanischen Wilden vom grosen Geiste richtige philosophische Begriffe heissen konnten, eben so wenig waren sie es bey den alten Egyptiern.

Unstreitig brachte diese scheinbar richtige Idee die Neuern auf die Vermuthung, daß deshalb vor der Abgötterey die reinern Begriffe von Gott statt gefunden hätten. Indessen ist nichts voreiliger, als von dem Daseyn eines Wortes sogleich auf die Richtigkeit des Begriffs und sein Alterthum zu schließen. Würden wir sonst nicht annehmen müssen, daß die Deutschen im Alterthume gleichfalls richtige Religionsbegriffe gehabt hätten, weil Tacitus de moribus german. von

ihnen sagt, daß sie glaubten, **die Gottheit wäre allzugroß, zu unermeßlich, als daß man sie in Tempel einschließen könnte.** Da diese Meinung, wenn man sie von einer philosophischen Seite betrachtet, welche aber den rohen und wilden Deutschen ohnstreitig unbekannt war, ihre Richtigkeit hat; so wirft diese Richtigkeit einen gewissen Glanz auf jene wilden Begriffe, von welchen übrigens die alten Völker eben so wenig genaue Rechenschaft zu geben wußten, als die **Amerikaner** von ihrem großen Geiste. Man darf nur auf die andern Begriffe sehen, welche die Völker neben jenen hatten: so ergiebt sich nichts deutlicher, als daß sie mit jenem Worte den Sinn verknüpften, welcher ihrer Wildheit angemessen war. Wir finden beym Sanchuniathon den Begriff, welchen jene Völker mit dem Worte Geist verbanden. Er sagt nemlich von dem πνεῦμα: αὐτὸ δὲ ἐκ ἐγίνωσκε τὴν αὐτῦ κτίσιν. **Der Geist aber selbst kannte dasjenige nicht, was er hervorbrachte.** x)

Jener Mangel an Ab- und Vielgötterey ist nicht ein Beweis richtiger Erkenntnisse von Gott, wohl aber davon, daß die menschliche Seele noch so weit zurück war, daß sie sich außer Stand befand, den Begriff von einer Gottheit sich auch nur unter Bildern vorzustellen. Alle Begriffe, welche die gedachten Nationen von einem belebenden Geiste hatten, würden, falls sie immateriel und richtig gewesen wären, sie nicht auf Bildnisse und menschliche Formen gebracht, sondern ihre Vorstellungen davon abgelenkt und immer mehr zur Wahrheit hingeleitet haben. Aus dieser fehlerhaften Vorstellungsart entstanden jene Meinungen aller alten Völker, daß die Gottheit den Menschen gleich sähe, und diese Vermuthung bewirkte endlich auch die **Apotheose. Egyptier** und

x) Euseb. Praepar. Ev. Lib. I. cap. 10. pag. 29.

und Juden hatten menschliche Gottheiten, so körperlich als man sich etwas denken kann, und kein Theologe wird mit aller Gelehrsamkeit diesen richtigen Grundsatz umstoßen können, der aus allen dahin zielenden Schriftstellen des alten Testaments hervorgeht. Daher kommt es, daß Moses behauptet: der Mensch sey Ebenbild und die Aehnlichkeit Gottes, der sich selbst zum Muster seines besten Geschöpfes genommen habe; — daher kommt es, daß keine menschliche Leidenschaft in unsrer Natur ist, so gut und so böse als sie immer seyn mag welche die Juden und alle ihre Lehrer und Propheten nicht der Gottheit beygelegt hätten. Sie hatten nur einen Worte zu wenig philosophischen Geist, auf das Unkörperliche zu verfallen, als daß es in ihren Kräften gestanden hätte, die bessern Begriffe zu erreichen.

Ich gehe nun weiter zu dem Religionssysteme der Egyptier fort. Nach dem Zeugnisse des Orion, welchen Jablonsky anführt, verehrten sie die Athor. Die Worte des Orion lauten also: τὴν Ἀφροδίτην Αἰγύπτιοι καλοῦσιν Ἀθώρ. „Die Egyptier nennen „die Venus Athor.“ y) Nach Plutarch verstand man unter der himmlischen Venus das Grundwesen aller hervorgebrachten Dinge. Er sagt: Ἦν οἱ μὲν Ἀφροδίτην, οἱ δὲ Ἥραν, οἱ δὲ τὴν ἀρχὴς καὶ σπέρματα πᾶσιν ἐξ ὑγρῶν παραγόσαν αἰτίαν καὶ φύσιν νομίζοσι, καὶ τὴν πάντων εἰς ἀνθρώπους ἀρχὴν ἀγαθῶν καταδείξαταν. „Einige nennen diese Venus, andere „Juno, andere wieder jenes Grundwesen, welches „allem aus Feuchtigkeit, Keime und Saamen giebt, „die erste Ursache alles Glücks, welches sich über Men-

y) Jablonsky Panth. Egypt. Lib. I. cap. I. §. 3. pag. 3.

„ſchen ergießt.“ 1.) **Apulejus** redet die **Iſis**, welche er die **himmliſche Venus** nennt, alſo an: Seu tu coeleſtis Venus, quae primis rerum exordiis ſexuum diverſitatem generato amore ſociaſti: und bey eben dieſem Verfaſſer ſagt dieſe **Iſis** von ſich ſelbſten: „En adſum „— rerum naturae parens, elementorum omnium „Domina, ſeculorum progenies initialis, ſumma numi„num, regina manium, prima coelitum, Deorum Dea„rumque facies uniformis.“ 2) Dieſes hervorbringende erſte Weſen war bey den **Egyptiern** die **Athor**, oder nach der koptiſchen Etymologie dieſes Worts, wie es **Jablonsky** angiebt: ϩⲁⲑⲱⲣ oder die **Nacht**. Sie war überhaupt eine groſſe, mächtige Gottheit, welche ſehr verehrt wurde und eben jene Göttin, welche die Griechen **Venus** nannten. b)

Nach der Theologie der Phönicier war die Nacht ebenfalls die ſchöpferiſche Kraft. Davon ſagt **Sanchuniathon**, wie ihn **Euſebius** anführt: Εἶτα φησὶ γεγενῆσθαι ἐκ τοῦ κολπίας ἀνέμου καὶ γυναικὸς αὐτοῦ Βααύ, τοῦτο δὲ νύκτα ἑρμηνεύειν, αἰῶνα καὶ πρωτόγονον, θνητοὺς ἄνδρας, ὅτως καλουμένους. „Aus dem „Winde **Kolpia** und ſeinem Weibe **Baau**, welches „ſo viel heißt als **Nacht**, würden **Eon** und **Protogonus** erzeugt. c) **Jablonsky** macht uns bey dieſer Stelle auf die Worte **Kolpia** und **Baau** aufmerkſam, und glaubt, ſie ſeyn aus der Schöpfungsgeſchichte **Moſis** entlehnt. Es iſt aber grade das Gegentheil, und Moſes

2) Plutarch. in vit. Craſſ. pag. 553. cit. ap. Jabl. l. c. pag. 8. 9.

a) Apulejus Lib. XI.

b) Jablonsky l. c. pag. 11.

c) Euſeb. Praep. Ev. Lib. I. cap. 10. pag. 33.

Moſes, oder beſſer Eſdra, entlehnte ſie aus der phönicischen. Denn es iſt erwieſen richtig, daß die phoenicische Sprache ungleich älter als die hebräiſche, und daß die Theogenie und Koſmogonie dieſes Volkes von höherm Alterthum als Moſes ſelbſt iſt. Es wird dadurch begreiflich, wie ſolch verwirrtes Schöpfungsſyſtem Moſi angedichtet werden konnte; da es doch nur aus Bruchſtücken des egyptiſchen, welches die Grundlage jenes der meiſten Völker war, und andrer Syſteme beſteht. קול פי יה iſt die Stimme des Mundes Gottes, und בהו das Leere, von welchem in der Moſaiſchen Koſmogonie geſprochen wird. d)

Nach dieſen Syſtemen ſchuf der רוח אלהים, oder Geiſt Gottes, der Wind des Elohim, oder der קול פי יה des Sanchuniathon in Vereinigung mit der Athor בהו, (Baau, oder der Nacht,) welche über dem Chaos brüteten, die Weltordnung. Dies war die Meinung der Egyptier und Phönicier, wie wir aus den Gedichten des Orpheus, welcher aus egyptiſchen Quellen ſchöpfte, ſehen. Wir finden in ſeinem Dialog, zwiſchen dem Schöpfer und der Nacht, folgende, dieſes erweiſende Stelle:

Μαῖα θεῶν ὑπάτη, νὺξ ἄμβροτε, — —
Πῶς χρὴ μ' ἀθανάτων ἀρχὴν κραναιόφρονα θέσθαι
Πῶς δέ μοι ἓν τε τὰ πάντ' ἔσται καὶ χωρὶς ἕκαστον.

Erhalterin der Götter, unſterbliche Nacht,
Sage: wie ſetz' ich den Urſprung unſterblicher Götter
Weislich feſte?
Sage, wie ſoll ich's bewirken, daß alles ſey Eines
Und doch jedes beſonders beſtehe?

d) Jablonsky Panth. Lib. I. cap. I. §. 8. pag. 12.

Die Antwort der Nacht iſt:

Ἀιθέρι κ. τ. λ. — — —
— — — — —
— — — — ἀντιφάντας.

Umfaſſe das All mit unermeßlichem Aether,
In ſeinen Mittelpunkt ſetze den Himmel, und in ihn
Setze die grenzloſe Erde, das Meer, die Geſtirne,
Die den Himmel bekränzen. e)

Noch eine Stelle, welche dieſes beſtärkt, führt Jablonsky aus dem Damascius an — εὑρόντες ἔν Αἰγυπτίοις δὴ τισι λόγοις, ὡς εἴη καθ' αὐτὸς, ἡ μεν μία τῶν ὅλων ἀρχὴ Σκότος ἄγνωστον ὑμνημένη, καὶ τοῦτο τρὶς ἀναφωνούμενον. „Sie fanden in einigen egyp„tiſchen Büchern, daß in ihren heiligen Hymnen die „unbekannte Nacht, als der Urſprung aller Dinge, ge„feyert, und dieſes dreymal wiederholt werde. f)

Nach dem egyptiſchen Syſtem war alſo die Nacht, oder Athor, welche ſie auch Iſis nannten, der Urſprung aller Dinge, g) älter als der belebende Geiſt, die Erhalterin, die Säugamme der Götter. h) Sie war nicht der ewig unbegreifliche Gott, wie Cudworth meint, i) ſondern für ſich ſelbſt beſtehend, und zugleich mit dem Chaos. Zevs oder das Univerſum war

e) Jablonsky Panth. Lib. I cap. I. §. 11. pag. 16. 17.
f) Wolfii Anecdot. Tom. III. pag. 260. cit. ap. Jabl. in Panth. aeg. pag. 19.
g) Jablonsky Lib. I. cap. 2. §. 1. pag. 29.
h) l. c.
i) ibid. Doch ſcheint Jablonsky dies zu behaupten, weil er mit ſich ſelbſt hierüber noch nicht einſtimmig war.

war ihre Geburt, und ſie wurde zugleich im All mit eingeſchloſſen. Wer dieſer egyptiſche Gott ſey, dieſes dunkle Weſen, welches der egyptiſche Verſtand entfernt ſpürte, die Einbildung aber, die noch durch keine richtige Erkenntniſſe geleitet wurde, zu einer ſehr materiellen Gottheit machte, zeigt uns **Orpheus**, wenn er ſagt:

Ζεὺς πρῶτος γένετο, Ζεὺς ὕστατος ἀργικέραυνος, etc.

Ηὐὴρ καὶ ὕδωρ, καὶ γαῖα, καὶ αἰθὴρ, νὺξ τε καὶ ἦμαρ, etc.

Zevs iſt der erſte, der letzte, er glänzet vom Blitze,
Er iſt das Haupt, und die Mitte — ihm wurde geſchaffen
Alles, gebohren der Mann, gebohren die Jungfrau;
Er hält die Erde und die geſtirnten Aren des Himmels,
Er iſt zugleich Regent, iſt Vater der Dinge, iſt Urſprung des Urſprungs,
Er iſt die einzige Kraft, der einzige Dämon der alles beherrſchet,
Er alleine verſchließt in ſeinem königlichen Leibe
Alles; Feuer und Waſſer, die Erde, den Aether, die Nacht und den Tag,
Verſtand, den erſten Erzeuger, die Gottheit der Liebe; dies alles umſchließt
Zevs unter dem unermeßlichen Körper. k)

Die oberſte Gottheit war alſo nichts anders als die Natur. Sie war die Seele der Welt, aus welcher Daſeyn, Wachsthum, ja ſogar die menſchliche Seele entſprang; das Principium des Lebens, aus dem alles ſeinen Urſprung nahm, zu dem alles, ſelbſt die menſchliche Seele, wieder zurückkam. So wie **Epicharmus** bey

k) Euſeb. Praepar. Evang. Lib. III. cap. 9. pag. 100.

ben dem Plutarch ſagt: συνεκρίθη καὶ διεκρίθη, καὶ ἀπῆλθεν ὅθεν ἦλθε πάλιν, γᾶ μεν εἰς γᾶν, πνεῦμα δ' ἄνω. „Das, was zuſammengeſetzt war, iſt nun „aufgelöſt; es war und geht nun dahin, woher es ge„kommen iſt; die Erde hinab, der Geiſt aber hinauf.“ l) So glaubten ſie nach dem Porphyr, daß die Gottheit durch die ganze Natur ſich ausdehnte, er ſagt: — ὡς ὁ δὶ ἀνθρώπου μόνου το θεῖον διῆχθεν, ἤτε ψυχὴ ἐν μόνῳ ἀνθρώπῳ ἐπι γῆς καταστήνωσεν, ἀλλὰ χεδὸν ἡ αὐτὴ διὰ πάντων διῆλθεν τῶν ζώων. Die egyptiſchen Prieſter glaubten, „daß die Gottheit nicht allein den „Menſchen durchwandere, oder die Seele, (die Gottheit) „allein auf Erden im Menſchen wohne, ſondern auch „beynahe alle lebende Geſchöpfe durchwandre.“ m) Sie glaubten alſo, wie Jablonsky richtig bemerkt, eine allgemeine Weltſeele, welche aus dem Zuſammenfluß aller Seelen und der Natur beſtand. Mit andern Worten: Die Egyptier ſahen den allgemeinen Wachsthum, das Leben, die eigne Natur jeder Subſtanz für einen Theil der unermeßlichen Maſſe der Naturkraft an, aus welcher jede einzelne Subſtanz ihr Theil hinnahm, wieder zurückgab, oder in andere überpflanzte. So ſchwer dieſe Philoſophie zu ſeyn ſcheint, ſo leicht iſt ſie. Sie floß aus dem Kreislauf, womit Kräfte in andere Subſtanzen in beſtändigen Folgen übergiengen, und war ſichtbar in der Natur. Der Tod eines Geſchöpfes war, beſonders in dem heiſſen Egypten, wo die erwärmende Kraft der Sonne überall Fruchtbarkeit ausſtreute, das Leben eines oder vieler andern. Sie ſahen, wie gleichſam das Leben in andere Geſchöpfe,

l) Plutarch. de conſolatione ad Apoll. Oper. Tom. II. Pag. 110 ad fin. A.

m) Porphyr. de Abſtinen. Lib. IV. § 9. pag. 154.

Geschöpfe, die durch den Tod der ersten erzeugt wurden, übergieng; wie dieses wieder starb, und entweder dem Pflanzenreich seinen höhern Wachsthum mittheilte, oder, wo sie den Uebergang nicht muthmaßen konnten, wie diese Lebenskraft sich in die Allgemeinheit der ganzen ersten Masse von Kräften zurückzog. Sie sahen die immer ohne Abnahme der Sonne von ihr ausfließende Strahlen, und hielten sie für den grosen Gott, der bey allen Ausströmungen vom Licht unveränderlich, und da er keine sichtbare Abnahme erlitt, ewig, und da dieses ihrem Verstande unbegreiflich war, in ihren Augen die dunkle, verborgne und unerforschliche Gottheit machte, die sie unter dem Namen Ammun zu Theben verehrten. Διὸ τὸν πρῶτον θεὸν — Ἀμῶν λέγουσιν, sagt Hecatäus bey dem Plutarch, „deshalb rufen „und beten sie zu dem obersten Gott, welcher bey ihnen „eben dasselbe ist, als das ganze Universum, als zu „einem dunkeln und verborgnen Gott, daß er sich ihnen „zeige und offenbare, und nennen ihn Ammun.“ Zwar unterscheidet hier Jablonsky, nachdem er kurz vorher bewiesen hatte, daß die Egyptier keine andere Götter als Sonne, Mond, u. s. w. erkannt hätten, sehr widersprechend im Artikel Phtas den ewigen Geist von der Sonne. Vorher sagte er: „Et profecto „quod commentarius noster planum facit Aegyptii „alios Deos non agnoscebant, praeter solem, lu„nam, astra, elementa corporum, et atherem igneum, „omnibus coelis superiorem, veram animarum ori„ginem, ad quam vinculis corpusculi soluti, rursus „adjungebantur. Ex quo divinare licet, quidnam „hoc sibi velit, *recipi a sole, aliisque Diis, vitae „auctoribus, et tradi Diis aeternis, ad habitandum „semper cum illis.*“ Diese Worte sind aus dem Gebet der Egyptier entlehnt, welches Euphantus aus dem Egyptischen übersetzte, und Porphyr aufbewahrt hat.

Es lautete alſo: Ὦ δέσποτα ἥλι. καὶ θεοὶ παντες, ὲς τὴν ζωὴν τοῖς ἀνθρώποις δόντες — etc. „Du, o „Sonne, Selbſtbeherrſcherin! und alle ihr Götter, die „ihr dem Menſchen Leben austheilet, nehmet mich auf „zu euerm Tiſchgenoſſen; denn immer verehrte ich treu „die Götter, die meine Eltern mich kennen lernten, ſo „lange ich lebte, und ehrte immer diejenige, die dieſen „Leib zeugten, u. ſ. w.“ Nachher beweiſt Jablonsky ſehr unrichtig wieder das Gegentheil aus dem Syſteme der Stoiker. Ehe er aber dieſes Syſtem anführt, ſagt er: „Nam, etſi argumentis omni exceptione majori„bus confici poſſit, numina quae Aegytus coeca, „magna quondam religione coluit, *Oſirin*, *Iſin*, *Buba„ſtin*, *Horum*, *Harpocratem*, *Athor*, *Ammonem*, *Anubim*, „et reliqua fuiſſe materialia, coelum, terram, aquam, „ſolem, lunam, aſtra, horumque in mundo effectus „adſpectabiles, et conſpicuas in natura rerum vi„ciſſitudines, negari tamen quoque non poteſt, ve„tuſtiores gentis illius Philoſophos materiae, et toti „rerum naturae praefeciſſe mentem infinitam, aeter„nam, ex cujus ſapienti conſilio, potentique nutu „operationes reliquorum Deorum, quos vulgus ado„rabat, penderent, mentem quae omnia decerneret, „omnia ordinaret, omnia gubernaret. n) Denn ob„gleich mit den untrüglichſten Beweiſen dargethan wer„den kann, daß die blinden Egyptier unter dem Na„men Oſiris, Iſis, Bubaſtis, Horus, Harpokra„tes, Athor, Ammun, Anubis, u. ſ. w. keine andere „als körperliche Gottheiten ſo ſehr verehrt haben, wozu „noch gehören, der Himmel, das Waſſer, die Erde, „die Sonne, der Mond, die Geſtirne“ (ſonderbar! waren jene Namen denn etwas mehr als Symbole dieſer Dinge?) „und die ſichtbaren Wirkungen dieſer „Dinge

n) Jablonsky Lib. I. cap. 2. §. 6. pag. 38.

„Dinge in der Welt, und die deutlichen Veränderungen „der Dinge in der Natur; ſo kann doch auch keineswegs „geleugnet werden, daß die älteren Philoſophen dieſes „Volkes einen unendlichen Geiſt geglaubt haben, wel„cher der Materie, und dem ganzen Reiche der Natur „vorgeſetzt“ (Hier liegt der Irrthum. Es ſollte nach den vorherangeführten Stellen heiſſen: daß dieſe ganze Allgemeinheit der natürlichen Dinge von einem ewigen unendlichen Geiſte, oder Kraft, durchdrungen werde.) „und ewig“ (das glaubten ſie auch von der Sonne) „ſey, von deſſen weiſen Verſtande“ (dieſen ſchrieben ſie nach den orphiſchen Geſängen der Univerſität der Dinge zu: πυρ, καὶ ὕδωρ, καὶ γαῖα, καὶ αἰθὴρ νύξ τε καὶ ἦμαρ, καὶ Μῆτις, (du verſchließeſt in dir) Feuer und Waſſer, und die Erde, und den Aether, die Nacht und den Tag, und den Verſtand, u. ſ. w.) o) „und mäch„tigen Winke, die Wirkungen der Götter, die der Pö„bel verehrte, abhiengen, einen Geiſt der alles beſchlieſſe, „alles ordne und regiere.“ Auch hier irrt der Verfaſſer, denn auch dieſe Wirkungen alle ſchrieben ſie der Allgemeinheit der Weſen der Natur unter dem Namen, den die Griechen Zeve überſetzten, zu.

Ὄμματα δ' Ἠελίος τε, καὶ ἀντίωπα Σελήνη.
Νοῦς δε γε ἀψευδὴς, βασιλήϊος, ἄφθιτος αἰθὴς,
Ὃς δὴ πάντα κυκλεῖ καὶ φράζεται, etc.

Seine Augen ſind die Sonne und der Mond,
Verſtand voll Richtigkeit (iſt er) der königliche unwandelbare Aether,
Der mit Klugheit alles beweget, und alles regieret. p)

Dieſe

o) Euſeb. l. c. Lib. III. cap. 19. pag. 100. D.

p) ibidem.

Dieſe Stelle brachte den **Euſebius** auf die nicht ungegründete Behauptung, daß der Aether der Geiſt, oder Verſtand des Zevs geweſen ſey. τον Νοῦν τῦ Διος λέγων εἶναι τὸν αιθέρα καὶ ὐδὲν ἄλλο, q) und weiter unten ſagt er, νῶν μεν ἀυτῦ τὸν αιθέρα, σῶμα δέ, τὰ λοιπὰ τῦ κόσμου μέρη ἀπεφήνατο εἶναι — Ζεὺς ἔστιν ὁ πᾶς κόσμος ζωὴν ἐκ ζώων, θεὸς ἐκ θεῶν — Αἰγυπτίων δὲ ὁ λόγος. — r) Damit wollte **Orpheus** ſagen, „daß der Aether der Geiſt des Zevs wäre, und „nichts anders, daß der Verſtand des Zevs der Aether, „ſein Körper aber der übrige Theil der Welt, daß „Zevs die ganze Welt ſey, der ſein Leben aus dem „Leben, und ſeine Gottheit aus der Gottheit ſchöpfe. „Dies war die Lehre der **Egyptier**. "

Die ganze Natur war alſo die groſſe Gottheit der egyptiſchen Weiſen. Sie bewegte durch die mit ihrem Weſen verbundne ſelbſtſtändige Kräfte den ewigen Verſtand oder Geiſt des Chaos, welches von der ewigen Nacht umgeben war, und dadurch geſchah die Abſonderung der Elemente. **Phtas**, oder die Geburt des **Knephh**, des Geiſtes der Naturkraft, dieſer leichte feurige Aether ſtieg zuerſt aus dem **Chaos** hervor, wie ein Ey, ausgebrütet vom Geiſte oder den Wirkungen der Natur. Er flog hinauf in die oberſten Gegenden des Univerſums; ſeine Feuertheile floſſen in ungeheure Maſſen zuſammen, die ſich als Sonne, Mond und Geſtirne im itzt leichtern Aether herumwälzten; ſie leuchteten des Tages, ſchienen des Nachts, und erſtere, die Sonne, der groſſe **Ammun**, dieſe ewige Quelle von Licht, brachte durch die Strahlen, welche ſie auf die übrigen Elemente des

q) Euſeb. l. c. Lib. III. cap. 9. pag. 102. D.
r) ibid. pag. 102 et 103.

des Chaos warf, die Bewegung hervor, wodurch ſich Waſſer, Luft und Erde abſonderten, Thiere, und aller Saame aller lebenden und nicht lebenden Geſchöpfe befeuchtet wurden und hervorgiengen.

Dieſe Weiſen oder Prieſter der **Egyptier** hielten indeſſen dieſe Lehre für den Pöbel zu heilig, glaubten, ſie ſey dem Verſtande des gemeinen Mannes zu hoch, und machten aus ihrem einfachen Syſteme ein andres, welches ſie paßlicher fürs Volk hielten, und völlig allegoriſch war. Jede einzelne Wirkung der Natur, jede einzelne wichtige Begebenheit derſelben perſonificirten ſie, und ſtellten ſie als Gottheiten dem Volke zur Verehrung vor. Der ausſchweifende Hang der Orientalen zum Sinnlichen, zur Myſtik, zu allegoriſchen Einkleidungen der Wahrheit, brachte ſie auf Dinge, welche jeder feſte Menſchenverſtand als läppiſche Albernheit anſieht, ſo ſehr ſie auch ein Kopf, dem der Kern nur der vergoldeten Schaale halben gefällt, für Weisheit anſehen mag. Dies war der Fehler der Weiſen am **Nil, Indus** und **Jordan**; die glänzende Auſſenſeite der Natur, welche in ihren Ländern Schönheiten darbietet, die dem Europäer unbekannt ſind, gaben ihrem Geiſt nicht nur jene bilderreiche Art des Vortrags, ſondern auch das Romaneſke in ihren Erzählungen, welches ihre Geſchichte ſo fabelhaft macht. Wahrheiten werden blos durch Deutlichkeit überzeugend, werden ſie aber räthſelhaft in Figuren vorgetragen, ſo verliehren ſie jederzeit, weil Scharfſinn erfordert wird ſie zu **errathen**, und Unbekanntſchaft mit dem Alterthume die Enträthſelung mancher derſelben unmöglich macht. Aber kommt erſt der Wille hinzu, und der Grundſatz: **daß Wahrheit nur das Eigenthum der Weiſen ſeyn müſſe**, ſo geht es wie mit der egyptiſchen Art ſie vorzutragen, und auf die Nachwelt zu bringen; ſie gehen nemlich mit der Kenntniß der

Schrift

Schrift verlohren, worin sie abgefaßt sind. Indessen haben wir noch viele Ueberbleibsel, woraus wir auf das ganze System der egyptischen Weisen schließen können. Da, meinen Bemerkungen zufolge, die Mosaischen Begriffe von Gott ganz, und nur kaum merklich verändert, aus dem Systeme der Weisen geschöpft waren, so werde ich noch verschiedenes von der egyptischen Theologie sagen.

Aether war, ihrem Systeme zufolge, die älteste Gottheit, weil sie glaubten, die Nacht sey eher gewesen als der Tag. Plutarch sagt von den Egyptiern: ὅτι τὸ σκότος τοῦ φωτὸς ἡγοῦντο πρεσβύτερον, „sie glaubten die Finsterniß sey vor dem Lichte gewesen.“ s). Moses folgte in seiner Kosmogonie eben diesem Systeme, und ließ durch die קול פי יה aus der Finsterniß das Licht hervorgehen. Die Griechen machten hernach aus der Arbor ihre Venus, welches mich auf die Gedanken bringt, daß, da die Griechen von den Egyptiern ihre Theologie entlehnten, die letzteren eine Vereinigung der Liebe und des Weltgeistes geglaubt, welche die Erde und ihre Geschöpfe hervorgebracht, und die ganze Verwirrung des Chaos geordnet haben. Diese Verbindung des Geistes mit der Finsterniß behielt Moses bey, da er sagt: וחשך על־פני תהום ורוח אלהים מרחפת על פני המים: „und Finsterniß bedeckte die See, und der göttliche Geist „brütete auf der Fläche des Wassers.“ Nach Jablonsky bemerken die Kritiker, daß durch das Wort מרחפת jene Bewegung ausgedrückt werde, welche die Tauben machen, wenn sie auf ihren Eyern brüten. Ist diese Bemerkung richtig, so haben wir den ganzen Schlüssel zur Mosaischen Kosmogonie. Sie war nemlich ganz der egypti-

s) Plutarch. Sympoſiac. Lib. IV. pag. 670. oper. Tom. II.

Egyptischen gleich, welche den großen Geist (Kneph) vorstellte, wie der Phtas aus seinem Munde in der Gestalt eines Eyes hervorgieng. **Eusebius** sagt: τὸν δὲ θεὸν τοῦτον, ἐκ τοῦ στόματος προΐεσθαί φασιν ὠόν, ἐξ οὗ γεννᾶσθαι θεὸν ὃν αὐτοὶ προσαγορεύουσι Φθᾶ, οἱ δὲ Ἕλληνες Ἥφαιστον, ἑρμηνεύειν δὲ τὸ ὠόν, τὸν κόσμον· ἀφιέρωται δὲ τῷ θεῷ τούτῳ πρόβατον. „Die **Egyptier** sagen, daß aus dem Munde des Gottes (Kneph) „ein Ey hervorgegangen, aus welchem ein Gott entstanden sey, welchen sie **Phtas**, die Griechen aber **Hephestos** (Vulcan) nennen. Sie stellen aber unter „dem Ey die Welt vor. Diesem Gotte widmeten sie „das Schaaf. t) Wollten wir auch annehmen, daß die **Egyptier** unter **Kneph** und **Phtas** nur ein Grundwesen verstanden, wie Herr **Jablonsky** sehr richtig darthut, so würde demohnerachtet meine Behauptung nicht leiden. Das Brüten des Weltgeistes in der Nacht über dem Chaos, das Hervorgehen der Welt, wie aus einem Ey, die Aehnlichkeit zwischen egyptischer und Mosaischer Kosmogonie, alles dieses bleibt feste stehen.

Der **Phtas** war die größeste Gottheit bey ihnen, und wie ich schon gesagt habe, der leichte feurige Aether, der sich aus dem Chaos emporschwang, Sonne, Mond und Gestirne bildete, das ganze Universum einschloß, und Schöpfer aller Dinge war. Wir haben eine merkwürdige Stelle in der **orphischen Theologie**, welche sowohl von der Entstehung des **Phtas**, als seiner Schöpfung redet. „*Orpheus* dicit: primo chaos fuisse „sempiternum, immensum, ingenitum, ex quo „omnia facta sunt: hoc ipsum chaos non tenebras „dixit esse, non lucem; non humidum, non ari-„dum,

t) Eusebius Praep. Ev. Lib. III. cap. 11. pag. 115.

„dum; non calidum, non frigidum; ſed omnia ſi-
„mul miſta, et ſemper unum fuiſſe informe. Ali-
„quando tamen, quaſi ad ovi immanis modum, per
„immenſa tempora effectum, peperiſſe, ac protu-
„liſſe ex ſe duplicem quandam ſpeciem, quam illi
„maſculo-foemininam vocant, ex contraria ad-
„miſtione hujusmodi diverſitatis ſpeciem concretam:
„et hoc eſſe principium omnium, quod primum ex
„materia puriore proceſſerit, quodque procedens,
„diſcretionem quatuor elementorum dederit, et ex
„duobus, quae prima ſunt, elementis, fecerit coe-
„lum, ex aliis autem terram; ex quibus jam omnia,
„participatione ſui invicem naſci dicit, et gigni.“
„**Orpheus** ſagt: zuerſt ſey das Chaos von Ewigkeit
„her, unermeßlich und unerſchaffen verhanden geweſen,
„woraus alles hervorgebracht iſt. Dieſes Chaos habe
„weder aus Finſterniß noch Licht, weder aus Feuchtem
„noch Trocknem, weder aus Warmem noch Kaltem be-
„ſtanden, ſondern aus einer Miſchung aller dieſer Dinge
„zugleich, welche ein ungeſtaltes Weſen vorgeſtellt hät-
„ten. Einsmalen habe es ſich begeben, daß dieſes Chaos
„nach einem unermeßlichen Zeitraum ein hermaphrodi-
„ſches Weſen aus ſich ſelbſt, wie aus einem ungeheuern
„Ey gebohren habe; dieſes wäre das Principium aller
„Dinge, weil es zuerſt aus der reinern Materie hervor-
„gieng, und durch ſeine Hervorgehung jene Abſonderung
„der vier Elemente bewirkte, von welchen beyden erſten
„es den Himmel, aus den andern aber die Erde gemacht
„habe, die durch wechſelſeitige Wirkungen auf ſich ſelbſt
„Wachsthum und Erzeugung befördere.“ a) Nach
eben dieſem Verfaſſer war **Phtas** das **Element des Feuers.**

a) Vid. Recognitiones Clementinas Lib. X. cap. 30. in Cotelerii Patrib. apoſt. Tom. I. pag. 589.

Feuers. Αἰγύπτιοι δὲ ἐμοίως — τὸ πῦρ ἰδίᾳ διαλέκτῳ Φθᾶς καλέσαντες, ὁ ἑρμηνεύεται, Ἥφαιστος. „Eben so nennen die Egyptier das Feuer Phtas, welches eben so viel heißt als **Vulkan.**“ x) Er war der Vater der **Sonne**, wie wir in **Manetho's** Dynastien finden, der erste König der ersten Dynastie, und auf ihn folgte, als zweyter König, die **Sonne**. Seine Regierung war eigentlich endlos; Ἥφαιστος χρόνος οὐκ ἔστιν, διὰ τὸ νυκτὸς καὶ ἡμέρας αὐτὸν φαίνειν. „Vulkan hat „keine Zeit, denn er leuchtet Tag und Nacht.“ y)

Phtas wurde, meiner Meinung nach, die ich aber für nichts weniger als ganz richtig ausgeben will, als der Weltgeist unter verschiednen Namen von den allerältesten Egyptiern verehrt. **Jablonsky** hat sich viel Mühe gegeben zu beweisen, daß **Phtas**, **Neitha** und **Kneph**, nur ebendieselbe Gottheit wären, weil man ihnen gleiche Macht zuschrieb; indessen stand ihm nur dieses im Wege, daß man zu **Sais** nur die **Neitha** und die beyden andern, zu **Memphis** nur den **Phtas**, und zu **Theben** nur den **Kneph** verehrte, und den Namen der andern nicht zu kennen schien. Dieses, und daß im Verfolge der Thierdienst, oder die Symbole, die bedeutende Gottheiten selbst bey den Egyptiern in Vergessenheit brachten; alles dieses hindert nicht zu glauben, daß er nicht sollte den Priestern bekannt geblieben seyn, die ihre Geheimnisse vor sich hatten, und dem Volke es gerne überließen an dem Sinnlichen zu hangen. **Phtas** war eine theils männliche, theils weibliche Gottheit; als weibliche, und in so ferne er die Klugheit oder Weisheit des ordnenden Weltgeistes vorstellte, wurde er zu **Sais**, und insoferne als er **der gute Geist, Agathos**

x) Apud erud. Homil. IX. §. 6. pag. 681. citat ap. Jabl. pag. 41. et 45.

y) Manetho ap. Syncellum pag. 51.

Agathodämon war, zu Theben als Kneph, inſoferne er aber Böſes ſchickte, als Tithrambo (und zwar als eine dem Kneph entgegengeſetzte Gottheit) auch unter dem Namen Bubaſtis zu Bubaſtis angebetet. Der Name dieſes Gottes, ΦΘΑΧΥ bedeutet einen Beſchlieſſenden, der alles ordnet. z)

Plutarch erzählt uns eine denkwürdige Inſchrift im Tempel der Neitha zu Sais. „Ἐν δὲ τῇ Σάει „τῆς Ἀθηνᾶς (ἣν καὶ ἶσιν νομίζουσιν) ἔδος, ἐπιγραφὴν „εἶχε τοιαύτην. Ἐγώ εἰμι πᾶν, τὸ γεγονὸς, καὶ ὂν, καὶ „ἐσόμενον, καὶ τὸν ἐμὸν πέπλον οὐδείς πω θνητὸς ἀπεκα„λυψεν.“ „Der Tempel der Minerva, welche mit „Iſis ebendaſſelbe iſt, hat folgende Aufſchrift: ich bin „alles was da iſt, iſt und ſeyn wird, noch hat „kein Sterblicher mein Gewand aufgedeckt.“ a) Dieſe Inſchrift würde allerdings ſehr verdächtig ſcheinen, und wie Herr Jablonsky richtig bemerket, mehr eine griechiſche als egyptiſche Feder verrathen, wenn nicht Proclus uns ebendieſelbe in völlig egyptiſchem Tone hinterlaſſen hätte, welche jenen Verdacht hinwegräumte. „Αἰγύπτιοι, ſagt er: ἱεροῖσι. ἐν τῷ ἀδύτῳ τῆς θεᾶς, „περιγεγραμμένον εἶναι τὸ ἐπίγραμμα τοῦτο· Τὰ ὄντα, „καὶ τὰ ἐσόμενα, καὶ τὰ γεγονότα, ἐγώ εἰμι. Τὸν „ἐμὸν χιτῶνα οὐδεὶς ἀπεκαλύψεν, ὃν ἐγὼ καρπὸν ἔτε„κον, ἥλιος ἐγένετο.“ b) „Die Egyptier erzählen, „daß in dem Heiligſten (des Tempels der Neitha zu Sais) „nachfolgende Inſchrift eingegraben ſey: Ich „bin das was da iſt, was ſeyn wird und was „war: Niemand hat mein Kleid aufgedeckt; „ich

z) Jablonsky l. c. Lib. I. cap. 2. §. 13. pag. 50.

a) Plutarch. de Iside et Osirid. Op. Tom. II. pag. 354. e.

b) Proclus in Timaeum, pag. 30. cit. ap. Jab.

„ich habe eine Frucht erzeugt, und dies war die „Sonne.“ Nihil in illa, ſetzt Jablonsky hinzu: a genio, placitis, ac ſtylo etiam Theologiae Aegyptiacae recedit. c) Die Neitha erhielt nach dem Plutarch ihren Namen eben daher, weil ſie keinen Urſprung hatte, ſondern von ſich ſelbſt war. Er ſagt: Τὴν μὲν γὰρ Ἶσιν πολλάκις τῷ τῆς Ἀθηνᾶς ὀνόματι καλοῦσι. Φράζοντι τοιοῦτον λόγον· ἦλθον ἀπ' ἐμαυτῆς. d) „Sie nennen ſie die Iſis, Neitha (Minerva) dieſes Wort bedeutet: ich komme von mir ſelbſt. Dieſe Erklärung des Worts beſtärkt die Richtigkeit der angeführten Inſchrift zu Sais.

Als Kneph verehrten ſie den Weltgeiſt, als eine gütige, wohlthätige Gottheit; dies ergiebt ſich ſchon aus der Etymologie ſeines Namens, nach welcher, Hrn. Jablonsky zufolge, חנ-נפש Ichnuphi nichts anders bedeutet, als ein guter Geiſt. e) Eigentlich bedeutete alſo dieſer Name nichts anders, als die gute wohlthätige Eigenſchaft des Phtas.

Aber der Weltgeiſt hatte noch eine andere Eigenſchaft. Von ihm kam nemlich alle das Unglück her, welches die Menſchen betrift. Herr Jablonsky glaubt zwar, man habe bey den Egyptiern das Böſe dem groſſen Geiſte nicht unmittelbar zugeſchrieben, ſondern es ihm durch eine niedrigere Gottheit verrichten laſſen. Aegyptii, ſagt er: — „cum ipſo optimo numini iram „laevam, immitesque illius effectus directo adſcribere

c) Jablonsky l. c. Lib. I. cap. 3. pag. 67. §. 7.

d) Plutarch. l. c. pag. 376. ad fin. A.

e) Jablonsky l. c. Lib. I. cap. 4. §. 6. pag. 92.

„religioni ſibi ducerent, omne hoc quidquid eſt reji„cere maluerunt in divinitatem aliquam ordinis et „dignitatis inferioris, quoddam veluti ſupremi nu„minis inſtrumentum, per quod voluntatis ſuae de„cretum in actum deducat. f) Da die Egyptier es „für Unrecht hielten, der oberſten Gottheit jenen un„bändigen Zorn und ſeine grauſamen Folgen zuzu„ſchreiben, ſo machten ſie lieber eine Gottheit von gerin„gerer Ordnung und Würde zum Werkzeuge dieſer ober„ſten Gottheit, wodurch ſie den Entſchluß ihres Willens „vollführte.“ Geſetzt, Herr Jablonsky habe recht, ſo war dieſes nur ein armſeliges Palliativ; denn es iſt doch wohl gleichviel, durch ſich ſelbſt, oder durch einen andern ſich zu rächen, oder ſeinen Zorn auszulaſſen. Dieſe zornige Gottheit war Tichrambo, die Nemeſis der Griechen.

Da der Thierdienſt nicht eigentlich der Dienſt der Weiſen war, ſo übergehe ich denſelben; denn Moſes wollte ſeinem Volke nicht die Religion des Pöbels, ſondern die heiligere der Weiſen geben. Da aber Theben die eigentliche Schule dieſes groſſen Mannes war, ſo müſſen wir noch näher ins Licht ſetzen, was daſelbſt eigentlich für eine Gottheit verehrt wurde. Sie verehrten daſelbſt nach dem Plutarch keinen ſterblichen Gott, und waren deshalb von den öffentlichen Beyträgen zu Unterhaltung der Thiere frey. Εἰς τὰς γραφὰς τῶν „τιμωμένων ζώων, τὰς μὲν ἄλλας συντεταγμένας τελεῖν, „μόνους δὲ μὴ διδόναι τὰς Θηβαίδα κατοικοῦντας, ὡς „θνητὸν θεὸν οὐδένα νομίζοντες, ἀλλὰ ὄντα παλαιὸν „αὐτοῖς καὶ ἀγένητον ὄντα καὶ ἀθάνατον.“ g) Da die „Egyptier

f) Jablonsky l. c. Lib. I. cap. 5. §. 1. pag. 103. et 104.
g) Plutarch. de Iſid. pag. 359.

„Egyptier zu Bestreitung der Kosten des Thierdienstes „zusammentragen, so sind die Thebäer deshalb davon „befreyt, und zwar alleine, weil sie die Gottheit nicht „für sterblich, und den Gott Kneph, den sie verehren, „für einen Gott halten, der ohne Anfang und ohne „Ende sey.“ Ihm hatten sie die Schlange als ein „Symbol geheiliget, in welchem das Volk den guten „Geist zu sehen glaubte. Plutarch sagt davon: — „ἐν Αἰγύπτῳ ποτὲ γείτονας ἑώρων δύο διαμφισβητοῦν„τας, ὄφεως προσερπύσαντος εἰς τὴν ὁδὸν, ἀμφοτέ„ρων μὲν ἀγαθὸν δαίμονα καλούντων, etc. Ich sahe ein„mal wie sich zwey in Egypten zankten, und zwar dar„über, daß sich jeder eine Schlange, welche angekrochen „gekommen war, und welche sie beyde den guten Geist „nennten, sich zueignen wollte.“ h) Ueberhaupt war die Schlange das Bild der ewigen Gottheit, und nahm in der Hieroglyphik die Stelle dieses Worts ein. i) Sie verstanden sogar zu Theben die Kunst, die Schlangen zahm zu machen, und sie zu gewissen Dingen zu gewöhnen. Da ich die beweisenden Stellen schon oben angeführt habe, so unterlasse ich es hier.

Kneph oder Ichnuphi wurde aber nicht allein zu Theben in Oberegypten, sondern auch zu Heliopolis, in welcher Gegend sich die Juden aufhielten, verehrt. k) Ich setze den Beweisen des Hrn. Jablonsky, daß der Minevis den Ichnuphi vorstellte, nur noch dieses wenige hinzu. So sehr die Priester auch den Thierdienst begünstigten, so wenig waren sie in den alten Zeiten selbst Verehrer der Thiere, sondern sie hatten

h) Plutarch. in Amatorio, pag. 795. ad fin. E.

i) Euseb. Praep. Ev. Lib. I. cap. X. pag. 41.

k) Jablonsky l. c. cap. 4. pag. 100. seq.

unter sich einen geheimen Dienst, welcher unstreitig der Dienst der Gottheiten war, deren Symbole die Thiere vorstellten. **Theben**, **Heliopolis** und **Sais** hatten, wie aus dem **Eusebius** erhellet, die vornehmsten und ältesten Priesterkollegien in **Egypten**. Nichts ist deshalb gewisser, als daß diese Priester ein allgemein unter ihnen bekanntes System hatten; daß die verschiednen Symbole, welche sie dem Volke aufstellten, Bezug auf gewisse einzelne Eigenschaften des großen Geistes, oder auf die Vortheile hatten, welche sie vom großen **Phtas** oder **Agathodämon** erhielten. Vernünftigerweise läßt sich dieses schließen; und es wäre eben der Fall, den wir bey den Weisen am **Indus** antreffen, welche insgesammt, sie mochten von der Sekte des **Brincya**, oder **Schiven**, oder **Vistenau**, oder irgend einer andern seyn, die Eigenschaften ihrer großen Gottheit gleichfalls personificirten.

Eine Bemerkung aber, welche zwar den Behauptungen des sehr gelehrten Herrn **Jablonsky** entgegen, aber nichts desteweniger wahr ist, muß ich hier noch beyfügen. Mir kommt es, allen Vergleichungen zufolge, höchst wahrscheinlich vor, daß dieser große Weltgeist der Egyptier durch die **Sonne** vorgestellet, und unter ihrem Namen allgemein verehrt worden. Bekannt ist es, wie allgemein der Dienst des **Osiris** war, wie alles auf ihn Bezug hatte, und eben so bekannt ist es, daß er die **Sonne** vorstellte. Gewiß ist gewiß, daß die **Aethiopier** und **Egyptier** die **Sonne** und den **Mond** für unsterbliche Gottheiten hielten, wie wir beym **Diodor** finden, welcher dieser meiner Behauptung nicht um Gewicht, sondern neuen **Zuwachs** giebt. Er sagt nemlich: „Caeterum vetustissimos in Aegypto „mortales, mundum supra se contemplatos, et non „sine stupore demiratos universi naturam, duos

„esse

„esse deos existimasse, aeternos et primos, *Solem* „quippe et *Lunam*, quorum illum *Osirin*, hunc *Isin*, „ab Etymo quodam appellarint. Nam si graece in- „terpreteris *Osirin*, multoculum esse, et merito; „cum radios ubique intendens universam terram et „mare, quasi multis oculis, collustret, cum quo „etiam Poetae consonet versus."

Sol qui cuncta videt, quique omnia coelitus audit.

„Nonnulli — *Isidem* interpretari: *Antiquam*, „quod nomen ab aeterna et antiqua generatione ei „sit impositum, — Los itaque Deos mundum uni- „versum gubernare statuunt, nutrientes et augentes „omnia — horum alter, *Ignis* et *Spiritus*, altera, „humidi et sicci, uterque acris, sit ex aequo Praefes. „Et per hos omnis gigni et ali. Ideoque totum, naturae „universae corpus, Sole et Luna consumari, cujus „partes jam indicatae, Spiritus, Ignis, Siccitas, Hu- „mor et aëriae tandem naturae, e quibus — corpus „mundi consistat. Horum unumquodque, pro Deo „habitum; — sic *Spiritus*, Jupiter, si interpreteris „nominetur: quod vis animalis in viventibus, ab eo „tanquam auctore, proficiscatur, ideoque omnium „quasi parens existimetur. *Ignem* — magni Dei „loco venerandum, qui multum ad cunctorum ge- „nerationem, et exactum incrementum contribuat."

„Uebrigens halten sie dafür, daß, da die ältesten Men- „schen Egyptens den Himmel über sich betrachteten, sie „nicht ohne Erstaunen die Natur des Universums ange- „sehn, und dabey auf den Gedanken verfallen wären: „es seyen zwey ewige und erste Gottheiten, nemlich die „Sonne und der Mond, welchen beyden sie die be- „deutungsvollen Namen Osiris und Isis beylegten: „denn nach griechischer Auslegung bedeutet Osiris einen „Vieläugigten, und zwar mit Recht, da er seine Stroh-

»len über die ganze Erde und das Meer ausstreuet, gleich »als blickte er sie mit vielen Augen an. Hiermit har»monirt der Vers jenes Dichters: «

»Die Sonne, die Alles sieht, und Alles hört »am Himmel.«

»Einige legten dem Worte Isis die Bedeutung »Alt bey, weil dies ihr Name von Ewigkeit her sey. »Sie glaubten, diese Gottheiten regierten das ganze »All, gäben Erhaltung und Gedeihen. — Ersterer, »Osiris, sey es, dem das Feuer und der Geist, letztere, »Isis, welcher Wasser und Erde, beyden aber die »Luft untergeordnet wären. Durch sie werde Alles er»zeugt und alles erhalten. Deshalb werde die Allge»meinheit der ganzen Natur unter dem Namen von »Sonne und Mond begriffen, deren schon angezeigte »Theile, der Geist, das Feuer, das Trockne, das »Feuchte, und endlich die ätherische Natur seyn. Ein »jegliches von diesen wurde noch besonders für eine Gott»heit gehalten. So war der Geist, Jupiter, wenn »man es so übersetzen will, gleichsam die Lebenskraft »der lebendigen Geschöpfe, welche von ihm, als aus »der ersten Quelle ausströmte, und deshalb nannten sie »ihn den Vater der lebendigen Geschöpfe. — Das Feuer »— wurde bey ihnen als eine große Gottheit verehrt, »weil es vieles zur Erzeugung und zum Wachsthum al»ler Dinge beytrage. 1) Dieser Stelle nach wäre die Sonne eigentlich das große Universum, die höchste Gottheit, Phtas wäre als ein Theil desselben zwar in denselben mit inbegriffen, aber nur ein Theil ihrer Gottheit, nicht wie Herr Jablonsky meint, der Vater der Sonne. Dieses wird durch die oben angeführte Stelle

1) Diodor. Sic. Bibl. Lib. I. cap. 11. et 12.

Stelle des Plutarchs, nach welcher die Thebäer den Kneph als eine unsterbliche Gottheit, als den ewigen Weltgeist anbeteten, deutlich. Nun wissen wir aber, daß die höchste Gottheit zu Theben, Ammun, oder die Sonne selbst gewesen sey. Ueberdem schreibt ihm Horus Apollo m) dieselben Eigenschaften zu, welche dem großen Geiste eigen sind. Πάντων γαρ ἐπιβαίνει, sagt er, καὶ πάντα ἐξερευνᾶ ὁ ἥλιος. „Denn sie durchdringet alles, alles durchwandert sie, alles übersieht sie, die Sonne. Und Eusebius sagt, nach Chäremon, welcher sich also ausdrückte: „ἑώρα γαρ τοὺς τον Ἥλιον „δημιουργὸν φαμένους. Ich sahe einige, die die Sonne „für den Schöpfer des Alls angaben. n) Hier setzt Eusebius hinzu — Δημιουργόν τε τῶν ὅλων εἰσῆγεν, οὐ πνεῦν ἀσώματον, οὐδὲ λόγον δημιουργικὸν οὐδὲ μὲν θεὸν οὐδὲ θεοὺς, οὐδὲ τινας νοερὰς καὶ ἀφανεῖς δυνάμεις, μόνον δὲ τον ὁρώμενον Ἥλιον. (Die Egyptier) „glaubten an keinen unkörperlichen Urheber des Alls, noch an „einen schöpferischen Logos, daß sie das Universum hervorgebracht hätten, noch daß dieses durch irgend einen „Gott, oder andre unsichtbare verständige Mächte geschehen sey, sondern nur einzig und allein durch die sichtbare „Sonne.“ o) Sie war unter dem Namen Ammun die große unsterbliche Gottheit zu Theben. Sie war der materielle Weltgeist, der Phtas, Kneph und Neitha, sie war nach den Begriffen der Egyptier alles, was Herr Jablonsky von diesen Gottheiten sagt, nur keine aus sich selbst entstandne, intellektuelle Kraft, nicht die Gottheit des Philosophen, zu welcher er sie ohne Verdienst der Egyptier erhebt. Dieser große körperliche Geist

m) Hor. Apollo Hieroglyph. Lib. I. cap. 24.

n) Porphyr. Epist. ad Anebon. ap. Euseb. Praep. Ev. L. III. cap. 4. pag. 92. c.

o) Eusebius loc. cit. pag. 92. A.

Geiſt war, wie ich ſchon ſagte, der unerforſchliche Ammun. So überſetzt Manetho dieſen Namen bey dem Plutarch: „Μανεθὼς μὲν ὁ Σεβεννίτης τὸ κεκρυμμέ„νον ἔστιν, καὶ τὸν κρύφιον ὑπὸ ταύτης δηλοῦσθαι τῆς „φωνῆς. Manetho der Sebennite meint: daß un„ter dieſem Namen (Ammun) ein Verborgener, „oder die Verborgenheit zu verſtehen ſey. p) Eben „dieſes iſt die Meinung des Hekatäus, bey eben dieſem „Verfaſſer. Ἑκαταῖος δὲ ὁ Ἀβδηρίτης φησὶ τοῦτο καὶ „πρὸς ἀλλήλους τῷ ῥήματι χρῆσθαι τοὺς Αἰγυπτίους, „ὅταν τινὰ προσκαλῶνται· προσκλητικὸν γὰρ τὸν φωνὴν. „δοὺς τὸν πρῶτον θεὸν, τῷ πάντι τὸν αὐτὸν νομίζουσιν, „ὡς ἀφανῆ καὶ κεκρυμμένον ὄντα, προσκαλούμενοι καὶ „παρακαλοῦντες ἵλεων γενέσθαι, καὶ δεῖξαι αὐτοῖς, „Ἄμμων λέγοντες. Hekatäus der Abderite ſagt: daß „die Egyptier ſich dieſes Wortes bedienten, wenn ſie „ſich einander rufen. Es iſt ein anrufendes Wort, und „da ſie den vornehmſten Gott, welcher daſſelbe iſt, als „das Univerſum, für einen dunkeln, verborgenen Gott „halten, ſo rufen ſie ihn an, daß er ſich ihnen zeigen „wolle, indem ſie Ammun ſagen.“ q) Die Wendung, welche Herr Jablonsky dieſen Worten des Hekatäus giebt, iſt etwas gezwungen. Dieſer Schriftſteller hat nach dem Geſtändniß deſſelben, dieſes von den egyptiſchen Prieſtern, welche ihn gewiß, wenn irgend ein dunkler Sinn hierin läge, darüber würden verſtändiget haben; ſelbſt das, was Jamblich hierüber ſagt, iſt dieſer Meinung nicht ganz entgegen. ὁ γὰρ δημιουργικὸς τῆς — ἐρχόμενος μὲν ἐπὶ γένεσιν, καὶ τὴν ἀφανῆ τῶν κεκρυμμένων λόγων δύναμιν εἰς φῶς ἄγων. Ἄμμων κατὰ τὴν τῶν Αἰγυπτίων γλῶτταν λεγόμενος. „Denn „der ſchöpferiſche Geiſt — wenn er kommt zur Zeugung „und

p) Plutarch de Iſid. pag. 354. C.

q) ibidem D.

„und die Kraft verborgener Ursachen ans Licht bringt, „heißt Ammun in der Sprache der Egyptier.“ r) Folgt aber hieraus nicht deutlich, daß in ihm alle verborgene Ursachen liegen, daß er sie kenne, und daß er, weil er DEMI-AMUS, Amu-oein, ans Licht bringen kann, den Zusammenfluß des Verborgenen in sich beschließe? Was aber mit Grund aus diesem allem gefolgert werden kann, ist: daß die Egyptier eine Gottheit erkannten, (sie sey die Sonne gewesen oder nicht, beydes ist gleichviel,) welche eigentlich keinen Namen gehabt, weil man den Zusammenfluß von Erkenntniß verborgener Naturkräfte nicht benennen konnte. Das Wort Ammun wäre also nach Hekatäus ein bloßes Anrufungswort gewesen, dessen man sich bediente, wenn man Offenbarungen suchte. Nie aber müsse sich der Leser ein höheres Wesen als ein körperliches, dabey denken, welches die sämmtliche Masse aller Naturkräfte in sich verschließt.

Diesem Gotte war der Widder gewidmet, und wie das Volk immer am äußern mehr Geschmack findet als am höhern, so wurde das Symbol bald eben so heilig wie der Gott selbst verehrt. Von dem Symbol erhielt er den Namen des starken Gottes, und die Phönicier und Juden leiteten aus einer egyptischen Quelle, aus dem אל, des Symbol des Ammun, ihre אלהים, welche sonst nie würden genannt worden seyn. Sanchuniathon erzählt dieses von den Phöniciern: οἱ δὲ σύμμαχοι Ἰλοῦ τοῦ Κρόνου, Ἐλωείμ ἐπικλήθησαν, etc. — „Die Gefährten des Ilus, oder (welches dasselbe ist) „des Saturnus nennten sie Elohim.“ s) Ich übergehe mit Vorbedacht die übrigen Gottheiten, als den Gott

r) Jamblich. de Myster. sect. VIII cap. 3. cit. ap. Jabl.

s) Euseb. Praepar. Evang. Lib. I. cap. 10. pag. 37. B.

Gott des Krieges, u. s. w. weil sie zu bekannt sind, als daß es sich der Mühe verlohnte, hierüber etwas mehreres sagen zu wollen.

Aus allem, was ich bis jetzo von der Theologie der Egyptier gesagt habe, ergiebt sich, daß dieselbe nichts weniger als ein reines System gewesen sey. Ihre Philosophie war noch so sehr zurück, daß sie sich nicht über das sinnliche erheben konnte, und den Begriff eines unkörperlichen Geistes nicht zu fassen vermochte. Ihr großer Geist war nichts anders als die gesammte Masse der Naturkräfte; diese ergossen sich unaufhörlich, durchdrangen die Wesen, und strömten endlich dem Ganzen wieder zu, aus dem sie entsprungen waren. Diese Kräfte blieben also gleich allgemein vertheilt, in einem beständigen Kreislaufe. Die Materie war ihnen ewig, nicht weil sie als Philosophen einsahen, daß ohne Geschöpf das ewige verständige Wesen, außer aller Thätigkeit, ein passives Wesen, und gleichsam nicht existent gewesen sey, sondern weil ihre Jahrbücher unstreitig übertriebene Nachrichten ihres Alterthums lieferten, und endlich, der fabelhaften Epochen halben, sich in eine unabsehbare Vergangenheit hinausdehnten, wo sie von einem Anfang nichts wußten, und nichts wissen konnten.

Die Seelenwandrung, oder besser, das Uebergehen eines Theiles aus der allgemeinen Naturkraft, aus einem Körper in den andern, zeigt uns, wie klein ihre Begriffe von der Seele selbst waren. Von ihrer Unsterblichkeit hatten sie nicht den entferntesten Begriff — der Staub gieng zurück zum Staube, der Geist vollführte seine Wanderung, und zerfloß endlich in den Aether, aus dem er gekommen war; grade wie Epicharmus beym Plutarch sagt: καλῶς ὁ Ἐπίχαρμος συνεκρίθη, φησί· καὶ διεκρίθη, καὶ ἀπῆλθεν ὅθεν ἦλθε πάλιν, γᾶ μὲν εἰς γᾶν, πνεῦμα δ' ἄνωτι

„Sehr

„Sehr schön sagt **Epicharmus**: das Zusammengesetzte ist aufgelöst, und dahin gegangen, woher es kam. „Die Erde zur Erde, der Geist aber hinauf.“ t) Hinauf zum Aether, aus welchem er gegeben ist, zum Gotte **Phtas**. Dieses macht uns die Stelle **Salomons** deutlich, wenn er sagt: „der Staub muß wieder „zur Erde werden, wovon er genommen ist, und der „Geist wieder zu Gott kommen, der ihn gegeben hat.“ **Pred. Salom.** 12, 7.

So sehr weit waren die Egyptier noch in der Richtigkeit der Begriffe von Gott, in der Lehre von Unsterblichkeit der Seele zurück; so tief noch überhaupt in der Kindheit philosophischer Erkenntnisse, daß es den Nachfolgern ihres Systems nicht fehlen konnte, eben so weit zurückzubleiben, wie ihre Muster es waren.

Wären uns aber auch alle Geschichten ihrer Lehrsätze unbekannt, so würde uns schon die Art, die Gottheit zu verehren, auf ihre Meinungen von Gott selbst richtig schließen lassen. Alle Völker, welche ihre philosophischen Kenntnisse nicht auf den hohen Grad der Ausbildung des spätern Alters Griechenlands, zu **Sokrates** Zeiten, gebracht haben; selbst alle Völker, die an dieser reinen Philosophie nicht Theil nehmen konnten, oder wollten, verehrten die Gottheit auf eine Art, welche abseiten derselben Begriffe von Eigennutz, von abhänglichen Bedürfnissen, oder Schwachheit der Einsichten, voraussetzte. So abstrahirte sich bis diese Stunde jedes Volk, jedes einzelne Weltglied, von den eingeschränktesten Verstandsgaben, bis zu den höchsten, die göttlichen Vollkommenheiten, aus jenen seines Zeitalters, seiner Sitten, seiner Denkungsart, so daß bis jetzo die ewige Gottheit nicht das Muster der Menschheit, sondern

t) Plutarch. de consolat. ad Apol. pag. 110. A.

dern eine bloße Kopie derselben ist. Was der Mensch an sich selbst nicht unanständig findet, dies alles glaubt er, ohne der Ehre Gottes zu nahe zu treten, auch von Gott. Daher müssen wir uns in einem wilden Zeitalter, und wo Despotismus die herrschende Regierungsform war, jene gleichsam wilden Begriffe von Gott, jene Meinungen von einer despotischen Herrschaft erklären, welche die Menschen Gott zuschrieben; daher entsprangen alle Leidenschaften, alle Gewaltthätigkeiten, alle Verwüstungen, alle Ungerechtigkeiten, die man der Gottheit zuschrieb, blos, weil man dazumal den philosophischen Gesichtspunkt noch nicht kannte, aus welchem wir heut zu Tage ähnliche Handlungen beurtheilen.

Da es von den ältesten bekannten Zeiten her gebräuchlich war, die Menschen willkührlich zu beherrschen, da man es nicht anders thun konnte, weil der menschliche Verstand durch bloße Ueberredungen und Vorstellungen nicht bewegt werden konnte, u) sondern durch Furcht und Gewalt die rohen Begriffe gezähmt und bestimmt werden mußten; da der Despote den Eigennutz, welcher ein besonderes charakteristisches Kennzeichen

u) Die Wildheit der Völker macht sie jeder andern Regierungsform unfähig, als der despotischen. Hat Montesquieu recht, und ist Tugend die Basis der republikanischen, so ist sie für wilde Völker unmöglich; ist Ehre jene der monarchischen, so fällt dieses bey den wilden Völkern, die keine Begriffe von wahrer Ehre haben, ebenfalls weg: und da Eigennutz und Grausamkeit immer die Haupt-Charakterzüge wilder Völker sind, so ist wohl der Despotismus die einzige, welche sich für sie paßt. Die patriarchalische Regierung war der Grund des Despotismus; mit einem Worte, vor dem Despotismus läßt sich, der größern Wildheit der Völker halben, nichts anders als natürliche Anarchie denken.

zeichen von wilden Zeiten ist, so gut besaß, wie der geringste seiner Unterthanen: so suchte man den Willen des Alleinherrschers nicht mit Vernunftgründen (die man auch nicht kannte) zu lenken, sondern man brachte ihm Geschenke dar, um durch Bestechungen seines Eigennutzes seine Gnade zu erlangen, oder Verbrechen gut zu machen, welche man begangen hatte. Der, welcher aus Eigennutz geraubt hatte, entzog sich der Strafe dadurch, daß er denen, welche die Gewalt in Händen hatten, davon einen Theil abgab und sie zu Theilnehmern seines Verbrechens machte.

Von diesen allgemein üblichen Gebräuchen und Meinungen der Vorwelt, welche die bessern Begriffe nicht aufkommen ließen, und welche man, der Allgemeinheit halben, womit man sie in den ersten Regierungs-Epochen der Gewalt annahm, für richtige Begriffe hielt: kurz, von dem völligen Mangel besserer Erkenntnisse sind die Meinungen der alten Völker von der Gottheit und Gottesverehrung abzuleiten. Dem Eigennutz der Gottheit zu schmeicheln, erfand man Opfer, vom Besten des Eigenthums, das man besaß; suchte durch Bestechungen ihre Gnade, und die Strafiosigkeit von Verbrechen zu erlangen, wie wir aus den Mosaischen Strafopfern sehen, welche der Verbrecher dem Jehova bringen mußte, um von den politischen Folgen seiner Uebelthaten befreyet zu bleiben. Der despotischen Grausamkeit der Gottheit zu willfahren, erfand man mörderische Gebräuche, wie zu Papremis, oder verbrannte seine Kinder dem Könige des Himmels, oder verbrannte die Beleidiger seiner Befehle, wie einen Achan, mit Weib und Kindern und der ganzen Familie, oder rottete, dem Herrn, dem Gott Jehova, zu gefallen, ganze Völker, Stämme und Familien aus, bis auf den, der an die Wand pisset. Gewaltthätige Usurpa-

Uſurpatoren ſöhnten ihr Verbrechen damit aus, daß ſie das Blut der Könige vergoſſen, und das ganze Haus derſelben der Rachgerechtigkeit des **Jehova** ſchlachteten, wie **Jehu**.

Dieſes ſcheint uns Grauſamkeit und ſchändliche, niedrige Barbarey, und wollen wir gleich, ohne Bereitwilligkeit Entſchuldigungen zu ſuchen, verdammen, ſo möchte unſer Urtheil ſehr ſchief ausfallen. In einem rohen Zeitalter mußten platterdings die Handlungen der Menſchen ihren herrſchenden Erkenntniſſen und Meinungen angemeſſen ſeyn. Wie der Amerikaner ſeine Gefangne ſeinem Gotte ſchlachtete, und dabey um die unglücklichen Schlachtopfer der Volksmeinungen froh herumtanzte; wie er es für einen Eingriff in die Gerechtſame ſeiner Gottheit anſah, da die Eroberer der neuen Welt, z. B. **Cortes**, ihre Gebräuche hindern wollten und bereit war, Leib und Leben dafür zu laſſen, wiewohl ſie ein Gewebe von Irrthum und Grauſamkeit waren; blos weil man ſie unter ihnen als Wahrheiten glaubte; eben ſo müſſen wir jene unmenſchliche Gebräuche der **Egyptier**, **Phönicier** und **Juden** entſchuldigen, welche nicht anders handeln konnten, als nach den damaligen Begriffen von Wahrheit. Aber erkennen müſſen wir doch auch, ſind wir anders aufrichtige Freunde höherer Wahrheit, daß jene Begriffe nicht von Gott eingegebene Offenbarungen, daß jene göttlich vorgegebene Befehle, die zu allen Unmenſchlichkeiten, und aller, das Menſchengeſchlecht verheerender, Wuth abzielten, nicht wirklich von Gott gegebene Befehle ſeyn konnten; müſſen uns überzeugen, daß der Ruhm des Menſchen vor Gott „nicht in Lehrmeinungen, nicht in Volksbegriffen irgend „eines Zeitalters, ſondern in der gehörigen Benutzung „derſelben zum Beſten der Mitmenſchen, inſofern es „unſre Erkenntniſſe zulaſſen, beſtehe.“ Denken müſſen wir, daß der Plan Gottes unüberſehbar, zu reichhal-

tig, zu groß ſey, als daß wir verſchiedenes darin tadeln könnten, was unſren Blicken auffällt, und unſerer Seele unerklärbar iſt. Meine größte Bewunderung des Weltſchöpfers entſpringt aus dem Blick auf die unendliche Varietät, die im ganzen All iſt; wo keine Vorſtellung der andern, kein Begriff in Rückſicht auf Grade der Evidenz, oder in dem Zuſammenhange, worin er gedacht wird, dem andern; keine Meinung der andern, keine Ueberzeugung der andern, kein Menſchenleben, keine Begebenheit, kein Schickſal, keine Handlung der andern ganz gleich iſt; wo vom kriechenden Yſop bis zur Gottheit hinauf, im ganzen Reiche des phyſiſchen und moraliſchen, mit einem Worte, durch die ganze Unendlichkeit der Schöpfung, Verſchiedenheit herrſcht; und jegliches in ſeiner Lage glücklich, jedes, auch das am unglücklichſten ſcheinende, im wahren richtigen Standpunkte iſt, wo ſeine Exiſtenz in der unendlichen Kette des Ganzen nothwendig erfordert wird.

Preis und Anbetung dem Allmächtigen, der alles kann, alles wirkt, alles will, was da iſt! der unabhängig ſein Werk von menſchlicher Kraft und Schwachheit machte; wo keiner das große Ziel des göttlichen Willens verrücken kann; wo Berge und Thäler, Tugenden und menſchliche Schwachheiten das Ganze verherrlichen; wo ich nach angeſtrengter Mühe und Arbeit die köſtlichere Ruhe vervielfältiget ſchmecke; wo eigne Erfahrungen zum Lehrer unwiderſtehlicher Wahrheit werden; wo Fehltritte zur Behutſamkeit, wie Krankheit der Seele und des Leibes, hier oder dort, zu höherer Geſundheit leiten; wo Bekanntſchaft mit Irrwegen auch ſie vermeiden lehrt, und den beſſern Weg mit Evidenz zeigt; wo aufs lehrreiche Jünglingsalter das feſtere der Mannskraft folgt — wo die Ströme göttlicher Gnade ſo gut dem, der durch mancherley Fehler zu künf-

tiger Tugend vorbereitet wird, als dem, der sie schon zum Theile (denn niemand erlanget sie ganz) besitzt, zufließen! — wo Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und alle, hier oder dort, zur Erkenntniß glücklichmachender Wahrheit kommen.

Eilftes Kapitel.

Veranlassung zur Mosaischen Theologie; und worinnen sie bestand.

Opferdienst war die Gottesverehrung der ältesten Zeiten, nach Mosis Berichte, und, so weit die Geschichte der Völker nach den Berichten der Profanscribenten bekannt ist, auch jene aller etwas mehr als ganz wilden Völker; folglich waren die Begriffe, die man in allen diesen bekannten Zeiten von Gott hatte, roh, wild und unkultivirt, so wie überhaupt alle Begriffe jener Zeitalter. Bey mehrerer Verfeinerung arbeiteten sich die Völker aus dem Atheismus, in welchem sie ohne ihre Schuld lagen, heraus, und führten eine Art von Gottesdienst ein, so despotisch, so mangelhaft, so fern von gesunder Vernunft, aber immer der Kindheit des Verstandes und des Zeitalters, und der herrschenden Charakteristik jedes Volks angemessen.

National-Verfassungen brachten Aenderungen in der Religion, oder Reformationen hervor, nach welchen die alten Principien, die dem mehr verfeinerten Geiste der Nation und den bessern Staatseinsichten nicht mehr angemessen waren, bald abgeändert, bald ganz verwer-

fen

sen wurden. Herumstreifende Völker, die von Viehzucht lebten, und zur feinern Geselligkeit der Städtebewohner nicht gewöhnt waren, behielten das nothwendige Resultat des nomadischen Lebens, Barbarey und Grausamkeit, in ihren Sitten und im Charakter bey; und diese mußten nothwendigerweise in ihre Religionsmeinungen und Gebräuche mit übergehen, weil sie die **Erfinder derselben waren.**

Wirklich göttliche Offenbarung würde bey den Nomaden sehr unstatthaft angebracht gewesen seyn; da der Geist dieser Nationen solcher Erkenntnisse unfähig ist. Sie konnte ben ihnen keine andere Wirkung thun, als die christliche Offenbarung unter den Wilden von Canada that, die von allem nichts verstanden, was ihnen davon vorgesagt wurde; und nach ihrer Taufe eben dieselben rohen Meinungen, und dieselbe wilde Lebensart beybehielten, ohne sie gegen andere zu vertauschen. Erst muß die rohe Seite des Verstandes geschliffen, erst müssen die Begriffe von Dummheit und Barbarey vermindert, erst Sitten und Philosophie kultivirt werden, ehe ein Volk vernünftiger Grundsätze fähig wird.

Moses wurde unter einem Volke gebohren, das fern von Kultur lebte und ein wildes nomadisches Leben führte. Es sey nun, daß **Moses** entweder ein Jude von Geburt war, wie das alte Testament sagt, oder daß er nach dem Zeugniß des **Artapanus** ein untergeschobener Prinz des egyptischen Hofes war, so verbanden sich glücklich alle Umstände, ihn zum ersten und ausgebildetsten Manne nach damaliger Art zu machen; und mit Hülfe des vortrefflichen Unterrichts, den er in der Schule der Weisen erhielt, vereinigte er in seiner Person Größe der Seele, Standhaftigkeit in seinen Grundsätzen, Muth in den drohendsten Gefahren, eine rasche Gegen-

wart des Geistes, Kenntniß des Volkes und seiner Manieren, seine Politik, Biegsamkeit und unternehmenden Geist, welches alles ihm unter den größten Gesetzgebern und Regenten einen verdienstvollen Rang gibt, den nur eingenommene Menschen zu verkennen fähig sind; doch in dem Maaße, in welchem man sie in jenen Zeiten erreichen konnte; denn nicht minder besaß er, was wir jetzo Laster nennen, in gleich großem Grade. Er war listig, grausam, stolz, herrschsüchtig, mit einem Worte, ein Despot. Aber alles dieses waren in seinen Zeiten keine Laster, und manches, was wir jetzt mit diesem Namen belegen, war damals ein Zug von Vollkommenheit mehr.

Erzogen an einem egyptischen Hofe, unterrichtet von erster Jugend an in allen Meinungen und Gebräuchen der Egyptier, machte er sich natürlich alle ihre Sitten und Gewohnheiten eigen; daß sie ihm eben so fest eingeprägt wurden, als uns die Meinungen unsrer Zeiten. Er wurde im strengsten Verstande des Worts ein Egyptier. Die Religionslehren der Priester waren die seinigen, ihre Kenntniß von Physik und Künsten, besonders aber von Politik, ebenfalls so sehr sein Eigenthum, daß zwischen ihm und einem andern Prinzen der Egyptier kein Unterschied war, als der, welchen die Superiorität der Verstandskräfte und des Genies schenket. In dieser Schule der Weisen lernte er den großen Weltgeist, den Phras, kennen, wurde in ihre Mysterien eingeweihet; lernte alle Weisheit, welche diese Männer in diesem Zeitalter so berühmt machten, und über ihre Zeitgenossen empor hoben. Aber er blieb nicht sclavisch bey dem bloßen Unterrichte stehn; seine höhern Einsichten und Verstandskräfte zeigten ihm gewiß hie und da Lücken in der Weisheit seiner Lehrer, welche er mit den Resultaten seiner Geistesfähigkeit und Erfahrungen ausfüllte, oder verbesserte. Aber wie es dem Gange

des

des Zeitalters angemessen ist, so blieben die herrschenden Meinungen, welche er von Jugend auf lernte, die Prämissen, worauf sein ganzes System beruhte, und waren die Basis aller Irrthümer, die wir bey ihm finden.

Nach dem **Artapanus** spielte er eine große Rolle in Egypten, welches sehr glaublich, und sich aus seinem Stande und Genie leicht begreifen läßt. Ihm schreibt dieser Schriftsteller die Erfindung vieler nützlichen Werkzeuge der Mechanik, der Kriegsgeräthe, der Politik, und sogar der Religionseinrichtungen zu. Er erfand gewisse Gebräuche, die Götter zu verehren, heilige Buchstaben, welche in hieroglyphischen Figuren der Ibis, der Katzen und Hunde bestanden. Er war die Stütze des Reichs, welchem **Cherephres** vorstand, und welches er zu dessen Besten erweiterte. Er besaß die Liebe und das Zutrauen des Volks, dessen Augen auf ihn sahen, und, wie es gewöhnlich zu seyn pflegt, zugleich den Undank und Neid seines Königes, der ihn seiner großen Verdienste halben aus dem Wege zu räumen trachtete. Hiezu suchte er Gelegenheiten, wobey er bey dem Volke nichts verliehren konnte, und schickte ihn gegen die streitbaren **Aethiopier**, um ihn durch diesen mächtigen Feind zu verderben. Er gab ihm zu diesem Behufe ein schwaches Heer, aber das Genie **Mosis** überwand alle Schwierigkeit; er führte einen zehnjährigen Krieg und erwarb sich dabey selbst die Hochachtung seiner Feinde, der **Aethiopier**. Mitten unter den Sorgen des Krieges lenkte sein überschauendes Genie seine Aufmerksamkeit auf die Verbesserung des Landes, und legte eine Stadt an, mit Namen **Hermopolis**, welcher er den Ibis zum Symbol der Gottheit gab.

Chenephres, dessen Neid durch die glückliche Beendigung dieses Krieges und den Zuwachs von Ruhm

und Ehre, welcher ihm dadurch zufloß, immer höher stieg, so daß er sich allmählig vor ihm zu fürchten anfieng, ließ seine Armee trennen, und einen Theil derselben in die Grenzplätze gegen **Aethiopien** als Besatzung legen, mit dem übrigen Theile trug er **Mosi** auf, den Tempel des **Ammun** zu **Theben**, (**Diospolis**) aus gehauenen Steinen herrlich aufzubauen, welcher vorher nur aus gebacknen Steinen bestand. Bey dieser Gelegenheit lernte er alles kennen, was zu einem Tempel und seiner innern Einrichtung nöthig war, welches ihm nachher die Errichtung seines tragbaren Tempels so sehr erleichterte. Hier lernte er das ewige Feuer kennen, welches immerwährend dem verborgenen Gotte unterhalten wurde, und, was das Beste war, den ewigen, unsterblichen Weltgeist, den Schöpfer und Herrn des Alls kennen, den er hernach unter anderm Namen seinem Volk bekannt machte.

Nach vielen vergeblichen Bemühungen trug endlich **Chenephres** den **Chanethot** das abscheuliche Geschäfte auf, ihn hinterlistigerweise auf einer Reise zu ermorden. **Moses** erfuhr dieses, und nachdem er die Beerdigung der **Merrhis** besorgt hatte, erhielt auch **Aaron**, sein Bruder, davon Nachricht, und gab ihm den Rath, nach **Arabien** zu flüchten. Diesen Rath befolgte er. Indessen hatte **Chanethot** Nachricht von seiner Flucht und suchte sie nicht nur zu hintertreiben, sondern griff **Mosen** mit dem Degen in der Faust an. **Moses** aber kam ihm zuvor und entleibte ihn, ehe er sein Vorhaben ausführen konnte. Hierauf ergriff er eilends die Flucht, und gieng nach **Arabien** zu einem Fürsten, mit Namen **Raguel**, welcher ihm seine Tochter zur Ehe gab.

Raguel hatte einen Plan entworfen, **Egypten** anzugreifen, und **Mosen** zum Könige des Landes zu machen.

chen. **Moses**, der vielleicht die Unmöglichkeit dieser Unternehmung einsah, widerrieth diesen Entwurf, wurde aber von dem arabischen Fürsten ermuntert, **Egypten** wenigstens anzugreifen, und sich mit Beute zurückzuziehen. Dies war die Art, womit alle arabische Stämme den Krieg in **Egypten** führten. Sie nahmen, was sie bekommen konnten, und überließen es gegen einen zwischen ihnen und den **Egyptiern** festgesetzten Preis denselben wieder. Dies veranlaßte jenes berühmte Gesetz der **Egyptier**, dessen **Diodor** x) Erwehnung thut, es aber aus Irrthum für ein Gesetz der Landeskinder untereinander angiebt, da es blos die streifenden Araber betrift.

So weit ist uns die Erzählung des **Artapanus** y) brauchbar, und das übrige nehmen wir aus der Erzählung **Mose's** selbst, welcher so weit von sich keine hinlängliche Nachrichten hinterließ.

Da **Moses** einsah, daß er mit streifenden Horden von Arabern, welche der Kriegszucht nicht gewohnt waren, gegen die tapfern, zahlreichen Heere der **Kalasiries** und **Hermotybier** nichts wichtiges ausrichten konnte, verfiel er bald auf einen Entwurf, der, so weitläuftig er auch zu seyn schien, demohnerachtet durch eine glückliche Concurrenz von Umständen leicht auszuführen schien. Er sah nemlich, daß ein gewisses Hirtenvolk in **Egypten**, welches äußerst zahlreich war, von den Landeskindern als ein fremdes Volk angesehen, verachtet, und deshalb sehr gedrückt wurde. Dieses Volk hatte eine Sage unter sich, daß es nemlich einstens in den Besitz des Stück Landes von **Phönicien** gelangen sollte, welches unter dem Namen **Palästina** bekannt

x) Diodor. Sic. Lib. I. cap. 80.

y) Op. Euseb. Pr. Ev. Lib IX. cap. 27. pag 471. seq

kannt ist. Nach dieser Sage wurde dieses Land schon ihren Vorvätern, welche ehemals daselbst gewohnt hatten, von der Gottheit verheißen, welche ihre chaldäischen Väter verehrten. Bey Lasten und Unterdrückungen wärmt man ähnliche Sagen, welche mit Hoffnungen schmeicheln, gerne auf, und es war wohl nicht ein Gegenstand, der sie besser ermuntern konnte, als diese Sage. Viele uns bekannte halb wilde Völker haben sich solcher Prophezeyungen gerühmt, welche ihnen Schaden oder Nutzen verkündigten, und sind jederzeit zur Unterdrückung der Nationen mit dem besten Erfolge gebraucht worden. Solche Sagen hatten die Peruaner und Mexikaner, und Pizarro und Cortez bedienten sich derselben sehr vortheilhaft, ihre Eroberungen zu vollenden. So sehr als ähnliche Sagen, geheiligt durch das Alterthum und die rohen Begriffe der Völker, den Geist derselben niederschlagen können, eben so vermögend sind sie, wenn sie günstig lauten, den Geist halbwilder Völker zu erheben, und zum Enthusiasmus anzufeuren, besonders wenn sie in Zeiten ihre Wirkung thun sollen, wo unerträgliche Knechtschaft das herannahen der Periode der Freyheit wünschenswerth macht; und dann pflegten sie selten den Zweck zu verfehlen, wozu man sich ihrer bediente.

Dieses Volk, aus dem entweder Moses gebohren war, oder herzustammen vorgab, war es, welches das Genie Mosis in einen Staat zu vereinigen, und vom nomadischen Leben in eine bürgerliche Verfassung zu gewöhnen, sich vornahm.

Aber nicht nur der innere Zustand der Israeliten in dem Lande Egypten, nicht nur angeerbte Sagen und Bedrückungen vereinigten sich, Mosis Entwurf zu unterstützen, sondern eben so sehr die auswärtige Lage und Regierungsverfassung desjenigen Landes, welches nach den israelitischen Sagen ihr Eigenthum werden sollen.

Die

Die mächtigsten Nachbarn und zugleich die nächsten Palästiner waren die Philistim, die sich längst der Seeküste ausbreiteten, und mit den andern Phöniciern, vermuthlich den Tyriern und Sidoniern, in Bündniß standen. Dieses Volk war seiner eigenen Macht und der Macht seiner Bundesgenossen halben zu furchtbar, als daß Moses ein Volk, welches weder an Waffen noch Kriegszucht gewöhnt war, gegen sie zuerst hätte anführen sollen. Das Innere von Palästina aber war unter eine große Menge kleiner Fürsten getheilt, welche sich für die Häupter einzelner Stämme ansahen, und deren Politik ehe zu Vertilgung ihrer selbst abzweckte, als daß sie eine allgemeine Verbindung für ihr gemeinschaftliches Interesse hätten ansehen können. Die Halbwilden Asiens machten es nicht anders als jene der neuen Welt; sie hatten, wie die Amerikaner, ihre Eintheilungen in Stämme und Völker, hatten jedes ihren eignen Caciquen, welche eifersüchtig auf einander jene barbarischen Kriege ewig unterhielten, in welchen sie sich wechselsweise zu vertilgen suchten. Ueberrumpelung, Betrug und offenbare Gewalt wechselten mit einander ab, je nachdem es die Lage der Umstände bey diesen Völkern zu erfordern schien, und das Ende eines Kriegs war immer, daß man die gefangnen Feinde entweder auffraß, oder sie seinen Gottheiten schlachtete. Hierin waren sich fast alle Völker der Erde ähnlich, von deren wilden Lebensart wir Urkunden erhalten haben. Um sich von der vollkommnen Aehnlichkeit zwischen Juden, Amerikanern und allen Wilden zu überzeugen, vergleiche man nur, was Robertson in seiner Geschichte von Amerika und Don Ulloa in seiner Beschreibung von Peru und den nordischen Wilden hierüber sagen.

Palästina befand sich also in einem Stande von Anarchie, war ohnmächtig wegen der überaus grossen

Menge kleiner eiferſüchtiger Fürſten, unter welche es zertheilt war, geſchwächt durch die grauſame Art, womit ſie ſich einander bekriegten. Dies alles war Moſi bekannt, und beſtimmte ihn unſtreitig zu der wichtigen Unternehmung, die er mit vielem Muthe begann, aber des mutinöſen Geiſtes ſeines Volks halben andern zu vollenden überlaſſen mußte.

Ermuntert durch dieſe, ſeinem Entwurfe ſo ſehr vortheilhaften Umſtände, entſchloß ſich Moſes, den erſten Verſuch auf das gedrückte Volk zu wagen; und da er durch lange Erfahrungen gelernt hatte, den Geiſt eines wilden Volkes zu leiten, ſo bediente er ſich mit gutem Fortgang derjenigen Mittel, welche alle wilde Völker mit Fanatismus anfüllte, und ſie unter die Herrſchaft höherer Einſichten brachte. Dieſes Mittel lag in dem Vorgeben, von einer groſſen Gottheit geſandt zu ſeyn, um dem Volke größere Vortheile und alles das zu verſchaffen, was mit ſeinen Wünſchen übereinſtimmte. So machten es Manco Kapac in Peru, z) Cortes in Mexiko, a) Likurg, Zamolxis und alle Geſetzgeber und Stifter neuer Staaten, und alle mit gleichem Erfolge; denn je roher die Religionsbegriffe der Völker ſind, je leichter läßt ſich die Einbildungskraft derſelben erhitzen; und vereinigen ſich erſt die Hofnungen auf ein reiches, glückliches Leben mit den Begriffen von der deſpotiſchen Macht der Gottheit; dann kann ein glücklicher Ausſchlag ähnlicher Entwürfe kaum fehlen.

Eben ſo kam Moſes zu dem rohen Hirtenvolke. Die mächtigen Triebfedern, die in ſeinem Entwurfe ſichtbar

z) Robertſon Geſch. von Amerika, 2tes Buch, 189. 190.

a) Ebendaſ. pag. 61. 62.

sichtbar wirkten, waren: „mich sendet der Gott eurer „Väter, der ausschliessend Israels Gott ist.“

„Ihr sollt von dem drückenden Joche der Knechtschaft befreyt werden.“

„Ihr sollt euch in die Reichthümer eurer Unterdrücker theilen.“

„Ihr sollt in ein Land voll Fruchtbarkeit — wo „Milch und Honig in Strömen fließt, geführt werden.“

Daß er sie in einen festen Staatskörper umformen, das nomadische Leben in eine bürgerliche Verfassung umändern wollte, das ließ er sie auch nicht einmal entfernt merken; er konnte dieses aber um so gewisser bewerkstelligen, da er ein Land zu erobern sich vorsetzte, welches voller Städte und fester Wohnsitze war, an welchen sie unstreitig Geschmack gewinnen mußten.

Israel von der Göttlichkeit seiner Sendung zu überzeugen, bediente er sich der Kenntnisse, welche er in der Schule der Weisen **Egyptens** erhalten hatte, und sahe sehr leicht ein, daß einem rohen und wilden Volke die einfachsten Naturwirkungen erstaunend und wunderthätig vorkommen mußten, da sie mit denselben unbekannt waren. Es ist ein großer Irrthum, wenn wir glauben wollen, **Moses** habe irgend eine ungewöhnliche Sache thun wollen, um den König und die Weisen **Egyptens** von der Göttlichkeit seiner Sendung zu überzeugen. Aber das konnte seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen, daß das egyptische Volk, welches von seinen Priestern sorgfältig in Aberglauben und Dummheit erhalten wurde, beym Anschauen ungewöhnlicher Dinge in eben dem Grade niedergeschlagen und furchtsam werden mußte, in welchem der Geist der Israeliten immer mehr emporstieg und muthiger wurde; daher kommt

kommt es, daß Moſes bey dem Könige und den Weiſen nichts, alles aber bey den beyden Völkern, wie es ſeinem Plane gemäß war, bewirkte. Sein Vorgeben, ein Geſandter Gottes, des Gottes Abrahams, Iſaaks und Jakobs zu ſeyn, fand allgemeinen Glauben; niemand ließ es ſich einfallen dies zu bezweifeln. In allen Gemüthern des Volks glimmte ſchon der Funke des Fanatismus, welcher durch die ungewöhnlichen Handlungen des Geſandten zu einem Feuer angefacht wurde, daß aller Augen auf den Erretter ſahen, alles bereit war, ſein Mutterland zu verlaſſen, alles auf nichts denn die Beute Egyptens und die Schätze Kanaans ſein Augenmerk richtete.

Indeſſen konnte einem Manne, wie Moſes war, die Unbeſtändigkeit des gemeinen Volkes nicht unbekannt ſeyn; er wußte im Gegentheil, wie bald der Fanatismus ohne Nahrung zu verrauchen pflegt, und ſetzte mit vieler Klugheit ſein Volk in eine Lage, wo ihm der Tod lieber als das Leben, und jedes Mittel willkommen ſeyn mußte, befreyt zu werden. Nachdem nemlich er und Aaron den Saamen der Unzufriedenheit und der Begierde nach Reichthum unter dem Volke ausgeſtreut hatten, ſo giengen ſie hin, um dem Könige unter dem täuſchenden Vorwande, ihrem Gott opfern zu wollen, die Erlaubniß abzulocken, ſich nach der Wüſte (welche in Egypten gegen das arabiſche Meer zu lag,) begeben zu dürfen. Und was hätte Moſen abſchrekken ſollen, dieſe Bitte zu wagen? Faſt alle egyptiſche Städte hatten ihre Provinzialgottheiten, dienten ihnen frey und ohne allen Religionszwang; Iſrael will im Lande ſelbſt opfern, nicht herausgehen; kann aber in den Städten Egyptens es nicht thun, weil es Gegenſtände zu Opfern gebrauchte, die hie und da Götter verſtellten, welches unſtreitig zu Tumult und Aufruhr Anlaß gegeben haben würde. Aber

entwe-

entweder hatte der König Nachricht oder Argwohn von dem Plane Mosis, oder es schien ihm gefährlich, ein Hirtenvolk sich in ein Korps vereinigen zu lassen, welches Egypten in Furcht und Krieg verwickeln konnte, da ähnliche Hirtenvölker den Egyptiern schon ehedem verderblich geworden waren, die Dynastien ihrer Thronfolger umgestürzt, und sich zu grausamen Beherrschern des Landes aufgeworfen hatten. Pharao arbeitete also diesem Entwurfe dadurch entgegen, indem er dieses fürchterliche Volk, bey dem er den Geist der Empörung gewahr wurde, durch Frohndienste beschäftigte, und dadurch seiner Meinung nach von ähnlichen Entwürfen abschreckte.

Hiedurch erhielt der Plan Mosis, dem Schein nach einen großen Stoß, aber sein weitsehendes Genie wußte dieses zu seinem Vortheile zu benutzen. Er gieng nicht hin, um Hand an das Werk zu legen, nicht hin, Wunder vor Pharao zu thun, um Israel zu erlösen, sondern ließ sie das harte Joch größerer Drangsale einige Zeit fühlen, um ihnen ihre Befreyung desto willkommner zu machen, und dem Volke für den Erretter größere Achtung einzuflößen. Endlich giebt er eine neue Erscheinung vor, kommt zu dem unwilligen Volke, welches unter der Last seines Elendes allen Muth verlohren hat, um seinen Plan auszuführen. Allein je tiefer der Muth sinkt, je höher steigt der Wunsch, seiner Uebel los zu werden, und bietet sich nur ein glücklicher Augenblick dar, sich von ihnen befreyen zu können, so erwacht der Enthusiasmus und der Muth gedoppelt; so wirft man die Last mit so viel rascherem Ungestüm ab, als sie drükkender ist. Dies wußte Moses, und kehrte sich deshalb an kein Murren, an keine Vorwürfe des Volks, sondern geht hin, das System der Weisen zum Verderben Egyptens und zur Befreyung Israels anzuwenden. Er benutzt jene dem Volke vorenthaltne Naturkenntnisse

der

der Weisen, um den Geist des Volks niederzuschlagen, und mit grosen Meinungen von sich selbst zu erfüllen. Zwar schwächten etliche dieser Weisen den Eindruck, welchen die ungewöhnlichen Handlungen **Mosis** hervorbringen mußten; aber ihn ganz zu dämpfen vermochten sie aus einer wichtigen Ursache nicht.

Die Kollegien der Priester waren zerstreuet. Jede Stadt hatte ihre eigene, und die Kenntnisse derselben waren nicht allgemein unter ihnen verbreitet. Das Kollegium zu **Theben**, **Heliopolis** und **Memphis** zeichnete sich durch die gröstern Kenntnisse seiner Weisen aus. Eifersucht ist auch das Loos der Gelehrten, und es läßt sich leicht denken, daß sie ihnen nicht ganz unbekannt war. Die Verschiedenheit ihrer Gebräuche, da einige Schaafe opferten, indeß die andern sie für heilig hielten, zeigt uns, daß Unterschied in ihren Meinungen statt gefunden habe. **Moses**, der eine glänzende Rolle als Prinz des königlichen Hauses, als Feldherr und als Weiser spielte, konnte in allen Kollegien Zutritt haben; und da er bis nach **Aethiopien** kam, und in **Theben** so lange sich aufhielt, so war es ihm leicht, Kenntnisse zu sammeln und zu vereinigen, welche zerstreut unter den Weisen bekannt waren, wovon aber die einzelen Kollegien unter sich selbst nicht wusten, wo diese Kenntnisse ihren Sitz hatten, die ihnen fremd waren. Endlich, so läßt sich einem Genie, wie **Mosen**, der allenthalben, wo etwas zu Befriedigung seiner Wißbegierde aufzufinden war, einsammelte, der Erfindungsgeist nicht streitig machen. Er konnte durch Verbindung vieler Kenntnisse und durch ihre Zusammensetzung ganz neue Phänomen entdecken, und Kenntnisse besitzen, wovon **Jannes** und **Jambres**, und vielleicht alle Priester nichts wußten.

Diese

Diese Kenntnisse, welche den Weisen selbst Bewunderung, und, da sie ihnen fremd waren, Erstaunen ablockten, mußten natürlich alle widrige Eindrücke entkräften, welche die Naturkenntnisse der egyptischen Weisen hervorbringen konnten. Auch war es nur weniges, was er ihnen zuvorthat, aber immer genug, um das ganze Volk von einer höhern Macht zu überzeugen. **Pharao**, als ein Weiser, sahe es indessen mit Recht für nichts anders an, als was es war — für etwas, das deshalb nicht mehr oder weniger natürlich war, als alles andere, ob es gleich zwey Weisen seines Volks nicht nachzuahmen vermochten.

Das war eine glückliche Lage für **Mosen**. Sein Volk gewann wieder alles Zutrauen zu ihm, das es verlohren hatte, und sahe zugleich alles in Thätigkeit gesetzt, was seine Befreyung bewirken konnte. Ruhig wartete es den Zeitpunkt seiner Auswanderung ab, welcher nun mit starken Schritten herannahete. Da aber Muthlosigkeit ein auszeichnender Zug ihres Nationalcharakters war, und sie noch immer genug von der Macht des Landes zu befürchten hatten, so fand **Moses** für gut, diese ihnen zu benehmen. Er versprach ihnen zur Zeit ihres Abzugs, Egypten durch eine schwere Pestilenz in Verwirrung zu setzen, den Muth ihrer Feinde dadurch niederzuschlagen, und, er mochte es nun als Staatsgriff nur versprochen, oder wirklich haben vollziehen können, genug das Zutrauen hatte die Israeliten gegen alle Zweifel sicher gesetzt, die ihnen hierüber hätten aufsteigen können. Sie erborgten von ihren besten Freunden goldne und silberne Reichthümer und setzten alles in Stand, auf den ersten Wink zum Aufbruche bereit zu seyn, um die Schätze **Egyptens** zu entwenden.

Man hat den Israeliten dieses Diebstahls halben zu allen Zeiten viele Vorwürfe gemacht, die sie meiner

Meinung

Meinung nach nicht so sehr verdienten, und die eigentlich mehr die thörigte Sage treffen sollten, als hätte sie Gott dazu autherisirt; welches immer eine ungereimte Behauptung bleiben wird. Zu den Zeiten Mosis war die Kultur der Sitten noch allzuweit zurück, als daß man jene verfeinerten Grundsätze der Billigkeit, der Treue und Uneigennützigkeit erwarten konnte. Der Diebstahl war bey allen Arabern und nomadischen Völkern nichts mehr und nichts weniger, und eben so allgemein als in den neuentdeckten Inseln der Südsee. Daher kommen die vielen Gesetze Mosis, den Diebstahl im Staatskörper selbst zu hemmen, welche sich aber gewiß nicht auf das Stehlen von den kananitischen Völkern ausdehnten. Seinem Feinde auf alle Weise Abbruch zu thun, ihn zu berauben und zu plündern, gehörte zu den Grundsätzen des arabischen und jüdischen Naturgesetzes. Noch bis auf diese Stunde sind die arabischen Nomaden und die tartarischen streifenden Horden deshalb bekannt; und alles dieses rührt blos daher, weil ihre moralischen Begriffe noch äußerst dürftig und roh sind. Beurtheilen wir die Israeliten nach den Völkergebräuchen der damaligen Zeiten, so wird das Entwenden der Schätze Egyptens alles Auffallende verliehren, was derjenige darinnen findet, der Mangel an Wahrheitsliebe und Rechtschaffenheit darin erblickt. So wenig also dieser Diebstahl, nach den Begriffen des jetzigen Jahrhunderts betrachtet, zu entschuldigen ist, eben so wenig verdient er den Tadel nach den Begriffen des Mosaischen Zeitalters. Schon dies beweiset meine Meinung hinlänglich, daß uns die Erzählung dieses Diebstahls von dem Volke, welches denselben begangen, und dem Manne, der ihn im Namen Jehova's befahl, selbst so ganz aufrichtig erzählt wird. Von dem sinaitischen Gesetze war er nicht verboten; höchstens war er es nur unter dem Volke selbst, nicht aber, wenn er an Fremden begangen

wurde.

wurde. Moſes, oder wer es war, ſchrieb für ſein Volk, und dachte gewiß nicht an uns, wußte nicht, daß einſt ganz Völkerprincipien würden für ſchändlich gehalten werden; deshalb erzählt er eine Handlung, die bey dem Volke, für welches er ſchrieb, nichts weniger denn auffallend ſein konnte. Zu ſeiner eigenen Schande, und um ſich vor Welt und Nachwelt ehrlos zu machen, ſchreibt kein Mann wie Moſes. So etwas wäre eher von den Feinden dieſes Volkes zu erwarten geweſen, als von ihm ſelbſten, wenn Diebſtahl dazumal für Verbrechen wäre gehalten worden. Er war aber bey ihnen ſo wenig eine Sünde, als er von den jetzigen Arabern, welche die ehebäiſche Wüſte, ihrer Plünderungen halber, ſo unſicher machen, dafür gehalten wird.

Moſes ſahe weiter als man vielleicht denket. Der Entwurf eines Tempels des Jehova lag ſchon in ſeiner Einbildung da. Gold und Silber und Edelgeſteine ſind weder Bedürfniſſe noch Produkte des Hirtenlebens, und der ſtreifende Araber beſitzt ſie nur, wenn er ſie erbeutet. Dies war der Fall mit Iſrael. Um ſeinen Plan ausführen zu können, befahl er dem Volke, nicht (was ihm vielleicht lieber geweſen wäre.) die Heerden der Egyptier, ſondern goldne und ſilberne Gefäſſe zu entwenden; welche er hernach im Namen des Jehova zum Gezelte deſſelben wieder erhalten zu können, hoffen durfte. Hätte Moſes als Theologe unſrer Zeiten dies anbefohlen, ſo verdiente er alle mögliche Vorwürfe, da er aber als ein ſtaatskluger Mann ſich die Gebräuche des Jahrhunderts zu Nutze machte, ſo that er nicht mehr, als was — jeder große Mann in ſeinem Falle würde gethan haben.

Von hier an beginnt eine Lücke in der Moſaiſchen Erzählung. Wir wiſſen nicht, wie Moſes die Anſtalten zum Abzug von drey Millionen Menſchen und von

der ungeheuern Anzahl von Vieh getroffen habe, welche die Zahl des Volks selbst sehr weit übersteigen mußte, und so gering unmöglich seyn konnte, als sie der gewiß sehr billig rechnende Fragmentist angiebt, da, wie bekannt, die Hirtenvölker sich blos von Milch und den Produkten ihrer Heerden nähren, und weiter keinen Reichthum noch Eigenthum kennen, als diese. Wären die Israeliten in einem nächtlichen Tumulte ausgetrieben worden, so hätten sie den größten Teil ihrer Heerden verlohren. Mit Gewißheit läßt sich bey den dunkeln und übertriebenen Nachrichten des A. T. nichts schließen, wie es zugegangen sey, als blos dieses, daß es unmöglich in der Art konnte geschehen seyn, wie es erzählt wird. Mir kommt es noch immer vor, als sey die ganze Beschreibung der Wunder, des Auszugs, des Durchgangs durchs rothe Meer, der Zusatz eines spätern Schriftstellers, der aus der mündlichen Sage schöpfte, vielleicht aus eignem Hang zu Uebertreibung erdichtete, und uns die unglaublichsten Widersprüche aufzudringen suchte. Ohne daß Moses selbsten geschrieben, kann die mündliche Sage Wahrheit und Zusätze überliefert haben, wovon erstere den Mosaischen Schriften das Gepräge des hohen Alterthums verschaffen, und die letztern beweisen, daß sie nichts denn eine Sammlung uralter und neuer Sagen sind. Daher läßt es sich erklären, wenn der Verfasser des ersten Buchs Mosis schon italienische Völker zu den Zeiten Moses mit Namen anführet, die dazumal noch nicht gewesen sind. Mir bleibt nichts übrig als offenherzig zu gestehen, daß ich mit gänzlicher Gewißheit hierüber nichts sagen kann, und es für Unrecht halte, meine Leser mit bloßen Muthmaßungen zu amüsiren. Nur dieses setze ich noch hinzu, daß nach dem Artapanus zu Memfis hievon erzählt werde: „Moses, welcher die Gegenden des rothen Meeres sehr genau gekannt, habe die Israeliten zur Zeit

der

der Ebbe hinüber gefahrt. Von einer Verfolgung der Egyptier erzählten und wußten die Memfiter kein Wort. b) Und darnach, ließe es ſich begreifen, wie der Durchgang durch das erythräiſche Meer, aber doch nur in der Gegend, die ich oben ſchon beſchrieben, ſtatt finden konnte.

Dieſer Mangel an gehörigen Nachrichten, in dem verdächtigſten aller Geſchichtsbücher, dem alten Teſtamente, nöthigt mich die Erzählung abzubrechen. Denn was Tacitus von den Begebenheiten Iſraels nach ihrem Auszuge erzählt, möchte eben ſo wenig Glauben finden, als ihn jene Nachrichten des A. T. verdienen.

Aus eben den Quellen, woraus Moſes ſeine politiſchen und phyſikaliſchen Kenntniſſe ſchöpfte, nahm er auch ſeine theologiſchen. Die Erkenntniſſe von Gott waren bey ihm ganz nicht anders als egyptiſch; c) ſogar jene Meinung der Weiſen hatte er, dem Volk die Begriffe von der Gottheit gar nicht, und höchſtens nur inſoferne bekannt zu machen, als ſie zur Unterſtützung ſeines politiſchen Syſtems wirkten. Daher kommt die Dürftigkeit der Moſaiſchen Theologie, welche nichts weniger als dieſen Namen verdient, da ſie den Iſraeliten, ſtatt einen Gott bekannt zu machen, blos einen Namen deſſelben vorlegte, der ſo willkührlich als möglich erdacht, oder aus einer egyptiſchen Innſchrift zu Sais entlehnt war. Für ein wildes Volk war dieſes auch hinlänglich, wie es allen wilden Völkern noch bis dieſe

b) Euſeb. loc. ſupr. citat

c) Daß ſelbſt die Weiſen Egyptens von einem einigen Gotte keine richtige Begriffe hatten, beweiſt die Lehre des Pythagoras, der in ihre Myſterien eingeweiht war, des Thales und anderer, welche insgeſammt von Gott unrichtige Begriffe mitbrachten.

Stunde ist. Das übrige, was er Israel davon lehrte, war aus politischen Gründen hergeleitet, war Ceremonie, womit man, ohne dadurch fähig zu werden, ihn besser zu erkennen, ihn blos verehrte; war politische Bemühung, ein nomadisches Volk, durch Einheit der Gebräuche und des Orts des Opferdienstes, immer in einer festen Verbindung unter sich selbst zu erhalten. Die Lehre von den Eigenschaften des israelitischen Gottes floß aus derselben Quelle, und war so, daß sie den störrischen und zu Empörungen geneigten Geist des Volks im Zaume hielt. Daher ist der Mosaische Gott nichts mehr und nichts weniger, als das Bild eines asiatischen Despoten, mit allen seinen Tugenden und Lastern.

Beurtheilen wir die Meinungen, welche Moses selbst von Gott hatte, aus seinen Veranstaltungen, die er zur Verehrung desselben machte, und aus gewissen Beschreibungen desselben, so finden wir, daß es keine andere Gottheit ist als Phtas, der Schöpfer und Herr der Welt, das reine ätherische Feuer, das, ohne zu verbrennen, und ohne Nahrung, in sich selbsten brannte, und als Weltgeist zur Verwüstung und zur Erhaltung wirkte. So beschreibt er uns Phtas Jehova, auf Horeb: Ein Feuer auf dem Busche das nichts verzehrte, und keiner Nahrung, um das zu seyn, was es war und seyn wird, bedurfte; es brannte der Busch, aber er verbrannte nicht. So erschien Phtas Jehova auf Sinai, wie das reinste elementarische Feuer, und zeigte sich im Wetterleuchten des Gewitters. Der Berg Sinai, sagt Moses im 2ten Buche im 19ten Kap. v. 18, rauchte überall, weil Gott mit Feuer auf ihn herab kam. Die Stimme des Phtas Jehova sind Blitze und seine Wirkungen. V. 19. Gott antwortete ihm in Donnerschlägen. Kap. 24. v. 17. „Oben aber auf dem Berge erschien Jehova „als ein brennendes Feuer vor den Augen der Israe-

„liten.

„liten.“ Im fünften Buche Kap. 4. v. 23, 24, sagt er: „Macht euch nicht Abbildungen, noch Symbole der Gottheit, denn sie ist ein **verzehrend Feuer.**“ Eine deutlichere Aeußerung seiner Meinung von Gott konnte uns **Moses** wohl nicht geben, als er in den angeführten Stellen und 5ten Buch Kap. 5. v. 22, 23, 24, 25. Kap. 9. v. 3. 2ten Buch Mos. 20, 18. Kap. 19. v. 16, 18, thut. Immer hüllt er seinen Gott in **Wetterwolken**, und läßt ihn als **Feuer** oder **Blitz** leuchten und herausfahren; daher die Wolken- und Feuersäule, in welcher **Jehova** war; daher die Wetterwolke, in welcher **Jehova** herab kam, sich Mosi zu zeigen, 2tes B. M. 34, 5. Daher fuhr aus **ein Blitz von Gott** und tödtete **Nadab** und **Abihu** vor **Jehova.** 3. B. M. 10, 2. Daher der Tod der 250 Männer durchs **Feuer**, 4. B. M. 16, 35. welches vom **Jehova** ausgieng, und so viele andere Stellen; daher endlich auch die Beschreibung vom **Jehova**, der **als ein in eine Wetterwolke eingeschlossenes Feuer** über der Lade des Bundes wohnte. Das Symbol dieser Gottheit war **das ewige Feuer**, welches auf Leuchtern im Heiligthum unterhalten wurde. **Und nun denke man sich Mosen zu Theben**, in der Gesellschaft der Weisen, die den **Phtas** kannten, und ihn unterrichteten; man denke sich ihn, wie er, von früher Jugend auf, das ägyptische **Feuer** als den ewigen Geist und Ursprung aller Dinge kennen lernte, und an 40 Jahre lang wirklich daran glaubte; denke sich, welche Unmöglichkeit es war, auf einmal einen Sprung über etliche Jahrtausende weg zu machen, von diesen Begriffen des Alterthums nemlich, bis zu den verfeinerten des **Sokrates**; man denke sich ganz in den Geist **Mosis**, seine Erziehung, seinen Unterricht und erworbnen Erkenntnisse, und dann wird man bald im **Jehova** den großen **Phtas** der **Egyptier** finden.

Wie giebt Moſes ſeinem Volke eine Beſchreibung der Eigenſchaften ſeines Gottes, als wenn er es zu Unterſtützung ſeiner politiſchen Geſetze nöthig findet, und dann malt er ihnen denſelben ſo herrſchſüchtig, ſo ſchrecklich, ſo eiferſüchtig gegen die Uebertreter politiſcher Anordnungen, daß man den Deſpoten in jedem Worte kennen lernt. Auch wenn Jehova gut iſt, iſt er nichts mehr und nichts weniger als ein Menſch. Er iſt barmherzig über Tauſende; aber wohl bemerkt, wenn ſie die politiſchen und ceremoniäliſchen Geſetze richtig beobachtet, ſonſten nicht. Doch hiervon ein mehreres an ſeinem Orte.

Eben ſo wie die Egyptier ihrem Phtas ſeinen eignen Sitz oben über in dem Umfange des Himmels anwieſen, ſo thut es auch Moſes im 5. B. Kap. 4, 39. und wie ſie behaupteten, daß er auch auf Erden alles durchwandere, und zum Theile auf Erden wohne, ſo folgt er ihnen auch in der angeführten Stelle.

Eine ſehr ungegründete Meinung iſt es, wenn man von Moſes behauptet, er habe einen richtigen Begriff von der Einigkeit Gottes gehabt. Je orthodoxer die Ausleger der Moſaiſchen Schriften waren, je mehr fühlten ſie den Ungrund dieſer Behauptung, ſo daß ſie vollkommen einſahen, daß Moſes mehrere Weſen von göttlicher Natur glaubte. Anſtatt aber ſich der Wahrheit zu nähern, und die Moſaiſche Meinung von viel Göttern in ihrer Blöſſe darzuſtellen, ſo fanden ſie in derſelben, was leider nur — Unphiloſophen darinnen finden können, nemlich das Geheimniß der hochheiligen Dreifaltigkeit. Euſebius ſagt bey den Worten: „laſſet uns Menſchen machen, ꝛc. Hier will Moſes andeuten, daß zwey Grundweſen ſeyen, Vater und „Sohn, welche gemeinſchaftlich handelten. Denn es iſt „wohl nicht leicht jemand“ (und hierinnen hat er völlig recht)

recht) „der nicht einſehen ſollte, **daß wenn jemand**
„**rede, ſo geſchehe es mit einer zweyten Perſon;**
„daß ſo jemand etwas befehle, auch jemand ſeyn müſſe,
„dem es befohlen werde. Und ſehr deutlich redet Mo-
„ſes anderswo von Vater und Sohn, wenn er bey Ge-
„legenheit des Strafgerichts über die Gottloſen ſagt:
„**der Herr ließ Feuer und Schwefel regnen vom**
„**Herrn auf Sodom** ꝛc.“ d) Bey eben dieſem Kir-
chenvater finden wir **Philo's** Meinung, welcher eben-
falls den Logos perſonifizirt. e) **Bochart**, f) um die
Dreyeinigkeit Moſis ins Licht zu ſetzen, zeigt verſchie-
dene Stellen an, worinnen ihrer Erwähnung geſchieht.
1. B. M. 20, 13. „Die Elohim, oder Götter, hieſ-
„ſen mich aus meines Vaters Haus gehen;“ ibid. Kap.
35, 7. „Jakob nannte den Ort **Bethel**, weil ſich
„ihm daſelbſt die Götter (ſo überſetzt Michaelis) offen-
„bart hatten.“ Im Pred. Salomo 12, v. 1. ſagt er:
„Gedenke deiner Schöpfer, את בוראיך.“ Aaron
hat dieſe Idee von der Gottheit: **dieß, Iſrael, ſind**
deine Götter, die dich aus Egypten führten;
2. B. Moſ. 32, ſagten die Iſraeliten: und Aaron
ließ das Feſt der **Elohim**, als ein Feſt des Jehova
ausrufen.

Selbſt jene Stelle der Moſaiſchen Schriften:
Höre Iſrael, der Herr unſer Gott iſt ein einiger
Gott, will nichts weniger als die arithmetiſche Einheit
Gottes ins Licht ſetzen, ſondern gewiß mehr nichts ſagen,
als daß der Jehova der einzige Gott Iſraels ſey, kei-
nem andern Volke zugehöre, andre im Gegentheile ver-
abſcheue, und nur das auserwählte Volk, die Kinder
Abrahams, Iſaaks und Jakobs liebe; will nichts an-

d) Euſeb. Praep. Ev. Lib. VII. cap. 12. pag. 322.
e) ibid. cap. XIII. pag. 323.
f) Boch. Op. Lib. II. cap. 34. pag. 347.

ders ſagen, als Jehova iſt der National-Gott der Juden, der Einzige, den ſie verehren ſollten. Und wie wenig dieſe Stelle eigentlich ſagen will, daß ein einziger Gott ſey, ergiebt ſich aus der Grundſprache, wo es nicht heißt, der Herr unſer Gott iſt ein einiger Gott, ſondern: יהוה אלהינו יהוה אחד Jehova, unſer Gott, iſt der einige Jehova, welches einen ganz andern Sinn giebt; nemlich dieſen: Iſrael, du nur allein haſt Jehova zum Gotte, er iſt ausſchlieſſend dein Jehova, den kein anders Volk kennt, der kein andres Volk erwählt und liebt als dich Iſrael, und darum ſollſt du den Jehova als deinen Gott lieben von ganzem Herzen, und keinen andern verehren als ihn.

Noch weniger beweiſt das Wort אחד daß Moſes und die Juden deshalb ihn als einen einigen Gott erkannt hätten, ſonſt könnte man ein gleiches von den Aſſyriern behaupten, von welchen Makrobius ſagt: „Deo, quem ſummum maximumque venerantur Aſ„ſyrii *Adad* nomen dederunt: ejusque nominis in„terpretatio ſignificat: UNUS. Die Aſſyrier nennen „den Gott, welchen ſie als den höchſten und gröſten ver„ehren, Adad, welches ſo viel heißt als der Einzige.“ Und doch hatten dieſe Aſſyrier ſo gut wie die Juden neben ihrem יהוה אחד noch andere Gottheiten, welche ſie als ſolche anerkannten und verehrten. Dieſe Stelle beweiſt alſo nichts weiter, als daß zu Moſis Zeiten kein Volk geweſen ſey, welches die Gottheit unter dem Namen Jehova verehrt habe, und überdem iſt dieſe Stelle aus einem Buche, das weit ſpäter denn die erſten Bücher Moſes geſchrieben worden und unſtreitig in Zeiten fällt, wo die Prieſter etwas aufgeklärter waren.

Moſes hatte den Plan gemacht, das Volk Iſrael in einen einzigen Staatskörper zu vereinigen, das wechſelſeitige Intereſſe der zwölf Stämme ſo genau zu verbinden,

binden, als machten sie nur einen einzigen Stamm aus. Er wollte, daß kein Stamm, der etwa zahlreicher als der andere wäre, einen eignen Staat in Israel vorstellen, und eben dadurch das Ganze schwächen sollte, sondern, daß der **Jehova** nicht nur als Gott, sondern auch als König das ganze Volk beherrschen sollte. Dadurch glaubte er die Eifersucht der Stämme unter sich selbst zu hemmen, wenn er keinem die eigentliche Regentschaft über die andere gäbe. Hätte er aber jedem Stamme, wie es in **Egypten** statt fand, seine eigne Gottheit erlaubt, so würde er dadurch Eifersucht und Trennung unter den Stämmen erleichtert, und seinem angehenden Staate keine Festigkeit gegeben haben.

Es war um so nöthiger, das Interesse der Stämme durch Einheit des Gottesdienstes und die Regentschaft des **Jehova** zu vereinigen, da **Moses** noch keine Städte, feste Plätze, Einkünfte und Land hatte, als er seine Einrichtungen traf, woraus er ein stehendes Kriegsheer, wie jenes der **Ramessis** und **Sesostris** in Egypten formiren konnte, allenfalls die aufrührerischen Stämme im Zaume zu halten. Das beste Mittel, das Volk vom irrenden Leben zu entwöhnen, und den Geist der Empörung auszurotten, war wohl die Einheit des Gottesdienstes. Dadurch bewirkte er die jährliche Versammlung der Stämme bey dem Tempel ihres Gottes und Königes, stiftete ein freundschaftliches Band der Geselligkeit, bey einem sonst unfreundschaftlichen Volke, verfeinerte durch Umgang die Wildheit der Sitten des Volks, und gewöhnte sie, einem einzigen Regenten als Sklaven zu gehorchen.

In Egypten, wo jeder Nomus seine eigne Gottheit verehrte, entstanden oft grosse Zwistigkeiten darüber: ob ein Gott grösser und mächtiger wäre, welche im Verfolge in die verwüstendsten Kriege ausschlugen, wobey

sich die Bürger eines Staates mit einer Wuth ausrotteten, der nichts zu vergleichen war. So lange noch Egypten seine eingebohrne Könige und alte Verfassungen hatte, brachen zwar diese Zwistigkeiten, so viel die Geschichte hierüber schweigend sagt, in keine offenbare Kriege aus: indessen war dieses blos der Furcht vor dem stehenden Heere der Pharaonen, nicht aber dem friedsamen Geiste der besondern Nomen zuzuschreiben. Moses wußte aus der Erfahrung, wie schädlich für einen Staat, der kein stehendes Heer hat, ähnliche Gährungen seyn mußten, und schnitt das Uebel in seiner Wurzel aus. Er verordnete nemlich Einheit der Gottheit, in Rücksicht auf Verehrung, nicht aber in Rücksicht ihrer Existenz. Er handelte als Staatsmann, wo man ihn als Theolog handeln zu sehen glaubte; eine Würde, worauf er nie Anspruch machte, sondern sie seinem Bruder Aaron und seinen Kindern überließ. Er gab den zwölf Stämmen nur einen einzigen Tempel, oder Ort der Verehrung, und verband sie durch diesen großen geistlichen Zwang zur Eintracht unter sich selbst.

Indessen so sehr auch Moses den Israeliten es einredete, daß ihr Gott der mächtigste sey, so wenig glaubte er, daß er der Existenz nach der einige sey. Jehova war, wie Hr. Michaelis selbst eingesteht, entweder der Gesandte Jehova, oder der Gesandte des Jehova. Er war also die oberste Gottheit nach Mosis Meinung nicht selbst, und sogar nicht nach der Meinung der Israeliten. Das Buch der Richter liefert uns allenthalben, wo es einen Engel erscheinen läßt, die bestimmte Nachricht, daß der Gesandte den Namen Jehova geführt habe. Und hier habe ich vollkommen das Recht wie Eusebius in der zuletzt angeführten Stelle zu sagen: wo ein Gesandter ist, muß doch wohl einer, der ihn gesandt hat, vorausgesetzt werden. Wo

hat

hat der Jude wohl einen ähnlichen Sprachgebrauch, in welchem er diesen Worten einen andern Verstand gäbe, als ich thue. Herr Michaelis sagt eben dasselbe über diese Stelle 2. B. Mos. 3, 2: „Ich habe mit Willen „eine Zweideutigkeit (der Engel Jehova) im deutschen „beybehalten, die der hebräische Grundtext hat, wenn „man ihn ohne die jüdischen Punkte liest: denn es ist „möglich ihn so zu verstehen, daß Jehova der Name „des Engels ist; man kann ihn aber auch übersetzen, „der Engel des Jehova, und das Deutsche, das ich „hier setze, kann beydes sagen. Ich glaube zwar, das „letztere sey die richtige Auslegung — — — so viel „siehet man aus dem folgenden klar, daß der Engel, „oder Bote, der hier erscheint, der wahre Gott ist, der „Gott, der sich selbst den Namen Jehova zuerst ge„geben hat, und ihn folglich im eigentlichsten Verstande „träget; ferner der Gott, der die Israeliten aus Egyp„ten geführt, und dessen Verehrung im ersten Gebote „vorgeschrieben ist. Und dennoch wird er ein Engel oder „Bote genannt. g) Es muß also ein Anderer nicht Gerin„gerer seyn: der ihn gesandt hat.“ Der R. Michaelis ist also ganz derselben Meinung; und das Urtheil eines solchen Kenners orientalischer Sprachen ist doch wohl hierin entscheidend.

Aber sonderbar ists behaupten zu wollen: Moses habe eine Zwey- oder Dreyeinigkeit erkannt. Den Logos kannte er nicht, denn der entstand erst lange nach den Mosaischen Zeiten, und war eine weit spätere Erfindung schwärmerischer und unphilosophischer Köpfe. Eine Dreyeinigkeit erkannten die Apostel und Jünger Christi noch nicht einmal; wie wollte Moses, der bessre aufmerksame Kenntnisse als die christlichen Kirchenväter hatte,

g) Michaelis Anmerkung zum 1ten B. Mos. pag. 5. 6.

hatte, darauf haben verfallen können? **Moses** glaubte unstreitig mehrere Götter und mit ihm alle Stämme Israels. So sagt **Josua**, da in den letzten Tagen desselben der **Jehova** noch nicht allgemein als National-Gott angenommen war: „Fürchtet nun den **Jehova**, und dienet ihm vollkommen, und in Wahrheit, „und verlaßt die Gottheiten, welche eure Väter verehrten jenseit des Flusses (in **Mesopotamien**) und in „Egypten, und dienet dem **Jehova**.“ (Denn so lange nicht der Dienst des **Jehova** eingeführt war, litt die Staasverfassung und der ganze Stamm **Levi**, der kein Erbtheil hatte, als das Priesterthum dieses **Jehova**, und was dabey abfiel). Josua 24, 14. Amos sagt: K. 5. 25, 26. „Hast du, Haus Israel, mir die vierzig Jahre lang „in der Wüsten wohl ein Opfer oder Gabe dargebracht? „Ihr truget (nach dem alexandrinischen Kodex) die Hütte „Molochs, und den Stern eures Gottes Raiphan, und die „Bilder, die ihr euch machtet.“ h) Und wie konnten sie zusammt **Mosi** auch wohl anders Begriffe von der Einheit Gottes haben, da sie in Egypten grade das Gegentheil überall und allenthalben hörten und sahen? Indessen konnte **Moses** doch einen andern Begriff erlernt haben. Man verehrte zu **Theben** den größten Gott, den erhabenen Geist der Welt, den nichts umfaßt, der alles einschließt. Man hatte nichts dargegen, daß noch mehrere

h) So unbekannt war den Juden überhaupt ihr Gesetzbuch, daß sie von Josua's Zeiten an das Fest der Laubhütten, wie Nehemias sagt, gefeyert hatten, und unter Esdra (der gewiß manche neue Anordnung unter mosaischer Autorität vornahm) zum erstenmale feyerten. Nehem. 8, 17. Daß diese Stelle durch einen Kopisten sollte verdorben worden seyn, verdiente einen nähern Beweis. Ich sollte doch denken, es müßte wenigstens eine variante vorhanden seyn; denn alle Kopisten konnten nicht in einen und denselben Fehler fallen.

mehrere Gottheiten wären, ja man führte sie sogar hie und da ein. Man glaubte, daß **Pthas**, **Ammun** ꝛc. große Gottheiten seyen, verehrte sie in dem herrlichen Tempel zu **Diospolis**, dessen Ueberbleibsel zu **Carnack** noch jetzo zu sehen sind, ohne jenen Gottheiten zu **Memphis**, **Heliopolis**, und andern Orten, ihre Göttlichkeiten abzusprechen. Solche Begriffe mußte **Moses** nothwendig erhalten, eben so gut glauben, daß es verschiedne Gottheiten gäbe, als seine Lehrer, und grade so wie unsre katholischen Brüder so viele Heiligen, jede Stadt den ihrigen besonders verehren, und als Schutzpatronen ihrer Städte ansehen, und grade auf den ihrigen am meisten halten; eben so glaubte **Moses** an Götter verschiedener Völker, wollte blos aus guten politischen Gründen keine Vielheit derselben unter seinem Volke zugeben, und ließ den andern Völkern die ihrigen, gab aber dem seinigen **den höchsten Gott der Welt** der egyptischen Weisen.

Nichts läßt sich leichter einsehen denn dieses. **Moses** und die Juden benennen die Gottheiten der Völker mit eben dem Namen, womit sie ihren **Jehova** beehrten; überall heißen sie **Elohim**. Noch mehr: alle Namen, welche man der jüdischen Gottheit beilegte, flossen aus dem Heidenthume, so daß man die Begriffe, die man von heidnischen Gottheiten hatte, auf die jüdische übertrug. **Elohim** war, wie ich schon gezeigt habe, die Gottheit der **Phönicier**. Man gab dem **Jehova** diesen Namen; so wie den Namen **Baal**. Hosea sagt davon 2. Kap. 16 v. „**Jehova** spricht: „denn wirst du mich nennen, mein Mann, und nicht „mehr, mein Baal.“ Als König hatte **Jehova** den Namen, **Melech**, oder **Moloch**, welches [illegible] ist. **Arias Montanus** hält den Moloch מלך und מלכם für einen und eben denselben i) und dieses ist häufig

i) in Amos. cap. 1

häufig der Beyname des Jehova, und es wird uns nach dieſer Meinung deutlich, wie Abraham dem יראה יהוה ſeinen einzigen Sohn auf einer Höhe ſchlachten wollte. Es war nichts anders als das Opfer des Moloch, des Königs des Himmels oder der Sonne, welches vermuthlich ſchon vor Abraham üblich war. Eben ſo war אל, der Name des Jehova, und des Saturnus, vor dem Jehova. Damaſcius ſagt im Leben des Iſidorus: Φοίνικες καὶ Σύροι τὸν Κρόνον Ηλ καὶ Βὴλ ἐπονομάζουσι. Leiten wir den Namen אל, אלים von jenem gleichlautenden Worte, welches einen Widder bedeutet, her, ſo kommen wir auf die nicht ungegründete Vermuthung, daß lange vor der Moſaiſchen Zeit dieſer Name von Theben in Oberegypten herkam, wo man den Widder zum Symbol des großen Ammun gewählt hatte, und es läßt ſich begreifen, warum Moſes dieſen Namen für die jüdiſche Gottheit beybehalten.

Als Kriegsgott verehrten die Juden den Jehova unter dem Namen יהוה צבאות wozu man die Worte zu ſetzen pflegte ישב הכרבים, um entweder die Macht dieſes Kriegsgottes mehr auszudrücken, oder den Ort ſeiner Wohnung anzuzeigen; und hier iſt wieder auffallend, daß man grade dem Gotte der Armeen ſeine Wohnung auf dem goldnen Sacello des Allerheiligſten, eben wie dem Kriegsgotte zu Paxremis, anwieſ.

Sehr albern ſind jene Ausflüchte und Behelfe, womit man zum größten Nachtheile der Wahrheit die Meinung aufzuſtutzen ſucht, als habe Gott ſich ſelbſt dieſe Namen gegeben. Wenigſtens gehört in dieſe Klaſſe die Meinung Spencers, welcher das Alterthum dieſer Namen vor Jehova einſieht, aber warum ſich der Jehova derſelben bedient, damit zu helfen ſucht, daß er ſagt: Saeculo illo Dominum titulos poteſtatem regiam

regiam ſapientes (Moloch, El, Elohim, Baalim) uſurparant, et ſub nominibus illis ſe gentilibus adorandos propoſuerant. Erat itaque conſentaneum, ut Deus ſe diabolo adverſum ſiſteret, et titulum illum השטן, cujus diabolus diu malæ fidei poſſeſſor fuerat, ſibi ipſi jure vindicaret. Haec ea cauſa videtur, cur ſibi nomen שדי aevo priſco ſumeret. Lib. I. cap. III. pag. 237. Aber wenn nun kein ſo zum Böſen wirkſames Weſen, als der Teufel, wäre? Würde mehr oder weniger herauskommen, als daß alle dieſe Namen Erfindungen der Völker waren, womit ſie das höhere Weſen auſſer ſich verehrten? und konnte die ewige Gottheit es wohl im Ernſte übel nehmen, wenn die armen Völker, weil ſie es nicht beſſer verſtanden, ihn nicht Jehova, ſondern Baal oder Moloch, oder wie ſie wollten, nannten?

Dieß iſt nicht alles, was ſich zum Beweiſe der Meinung, daß Moſes Vielgötterey geglaubt habe, ſagen läßt. Er legt dieſe Meinung dem Jehova ſelbſt ſehr deutlich in den Mund. Er läßt ihn im erſten Gebote ſagen: „Ich Jehova, deine Gottheit, (אלהיך) „bin's, der dich führte aus dem Lande Mizraim, aus „dem Hauſe der Sklaven; keine andere (אחרים) „Gottheiten ſollen dir ſein vor meinem Angeſichte. „Mache dir keine geſchnitzelte oder gehauene Bildſäulen, „noch Symbole deſſen, was im Himmel, über ihm, „u. ſ. w. iſt. Denn ich Jehova, dein Gott, bin ein „eiferſüchtiger Gott, der das Unrecht der Väter an „Kindern bis ins dritte und vierte Glied ſtraft.“ 2. B. Moſ. 20, 2. 3. 4. u. ſ. w.

In dem erſten Gebote ſpricht der Jehova von Göttern, nennt ſie mit demſelbigen Namen, den er ſich ſelbſt giebt, ſagt ihnen, daß von den Elohims er es wäre, der ſie befreyet hätte und keiner der andern, daß

er

er Jehova also ein ausschließendes Recht auf ihre Verehrung habe. Hier war es, wo Jehova nicht sagte: Israel, es ist keine andere Gottheit denn ich, darum sollst du nur mich, den einigen Gott, verehren; sondern im Gegentheil ist es hier, wo Jehova die Existenz anderer Gottheiten voraussetzt, und deshalb von ihnen fodert: da euch nicht jene Elohim, sondern ich aus Egypten führte, so bin ichs, der gerechte Ansprüche auf eure Verehrung hat; jene aber, die keine Verdienste um euch haben, sollt ihr auch nicht verehren. Hier wird nichts weniger als die Existenz mehrerer und wirklicher Gottheiten verworfen, im Gegentheil werden sie unter dem herrlichen Namen, den sich Jehova beylegt, angeführt, und nur ihre Verehrung ist verboten.

Im zweyten Gebote unterscheidet Jehova Götzen und Gottheiten aufs deutlichste. Da er die letzteren nicht leugnet, so will er wenigstens dem in Egypten gebräuchlichen symbolischen Dienste, welcher die Gottheiten repräsentirte, vorbeugen. „Mache weder Bildsäulen, „noch stelle Symbole (einen Widder, Apis, Crocodill, u. s. w.) „auf, daß du vor ihnen niederfällst und sie „verehrest. Und woher die schreckliche Versicherung: „daß er es rächen welle, am schuldlosen Kinde und Enkel, rächen bis ins vierte Glied?“ Warum die Versicherung, daß er eifersüchtig sey? Kann man denn wohl gegen etwas, das nirgends ist, eifersüchtig seyn? Würde nicht Jehova, wenn er einzig und alleine war, überall, von allen Völkern und allenthalben von einem Ende der Erde bis zum andern, unter allerley Namen angebetet? Woher die Eifersucht, wenn kein Gegenstand derselben da war? Sollte die ewige Gottheit darauf im Ernste haben böse werden können, daß ihn Egypten, Amun; Phönicien, Baal; Deutschland, Gott; Griechen.

Griechenland Ares, und nur wenige Jehova nannten? Wer kann solchen Unsinn sich denken.

Nehme ich aber den unläugbaren Satz an, „Moses ist Stifter der jüdischen Religion, nicht Gott, oder Jehova; Moses hatte keine Begriffe von der Einheit Gottes, sondern jene der Egyptier, welche eine oberste, und neben ihr minder mächtige, oder Unter-Gottheiten glaubten,„wie leicht kann ich mir es dann erklären, daß sein Jehova so schwach und so eifersüchtig ist, und so alle Laster eines herrschsüchtigen Despoten äussert, Schuldige und Unschuldige ermorden will; leicht erklären, warum er befehlen kann, umzureissen die Altäre der Götter, und auszurotten mit der Schärfe des Schwerdts ihre Verehrer. (O Politik und Eigennutz des Priesterthums Israels, wer sieht dich, nicht in den Drohungen und Verheißungen deiner Gottheit!)

Ueberdem: nimmt nicht der jüdische Jehova auch dadurch die Meinung an, daß außer ihm wirkliche Gottheiten sind, daß er sich ausschließend nennt den Gott Abrahams, Isaacs und Jakobs, und auf die Regentschaft über alle andere Völker Verzicht thut. Er, der im 5. B. Mos. 14, 2. sagt: „Du bist ein Volk, „heilig dem Jehova deinem Gotte, und Jehova hat „dich erwählt für sich zum Eigenthum aus allen „Völkern des Erdkreises.„ Indessen sorgten, nach Mosis Meinung, unstreitig die mächtigen Götter der Heiden für ihre Verehrer, daß abwechselten Jahrszeiten, daß der Thau herabfiel von Hermon, und die Cedern auf Libanon voll Saft standen, ehe Jehova diese Götter und ihre Verehrer aus dem Lande Canaan verjagt hatte. Und welches Wesen sollte sonst für die Heiden und ihre Erhaltung gesorgt haben, da der Haß des Jehova ihre Vertilgung befahl, und dieser Gott

der Juden alle Völker aufs entsetzlichste verabscheute, die ihn nicht unter dem Namen Jehova, wie die Juden, verehrten. Denn im Opferdienste hatten die Juden vor den Heiden nichts voraus. Der heidnische und jüdische Gottesdienst war sich vollkommen ähnlich; hier kam es nur darauf an, daß man in Griechenland und Rom dem Zevs, Jupiter Optimus Maximus, und seinen Eigenschaften, z. B. seiner Weisheit als Minerva, seiner Stärke als Mars, u. s. w. opferte, und daß die Juden eben dasselbe, nur unter andern Namen, ihrer Gottheit wiederfahren ließen. Sie opferten ihm als Jehova, als Untergott eines höheren Wesens, von dem er gesandt war, als Kriegesgott, unter dem Namen Zebaoth, als Gott Verwüster, unter dem Namen El Schaddai, u. s. w.

Moses vergleicht öfters die Macht des Jehova mit jener der Götter, nur daß er, wie leicht zu vermuthen ist, und er nach dem egyptischen Systeme der Priester auch thun mußte, dem Jehova größere Macht zuschreibt. So sagt er im 2ten Buche 15, 11: „Jehova, wer ist unter den Göttern wie du? welcher ist „wie du so herrlich, heilig, schrecklich, löblich und „wunderthätig?" Im 18ten Kap. 11. v. sagt Jethro: „Nun weiß ich, daß Jehova größer ist denn „andere Götter; weil sie hoffmüthig an ihnen handelten." So sagt David Ps. 86, 8: „Jehova, unter „den Göttern ist keiner wie du bist; keiner, der in Werken dir gleich kommt; und im 135, 4. 5: denn Ja„kob hat Jah (Jehova) sich erwählet; Israel sich „zum Eigenthume. Ich weiß, groß ist Jehova, „unser Herr, mehr denn alle Götter." Lassen sich wohl solche Vergleiche zwischen Größe verschiedener Gottheiten machen, wenn man die, womit man vergleicht, als ein Unding betrachtet? Findet dann noch wohl irgend

eine

eine Vergleichung statt? Nichts ist deshalb gewisser, als: Moses und die frühern Juden hielten die Götter der Heiden für mächtige Wesen, und Moses gab deshalb den Israeliten den höchsten egyptischen Gott der Priester, weil er Israel, wie er ausdrücklich sagt, zu einem heiligen, priesterlichen Volke machen wollte.

Und richtete nicht Moses unstreitig selbst in einer der gefährlichsten Rebellionen des Volks, das sich nie von dem Vorgeben Mosis überzeugen konnte, und einen grossen Hang nach Egypten und seinen Gottheiten äußerte — richtete er nicht selbst das Symbol der Gottheit der Egyptier unter ihnen, die eherne Schlange Nehustan auf? räucherten ihr nicht die Israeliten bis hinab in Hiskias Zeiten, so lange Israel ein eignes Volk und Staat ausmachte? Wenigstens sagt dieses letztere der Verfasser des 2. B. der Könige. K. 18. v. 4.

Der einzige Einwurf, den man mit einigem Scheine machen könnte, liegt in gewissen Stellen des fünften Buches Mosis, z. B. im 4. Kap. 35, 39. Kap. 5, 4. u. s. w. Aber diese Einwürfe sind leicht zu heben. Keinem Leser, der das fünfte Buch Mosis liest, wird leicht die Bemerkung entgehen, daß, wenn auch alle andere Bücher von Mose herkämen, doch dieses unmöglich von dem fünften Statt haben könne. Es ist im Grunde nichts anders als eine ins Kurze gedrängte Wiederholung der Geschichte Mosis und seiner Gesetze, die wir in den andern Büchern weitläufiger finden. Eine sonderbare Mühe wäre es gewesen, wenn Moses, der nichts anders konnte, als Hieroglyphen mit Meisseln in Steine schreiben, oder besser zu sagen, hauen, (wie die zwo Gesetztafeln) seine eigne Lehren im Auszug, und hie und da mit denselbigen Worten hätte wiederholen wollen; auch finden wir nirgends Nachricht, daß er es ge-

than habe; das letzte Buch ist also von einer sehr späten Hand, welches vorzüglich aus dieser folgenden Ursache erhellt.

Wir finden nemlich darinnen die deutlichsten Widersprüche gegen die andern Bücher, aus welchen sie gezogen sind. So läßt nemlich der Kompilator **Mosen** im 5ten Buche 9. Kap. 18, 19. v. sagen: „Ich fiel „vor dem Jehova nieder vierzig Tage und vierzig Nächte, „wie vorher, und aß kein Brod und trank kein Wasser, „denn der Herr sprach, er wollte euch vertilgen.“ Im 2ten Buche **Mosis** wird diese Geschichte ganz anders erzählt; nach dem 24. Kap. 18. Verse war **Moses** überhaupt nur vierzig Tage auf **Sinai**. Da gab ihm **Jehova** das Gesetz, oder besser, da brachte **Moses** alles in Ordnung, was die einzuführende Theokratie fest und dauerhaft machen konnte; hieb die zwo Tafeln des Gesetzes, die aber niemand nachher mehr gesehen zu haben scheint, obgleich die Lade des Bundes, worinnen sie lagen, viele Aenderungen litt; und erst da das Volk an seiner Wiederkunft zu verzweifeln anfieng, kam es auf den Einfall, in Begleitung des **Mnevis** nach **Egypten** zurückzukehren. Leicht konnte **Moses** von dem Berge die Bewegungen im Lager bemerken; und wo sollen nun, da er herabeilte, die vierzig Tage seines Gebets herkommen. Ausdrücklich sagt er im 2ten Buche 32, 7. „Jehova aber sprach: **gehe, steige hinab,** „denn dein Volk, das du aus Egypten geführet hast, „hats verderbt; sie sind schnell von dem Wege getreten, „den ich ihnen geboten habe.“ Nur so viel Zeit läßt sich **Moses** nun noch, den **Jehova** zu erinnern, daß es sehr übereilt von demselben würde gehandelt seyn, das Volk zu vertilgen, und den Schwur zu vergessen, den er **Abraham** u. s. w. geschworen habe. Gleich als hätte **Moses** nicht mit zu den Nachkommen **Abrahams** gehöret; und als wäre **Abrahams** Saamen

vertilgt

vertilgt gewesen, wenn Moses Nachkommen zum grossen Volke geworden wären. Es geben diese und ähnliche Stellen Licht über die Herkunft Moses, weil sonst diese Drohung in seinem Munde äußerst auffallend hätte seyn müssen. Ohnerachtet aber Moses im 2ten Buch K. 32, vom 8. bis 15. Verse ausdrücklich behauptet, daß er für Israel gebeten habe, noch ehe er vom Berge herabstieg, so weiß es der Verfasser des 5ten Buches doch besser, und läßt Mosen erst herabgehen, die steinerne Tafeln zerschmeissen, und durch vierzigtägiges Fasten und Beten den Jehova besänftigen. Im 25sten Verse des 9ten Kapitels im 5ten Buche läßt er Mosen zum drittenmal vierzig Tage und Nächte fasten und beten, wovon aber das 4te Buch Mose Kapitel 14 kein Wort weiß. Auch war bey dem schrecklichen Aufruhr, wo Mosis und seiner Anhänger Leben in der augenscheinlichsten Gefahr war, keine Zeit zu vierzigtägigen Fasten und Beten.

Im 5ten Buch Kapitel 5, v. 2. sagt er: „Jehova unser Gott hat einen Bund mit uns gemacht in „Horeb, und nicht mit unsern Vätern machte er diesen „Bund, sondern mit uns, die wir gegenwärtig sind „und leben.“ Dieser Bund hatte nichts anders zum Gegenstand, als den Besitz von Palästina, und diesen Bund hatte Gott Jahrhunderte vorher, nach dem 1sten Buch Mose 15, 18, schon mit Abraham gemacht. „An dem Tage machte Jehova einen Bund mit Abra„ham, und sprach: deinem Saamen will ich dieses Land „geben, von dem Flusse Egyptens an, bis an den gros„sen Strom Euphrat.“ Im 17ten Kap. v. 7. 8. „Ich will mit dir und deinem Saamen nach dir, auf „künftige Generationen, einen ewigen Bund machen, „daß ich dein Gott, und nach dir der Gott dei„ner Nachkommen seyn will, und will dir und dei„nem Saamen nach dir geben das Land deiner Pilgrim„schaft,

„schaft, das ganze Land Chenahan zum ewigen Erbe; „und will ihr Gott seyn.“

Eben dieses ist der Gegenstand des Bundes auf Horeb und im Lande der Moabiter, und die Bedingnisse desselben sind jene des abrahamitischen Bundes. In dem letzteren (man sehe darüber nach Deuteron. 29, 12. 13. 14.) ist das Bedingnis dieses: daß Jehova ihre Gottheit seyn sollte und nicht andere Götter; eben so lautet jenes Exod. 19, 5. 6; und eben dieses liegt auch in dem Bedingniß des Bundes mit Abraham. Wie konnte also der Verfasser auf die unwahre Behauptung kommen, Jehova habe einen andern Bund mit Abrahams Nachkommen, als mit demselben selbst gemacht?

Im 5ten Kapitel des 5ten Buchs v. 5 stehen diese Worte: „Damals stand ich zwischen Jehova und „euch, und sagte euch die Worte Jehova; denn ihr „fürchtetet euch vor dem Angesichte des Feuers und stiegt „nicht auf den Berg.“ Sollte man bey diesen Worten nicht denken, es habe von den Israeliten abgehangen, auf den Berg Sinai zu gehen oder nicht. Nun lese man dagegen die Erzählung des 2ten Buchs Moses 19, 10 bis 25, um sich zu überzeugen, wie unstatthaft und unwahr die Behauptung des Kompilators sey, welcher kein Wort von dem Verbote weiß, auf den Berg Sinai zu steigen.

Ich übergehe mehreres, weil schon dieses hinreichend seyn kann, den Unterschied zwischen den Verfassern der Mosaischen Bücher zu zeigen, die überhaupt das Gepräge haben, als wären sie aus einer spätern Feder geflossen. Wenigstens stimmt die ganze Geschichte dieses Volkes sehr schlecht mit den Verfassungen und Anstalten

Anstalten überein, welche Moses gemacht haben soll. So sagt z. B. der Sammler der Fragmente des Buchs der Richter im 2ten Kapitel v. 10, 11: „Da auch „alle, die zu der (Josua's) Zeit gelebet hatten, gester„ben waren, kam nach ihnen eine Generation, die we„der etwas von dem Jehova, noch von den Werken „wußte, die er an Israel gethan hatte, und die Kinder „Israel thäten Unrecht vor dem Jehova und dienten „Baalim.“ Wenn der Jehova wirklich alle die Wunder gethan hätte, welche die Bücher Mosis ihm zuschreiben, so wäre es gänzlich unmöglich, daß in dem zweyten oder dritten Menschenalter nach Moses das Andenken aller der Wunder, die das Volk Israel selbst so sehr verherrlichten, und dem Nationalstolze des Volks so wohl thaten, sollten vergessen gewesen seyn. Sahen überdem die Israeliten in dem Jehova mehr als einen National-Gott, und glaubten sie die Nichtigkeit des Polytheismus, so war es noch weit unmöglicher, zu dem Dienst heidnischer Gottheiten überzugehen, da nur der elendeste Menschenverstand wissentlich Falschheit und Lüge der richtigen Erkenntniß des Wahren vorziehen kann. Mir, und vielleicht manchem Vernünftigen meiner Leser, kommt die ganze Theologie der Israeliten als eine blos politische Sache vor, worüber weder Moses noch Josua das geringste Zusammenhangende, als wäre sie religiöses Lehrgebäude, gedacht oder zur Wissenschaft des Volks gebracht haben, oder bringen konnten. Daher kam es denn, daß die Israeliten den Jehova nur so lange für ihren National-Gott ansahen, als sie unter seiner Regierung glücklich waren, und das Beste der Stämme blühte; sobald aber das Volk sich in dem Zustande seines Glücks herabneigte, und seine Staaten sich eher durch die Macht der angrenzenden Heiden verminderten als erweiterten, so nahm das Zutrauen zur Macht ihres Königes Jehova im Verhältnisse der Macht des Volkes

selbst ab; und sobald sie sahen, daß sich die Heiden bis zu ihrer Unterdrükkung erhoben und heranwuchsen, so stieg ihr Zutrauen zu jenen mächtigern Göttern, die ihr Volk so stark zu unterstützen schienen, und dem Jehova, dem Scheine nach, überlegen waren. Sie erwählten sie zu ihren Gottheiten, um gleichfalls durch ihren mächtigen Schutz gestärkt, nicht völlig unterdrückt zu werden. k) Dieses mußte auch vollkommen eintreffen; denn sobald als Völker die Religion der Ueberwinder annehmen, so erhalten sie Rechte der Unterthanen, sind weniger verhaßt, und werden dem Allgemeinen des Staates angereihet, und eben dadurch weniger gedrückt. In diesem Falle waren die Israeliten, so lange sie keine Heerführer und menschliche Regenten hatten, deren Entschlossenheit den Verfall der Stämme wieder herstellen, und den Muth des Volks Israel wieder beleben konnte. Waren die Heerführer entweder glückliche Meuchelmörder oder Anführer, und zugleich Anhänger ihres alten National-Gottes, so erhob sich die Theokratie des Jehova wieder, und das geschah abwechselnd so lange, bis die Kinder Israes zu Samuels Zeiten, unglücklich unter dem Regimente eigennütziger und ausschweifender Priester, und unter der Despotie des Jehova, der nur die Kinder Aharons und Levi auf Unkosten der übrigen Stämme zu bereichern schien, diesen Jehova

k) Man sehe hierüber nach 2ten Chronik. 28. 23: „Und „Ahas opferte den Göttern von Damascus, die ihn geschlagen hatten, und sprach: die Gottheiten der syrischen „Könige helfen ihnen, darum will ich ihnen opfern, daß „sie mir auch helfen.„ Eine deutlichere Aeußerung von den Meinungen der Juden über die Götter läßt sich wohl nicht erwarten; eben so wenig aber kann irgend jemand behaupten, diese Meinung vertrüge sich mit der Lehre von der Einheit Gottes.

hova dethroniſirten und ſich einen menſchlichen König wählten, den ſie ein- und abſetzen konnten, wenn ſie Luſt hatten, und unter welchem nicht blos Prieſter und Levite ſich emporſchwingen konnte, ſondern auch jeder andere verdienſtvolle Mann, aus allen Stämmen Iſraels.

Dieſe veränderliche Wahl der Gottheiten war aber nur in dem einzigen Falle möglich, wenn die Iſraeliten keine Erkenntniß von der Einheit Gottes hatten. Wenn man mir nur ein einziges Beyſpiel aus der Geſchichte unſrer Reiche anführen könnte, daß je ein Volk vom Unitheiſmus zum Polytheiſmus übergegangen wäre, (wenn es richtige Begriffe davon hatte) ſo wollte ich die Möglichkeit einräumen, daß die Iſraeliten ebenfalls dieſen Schritt hätten thun können. So kann ich ſie aber unmöglich anders anſehen, als wie die Wilden in Kanada, die auf den Namen des Dreyeinigen getauft wurden, ohne ihn zu kennen, oder als die Sachſen, welche unter Karl dem Groſſen, mit dem Schwerdt in der Hand, und ohne weitern Unterricht zum Chriſtenthum gezwungen wurden, und es auch ſogleich wieder verließen, ſo bald die Macht Karls nicht mehr zu nahe war. Das ſchreckliche Blutbad, das er unter ihnen anrichten ließ, und ſeine Armee, brachte, freilich durch Zwang, dieſe Völker allmählig zum Chriſtenthume; und der in ſpätern Zeiten erfolgte Unterricht rottete den Hang zum Polytheiſmus in ihnen aus, daß es ihnen unmöglich wurde, zurückzufallen. Und ſo viel vermochte ſchon der Tritheiſmus, der den Glauben an den einigen Gott nur dem Schein, aber nicht der That nach einführte, ſobald er durch Unterricht bekannt wurde: was hätte nicht erſt die Lehre von einem einzigen Gotte bewirken müſſen, wenn ſie durch Unterricht den Verſtand der Iſraeliten erleuchtet hätte?

Israel wäre das einzige Volk, das in seinen Erkenntnissen grade da immer zurückgegangen wäre, da die Herrschaft des Jehova und seiner Priester im größten Flore stand, und den meisten Einfluß auf seine Denkungsart haben mußte. Aber eine größere Ungereimtheit könnte wohl nicht leicht behauptet werden. Unter den Königen war es leichter möglich, daß die Religionsgrundsätze (wenn welche vorhanden gewesen wären, oder diese in etwas anders als der Kenntniß des jüdischen Computs und Rituale bestanden hätten) verderbt werden konnten; aber dann wären doch nur blos Sekten, wie es in allen Religionen der Welt geschah, aufgekommen, nicht aber das ganze Lehrsystem einer Religion so leicht und so oft gänzlich über den Haufen geworfen worden, als es bey den Juden geschah. Allein so war der Lehrbegrif von der Gottheit bey allen damaligen Völkern derselbe; die Art der Gottesverehrung eben dieselbe, und es war weiter nichts nöthig, als den Namen des Gottes zu ändern, und etwa einen Altar nach dem Muster eines damascenischen in den Tempel zu Jerusalem zu setzen. Die Grundbegriffe von der Gottheit blieben immer dieselben, und waren bey Heiden und Juden so eingerichtet, daß der für seine Zeit weise König Salomo eben so gut dem Jehova Hekatomben, als vielleicht eben demselben unter einem andern Namen die Kinder seiner Unterthanen opfern konnte. Ein Volk, welches glaubte, Jehova selbst habe Abraham das Opfer seines einzigen Sohnes anbefehlen können; ein solches Volk mußte mit der größten Leichtigkeit zu Menschenopfern übergehen, weil es glaubte, sie wären ein süßer Geruch ihrem Könige. Noch mehr erleichterten die Befehle des Jehova diesen schrecklichen Opferdienst, da er gebot, daß man alle Gefangene und Feinde, Männer, Weiber und Kinder, ihm verbannen und darbringen sollte — Du sollst nichts von ihnen leben lassen was athmet,

nehmet, sondern sollst sie verbannen. Deuteron. 20. 16, 17. Man lese nach die schrecklichen Foderungen des Jehova, die er wegen Achan, der aus der Beute etwas entwendet hatte, that: welcher erfunden wird im Banne, den sollt ihr mit Feuer, und mit ihm alles was er hat, verbrennen; Jos. 7, 15. Man lese die abscheuliche Liste von blutigen Schlachtopfern, die auf Befehl des Jehova, der ärger dem ein Moloch in Palästina wüthete, ihm gewürgt wurden, Josua 10, von einem Ende des Kap. bis zum andern. — Wer kann da sich noch wundern, daß Israel von seinem Dienste zum Dienste Baals und Molochs übergehen konnte? Kann es dem Lande nicht gleichgültig sern, wie der Tyrann heißt, der es despotisch beherrscht?

Ueberdem war es auf alle Art unmöglich, daß die Israeliten, bey dem Despotismus des Jehova, auch nur die geringste Anhänglichkeit und Liebe zu ihm fassen konnten. Und dieses dauerte so lange, als der Jehova willkührlich durch seine Priester herrschte, und Abgaben von ihnen foderte, so stark, wie kein Gott anderer Völker that. Die Lasten, welche das ceremonialische Gesetz Jehova's auf sie legte, war ungleich drückender als die leichtsinnige Drohung Rehabeams, und als alle Lasten der Israelitischen Könige, welche durch Einführung des Dienstes des Minevis und anderer Götter, das Joch des Volks zu erleichtern suchten, die Abgaben an den Jehova dadurch den Unterthanen ersparten, als Väter für ihre Unterthanen sorgten, und des erlittenen Verlustes halben von weissagenden Priestern verfolgt wurden. Deshalb unterließ der Staatskluge Jehu, ob er gleich den Dienst des Baals, der mit grausamen und entvölkernden Opfern begleitet war, abschafte, dennoch nicht, den Dienst des Minevis jenem des

Jehova

Jehova vorzuziehen. Die Tyranney der Könige reichte lange nicht an jene der Prieſter, unter dem Namen Gottes. Während der Theokratie wurden ſie faſt immer unterjocht, und das Volk war ohne Sicherheit und Schutz; der ohnmächtige Prieſterſtand vermochte blos durch Aberglauben, durch das herumtragen der Lade Jehova etwas, aber dieſes Mittel ſchlug manchmal fehl; und wurden die Iſraeliten zinsbar, ſo hieß es immer: **ihr habt übel gethan vor dem Herrn, nicht genug geopfert**, u. ſ. w. So finden wir Iſrael während der Regentſchaft des Jehova in einer beſtändigen Ohnmacht; unter den Königen hingegen ſpielte es eine ganz andere Rolle.

Moſes, zu deſſen Zeit man von andern, als deſpotiſchen Regierungsformen, keine Kenntniß hatte, führte ſie alſo ein, und beſchrieb dem Volke aus dieſem Grunde ihren Regenten ſo eiferſüchtig, ſo ſchrecklich, ſo unzugänglich und ſo grauſam, daß er bey demſelben ſclaviſche Furcht ohne alle Zuneigung hervorbrachte. Die geringſte Beleidigung der Hofbedienten oder der Ehre des Jehova's wurde mit Todesſtrafe belegt, wie an **Nadab** und **Abihu**, **Korah**, u. ſ. w. oder wie durch die abſcheuliche Maſſacre bey Rächung des Kälberdienſtes. Wer ſich nur unterſtand den Namen des Jehova auszuſprechen oder zu nennen, mußte des Todes ſterben. 3 B. Moſ. 24, 16. „Wer den Namen „Jehova ausſpricht, der ſoll ſterben, die ganze Ver„ſammlung ſoll ihn ſteinigen, es ſey ein Ausländer oder „ein Landeskind; ſpricht er meinen Namen aus, ſo ſoll „er ſterben.“ Eben ſo wenig litt es Jehova, daß man den Namen eines andern Gottes ausſprach oder ihn hören ließ. 2 B. Moſ. 23, 13. Gegen die Uebertreter eines ſeiner Geſetze war Jehova äuſſerſt ſtrenge und barbariſch: „Verflucht ſey, wer nicht gläubt die

„Worte

„Worte des Gesetzes, sie zu erfüllen — Deuteron. 27, „26. Werdet ihr mir aber nicht gehorchen, nicht thun „nach allen meinen Rechten, übertrüßig werden mei„ner Gesetze, und nicht beobachten, was ich euch befohlen „habe, und den Bund mit mir brechen, so will ich ge„gen euch auf gleiche Art handeln; Schrekken, Schwind„sucht und langwierige Krankheiten, bey denen ihr ver„geblich und muthlos nach Genesung ausschet, will ich „zu Rächern über euch bestellen; vergeblich sollt ihr „euern Saamen säen, eure Feinde sollen davon essen; „ich will mein Angesicht gegen euch richten, daß ihr ge„schlagen werdet von euren Feinden; die euch hassen, „sollen über euch herrschen; ihr sollt fliehen, wo euch „Niemand verfolget. Wenn ihr mir auch dann nicht „gehorchet, so will ich im Strafen siebenmal so hartnäk„kig seyn, als ihr im Sündigen. Ich will euern Stolz „und Halsstarrigkeit brechen; euern Himmel wie Eisen, „und eure Erde wie Metall machen; vergeblich soll alle „eure Mühe verwandt seyn, das Land soll euch kein Ge„wächse, der Baum auf dem Felde keine Frucht geben. „Gehet ihr dann mir noch entgegen, so will ich siebenmal „so hartnäkkig, als ihr im Sundigen send, mehr Stra„fen auf euch legen. Ich will reissende Thiere unter „euch schicken, die euch zu Wittwen, Waisen und kin„derlos machen; eure Heerden will ich aufreiben und „eure Zahl so sehr mindern, daß die Wege bey euch öde „werden. Lasset ihr euch hierdurch noch nicht bessern, „sondern gehet mir ferner entgegen, so will auch ich euch „entgegen gehen und euch strafen, siebenmal so hartnäk„kig will ich im Strafen seyn, als ihr im Sündigen; „ich will Kriege, Kriege der Rache wegen gebrochner „Bündnisse, über euch bringen; in Vestungen sollt ihr „euch ziehen müssen, und da will ich die Pest unter euch „senden, u. s. w. Ihr sollt das Fleisch eurer Söhne „und eurer Töchter fressen, eure Götzenhöhen will ich

„zerstöh-

„zerstöhren, eure Sonnensäulen umwerfen, und eure „Leichname auf die Trümmer eurer Götzenbilder hin„schmeissen, ꝛc. Unter fremden Völkern sollt ihr umkom„men, und das Land eurer Feinde soll euch verzehren; „wer noch übrig bleibet, soll für seine Sünde, und noch „dazu für die Sünde seiner Väter im Lande der Feinde „bey langsamer Auszehrung büßen. 3 B. Mos. 26, „14 — 40.„

Der Verfasser des 5ten Buchs **Mosis** schüttet im 28sten Kapitel ein noch weit reichhaltigers Füllhorn von Verfluchungen und Vermaledeyungen aus, als ich eben kopirte. Es ist schauderhaft zu lesen, so wie das 27ste und 28ste eben dieses Buches. Wer erkennt hier nicht die Absicht Mosis, bey Errichtung der Theokratie, den Eifer eines großen Mannes, dem es daran gelegen ist, sein Gebäude auf einem festen, aber despotischen Grund aufzuführen? Wer sieht nicht, daß Furcht die Basis vom Königreiche des **Jehova** seyn soll? Ueberall heißt es, „fürchtet den **Jehova**!„

Wie konnte nun ein Volk, das einen so grausamen Regenten hatte, ihn lieben? Es ist gewiß nichts auffallendes darinnen, daß es so oft ihn verließ, und endlich ihm gar Scepter und Regentschaft entriß. Aber alles dieses waren Folgen des Mangels von richtiger Gotteserkenntniß, und eben dieses Volk hieng ihm nach der Zurückkunft aus Babilon um so treuer an, da die Schriftgelehrten sich des Volksunterrichts mehr annahmen, die Lehrer bessre Begriffe von Gott erlernt hatten, und die Regierungsform selbst sich mehr zur republikanischen neigte, und die eigentliche Theokratie nicht wieder eingeführt wurde.

In eben der Art, wie die Mosaische Religion jede Pflicht gegen die Gottheit durch Furcht vor derselben mehr erzwang, als daß sie durch Lehren von der unbegrenzten Gnade Gottes das dankbare Gefühl der Menschen

schen zur freywilligen Befolgung heilsamer Befehle hätte erwekken sollen: in derselben Art erstickte sie alles, was man im weitesten und engsten Verstande Tugend nennt. Je mehr die Völkerschaft der Mosaischen Religion ergeben war, je eigennütziger, grausamer, rachgieriger, unversöhnlicher, stolzer und lasterhafter muste sie nothwendig werden. Ich rede von den alten Zeiten, denn so sehr noch unser jüdische und christliche Pöbel jene Fehler, wozu die Mosaische Religion Anleitung gab, an sich haben mag, so ist es doch auch unläugbar, daß der Umgang mit andern Völkern, und die Abhängigkeit von andern Systemen, als das Mosaische Staatssystem war, Einige unter diesem Volke erleuchtete, daß alle diejenigen, welche sich der Philosophie ergaben, und es nicht für Sünde hielten, mit Augen des Verstandes zu sehen, diese rauhe Aussenseite abgeschliffen haben, so daß man zur Ehre dieser Nation ihr hie und da ihre vortrefflich-e Männer nicht absprechen kann. Im Ganzen aber erblickt man noch immer die Wirkungen der Mosaischen Religion, einen herrschenden Charakter dieses Volks, welcher nichts weniger denn vortheilhaft ist. Sie sind zu beklagen, daß ihre ersten Lehrer im Gesetze es nicht wagen dürfen, Bahn zu machen in Israel; so sehr stehen ihnen die eingewurzelten Volksmeinungen im Wege. Diese Vorurtheile, die Hartnäkkigkeit, dieser Stolz auf eingebildete Vorzüge der Nazion, hindern sie im Ganzen genommen, und werden sie noch Jahrhunderte hindurch hindern, mit andern Völkern gleiche Schritte in Kultur und Verfeinerung ihres Verstandes zu thun. Setzt man nun noch die Bedrükkungen hinzu, welche sie aller ausposaunten Toleranz ungeachtet zu erdulden haben, und womit man dem Namen der deistischen und christlichen Philosophie, die man zu bekennen vorgiebt, eben nicht die beste Ehre macht, — setzt man hinzu, daß man keinen Mittelweg kennt, sondern aus

Juden

Juden gleich das Extrem, nemlich Christen, nach orthodoxen Begriffen des Unitheismus, (denn ein vernünftiger Deist wird nie öffentliche Verläugnung alter Volksmeinungen fodern,) machen will, eine Foderung, wodurch jeder gutdenkende Jude, der nicht der Abscheu seines väterlichen Volkes seyn will, gradezu von der Ungereimtheit unsrer Volksmeinungen überzeugt, und von der Annahme einer bessern Lehre abgeschreckt wird: so muß man wohl einsehen, wie schwer, wie unmöglich es diesem Volke ist und gemacht wird, die alten Meinungen mit den bessern einer reinern Philosophie zu vertauschen.

Eigennützig wurden die Juden schon dadurch, daß der Jehova keine andere Saite der Menschheit rührte als jene des Eigennutzes. Alle Belohnungen für die getreue Beobachtung göttlicher Befehle bestehen in zeitlichen Vortheilen, die ihnen versprochen werden. Der Besitz des Landes Palästina wird ihnen so reizend vorgemalt, ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Beute dieses Landes, seine Fruchtbarkeit und seinen Reichthum gelenkt, um sie dadurch zur willigen Annahme der Mosaischen Anordnungen und des Gesetzes zu bewegen. — Nirgends findet man einen Beweggrund, gut zu handeln, der aus dem Gefühl von der Schönheit einer guten Handlung selbst entspringt; weil man dazumal solcher Empfindungen noch gänzlich unfähig war. Vergebens wird man in allen Mosaischen Büchern auch nur einen Beweggrund zu irgend einer edelmüthigen Handlung suchen; vergebens ein Gebot der Uneigennützigkeit — denn das Volk hatte so wenig davon einen Begriff, als sein Gesetzgeber. Im Gegentheile verordnen die Mosaischen Gesetze überall den Ersatz über den Verlust; und dies konnte nichts weniger als Begriffe von milder Uneigennützigkeit geben.

Grausam

Grausam wurden sie durch die mörderischen Befehle ihres Jehova. Selbst der mildeste ihrer Regenten, David, ließ die Bewohner von Rabba, deren König ohne das Verschulden seiner armen Unterthanen Davids Gesandten den Bart hatte abscheeren lassen, „unter eiserne Sägen und Zakken und eiserne Keile „legen, und verbrannte sie in Ziegelöfen, und so that er „allen Städten der Kinder Ammon.“ 2tes B. Sam. 12, 31. Unter ihnen selbst galt das grausame Gesetz: Auge um Auge, Hand um Hand, Zahn um Zahn, Fuß um Fuß, mit einem Worte, das niederträchtige Recht der Selbstrache. Seinen Feind zu verfolgen und den Mörder mit eigner Hand zu ermorden, oder jene Vorrechte des Bluträchers wurden durch göttliche Vorschriften des Jehova geheiliget, u. s. w.

Die ganze Mosaische Religion berechtigte auch den gemeinsten Israeliten zu einem grosen Hochmuthe. „Ihr solt mein Eigenthum seyn vor allen Völkern, ein „priesterlich Königreich und ein heiliges Volk soll mir „Israel seyn.“ 2tes Buch Mose 19, 5. 6. Aehnliche Versicherungen Jehova's, begleitet mit jenem Abscheu, den er gegen alle andere Völker der Erde hat, konnte dieses Volk wohl nicht anders als unbändig stolz und hochmüthig machen.

Lasterhaft aber wurden sie, nicht nur durch diese schon gemeldete Veranstaltungen, sondern die ganze Mosaische Religion brachte diese traurige Wirkung hervor. Zwar war in Zeiten, wo gewisse Laster den Rang herrschender Tugend hatten, der unselige Einfluß auf die kommende Zeiten der mehreren Aufklärung, dem Gesetzgeber unbekannt; zwar wußte er nicht, daß einst Zeiten seyn würden, wo sein ganzes System das Glück

seiner geliebten Nation gänzlich untergraben würde, aber die Schuld der Nachkommen war es, daß sie von einem so unglücklichen Systeme nicht abweichen wollten, sondern es immerdar für die unverletzlichste, heiligste Pflicht hielten, das zu beobachten, was sie von Gott selbst erhalten zu haben sich — einbildeten.

Der Opferdienst gewährte jedem Israeliten, der etwas zu opfern hatte, Strafloſigkeit von der schwärzesten Handlung, wenn sie anders nicht kapital war. Dem Pöbel wurden seine Lasten dadurch erleichtert, daß man mit kleinen Opfern zufrieden war, die in Verhältniß mit seinem Vermögen standen. Alle Jahre wurde ein allgemeiner Ablaß durch das große Versöhnopfer publicirt; und war der ledige Bock, mit den Sünden Israels zwischen den Hörnern, dem Dämon Azazel in die Wüste überliefert: so war Israel von allen Bosheiten und Uebelthaten des verwichnen Jahres frey, und der arme Bock, der sie nicht gethan hatte, mußte sich mit herumschleppen. Diese leichte Art, unmoralische Handlungen gut zu machen, öffnete dem Reichen Thür und Thore zu aller Lasterhaftigkeit, und beförderte den Sittenverderb, besonders in den spätern Zeiten der Juden. Da die Israeliten noch wilde Völker waren, so sah man dieses vielleicht für die schicklichste Art an, den Lastern Einhalt zu thun, weil man den herrschenden Geist aller irrenden Völker, den Eigennutz, durch Opfer ihres tadellosesten Viehes, welches ihr bestes Vermögen ausmachte, kränkte; da aber die Juden erst in Städten sich vereiniget und unter Königen in einen Staatskörper sich verbunden hatten; da der Stärkere sich von der Beute anderer bereicherte, da war es ein grundverderbliches Gesetz und brachte jene Abscheulichkeit in dem Charakter der jüdischen Nation hervor, welche sie zum Abscheu aller

ler geſittetern Völker, und ſo verderbt machte, als wir ſie bis zu den Zeiten Trajans finden. Kein Volk hatte eine ſchlechtere Moral, (und im Grunde hatten ſie gar keine) grauſamere Politik, abſcheulichere Sitten und elendere Denkungsart, wie dieſes Volk. Aufruhr und Rebellion, Meuchelmord im Namen des Herrn durch Zeloten, Erwürgen und Blutvergieſſen, Hurerei und Schamloſigkeit, Verfolgung aufgeklärter Männer, Geiz und Raubſucht, Betrug und boshafte Tükke; in dieſen und mehreren Laſtern beſtand der herrſchende Geiſt der Nation. So kannten ſie Griechen und Römer, ſo ſchildern ſie uns ihre eigne heilige Schriften, ſo Joſeph, Gorions Sohn, und Joſeph, der Knecht der Römer.

Und alles dieſes entſprang aus ihrer Religion. — Ihr eigner Gott war grauſam und blutdürſtig, willkührlich und ſittenlos, dachte immer ſiebenmal ärger als die Juden, machte Anſprüche auf politiſches Regiment, und bewaffnete dadurch die Hände der Unterthanen, und durch Ruhmſucht die Hände abſcheulicher Zeloten, die nichts anders denn jüdiſche Banditen waren. Erwürgen und Blutvergießen war genehmigt vom Jehova, denn er hatte es als Strafe gedrohet, und jene Wütriche, jener Abſchaum der Nation, ſah ſich für das Mittel in der Hand Jehova's an, dieſe Drohungen zu vollziehen; Strafe lag auf der Beraubung der Jungfrauſchaft, (wo der Beweis faſt ins Unmögliche erſchwert war) aber keine auf Hurerei. Seine Sklavin beſchlafen, hieß ſein Eigenthum benutzen und ſie demüthigen; ſich zu ſcheiden wurde erlaubt. Der Raub ward als eine Belohnung für Beobachtung des Geſetzes verſprochen, der Betrug durch einige Geſetze zwar beſtraft, aber durch die Leichtigkeit der Strafe er-

muntert, und Bosheit und meuchelmörderische Tücke durch die Rechte der Selbstrache, der Wiedervergeltung und Freystädte (welche eigentlich als Gegenmittel verordnet, aber nicht gehörig erwogen und höchstens nur auf die ältesten Zeiten paßlich waren,) befördert.

So wenig auch dieses alles Intenzion des Gesetzgebers war, und so gewiß er durch diese Meinungen und Gesetze von Gott, den damals herrschenden Staatsübeln zu begegnen suchte; so nothwendig flossen doch alle diese traurige Folgen aus denselben selbst. Die Mosaischen Gesetze taugten nach dem Urtheil des richtigen Beobachters wohl dazu, ein nomadisches Volk, das aufrührisch und rebellisch von Natur war, durch Duldung ihrer Fehler und despotische Gesetze, in einem Staat zu vereinigen; aber zu nichts weniger als dazu, diesen Staat zu erhalten. Hätte **Moses** ohne vorgegebne göttliche Sendung diesen Zweck erhalten können, so würde man im Verfolge ganz andere Vorkehrungen zu treffen im Stande gewesen seyn; da dieses aber der Fall nicht war, so wurden alle Sanktionen, alle geschmeidige Nachsicht wilder Sitten und Gebräuche, durch die oberste Gottheit des Volks geheiliget, und blieb ein ewiges unverbrüchliches Grundgesetz, das niemand verändern, oder umstossen durfte. Dadurch aber erhielt auch der Charakter und Geist der Nation die unglückliche Richtung zu nomadischen Lastern; daher trift man noch bis diesen Tag, — so weit es nemlich den Umständen nach möglich ist, und herrschende Gesetze jetziger Staaten, so wie der Einfluß der bessern Kultur unserer Zeiten es erlauben, — jene alberne Gebräuche, Sitten, Gewohnheiten, den Stolz und die Völkerverachtung, die jetzt am unrechten Orte stehet, und, mit einem Worte, jene leicht zu erkennende Züge des Judenthums

thums unter ihnen an, welche sie zum Gegenstande des Mitleidens gutdenkender Menschen, und der Verachtung des Pöbels machen.

Aber nicht den Juden that die Meinung von der Göttlichkeit der Mosaischen Schriften und Sendung jenen unübersehbaren, unermeßlichen Schaden; sie wirkte auch, nur mit verminderter Kraft, auf das Christenthum. Weil Jesus Christus sich hie und da einiger Volksmeinungen unter Juden, die an die Göttlichkeit ihrer Schriften glaubten, bediente; daher schlossen die Anhänger seiner Lehre im Verfolge: J. C. habe sie wirklich als göttlich anerkannt; gleich als könnte z. B. nicht ein Christ, um einen Judier zu seiner Meinung zu bewegen, ihn auf seine eigne heilige Bücher verweisen, wo eben diese Meinung zu finden ist, ohne deshalb seine Bedam's für das zu halten, wofür sie der Judier hält. J. C. lehrte überdem deutlich eine dem Alten Testamente so schnurstracks entgegenlaufende Lehre, daß man allenfalls, wenn man zu sehen Lust hat, mit einem Auge schon erkennen kann, daß er es für nichts weniger als göttlich hielt, aber auch deshalb nicht gradezu dasselbe verwarf, weil dies seinem Entwurfe unendliche Schwierigkeiten entgegengesetzt, oder ihn wohl gar vereitelt haben würde; auch konnte er sich desselben sehr gut bedienen, um die Aufmerksamkeit eines Volks, das so viel auf seine heiligen Bücher hielt, auf sich zu lenken.

Man nehme aber den praktischen Theil der christlichen Religion, so wie wir denselben Christo zu verdanken haben, so wird sich leicht ergeben, daß er nichts weniger denn mosaisch oder jüdisch ist. — Er enthält im Gegentheile die herrlichsten Schätze philosophischen Nachdenkens, und abgesondert, was noch das Gepräge

der Zeitbedürfnisse seiner Entwürfe trägt, so ist dieser Theil seiner Religion, die herrliche Lehre des Verstandes, anwendbar auf alle Völker, die den gehörigen Grad der Gesittetheit haben, und derselben empfänglich sind.

Aber alles, was noch von Zorn und Strafgerechtigkeit Gottes gesagt wird, alles, was auf willkührliche Foderungen, Belohnungen und Strafen, alles, was mit einem Wort dahin abzielt, die Gottheit zu den Schwachheiten und Unvollkommenheiten der Menschen herabzuniedrigen: alles dieses sind Ueberbleibsel des Judenthums, Folgen der ungegründeten Meinung, daß das Alte und Neue Testament beydes göttliche Bücher seyen, und Beweise, wie barbarisch noch Menschen seyn können, welche Verfassungen der Wilden als ein Gesetz ansehen, das sie noch zum Theile als göttlich*) zu beobachten verbunden wären.

So hat die Lesung der Geschichten A. T. und der Psalmen vorzüglich, (weil man diese gefährlichen Bücher, voll der elendesten Gesinnungen und Grundsätze, die ganz jenen J. C. widersprechen, schon Kindern in die Hände gab,) den bessern Eindrücken der christlichen Sittenlehre ungemeinen Schaden, so daß der größte Theil der Christen von Jugend auf gewöhnt ward, als ein Christ zu glauben, und wie ein Jude zu handeln. Denn man faßt leichter, was keine edle Anstrengung und

*) Es ist sehr eigen, daß man sich verbunden glaubt, zum Theil die göttlichen Foderungen des A. T. befolgen zu müssen, und nicht alle; gleich als wären jene, von denen man sich dispensirt, weniger göttlich, als die ersten; und gleich als könnte der Wille Gottes aufhören, Wille Gottes zu seyn!

und würdige Bemühung fodert; und kann man unter göttlicher Autorität ungestraft lasterhaft seyn, so fällt es einem Menschen von mittelmäßigem Verstande und jüdischer Erleuchtung nicht einmal ein, sich an grosse Tugenden zu machen. Man entschuldigt sich beim Bewußtseyn niedriger Handlungen mit dem Beispiele der heiligen Männer des Judenthums, und selbst christliche Lehrer sind oft — rasend genug, die Gewissen ihrer Beichtkinder mit Anziehung solcher Exempel zu beruhigen; gleich als könnten Bubenstükke unsrer Vorväter die unsrigen von der Infamie befreyen, welche sie zu allen Zeiten verdienen. Es ist freilich die ruhigste Lagerstätte für Schurken und Böswichter, und ein Mörder auf dem Rade ist im Stande, die lieben Engleins zu sehen, die ihn in Abrahams Schoos tragen, bloß weil sein Geistlicher seinen Glauben mit Davids oder Mannasse's Beyspiele stärkt, oder, was noch traurigere ist, und wie ich als Augenzeuge gesehen habe, dem Böswicht den wahren Leib und das wahre Blut Christi mit auf den Rabenstein giebt, und ihm versichert, daß nun alles gut gemacht sey, und der Teufel keine Gewalt mehr an dem Delinquenten habe. Dem armen Sünder selbst mag dieses freilich weder nutzen noch schaden können, aber den Umstehenden geben ähnliche Behauptungen Freyheitsbriefe zu aller Bosheit und jeglichem Laster.

Dieß alles sind traurige Reste des unglüklichen Glaubens von Göttlichkeit des A. T. und der Heiligkeit seiner canonisirten Barbaren und Böswichter, die zwar zu ihrer Zeit den Namen großer Männer verdienten, aber nach dem Maasstabe jetziger Beurtheilung keinen andern Namen verdienen, als ich ihnen beylegte, und jetzo zu keinem Gegenstande irgend eines religiösen Bedürfnisses gebraucht werden können.

Von Unſterblichkeit der Seele hatte Moſes ſo wenig als ſeine Lehrer irgend einen Begriff. Daher ſind alle Verheißungen ſeines Jehova und alle ſeine Drohungen Genuß oder Entbehrung zeitlicher Güter. Es würde eine ſehr vergebliche Arbeit ſeyn, wenn ich mich hierüber weiter einlaſſen wollte: da der Fragmentiſt dieſes unwiderleglich erwieſen hat. Ich habe nichts hinzuzuſetzen, als eine ſchicklichere Erklärung der Worte des Prediger Salomo im 12. Kapitel: „Der Staub „kehrt wieder zur Erde, wovon er kam, und der Athem „wieder zur Gottheit, die ihn gab.“ Ich habe ſo ſchon im Vorhergehenden die Erklärung dieſer Worte gegeben, und eine ganz ähnliche Stelle aus dem Plutarch angeführt, welche, wenn man den Sinn der Egyptier damit verbindet, eben ſo wie die Salomoniſche zu verſtehen iſt. Der רוח bezeichnete mehr das Leben und den Athem der Menſchen, als daß man in dem allerunphiloſophiſchſten Zeitalter der Welt die verfeinerten Begriffe von einem unſterblichen Weſen damit hätte verbinden ſollen. Der Athem gieng zum unermeßlichen Aether zurück, der größten Gottheit der Egyptier und Moſis, in welchem er zerflatterte und gleichſam verſchlungen wurde. Salomo ſelbſt beſtimmt dieſes näher, denn in ſeinen Worten liegt kein andrer Sinn als dieſer: jedes Weſen nimmt ſeine eigene Theile zurück, die Erde Erde, die Gottheit das, was ſie von ſich hingab. Hier iſt die völlige Vereinigung des רוח mit der Gottheit nicht irgend Nebenexiſtenz der Seele auſſer Gott; ſondern grade wie das Syſtem der Egyptier lehrte. Auch jene Stelle des Predigers im 3ten Kapitel v. 21: „Wer „weiß, ob der Geiſt des Menſchen hinauf ſteige zur „Höhe?“ iſt in eben dem Verſtande zu nehmen. So wie die Egyptier dem großen Weltgeiſte in den höhern Regionen ſeinen Aufenthalt anwieſen, und glaubten,

daß

daß alles, was von ihm ausgegangen war, seiner Natur nach sich wieder mit ihm vereinigen, und in die höhern Gegenden zu ihm sich erheben müsse; eben in dem Sinne sagt **Salomon**: „Es geht dem Menschen, wie „dem Vieh, wie dies stirbt, so stirbt er auch; sie haben „beyde denselbigen (רוח) Athem, oder Geist, und der „Mensch hat nichts mehr, denn das Vieh — Es fähret „alles an einen Ort, alles ist von Staub, alles kehrt zum „Staube zurück — und zweifelnd setzt er hinzu: „wer „weiß ob der Athem der Menschenkinder selbst aufwärts „steige?„ Im 9. Kap. v. 5. 9, zeigt **Salomo** auch sehr deutlich, daß er ein Aufhören der Menschen glaube. „Die „Lebenden wissen sie werden sterben; die Todten selbst aber „wissen nichts. Alles, was deine Hand zu wirken fin„det, das thue in deiner Kraft, denn nach dem Tode „(im Grabe) findet weder Arbeit, noch Wissenschaft, „noch Verstand, noch Weisheit mehr statt.„ Und dahin zielen alle seine Klagen, (so wie jene Klage **Heban's** Ps. 89, 48. 49.) daß es dem Gerechten gehe wie dem Ungerechten, über die Eitelkeit aller Dinge, und endlich der gute Rath, des Lebens mit seinem Weibe so viel zu genießen als möglich, weil dieses Leben überhaupt das einzige Theil des Menschen sey.

Und wenn **Moses** die Kenntniß von Unsterblichkeit der Seele gehabt hätte, wäre es wohl nur entfernt glaublich, daß er sich derselben nicht sowohl bey den Verheißungen des **Jehova**, als bey dessen Drohungen und bey jeder Gelegenheit sollte bedient haben? Die Lehre von Unsterblichkeit der Seele und göttlicher Vorsehung hat von ihrer Entstehung an, die glänzendsten Einflüsse auf das praktische Leben der Menschen gehabt, ihre Sittenlehre verfeinert und die erste Idee zur Tugend gegeben. Die Menschen hatten, so lange sie dieser mächtigen Stützen beraubt waren, nicht die geringste Mo-

tiſe zu ſchönen und edeln Handlungen, und nur der Eigennutz mit allen Misgeburten deſſelben konnte jenen Völkern, welche dieſe Erkenntniſſe nicht beſaßen, als Bewegungsgrund zu ihren Handlungen dienen. Ein Blick in die Geſchichte der Menſchheit wird dies aufklären. So lange die Völker keine Kenntniſſe der Unſterblichkeit der Seele und der göttlichen Vorſehung hatten, ſo lange waren ihre Sitten wild, barbariſch und grauſam; und dies waren die Egyptier, die Juden und alle Einwohner Aſiens und der übrigen Welttheile. Erſt da findet man Tugend unter ihnen, die dieſes Namens werth iſt, da der Menſch von ſeiner eignen Würde, von ſeiner Unſterblichkeit ſich überzeugt hatte; da wurde die Sittenlehre erdacht, die vorher nicht Sittenlehre, ſondern ſelbſt da, wo etwas ihr Aehnliches gefunden ward, blos politiſche Anordnung der Deſpoten war, um unter dem Schutze ähnlicher Geſetze deſto ſichrer ihre Sklaven feſſeln und zuſammenhalten zu können. So liegt in den Sitten und Gewohnheiten der Juden, bis zu ihrer Zurückkunft aus Chaldea, nicht die geringſte Spur von dieſer Lehre; ſondern die Handlungen aller ihrer Richter und Könige, und des ganzen Volks, zeigen, daß dieſe Grundſatze ihnen unbekannt waren. Ein Volk, ſo furchtſam, wie die Juden, würde ſeinen Jehova gewiß nie verlaſſen, nie verachtet haben, wenn es mehr als zeitliche Strafen zu fürchten gehabt hätte. Aber ſo war es ohne Kenntniſſe der Zukunft, ſahe wie Salomon und Aſſaph, daß es dem Frommen oft nicht anders gehe als dem Gottloſen, und letzterer weiß ſich aus dieſen Widerſprüchen nicht anders zur Ehre Jehova's zu helfen, als daß er ſich überredet, daß noch vor dem Tode jeder Sünder ſeine Strafe leide. Hätte er irgend Kenntniſſe der Zukunft, nur ſo roh als ſie in den Zeiten waren, da man noch willkühreliche Strafen in der

Zukunft

Zukunft glaubte, gehabt, so würde sein Fuß nicht gestraucheit haben, so würde er sich leichter das ganze Problem haben auflösen können. Aehnliche Bemerkungen, ähnliche Unwissenheit von einem künftigen Leben, erleichterte Israel den häufigen Abfall von seinem Jehova.

Daher kam es auch, daß unter den Juden diejenigen, welche nichts weiter als die Mosaischen Schriften für kanonisch erkannten, die Unsterblichkeit der Seele nicht nur nicht annahmen, sondern sogar schlechthin läugneten. Wäre nur ein Gedanke darinnen enthalten gewesen, der diese Lehre begünstigt hätte, so wäre kein Zweifel, daß die Sadducäer entweder diese Bücher Mosis ebenfalls würden verworfen, oder, thaten sie es nicht, auch dasjenige als Wahrheit würden angenommen haben, was darinnen geschrieben stand.

So ist demnach die Mosaische Religion nichts weiter als ein Gemälde der Sitten, Meinungen, Gebräuche und Fehler verschiedner damals lebenden Völker, welche dem Volke Israel zu Muster dienten, und hie und da von Moses verändert, verbessert und verschlimmert wurden; nichts weiter als ein Gemälde der Wildheit der ersten bekannten Zeiten, in welchen Abraham, Isaak und Jakob nichts weiter denn rohe, wilde, nomadische Vorsteher ihrer Stämme waren; nichts anders als ein Beweis, daß einst eine Zeit war, wo ganze Nationen, die sonst in andern Künsten gewisse Vorzüge erlangt hatten, in Rücksicht der Sittenlehre und Philosophie keine Kenntnisse besaßen; daß eine Zeit war, wo man bey ganzen Völkern keine Tugend, am wenigsten in jenen rohen patriarchalischen Zeiten fand; und die ganze Summe der Mosaischen Schriften zeigt uns,

uns, daß dies alles blos politiſche, und nichts weniger als göttliche Veranſtaltungen waren.

Ich ſchließe hier dieſen Band, dem ein anderer nachfolgen ſoll, worinnen ich meine Unterſuchungen über jüdiſche Moral, Prophezeihungen und Geſchichte fortſetzen, und insbeſondre zeigen werde, wie weit vorzüglich die Griechen in Theologie, Geſetzgebung und Sittenlehre, ohne alle Offenbarung, das heilige Volk der Juden mit aller ihrer vorgegebenen Offenbarung übertroffen haben.

Druckfehler und Verbesserungen.

Seite	1	Zeile	11	müßten
—	2	—	6	von unten, [illegible]
—	4	—	17	gewöhnte
—	17	—	2	[illegible]
—	—	—	9	[illegible]
—	—	—	12	[illegible]
—	—	—	13	[illegible]
—	—	—	17	[illegible]
—	—	Note f	2	hinter [illegible] Theil
—	18	—	16	[illegible]
—	—	—	23	[illegible]
—	—	—	24	[illegible]
—	43	—	5, 6	v. u. Diese beyden Zeilen sind durch ein Versehen hier eingerückt, und müssen gänzlich weggestrichen werden.
—	77	—	9	waren [illegible]
—	86	—	1	Mittel
—	87	—	11	[illegible]
—	114	—	2	v. u. [illegible] l. [illegible]
—	115	—	2	[illegible] l. [illegible]
—	124	letzte Zeile		in der Note setze [illegible] pag. 411. [illegible] auf den Jamblich beruft, dessen Stelle hier ist: κατ' ἄλλην δὲ τάξιν προτάττει (ἄρχει) Θεὸν τὸν Ημηφ (welches mit Kneph eins ist) τῶν ἐπουρανίων Θεῶν ἡγούμενον, ὅν φησι νοῦν εἶναι αὐτὸν, ἑαυτὸν νοοῦντα, καὶ τὰς νοήσεις εἰς ἑαυτὸν ἐπιστρέφοντα. τούτου δὲ τὸ ἓν ἀμερὲς καὶ ὅ φησι τὸ πρῶτον μάγευμα προτάττει, ὃ καὶ Εἰκτὼν ἐπονομάζει· ἐν ᾧ δὴ τὸ πρῶτόν ἐστι νοοῦν, καὶ τὸ πρῶτον νοητόν, ὃ δὴ καὶ διὰ σιγῆς μόνης θεραπεύεται. ἐπὶ δὲ τούτοις — ὁ δημιουργικὸς νοῦς, καὶ τῆς ἀληθείας προστάτης καὶ σοφίας, ἐρχόμενος μὲν ἐπὶ γένεσιν, καὶ τὴν ἀφανῆ τῶν κεκρυμμένων λόγων κ. τ. λ. pag. [illegible], wo das übrige steht.
—	141	—	9	[illegible]
—	142	—	13	v. u. [illegible]
—	145	—	11	v. u. [illegible]

Seite	149	Zeile	7 v. u.	und von Zukeipel.
—	152	—	3 v. u.	zu Memphis
—	154	—	10, 11, 12, 13	vor diese Zeilen „
—	159	—	6	statt: über den Spruch; lies: nebst dem Vorsitzenden des Gerichtes
—	—	—	8	statt: gab der Vors. des Ger. lies: über den Spruch,
—	182	—	13	vor Sie „
—	—	—	14	vor den Anfang der Zeile „
—	181	Note 2 Zeile 2		nach Synopsis ein (,)
—	182	—	12	[illegible]
—	191	—	8	erdachte
—	—	—	21	hätten
—	219	—	18	Demeter
—	—	—	3 v. u.	Schiloth-Jesaias
—	223	—	5	bitte
—	—	—	—	Bethlemiter
—	221	—	8	[illegible]
—	223	—	2	[illegible]
—	224	—	2	durch den Genuß
—	229	—	10 v. u.	[illegible]
—	272	—	Not. 2	statt: [illegible] l. Alexander
—	275	—	3 v. u.	Latrina
—	277	—	4	vor gewiß (
—	—	—	5	del. das (,)
—	—	—	13	del. „
—	285	—	21, 22	die irgend ein Phantast, oder ehrlicher oder fortschrittiger, oder lernender Mensch erdachte
—	288	—	12 v. u.	oft ein Werk
—	—	—	10 v. u.	nach verwandter, lies: oft aber auch ein Werk des ehrlichsten, aber gewiß eines nicht überlaufenen Religions-Eifers; oft trägt das Werk einer [illegible] [illegible] - und Wundergläubige ist, aber nie das Werk einer reinen Philosophie
—	289	—	12	erhielten, darinnen,
—	297	—	2 v. u.	st. einiger l. ungemeine
—	298	—	4	Jakob
—	298	—	13 v. u.	„ weggestrichen
—	312	—	5	statt: אורת l. [illegible]
—	318	—	9	[illegible]
—	321	—	7. 8	die beiden „ „ weggestrichen
—	326	—	13	[illegible]
—	—	—	15	[illegible]
—	328	—	5 v. u.	st. Universum l. Urwesen
—	329	—	19	und das sie
—	337	—	25	theilet der allgemeinen
—	345	—	16	[illegible]
—	348	—	14	[illegible]
—	—	—	20	drückte
—	352	—	3	v. u. vor dem

D. Carl Friedrich Bahrdts

naturalistische Gedichte.

Zweite rechtmäßige und vermehrte Auflage.

Germanien im Freyheitsthal 1792.

Im Sterbejahr des Verfassers.

— — Sapiens; sibi qui imperiosus,
Quem neque pauperies, neque mors, neque
vincula terrent.

HORAT.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

An
Herrn Kamler.

Erschrecken Sie nicht, mein verehrungswürdiger Kamler. Ich bin kein Naturalist, in dem allgemein verhaßten Sinne dieses Worts. Wenn ich das wäre, so würde ich mir einen ganz andern Schuppatron er-

wält haben. Ich würde dann ohnfehlbar meinen Gedichten einen weit glänzendern Namen — z. B. den einer Excellenz, oder, einer hochwürdigen Magnificenz — vorgesetzt haben, um mich seiner Protection, gegen die Anfälle unbefugter Meisterer, zu versichern.

Sie, vortreflicher Mann, würden, in dem Falle, mit der Ehre einer Dedikation am allerersten verschont worden seyn: nicht — weil ich Sie dadurch in einige Gefar gesetzt haben würde, Gut, Ehr und Leben zu wagen: denn, in den glüklichen Staaten Friedrichs des Grossen, darf jeder Mensch — so lange er ein guter Bürger ist — seines Glaubens leben und Gott, ohne Furcht vor

Schwert

Schwert und Scheiterhaufen und Absetzung und Achtserklärung — nach seiner eignen Einsicht, wär' sie auch kahle, nakende Vernunft — dienen und ihn verehren: sondern vielmehr — weil ich Sie nicht gern dem Naserümpfen gewisser Leute ausgesetzt haben würde, welche seit einiger Zeit den ganz sonderbaren Schlus aufgebracht und mit einer altweibischen Aengstlichkeit sich gegen denselben vertheidiget haben: „wer der Freund ei„nes Naturalisten ist, wär' er's auch nur, „im weitesten Sinne dieses Ausdruks, durch „eine freundschaftliche Zusammen„kunft geworden, der — muß selbst ein „Naturalist seyn." Und ein solches Naserümp-

rümpfen ist, für einen Mann, der wie Sie die Stille liebt, und mit niemand gern kompromittirt werden mag, doch immer etwas unangenehmes.

Aber, wie gesagt, ich bin kein solches häßliches Geschöpf, wie sich etwa die Herrn Götze, Piederit und Seiler, unter einem Naturalisten denken mögen. Ich nenne mich blos als Dichter — einen Naturalisten: wiefern ich, ohne alle theoretische Kenntnisse von Dichtkunst ja, beinah ohne Lectüre so gar, blos von den Händen der Mutter Natur, zum — ich will lieber sagen Versmacher als Dichter — gebildet worden bin: so wie man etwa in der Fechterschule, den einen Na-

Naturaliſten nennt, der nicht nach Regeln ficht.

Und nun erſt werden Sie es begreiflich finden, warum ich meinen Gedichten Ihren Namen vorgeſetzt und Sie dadurch zu meinem Schuzheiligen ernannt habe. Denn Sie, beſter Mann, ſind unter allen Dichtern, die ich perſönlich kenne, der einzige, der jedes keimende Talent mit ſo viel Nachſicht behandelt, mit ſo viel Güte es unterſtüzt, mit ſo ſeltner Geduld — lieſt, prüfet, tadelt, beſſert, feilt — und mit ſo aufmunternder Herablaſſung jede junge Pflanze auf den Fluren der ſchönen Wiſſenſchaften pfleget und wartet und für ihre Vervollkommung ſo liebreich ſorgt,

als Sie. Was ich demnach, kraft des Ihnen hiemit übertragnen Amts — mir von Ihnen wünsche, erbitte, hoffe — werden Sie wohl, ohne mich in weitern Wortaufwand zu setzen, von selbst errathen. Ich habe Ihnen also nur noch das einzige zu sagen, daß ich stolz auf Ihre Freundschaft bin und daß ich Sie unaussprechlich hochschäze.

Der Verfasser.

Der

Der Herausgeber dieſer zweiten Ausgabe, an die Leſer.

Bahrdt iſt nicht mehr*); aber ſeine Schriften überleben ihn gewis. So ungleich auch der Werth derſelben ſein mag, ſo leuchtet

*) Er ſtarb den 23ſten April, Nachts zwiſchen 11 und 12 Uhr mit vieler Standhaftigkeit und bei völligem Verſtande auf ſeinem Weinberge vor Halle, und ward den 25ſten des Morgens ganz früh ohn alles Gepränge begraben.

tet doch aus allen sehr viel Verstand und Beurtheilungskraft hervor. Er verstand die große Kunst aus allen alles zu machen, was er nur wollte. Würde er bei den Orthodoxen geblieben sein, so ward er eine Stütze der ächt lutherischen Kirche, er war — denn ich möchte ihm beinah das Prognostikon stellen, daß er noch lebte — jezt Superintendent und Professor primarius der Theologie in Leipzig, stach jeden Professor, jeden Prediger in dieser Stadt, durch seinen Kathedervortrag und durch sein ausgezeichnetes Kanzeltalent aus, ward bewundert von den Studenten, angebetet von den Leipziger Schönen, die gewis keine von seinen Predigten versäumten, denn sie kann-

konnten unfehlbar Rechnung machen, daß sie einen vorzüglich beredten Mann hören würden, und nebenbei hatten sie auch das Vergnügen, ihren Liebhaber in der Nähe zu sehen. Er genoß auf die Art Ehre, befand sich in einem glänzenden Wohlstand und war also, wenn man beides zusammen nimmt ein sehr glücklicher Mann. Als orthodoxer Theologe konnte er freilich in unserm seelgeisterischen Jahrhundert als Schriftsteller keine sehr glänzende Rolle spielen, doch er hätte als Philolog, als bloßer Ueberseßer der griechischen und römischen Autoren, weil er hierzu ein vorzügliches Talent besaß, mit Ruhm Schriftsteller werden können.

Allein

Allein er verließ nun einmal eben so schnell als unerwartet die Fahne der Orthodoxen, und neigte sich auf die Seite der Hetrodoxen und Neologen, ja er hätte bei seinen großen Talenten, bei seinen Gaben der Darstellung, die ganz in seiner Gewalt war, bei seiner unübertrefbaren Kunst, seinen Angriffen nie Blößen zu geben, sondern das Ungeheuer der Schwärmerei und des Aberglaubens, am rechten Ort anzugreifen, leicht sich zum Stifter einer neuen Sekte aufwerfen können. Kein kleiner Haufe war ihm mit Mund und Herzen zugethan; wenig wagten es aber dies laut zu bekennen, weil sie nicht gerne ausser Brodt wollten gesetzt sein.

Seine

Seine Freimüthigkeit zog ihm die Reichsacht zu. Entsetzt von seinen Aemtern, verlassen von seinen Freunden und Gönnern irrte er umher, um eine Freistatt zu finden, die ihm endlich von Friedrich dem Grossen, dem Freunde der Toleranz, in seinen Staaten vergönnt ward. Auch Friedrich Wilhelm der Zweite schützte ihn, und war noch so gnädig, eine viel härtere Strafe, in eine Festungsstrafe zu verwandeln.

Eben so wenig ich mich zum Vertheidiger aller seiner Meinungen verstehn würde, eben so wenig kann ich ihn verdammen, weil ich nach meiner Denkungsart fest überzeugt bin, daß kein Mensch berechtiget ist, den andern

dern wegen Meinungen zu verfolgen und zu verdammen. Nur in dem Falle verdient ein Mann wegen seiner Meinungen zur Verantwortung gezogen zu werden, wenn sie dem Staat, worin er lebt, Nachtheil bringen sollten, wenn sie aufrührische Sätze entwickelten. So bald sie aber Streitigkeiten der Gelehrten betreffen, die vor achtzehnhundert Jahren so wenig aufs reine gebracht waren, so wenig nach abermals zurückgelegten Achtzehnjahrhunderten dies geschehen möchte, so muß in diesem Falle jedem seine Meinung, selbst denn, wenn er sie laut und öffentlich sagt frei stehen.

Wenn Bahrdt durch seine Schriften weiter nichts gestiftet hätte, als daß er die

Denk-

Denkfreiheit befördert, die Theologie von der Moral abgesondert, den Verstand vieler Menschen aufgeklärt, den Aberglauben vermindert und selbst die Priester klüger gemacht hätte, so verdiente er schon den Beifall jedes rechtschaffnen Mannes, der nur einigermaßen die Würde und die Rechte der Vernunft zu schätzen weiß. Eben aus dem Grunde wird das Gute und Wahre, was zerstreut in seinen Schriften, versteckt liegt, eine weit längere Existenz behalten, als die Ballen von Unsinn, womit jede Messe Deutschland überschwemmt wird.

Dies sind in Eil hingeworfene Gedanken, die ich nieder schrieb, da man bei der zweiten Auflage der Gedichte eines Na-

Naturaliſten einen kleinen Vorbericht von mir verlangte. Dieſe Gedichte erſchienen zum erſtenmal 1782 und wurden von Bahrdten ſelbſt herausgegeben. Die ſchnelle Vergreifung derſelben, die häufige Nachfrage und ſelbſt der Schmiederiſche Nachdruk ſind Beweiſe, daß das Publikum ihnen einen Werth beigelegt hat. Von No. 31. gehen die Zuſäzze zu dieſer neuen Auflage an.

Geſchrieben am Bahrdts Begräbnißtag.

A —.

Inhalt.

Inhalt.

	Seite
1. Wünsche	1
2. Frage und Antwort	3
3. Kästner unter den Manen	4
4. Eine Gesandtheit, bei welcher alle vier Fakultäten anpassen können	13

Seite

5. An die mir sehr theure B**** Familie, zum ersten Jenner 1782 12

6. Lied meiner Kinder, am Geburtstage ihrer Mutter 20

7. An den g — R — R — l in D — a d — H — 23

8. T...p Frag und Antwort 24

9. Einladungs Billet zum Spiel 26

10. Einige Impromtü's.

An Madame T 29

An Madame K ....

An Madame B ....

11. Ein Gesellschaftslied 31

14. Abendlied eines Verlegers des neuen Gesangbuchs 34

15.

Seite

15. Pater Merz und das Wochenblatt 37
16 Pezold an die Apokalypse , 39
17. Klage und Urtel , 40
18. Geſellſchaftslied , 43
19. Hamburgs Genius und B 46
20. Anfrage , , 48
21. Noch eine Frage , , 49
22. Supplik der Beſtürmer des neuen Geſangbuchs , , 50
23. An Henrietten zu ihrem Geburtstage 51
24. An meinen Freund Wilhelm, zu ſeinem Geburtstage , 58
25. Madame G. und K. und Apoll 62
26. An . . . . . , 64
27. An H. O. E. R. , 65

		Seite
28.	Was macht der Professor S.....	66
29.	Frage	67
30.	Der Dichter und sein Leser	68
31.	Zur Huldigungsfeyer	69
32.	Bei Gelegenheit eines Geburtstags	71
33.	Wunsch an Phillis	76
34.	Große Welt und Natur	79
35.	An den Herrn Kähndrich von *	82
36.	Aufschrift des Herrn D. Bahrdt an den Freiherrn von Trenk	84

1.

Wünsche.

eich wie der Mogul möcht' ich seyn!
ch ich Austern, tränk'
hheimer und Champagner Wein,
machte lustge Schwenk'.

Orthodoxe möcht' ich seyn:
ginge mir es wol.
Grossen müßten dann mich scheun:
n Volk wär' ich Idol.

Kalt — wie Berliner möcht ich seyn,
Und so politisch wie sie:
Da könnt' ich mich des Lebens freun,
Berühmt — groß — ohne Müh.

Ein ganzer Dumkopf möcht' ich seyn:
Des Spottes Bitterkeit
Fühlt' ich dann nicht, und lebte fein
In Allgenugsamkeit.

;

2.

Frage und Antwort.

Frage.

Was mag doch wohl der Pastor Götze machen?

Antwort.

Er will bey f.... * * Aengstlichkeit,
Mit der er Brüder Pahrdt verschreit
Und, im Gerach der Heiligkeit,
So winmerlich „ich bin kein Freygeist“ schreit,
Sich schier 'n Pukel lachen

3.

Käſtner unter den Manen.

Beet Pluto ſaß auf ſeinem Thron:
Der Unterwelt geſammte Richter
Um ihn herum — und legten ſchon
In ernſte Falten die Geſichter:
Als in den groſſen Saal,
Der deutſche Juvenal
Mit ſeiner Geiſſel trat,
Und um Gehör die Richter bat. —
Wo kommſt du her? ſprach eine Donnerſtimme
„Von der berühmteſten Akademie!“
Jezt keinen Wind — erwiedert ſie im Grimme

Hier

Hier gelten nie
Großsprecherein: hier wehet
Kein Universitätenwind
Hier gehet
Der Riese und das Kind,
Der König und der Bettelmann,
Der Derwisch und der machtbedürftge Chan,
Der Dorfschulz und Minister,
Der Senior mit seinem Küster,
Der Orthodox und Reformator,
Die gnädge Frau mit ihrem Informator,
Die Fürstin mit der Kammerkatze,
Das jüngste Mädchen und die runzelvollste
Fratze,
Göttingens Wasservolk und Hamburgs Sala-
mander —

Hier

Hier gehet alles durcheinander.
Hier gilt kein Unterschied, kein Wert,
Als den euch das auf richtiger Wage
Gewissen Verdienst beschert.
Kurz denn — so sage:
Was thatest du auf der Akademie? —
„Ich lehrte die Philosophie!“
So sei's drum! etwas: allein
Was soll die Geißel denn in deinen Händen?
„Herr Richter diese brauchr' ich fein,
„Die Narren in die Schul' zu senden.
„Denn Leute gab's in großer Zahl,
„Die, durch Philosophie, nicht klüger werden
wollten,
„Die geißelt' ich denn alzumal
„Mit bitterm Spott, damit sie fühlen sollten,
„Was,

„Was, weder trocken hingesagt,
„Noch weinerlich geklagt,
„Sie sie begriffen.“ — Ey, schrie Pluto auf,
Das ist gedoppeltes Verdienst! Ihr Richter
Berathschlagt um Belohnung euch. — Darauf
Erhellten sich die grämlichen Gesichter
Und krümmten freundlicher
Dem Weisen zu: —
Die Stimmen gingen hin und her. —
Doch ach — in einem Nu
Erschien ein Geist. „Ich protestire!“ —
Wie? Was? Warum? schien ihrer Viere
Der Unterassessoren,
Die's Stimmenrecht, durch Speichelleckerei
Und Nepotismus und Ohrenbläserei,
Noch nie verloren, —

Ist,

Ist, an dem Mann,
Der so viel Menschen klüger machte,
Bald Weisheit lehrte, bald der Thorheit wirkig
lachte,
Noch, was man tadeln kann?
Ist am Gemälde seines Lebens
Ein Flecken noch, so sag's behend,
Eh' man den Preis ihm zuerkennt,
Sonst ist die Prätension vergebens. —
O fragt ihn erst, Hörle, Vardiel, der Klüger,
Eh' ihr die Hölle reger
Durch überfeinem Lobspruch macht,
Ob ihm sein eigen Herz nichts sagt?
Die Väter nahen. Alle schweigen.
Herr Pluto war ganz Ohr. —
Heraus, du Adamant, hier hilft kein Lügen:

Hier hüllt man Wahrheit nicht im Flor:
Hier gilt nicht die Philosophie
Berlinischer Akademie,
Die nur des Volkes Dumheit lacht,
Und wähnt, daß man, durch Täuscherei
Und tolerirte Barbarei,
Die Nationen glücklich macht. — —
Der Weise stund und sann:
„Nun dann, rief Barbiel, der einzige Flecken
seines Lebens
„Ist traun sein Streit mit Zimmermann.“

4.

Eine Gesundheit
bei welcher alle vier Fakultäten anstossen können.

Es leben alle reinen Jungfern! für
Die Herrn Theologen:
Weil sie die reine Lehre schier
Allein in sich gesogen.
Es leben dann die schönen Wittwen um und um?
Für die Juristen Scharen:
Weil die ihr Patrimonium
Durch Prozesse verlaufen.
Es leben schwangre Weiber auch!
Für unsern Medicinerorden:

Weil

Weil ja die Sorge für den Bauch
Ihr Amtsberuf geworden.
Es leben — hübsche Jungemägde! für
Die Herren Philosophen;
Philosophi ist, nach Gebür,
Die Magd der übrigen Gelehrten Zeften.

5.

An die mir sehr theure B***** Familie zum ersten Jenner 1782.

Noch schwirren Sorgen um mich her:
Und meiner Arbeit Lasten
Die schütteln in die Kreuz und Quer
Mein Bischen von Poetenkasten.
Daher schleicht jezt mein Pegasus,
Beym lieben neuen Jahre,
(Als theilt' er mit mir den Verdruß)
Gleich einer Todtenbare.
O so vergönnt mir, Theureste! daß ich

Der

Der Wünsche Meng in einen Wunsch vereine.
Ihr kennet mich:
Ihr wißt, wie redlich ich es meine.
Ihr wißt: nicht ist des Schmeichlers Wort-
gepräng
Der Freundschaft ächtes Zeichen:
Nie hilft der leeren Wünsche Meng
Uns wahres Glück erreichen.
Wenn also gleich,
Für Jedem unter euch
Ich einen Wunsch gedichtet hätte;
Was hälf's? Würd' Euch's dann kraftgerseyn?
Würd' Euch es besser dann gefallen?
O nein. Drum soll Euch allen
Mein Herz ein einzges Wünschchen weihn.
Das alles in sich schließt,

Was Menschen kann erfreun,
Merkt her, wenn Ihr's euch erliest,
Ihr selbst könnt Herr und Meister seyn.
Es ist das beste Loos in dieser Sterblichkeit:
Ein genügsam Herz, bey Fried und Einigkeit!!!
Dieß ist mein Wunsch. — Und weil, von alter Sitte,
Ich lieber nur zu gern
Mich überall nicht schmeichlich entfern,
So häng' ich an den Wunsch auch einen Rath und Bitte.
Wollt ihr das Glück des eintrachtvollen Lebens
Bey frohem Mut geniessen;

So

So müßt ihr Euch — sonst ist mein Wunsch vergeben —
Zu dem, was folgt, entschließen,
Der Rath: — Mißhandelt keinen, weil ihn Gott
Zum dummen Teufel machte *).
Verachtet keinen, weil — die Armut und die Noth
Ihn trüb, zerstreut und ängstlich machte.

Trägt

*) Diese Stelle, so wie mehrere dieses und einiger der folgenden Gedichte, haben ganz lokale Beziehungen, die freilich nur meine Freunde erfreut und interessant finden konnten, an welche diese Gedichte gerichtet waren.

Trägt jedes Menschen schwache Seiten.
Mit Nachsicht und Geduld
Die besten Menschen sind zu Zeiten,
Wie ihr, nicht ohne Schuld. —
Schützt Freunde, die Euch redlich dienen.
Lobt, ehrt, liebkoset sie:
Beweist, mit Worten auch und Mienen,
Daß Euch der gute Gott ein dankbar Herz
verlieh.
Wär' Einer oder Eine auch zuweilen
In dem, was Tugend Ihr — wahr oder irrig
— nennt,
Nicht ganz nach Eurem Sinn; laßt Euch nicht
übereilen:
Gott liebt den Sünder auch, des gutes Herz
er kennt.

Ein

in ächter Freund ist untern Gütern dieser Erden
as seltenste: gab ihn Euch Gott,
o laßt ihn nie an Eurem Herzen irre werden,
urch Kälte, Eigensinn — durch Kargheit oder Spott.
ies ist mein Rath, der Fürsten im Pallast
nd Bettler in der Hütte
eglückt. Wer ihn verwirft, der haßt
ein eigen Wol. — Höre nun auch meine Bitte! —
uch ich bin Mensch: nicht ohne schwache Seiten:
trägt auch mich, mit Nachsicht und Geduld.
ergebt mir, wenn zu Zeiten
h strauchle. Gebt die Schuld

 Nicht

Nicht meinem Herzen, das Euch liebt,
Das auch den Warm mit Wissen nicht betrübt. — —
Bei Gottes Sonne, die uns heut so heiter scheinet:
Bei diesem Schnee, der unsre Fluren deckt:
Bei diesem Frost, bei dem so mancher Arme weinet:
Bei Gott — der jeden Tag zu neuem Dank uns weckt:
Schwör' ich's, mit aufgehabnen Händen:
Nie kränk' ich Euch, durch wissentlich Vergehn:
Nie soll mein Herz sich von Euch wenden:
Nie werd' ich Euch mit Rath und That entstehn. —

Fühle

Fühlt ihr den Werth von dem Versprechen,
So stimmt in seinen Inhalt ein:
Laßt euer Herz, nicht euren Mund dies
sprechen:
„Gott — unser Gott soll Zeuge seyn!“

6.

Lied
meiner Kinder am Geburtstage ihrer Mutter.*)

Freunde! stimmt das Herz zu Freuden,
Nehmet Theil an unsrer Lust.
Nach den Tagen harter Leiden,
Schwillt von Wonne unsre Brust.

Unsre

*) Man setze hinzu: nach einer überstandnen schweren Krankheit. Das Lied ist auf die türkische Komposition des Freymaurerliedes: Schikt euch an zu frohen Tänzen ꝛc. Meine Kleinen sangen es, vor einer Gesellschaft guter Freunde.

Unſre Mutter lag darnieder.
Unſer Vater war betrübt.
O wie ſchweigen da die Lieder,
Wenn das leidet, was man liebt.

Gott! wie froh, wie voll Entzücken,
Stammelt Dank Dir unſer Mund!
Dieſen Tag recht zu beglücken,
Machteſt du ſie uns geſund.

Laß den Tag ſich oft verneuen,
Der uns ſolche Freude ſchuf.
Sich am Elternwol erfreuen,
Iſt der himmliſchſte Beruf.

Segne, Gott, der Mutter Leben,
Das sie für uns Kinder lebt,
Segne, Gott, des Vaters Streben,
Der in Sorg und Arbeit webt.

Unsrer Eltern Schlaf und Wachen
Segne, Gott der Lieb' und Kraft!
Und — Sie recht beglückt zu machen,
Mach Uns fromm und tugendhaft.

7.

An den g — N — N — l.
in D — a — d — H.

Der Menschheit sag' ich es zur Ehre:
Du bist die größte Seltenheit:
Und wenn in jedem Volk mehr als ein einziger wäre,
Ein Teufel, ganz wie Du;
Ich zweifelte, zu meiner Ruh,
An Gott und Ewigkeit.

8.

T.....

Frag und Antwort.

Frage.

Wie kommts, daß dieser Mann,
Von deutschem Sinn und deutscher Kraft,
Sich nicht dahin erheben kann,
Wo das Verdienst Belohnung schaft?

Antwort.

Weil er nicht deklamirt,
Kein Buch den Göttern dedicirt,
Sich nicht posaunt,
Nicht bey der Grossen Thaten staunt,

Im

Im Stillen gutes wirkt, und lebt
Wie biedre Deutsche leben,
Nicht nach der Hofgunst strebt,
Nach der die ○ ○ ○e streben,
Nicht als ein Polyhistor stümpert,
Nicht bei dem Handwerk klimpert,
Nicht unsre *) Kunst zu heucheln kennt
Und scapham scapham nennt!
Den Theologen nicht hofirt,
Nicht wie die Henne ist, die ihre Eier recensirt,
Kurz, weil er traun, zu jeder Frist,
Mehr als er scheinet, ist.

9.

*) Unsre — der Einwohner von Philadelphia.

9.

Einladungsbillet zum Spiel.

Abermals, o Freund,
Glaub ich's gemeint,
Mir der Himmel Leiden
Statt gehoffter Freuden.*)

Fest war mein Entschluß
Dich zu sehn. Doch muß
Eines bösen Dämons Streichen
Jetzt mein Vorsatz weichen.

Diese

*) Ich hatte meinem Freunde einen Besuch zugesagt und war in der Nacht krank worden.

Diese Nacht fuhr schnell
Schwulst in's Backenfell
Und verlieh dem armen Wichte
Stracks ein Mopsgesichte.

Theilt, o Freund dein Herz
Mit mir jeden Schmerz,
O so laß heut Deinen Pferden*)
Nichts zu sauer werden.

Bring den driteen Mann
Der gut l'hombre kann.
Oft hat bei drey Matadoren
Sich mein Schmerz verloren.

Will

*) Mein Freund wohnte auf dem Lande und hielt eigne Pferde: aber er verhätschelte sie so sehr, daß es ihm oft Ueberwindung kostete, wenn er muste aufspannen lassen.

Will den Riekchen auch
Und, nach Musenbrauch,
Jetchen zu dem Dichter kommen;
Ihr seyd alle mir willkommen.

10.

Einige Impromtú's an Madame T....

Das ſanfte Schmachten Deiner Blicke,
Dein ſo empfindungvolles Herz,
Begeiſtert Greiſe an der Krücke,
Begeiſtert Jünglinge beim Scherz.

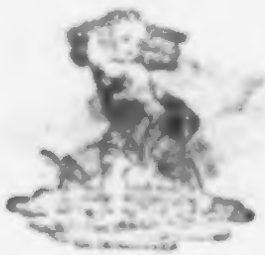
An Madame K.....

Das holde Weib! mit ihren blauen Augen!
Wol dem, der Liebe darf aus ihren Lippen ſaugen.

An

An Madame B. ...

Daß sie ihr Männchen zärtlich liebt,
Nur will; was er begehrt,
Daß sie kein Würmchen gern betrübt,
Das macht sie Kronen werth.



11.

Ein Gesellschaftslied*).

Brüder
Schwestern } stimmt den Ton zu Freuden

Oefnet euer Herz der Lust.
Bannet Sorgenlast und Leiden
Heute ganz aus eurer Brust.

Zanken, poltern und verdammen,
Kann nur Pastor Götzens Herz,
Kontroversenwut entflammen,
Mag der Narr, der Pater Merz.

Staub

*) Nach der oben angeführten türkischen Komposition.

Staub der Welt ins Auge werfen,
Kann nur f..... Heiligkeit.
Läſtrungvolle Federn ſchärfen
Mag der Zeitungsjudler Neid.

Spielen, ſchmauſen, gaunern, prahlen.
Mögen unſre Matador:
Können ſie einſt nicht bezahlen,
Kriegt man weidlich ſie beim Ohr.

Uns laßt trinken, lachen küſſen,
Freude weitert unſer Herz
Unſre Laſten zu vergeſſen,
Leben wir bey Wein und Scherz.

Singen,

, Jubeln, Schnurren machen
s, bei frugalem Mal.
üssen, trinken, lachen,
s Menschenleben schal.

rliche Freundschaftsküsse —
hen } sieh doch † Männchen } sieh ‡
en } Weibchen }
schmeckten die so süsse!
Tuschur Pertrie!

(Den ersten Vers D. C.)

14.

Abendlied
eines Verlegers des neuen Gesangbuchs.

Hinunter ist der Sonnenschein,
Die Mitternacht tritt bald herein:
Die Frau schnarcht schon in guter Ruh:
Ihr Jungen schließt die Werkstatt zu!

Nur ich bin noch vom Schlafe fern,
Und schlafe sonsten doch so gern:
Allein mich nagt der Kummer bas
Und Sorgen ohne Unterlaß.

Du kennſt ſie, lieber Herre Gott,
Die heilige Geſangbuchsnoth:
Du weißt, das mir, wenns fort ſo geht,
Das Meſſer an der Kehle ſteht.

Erſt ſaß und ſchrieb ich mich faſt krumm
Ums theure Privilegium;
Und nun ichs habe, kommt mir ſehr
Der Gottſeybeiuns † in die Quer.

Der wiegelt mir die Pfaffen auf,
Und macht der Lüge freyen Lauf:
„Als wäre Struenſee's Gemär
„Weit beſſer als geſunde Lehr.

Der überredt die armen Leut,
Als sey dem Menschen, ohne Streit,
Ein aufgeklärtes Christenthum
Noch giftiger als Heidenthum.

Ach steure, lieber Herre Gott,
Der leidigen Gesangbuchsnoth,
Und wehr' dem schwarzen Höllenmann,
Damit ich ruhig schlafen kann.

15.

Pater Merz und das Wochenblatt.

Ihr Christen! traut dem Blatte nicht,
Es hat zu viel Vernunft.
Der Schreiber ist ein schlimmer Wicht,
Ein Feind der Glaubenszunft.

Das Wochenblatt.

Herr Pater! statt — er sich mit mir befasse,
Denk er vielmehr an seine Heyrathskasse.
Denn mit der Andachtsmine wimmern,
Um Josephs Schaden sich bekümmern,
Ist Heuchlerdunst.

Der

Vermächtnisse mit List erschleichen,
Den Pöbel hetzen, und dergleichen — —
Ist keine Kunst.
Nach reiner Lehre strenge leben,
Ist gröstre Müh:
Und abgeschwatzte Gelder wiedergeben,
Ist wahrere Orthodoxie.

16.

Pezold an die Apokalypse.

Die stolzen Weisen fliehen dich:
Wer arm am Geist ist, findet
Ein Licht, das ihm oft wunderlich
Der Zukunft Gang verkündet.

Die Apokalypse an Pezold.

Das Ding geht sehr natürlich zu,
Und ist vor Alters so gewesen:
Der Narr forscht Non sens gern, wie Du:
Der Weise läßt ihn ungelesen.

17.

Klage und Urtel.

Der Schriftsteller.

Ein ehrlich Mann kam in die Stadt
Und wollt' incognito da bleiben:
Um unerkannt, (sein Nam' hieß Narrenfall)
Der Welt zu Nutz, Geschäfte zu betreiben.
Drey ganze Tage Zeit verstrich,
Daß man ihn nicht erkannte.
Am vierten fand ein Bube sich,
Der seinen Namen nannte:
Und stracks lief durch die ganze Stadt
Manch unverschämter Laffe

Ver-

Verfolgte meinen Narrenfatt,
Gebehrdete ſich wie ein Affe,
Und ſchrie ihm immer hinter drein:
„Da geht er — da — ihr Leute;
„Er wünſchte unbekannt zu ſeyn,
„Und ich — entdeckt' ihn heute.“
Sagt, unbefangne Richter! frey,
Was, für dergleichen Bubenſtücke,
Verben — begünſtigt — ohne Scheu,
Sich wohl für eine Strafe ſchicke?

Die Richter.

Der Buben Hinterfirmament
Soll man mit Ruthen fegen.
Den alten Gecken, die behend,
Statt ſich darein zu legen,

Den

Dem Unfug Beifall lächelten,
Die Glut zur Flamme fächelten,
So, daß der Troß nur desto ärger Lermen
bließ —
Beschneide man die langen Ohren.

Der Schriftsteller.

Wohl! thut den Zeitungsfudlern dieß
Und ihren Direktoren.

18.

Gesellschaftslied.

Freunde, laßt uns fröhlich seyn,
Volle Gläser winken.
Thoren mögen sich kasteyn,
Wir — wir wollen trinken.

Heuchler sind sie allzumal,
Die die Köpfe hängen.
Sittenlehrer sind ich schal
Die die Lust verdrängen.

Mitleidwerthe Menschen sind,
Die auf Schätze geizen.
Laufegold, du machst sie blind:
Uns sollst du nicht reizen.

Sei:

Seifenblasen haschen, die
„Was ist Wahrheit?“ fragen.
[illegible] Philosophie
Führet meinem Wagen.

Auf dem Seile tanzt der Mann,
Der nach Weisheit strebet.
Ach, sicher lebt der Mann,
Der im Stillen lebet.

Unerträglich ist uns der,
Der uns vorempfindete,
Der noch unerträglicher,
Wer fanatisch schwindelt.

Ueben, üben will ich mich
Im Genuß des Lebens:

Alles ist ja, ohne dich,
Frohes Herz! vergebens.

Freunde, laßt uns fröhlich seyn,
Volle Gläser winken.
Narren mögen sich kasteien.
Wir — wir wollen trinken.

19.

Hamburgs Genius und B...

B....

Denk, Hamburgs Censor weigert sich,
Blos mein Avis zu vidimiren.
Ist solcher Blödsinn, sprich,
In unsern Zeiten wohl zu toleriren?

Der Genius.

Freund! laß den Unfug dich nicht fernerhin verdrüssen,
Du konntest, was die Welt weiß, längstens selber wissen,
Daß unser Herr Gott hier in unsrer lieben Stadt
Ein

Sein stärkstes Magazin von dummen Teufeln
hat:
Und daß dies Heer, in alle Ewigkeit,
Der Weiber Häuflein überschreit.

20.

Anfrage.

Seit Klopstok, in der Republik,
Cenesti's Römersprache neckte,
(Der besser warlich that, er schwieg,
Als daß er seinen Ruhm durch schalen Wiz beflekte:)
Was hat seitdem der Römer und der Griechen Werth
Germanen! unter euch am meisten wohl versehrt?

Antwort.

Ach Herrmanns Uebersetzungsfudeleien
Und noch weit mehr — Bergkräusers Schmierereien.

21.

21.

Noch eine Frage.

Verzeih mir Gott die Sünde —
Was macht der Teufel itzt,
Seit er nicht mehr den Aberglauben schützt
Mit dem er sonst die Welt betrogen?

Antwort.

Er machts wie viele Theologen,
Er hengt den Mantel nach dem Winde.

22.

Supplik der Bestürmer des neuen Gesangbuchs.

Laß, guter König, doch, uns Kaffe, Tobak, Wein
Nicht fernerhin mehr Kontrebande seyn!

Resolution.

Ihr Narren! macht, euch selbst zur Schande,
Ja die Vernunft zur Kontrebande:
Mag Tobak, Kaffe, Wein,
Wohl wichtiger als die Vernunft euch seyn?

27.

An Henriette zu ihrem Geburtstage*).

So, holdes Mädchen, muß ich oft
Der Menschen schönste Gunst verklagen,
Wenn, war er schon treu gesetzt,
Des Himmels Schluß ihm nicht behagen.

Seit vielen Tagen sah' ich schon
Dem heutgen Tage froh entgegen,

*) Ich konnte dem Feste nicht beiwohnen weil meine liebe Obersten krankgeritten worden war.

Sah meiner Freundschaft süß'ren Lohn
Die Freude, die ich schuf, in deiner Brust sich regen.
„Da soll sie, dacht ich königlich sich freun,
„Da will ich Blumen auf sie streun,
„Da will ich ihr, zu einem Mahl geladen,
„Unwissend, daß ihr Tag es ist. —
„Was kann die kleine List denn schaden? —
„Wenn sie mich nicht vermißt,
„Entweichen, will, in Dunkels*) hexametrischer Verstecke,
„Im schwarzen Reck, mit einer Keilke,
„Schnell ihr erscheinen, schnell

Vor

*) S. Meisens Poeten nach der Mode.

„Vor ihrem Stuhle stehn,
„Will, trunken von dem Dichterquell,
„Von D—igs Geistersehn,
„Von Wilhelms lahmer Resinante,
„Von des Amerikaners Fuß *)
„Bei der er sich den Schnabel hat verbrannte,
„Von einem Tage, wo August
„Das schwarzbraunte Mädchen küßte.
„Als wenn kein Mensch es wüßte,
„Von dem schneeweißen Weibelein,
„Das plötzlich mit seinem Männchen schmelzte,
„Vom Actuar, der hübsch und fein

Letzt

*) Lauter Familienpersonagen, die ich dem geneigten Leser nicht erklären darf, die nur der Gibeoniten verstehn.

„Lezt ohne Briefe traun nach M — de — urg
sich drolte,
„Kurz — von den Dingen allen
„Die in der Welt
„Uns, ohne Geld,
„So manche Lust gewähreten
„Und unsre Lechluft nährten,
„Will ich in Klopstoks Schwulst ihr etwas
lallen,
„Und kann zulezt, in Knittelversen auch,
„Die wir Genie's wie Heu zusammenschmieren,
„Nach altem Brauch,
„Ihr herlich gratuliren.
So dacht ich — aber ach

Auch diese Hofnung fiel,
Er böser Genius sprach: „Schach
„Der Königin!“ und meiner Wünsche schö-
nes Spiel
War aus. Denn was kann noch
Den armen König retten,
Wenn er aus Loch in Loch
Sich retirirt
Und Officier auf Officier verliert,
Und schon von Springern und von Rochen wie
in Ketten
Sich eingeschlossen sieht,
Und — ohne Königin — den kürzern zieht?
So laß denn, holdes Mädchen, nun
Mich, fern von dir, das schriftlich thun

Was ich dir nahe, nicht mehr kan,
Und nim den Wunsch des treuten Herzens an.
Den Wunsch: „daß nie an Glück zur Freude Dir es fehle:
„Daß einst Dein Glück, (so schön wie Deine schöne Seele,)
„Dir blühe: daß — wenn ich Dir Küsse stehle,
„Sich gern dein Mund mit meinem Mund vermahle:
„Und daß hinfort kein böser Magenkrampf dich quäle:“
Dieß wünscht o Freundin! Dir, ein Mann,
Des Herz sich nie verstellen kann,
Der leider zwar vom Katechismus nicht viel glaubt,

Doch

Doch desto vester dieß, was ihm kein Zweifler raubt,
Daß, seinen Pflichten treu,
Und redlich seyn, und Liebe üben,
Und keinen Menschen wissentlich betrüben,
Der Seele wahre Größe sey,
Kurz *) — — — — — —
— — — — — — — —

24.

*) Die lezten Zeilen hat der Setzer nicht lesen können. Bei einer neuen Auflage wird der Verfasser wohl für die Ergänzung sorgen. (In Ermanglung des Originalmanuscripts hat dies doch nicht geschehen können. Anmerk des Herausgebers.)

24.

An meinen Freund Wilhelm zu seinem Geburtstage *).

Mein Wilhelm! an dem Tage,
Der Dich der Welt und mir geschenkt,
Ist nur ein Wunsch, den ich im Herzen trage,
Der — unerfüllt — mich schmerzlich kränkt.
Ich wünsche Dir, nicht — treue Solo Kameraden,
Die hast du schon:
Nicht teleranter Männer fette Braten,
Die sind schon deiner Keuschheit Lohn:
Nicht

*) Dieß Gedicht ward in Gesellschaft recitirt — von einem Mädchen.

Nicht eine schöne Rosinante,
Dein Fuchs ist aller Rosse Kron:
Nicht eine recht charmante
Frau oder Mamsel Braut,
Denn du sprichst ja der Liebe Hohn,
In einem Ton,
Dafür mir selbsten graut.
Nein, Nein. Mein Wunsch wird unter allen,
Dir, trauter Wilhelm, dir
So wol gefallen
Als diesen Damen und Herren und mir.

Ich wünsche Dir — o öfne Herz und
Ohren
Und fasse meinen Sinn —

Ich wünsche Dir, von Luiedoren,
So wahr ich ehrlich bin,
Daß Du in einem Tage
Mit vier kraftvollen Hengsten transportirst,
Das heißt, von mir bis Gibeon, doch ohne
Plage
Die armen Rosse, führst:
Und — bei den aufgethürmten Schätzen,
Ein Herz, dem Golde gleich an Werth,
Das nicht die Luisdor als Götzen
Mit blinder Achtung ehrt:
Ein Herz, das nur zu edeln Thaten
Die Nutzung seines Reichthums lenkt,
Das sich der Tugend Handlungen als Saaten
Für eine beßre Erndte denkt:

Ein

Ein Herz voll Menſchlichkeit und Milde,
Das jeder Groſſe ehrt und jeder Arme ſegnen
muß:
Gefallſt Du, Wilhelm, Dir in dieſem Bilde,
So gib mir — einen Kuß.

Karoline.

25.

Madam G. und K. und Apoll.

Da ſteht er — zwiſchen zween Muſen!
Bald blikt er her, bald blikt er hin.
Die eine lokt, mit ihrem vollen Buſen,
Und ihrem Grübchen auf dem Kinn,
Und ihren alabaſterweiſſen Händen,
Und ihrem ſeelevollen Wiz,
Der Jupitern auf Leda's Lenden
Erſchüttern würde, wie ein Bliz:
Die Andre giebt, mit ihren Blicken,
Mit ihrer Augen Zaubermacht,
Mit ihren Wangen zum Entzücken,
Und mit der Grazie, die ſtets aus ihrem Mun-
de lacht, Und

Und mit des ſchönſten Wuchſes Reizen,
Und mit dem feinſten Geſchmak,
Nach dem die Mädchen ſonſt in ihrem Anzug
geizen,
Apollo's Herzen Schlag auf Schlag.
Die eine ruft, die andre winket,
Und beide wollen ihn,
Und wenn ſein Aug' auf beide blinket,
Zieht eine her, die andre hin.
Und wird er ſich
Nicht eine bald erkieſen,
So bleibt er ewiglich —
Der Eſel zwiſchen zween Wieſen.

26.

An .....

O Lallage! in deinen Blicken
Blüht Wonne, reift Entzücken.
O keimte Weisheit auch und Tugend,
In jedem Reize deiner Jugend!

27.

An H. O. E. R.

Herr Oberſter! ſeyd — ſeyd ein ſtrenger Mann:
Sezt überall die allerſchärfſten Wachen.
Nur ſtellt die Schniſſer *) nicht bey unſern Damen an,
Daß ſie das Küſſen mir zur Kontrebande machen.

28.

*) So nennt man zum Scherz die Viſitators — in Philadelphia.

28.

Was macht der Professor S.....

Er scharrt
Mit seinem Schwiegervater um die Wette:
Und harrt
Und lauscht, mit schwerer Stirn, bei Nettchens Bette:
Und sucht
In Michaelis Heften seinen Weisheitkram zu finden
Und flucht
Und schilt doch auf des Ritters exegetsche Sünden.

29.

Frage.

Wer ſind die Geſchmak und Kunſt verdarben,
Genie's erdrükten, Legionen Stribler warben,
Und Wiz, Kritik und hohen Geiſt begruben?

Antwort.

Es ſind ja, o Deutſchland! die Zeitungſchreibenden Buben!

30.

Der Dichter und seine Leser.

Der Leser.

Nicht alles, lieber Mann, ist dir gleichs gut gerathen.

Der Dichter.

Ei mißräth doch manchmal dem besten Koch der Braten.

31.

Zur Huldigungsfeyer
bei der Hallischen Resource
den 21ſten Oktober 1786.

Auch wir, auch wir die Geſchäfteleere Stunden
Der ſtillen Luſt geſellig weihn,
Auch wir ſind heut mit Herz und Mund verbunden
Uns unſers Königes zu freun.

In treuer Unterthanen Lieder
Stimmt unſer wonnetrunknes Lied.
Der Himmel hör's! die Erde hall' es wieder,
Was in dem Herzen ächter Preuſſen glüht.

Auf

Auf, Brüder! trinkt den edlen Saft der Reben:
Sein Geist entflamme eure Brust
Zum frohen Ruf: Gott lasse Friedrich Wilhelm leben!
Europens Stolz und seiner Völker Lust!

32.

Bei Gelegenheit eines Geburtstags.

Glück auf! mein Freund!
Nach manchen trüben Tagen,
Die Du durchweint,
Die Deiner Gattin Klagen
Verfinsterten — kommt endlich auch
Ein heitrer Tag, voll süsser Freuden,
Wo, wie ein Hauch,
Das ganze Heer der Leiden
Entschwindet: wo — Vernunft und Pflicht
Und Dankbarkeit es wollen,
Das wir das Angesicht
In Wonnefalten legen sollen.

Auf

Auf dann! mein Freund!
Ermuntre Deinen Geist und schlage
Was Dir verdrüßlich scheint,
Aus Deinem Sinn, und sage:
„Heut will ich mich des Lebens freun,
„Heut will ich alles — — Druckerpressen,
„Korrespondenz, und Schuldner groß und klein,
„Und Klug' und Narren — ganz vergessen.
„Der Schöpfer meines Lebens
„Gab mir mein Daseyn nicht vergebens.
„Heut ösn' ich meine Brust
„Allein der Lust!"

Und wenn Dein Herz
Zu Freud' und Scherz
Sich, wie ich's wünsche, stimmt;

So

So höre jezt,
Was mir auf meinem Herzen ſizt,
Das ſo viel Theil an Deinen Freuden nimmt

Ich wünſche Dir, noch durch ein Vier-
teleſekulum,
Des Jünglings volle Kraft.
Die, — biſt Du einſt ſchon alt und krum —
Dem Weibchen doch noch Freuden ſchaft.
Ich wünſche Dir, daß Deine Preſſen
Jahr aus Jahr ein in Arbeit ſtehn:
Und daß die promteſten Remeſſen
Dir, Zug um Zug, ad calcam gehn.
So wünſch' ich auch von ganzer Seele,
Daß Sezzer ſo wie Drucker nie
Die leidige Hypochondrie

Noch

Noch Uebermut und Troz und schnöde Faulheit quäle.
Und endlich — was das wichtigste wohl ist —
Das Dein Gesangbuch sich zu tausenden vergreiffe:
Daß nie der Kezermacher List
Den Bauern in die Ohren pfeiffe:
Daß die verlarvte Heuchlerraçe
Sich nie mit Hexerei befasse,
Nie unser Volk bereden mag,
„Als sey die Nacht uns lieblicher als Tag:
„Als müsse man nur Stroh und Hexel fressen,
„Und beßre Geisteskost vergessen:
„Als sey, was St . . . so jämmerlich
„Ehdem zusammenschrieb — auf ewig unverbesserlich!

Dies

Dieß wünscht, zu Deinem Ehrentage,
Ein Mann, der's redlich mit Dir meint:
Ein Mann, der oft, in jeder Lage,
Mit Dir gelacht, mit Dir geweint:
Ein Mann, des Liebe nie verreft,
Es ist —

33.

Wunsch an Phillis, an ihrem Geburtstage.

Kleines Bändchen, geh und trage
Den besten Wunsch, am Hochzeittage
Des schönsten Mädchen, zu ihr hin.
War es im Lenze,
Du solltest Kränze
Von Veilchen, Tausendschön und Klee
Um ihre Schläfe binden.
Noch aber trauret die Natur,
Noch schlummert Amor nicht im Arm.
Der Blumengöttin, und der Schwarm

Der

Der leichten Weste fliehet noch die Flur;
Kaum läßt sich unterm tiefen Schnee
Ein Hornungsblümchen finden.
So geh' dann hin, und winde
Dich um die weiße Hand,
Geschmackvoll, niedlich finde
Dich Phillis, kleines Band!
Wünsch ihr, in meinem Namen,
Aus jener goldnen Zeit
Das Glück der schönsten Ehen,
Das Glück der Zärtlichkeit;
Ein Glück, das alle spröden Kinder
Empfindungslos nicht sehen,
Und ihren Schäfern dann nicht minder,
Als Phillis ihrem Seladon,
Mit einem süssen Kuß gestehen:

„Mein

„ Mein Herz voll Lieb und Zärtlichkeit
„ War, blöder Schäfer, lange schon
„ Dir insgeheim, doch ganz, geweiht,

34.

Groſſe Welt und Natur.

Laß mich immer in Dir leben
O Natur! gern ſeia ich Dir!
Fühl' ich mich von Dir umgeben,
Blüht ein ew'ger Frühling mir.

Anſtatt prächtiger Concerte
Hab' ich Nachtigallgeſang,
Anſtatt leckerer Deſerte
Jener reinen Quelle Trank.

Statt der faden Spielpartien
Flieg' ich nur zu Dir hinaus,
Und dein grünen, duften, blühen
Iſt mir mehr als Ball und Schmaus.

Hier ſtört mich das Mediſiren
Eitler Medenarren nicht
Und kein ängſtliches geniren,
Formt und wandelt mein Geſicht.

Die, worunter ich hier walle
Sind natürlich, fromm und gut,
Trachten nicht nach meinem Falle
Und vergiften nicht mein Blut.

Darum nur in deine Arme
Gute Mutter! nimm mich auf,
Und ich schlief' entfernt vom Schwarme
Freudig in Dir meinen Lauf.

35.

An den Herrn Fähndrich von * * *

Herr Fähndrich ja, sie sind von Adel,
Und ihre Ahnen ohne Tadel,
Ich zweifle nicht daran.
Der mitleidsvolle Blik,
Den sie uns Pöbel gönnen,
Die nicht das hohe Glük,
Herr von zu heissen, kennen;
Der edle Trieb, da Ruhm zu suchen,
Wo wir der Schand entfliehn, und ihrem Reize
fluchen:
Dies alles ist fürwahr cavallierement.

Noch

Noch mehr! ſie haben das was Bürger ungern
dulden,
Und unſre heutge feinre Welt
Für einen Vorzug nur geſtrenger Junker hält,
Ein leer Gehirn und Schulden.

36.

Zuschrift des Herrn Doktor Basedt aus Halle, 1787 den 10ten April, an den Freiherrn von Trenk.

Mann! der mit wahrer Riesenkraft
Gelebt, gekämpft, gesiegt:
Des Seele aus sich alles schafft,
Vor Großen nie sich schmiegt!

Em-

Empfange, edler Deutscher Mann!
Den glühendheißen Dank
Von dem, der manchen Kampf begann,
Wie Du mit Leiden rang.

Auch mich traf einst der Menschheit Pest
Und tödtete mein Glück;
Auch mich trieb oft der Pfaffen Wespennest
Von meiner Bahn zurück.

Auch meine Hitze führte mich
In manches Labyrinth:
Und edler Stolz hat oftmahls sich
Zu meinem Fall entzünd't.

Auch ich war Feind der Heuchelei
Und sagte Wahrheit dreist:
Auch ich floh Speichelleckerei,
Die Fürstenzunft verheißt.

Von Stadt zu Stadt, von Land zu Land,
Trieb mich die Priestertück:
Ich lebte groß und weltbekannt,
Beym dürftigsten Geschick.

In Friedrichs Staaten floh ich dann
Und suchte Ruh und Schutz:
Doch hier auch stand der schwarze Mann
Und tobte, mir zu Trutz.

Acht Jahre hab ich unter Last
Und Sorgen nun verlebt,
Und ohne Ruh und ohne Rast
Nach Nutzbarkeit gestrebt.

Bloß — bloß durch meines Geistes Kraft
Und unaussprechliche Geduld
Hab ich mir Brod und Ruhm verschafft,
Doch nie — Ministerhuld.

Denn, auch in Friedrichs Staaten war
Der Pfaffen Haß mein Fall:
Und jener Orthod — eren Schaar
Mein Unglück überall.

Der

Verkannt, in falsches Licht gestellt,
Lebt ich, stets unterdrückt.
Gelegenheit zum Dienst der Welt
Ward schändlich mir entrückt.

Jetzt — da ich abgezehrt und krank
Mein Schicksal überdann
Und ganz mit Harm und Sorgen rang
Vernimm — was da begann.

Dein Leben — Deutscher Männer Zier!
Überrieth in meine Hand.
Ich las — las wieder und — Heil mir!
Da war es, wo ich Balsam fand.

Da sah ich Leiden ohne Zahl
Und Seelengröße, die,
Selbst bei der aufgesuchten Qual,
Die Trost und Muth verlieh.

Da stärkte mich Dein großes Bild
Beseelte mich mit Muth.
Da fühlt ich — meine Leiden mild
Und — meinen Stolz in Glut.

Da wacht' in mir die Hoffnung auf
Die nie Dein Herz verließ.
Da gab ich allen Kummer auf
Der fast mein Herz zerriß.

Ewe

Empfange — edler Deutscher Mann,
Den glühendheissen Dank!
Du bleibst, so lang ich dichten kann,
Mein Lied und mein Gesang.

Stehst einst vor Deinem König Du
Im glücklichen Moment,
So sprich dieß Wort zu meiner Ruh;
„Dort schmachtet das Talent! —

„Dort lebt im Dunkeln und verkannt,
„Ein Mann von Kraft und Fleiß;
„Herr König, reich ihm Deine Hand
„Und trekn' ihm Thrän und Schweiß."

Ich

Ich seh's, in Deiner Seele glüht
Der edle Entschluß schon!
Ein Menschenfreudenopfer sieht
In sich den süßten Lohn.

Resultate

von

Doktor

Carl Friedrich Bahrdt

mit Anwendungen;

nach

seinem Tod herausgegeben.

Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.

Evang. Joh. Kap. 8. Vers 7.

Frankfurt und Leipzig

bei Johann Gottlob Pech.

1793.

Bahrdt war ohnſtreitig einer der merkwürdigſten Männer unſers Jahrhunderts. Bekannt durch Anlagen des Geiſtes und Herzens, die ſchon früh einen großen Mann in ihm erwarten lieſſen, aber auch durch Verirrungen, die ihn vor tauſend andern auszeichneten, die die angenehmſten Hofnungen von ihm ſo ſchnell niederſchlugen, die vielleicht aber auch nur an einem ſolchen Subjekt mit ſolchen Fähigkeiten und Kräften erſcheinen konnten. Dennoch hatte er viele Verehrer und Freunde ſelbſt unter den höhern gebildeten Klaſſen, und gerade zu der Zeit, wo er am tiefſten geſunken zu ſeyn ſchien, wo es ihm aber erlaubt, von dem weiſeſten König erlaubt war, in Halle moraliſche Vorleſungen zu halten, ſtröhmten ihm nicht nur die Studierenden, ſondern auch ſonſt die angeſehenſten Menſchen von

allen Seiten zu. Weit größer aber war die Zahl seiner Feinde. Wie konnte das anders seyn? Hier schmetterte er orthodoxe Systeme nieder, und zog sich den Lermen und das tobende Geschrei derer zu, die in diesen Elementen lebten, dadurch zu den ansehnlichsten Posten sich aufgeschwungen hatten, ihre Kapaunen und Puter ruhig verzehrten, und sich um Religionsaufklärung im geringsten nicht bekümmerten. Dort vermißte man in seiner freyen ungezwungenen Lebensart, in seiner jovialischen Laune den ernsthaften Theologen, der wie die Mücke in seine Ritze sich verkriechen soll, und dann nur sichtbar werden darf, wenn das liebe Publikum ihm zuflistert: heute ist ein warmer Tag, ists Sonnenschein, und du kannst dich auch einmal sehen lassen! Was Wunder, daß der Pharisäer ihn anklagte, sein Unterkinn majestätisch streichelte, es laut sagte: der ist verdammt?

Und als nun gar erschien die Stund
Daß selbst des höhern Richters Mund
Ihn zum Exil verdammte,

wer konnte da den verruchten Ketzer noch lieben? der aber im Grunde nur das Unglück hatte, mit Meynungen früher herauszurücken,

die jezt die angesehensten Theologen Deutschlands directe oder indirecte, vielleicht nicht einmal so eingeschränkt, als er, behaupten, ohne von Land und Brod verjagt zu werden — höchstens Gegenstände der Verfolgung von einem theologisirenden schlauen Staatsmanne. Die Ehre der Menschheit, der Vernunft und der Aufklärung wurde in Bahrdts Geschichte, selbst durch seine Gegner, gerechtfertigt. Die, welche gegen ihn schrieben, schon als er mit seinen neuesten Offenbahrungen Gottes eine höhere schriftstellerische Laufbahn begann, zeigten sich als Schwachköpfe, die mit Wespengesumse den Löwen zu verscheuchen droheten. Berühmte Theologen konnten zwar manche seiner gewagten Erklärungen nicht verdauen, aber sie schwiegen als Weise stille, und ehrten ihn noch dadurch, daß sie ihn benutzten, citirten, und selbst das unschuldige Wort Fabel, das er anfangs von den Parabeln gebrauchte, aber in der Folge wieder aufopferte, gegen das Gebell der Unkundigen in Schutz nahmen. Und wer hätte es denken sollen, daß unter solchen Umständen, bei der gerühmten Aufklärung unserer Tage, zu einer Zeit, wo das Vernunftlicht nach einigen Decennien

um mehrere Grade zugenommen hatte, ſich noch Auftritte ereignen ſollten, die zugleich der Menſchheit, der Vernunft und der Aufklärung eben ſo ſehr zur Schande gereichen würden? Hier mögt' ich euch in einem langen Kreiſe umher verſammelt ſehen, ihr Germanen, die ihr ſo ſtolz auf reife Kenntniſſe und Aufklärung ſeyd, und eure Stimmen ſammeln über das Schandlibell: Bahrbt mit der eiſernen Stirne! Haben jemals Harlekins und Hofnarren in den finſtern barbariſchen Zeiten, die man um ſo reichlicher bezahlte, je mehr ſie ſchimpfen konnten, ſolche Zoten geriſſen, als der Verfaſſer dieſes ſchändlichen Buchs? Der Name Knigge iſt ihm vorgeſezt. Wer iſt Menſchenfreund, und hält die Angabe dieſes Namens nicht für eine freche Lüge? für die ſchändlichſte Entehrung des Adels? Oft hat ſchon Knigge mit der Geiſel der Satyre drein gehauen, wenn er auf gelindem Wege nicht zum Ziele zu kommen wuſte; den Mann mit Stern und Ordensband hat er nicht geſchont, wenn Kopf und Herz mit ſeinem Stande mächtig kontraſtirten; aber geſchimpft hat er nie, wie der abgefeimteſte Gaſſenjunge nicht ſchimpfen kann. Und vergleicht ihr dieſe Schrift gar mit den treflichen Pre-

digten, die er in Heidelberg und Frankfurt verlegen lies, und auch hier ein Talent zeigte, worinnen ihm eingesezte und besoldete Religionslehrer zu Hunderten nachstehen — was müsset ihr von der Menschheit denken, die sich so zu verläugnen, so zu erniedrigen, so mit Schande sich zu brandmarken strebt? — So viel Ehre widerfuhr Bahrdten in seinem Leben, so viel Schimpf wartete aber auch schon seiner während demselben.

Nun ist er nicht mehr. Eingegangen ist er dahin, wo ein weises und gütiges Wesen ihn aufzunehmen für gut fand. Was läßt sich bei seinem frühen Hinscheid, wo sich die Geschichte seines Lebens noch nicht ganz entwickelt hat, wo so manches Widersprechende noch zurückgeblieben ist, wenn wir anders als Kenner des menschlichen Herzens die Sache erwägen wollen, in Rücksicht seiner Angelegenheiten erwarten? Wird er Vertheidiger, Freunde, Lobredner erhalten? Oder werden nicht neue Feinde die alten, zu vermehren suchen, und desto mehr auf ihn losziehen, weil er nun nicht mehr antworten kann? Schon glaub' ich bemerkt zu haben, daß seine Verehrer schweigen, und die, so sich gleicher

Versündigungen in der Theologie schuldig gemacht haben, hämisch lächeln und bedeutend die Achsel zucken. Und wie wird sich die liebe Schaar der Schwachköpfe und Frömmlinge geberden?

Der Herausgeber dieser Blätter hat keinen Beruf Bahrdts Lobredner zu werden. Er gehört weder zu seinen erklärten Freunden, noch zu den Verächtern seines Kopfes und Herzens. Er hat ihn nie von Person gesehen, nie ihn reden, predigen, vorlesen gehört, folglich auch nie mit ihm geschmaußt. Er kennet ihn nur aus seinen Schriften, aus seinen eignen Aeusserungen von und über sich selbst, und aus fremden Urtheilen von ihm und über ihn. Er hat also im geringsten nicht zu befürchten, daß er bei einer etwanigen neuen Auflage der Schandschrift: Bahrdt, mit der eisernen Stirne, auch unter den aufgeführten Personen figuriren möge. Er ist aber lange mit Menschen umgegangen, und hat Menschen beobachtet. Ihm ist es nichts neues, auch das Widersprechendste in dem Geist und den Gesinnungen der Menschen wahrzunehmen, wenn andere darauf gar nicht achten, wenn sie Fehler lobpreisen und Tugenden schmähen.

Er hat längst gelernt, jedem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dem Schwachen nachzusehen, und menschliche Fehler dem Starken nicht zu hoch anzurechnen, selbst die gute Seite des Lasterhaften, des Böswichts nicht zu übersehen, oder welches eben so gut wäre, nicht ganz in Schatten zu stellen. Und was wird nicht in der Beurtheilung menschlicher Karaktere gewonnen, wenn man durch angestellte Vergleichungen wahrnimmt, daß jener nicht alles hat, und diesem nicht alles fehlt?

Aus langer Beschauung gewisser Gegenstände, Personen und Karaktere entstehen Resultate, das heißt solche Sätze und Meynungen, die uns alles oder doch vieles an einer Sache, einer Person oder einem Karakter auf einmal übersehen lassen und im Ausdruck darstellen, und folglich unsere Urtheile darüber um so sicherer machen. Sie können aber auch eben so gut partheiisch werden, oder zum Nachtheil des Gegenstandes, der Person oder des Karakters ausfallen, wenn sie dazu bestimmt sind, um die schlimme Seite an selbigen zu entdecken, wenn der Beobachter die schlimme Seite entweder zu

krell ins Auge gefaßt, oder nur bei einem einzelnen Gegenstand so gefaßt, oder schon den bösen Willen mitgebracht hat, ihn nicht anders wahrzunehmen und zu beurtheilen. Wie bald sehen wir dann durch die Brille; wie leicht trügt unser Urtheil! Nur wer durch Vergleichung und Anwendung jenes Krelle zu mildern, durch unpartheiische Würdigung anderer Gegenstände sich wieder mit jenen einzelnen auszusöhnen sucht, der dürfte wohl am ersten kompetenter Richter werden.

Vielleicht schreibt sich der Verfasser dieser Schrift hiermit selbst schwerere Regeln vor, als er befolgen kann. Aber sein guter Wille ist, einen Mann nicht noch mehr anzuschwärzen, als es schon leider geschehen ist. Er giebt daher Resultate, nicht wie er sie selbst abstrahirt, sondern wie die gemeine Sprache sie abgefaßt hat; die erst selbst noch durch nähere Beleuchtung ihren rechten Sinn erhalten müssen, wozu dann die Anwendungen den gehörigen Beitrag liefern. Also zur Sache.

1.

Bahrdt war ein Irrlehrer.

Brief an einen jungen Kandidaten.

Mein Herr!

Sie haben mir in Ihrem letzten Brief schätzbare und treffliche Erwartungen von Ihrem Studium, Ihren Kenntnissen, und was das wichtigste ist, von Ihrem Herzen eingeflößt. Für Ihre Kenntnisse bürgen mir die vortreflichen Männer, welche sie gehört, und für Ihr Herz die Grundsätze der Moral, welche sie bey einem unserer lichtvollesten Theologen gesammelt haben. Es ist traurig, daß die Gelehrsamkeit unserer heutigen jungen Männer, vornehmlich derer, welche in Göttingen und Jena gebildet werden, so sehr mit den Systemen absticht, in die sich unsere alten Prediger, die um ein halbes Jahrhundert älter sind als Sie, hineingedacht haben; aber noch trauriger, daß sie mit solchem Starrsinn, mit solcher Unbiegsamkeit ihrer alten abgenutzten Lehrart anhängen und jeden, dem sie den Namen des Neologen aufheften können, zugleich zu einem Gegenstand ihrer bittersten Verfolgung machen, und das alles in der schönen

Absicht, Gott einen Dienst zu thun. Nur der, welcher die Kabalen kennt, deren man sich gegen die schätzbarsten jungen Männer bedient, wo selbst liberale Theologen, die in allgemeinem Ruf der Freymüthigkeit, der lichtvollen Denkart, der schönsten Aufklärung stehen, sich aus Gemächlichkeit, aus Menschengefälligkeit, oder um sich bey einem neuen einträglichen Amt in Ansehen zu erhalten, zur Verketzerung junger Leute, die noch lange nicht so in Tag hineingeredet und geschrieben haben wie sie, mit anschliessen, nur der, sage ich, der diese Kabalen kennt, muß seine Bewunderung, die er so gern Ihnen und Ihres gleichen widmet, durch mitleidige Besorgnis, durch inniges herzliches Bedauern mildern. Freylich mögt' ich Ihnen dazu Glück wünschen, daß Sie — ach! wer hätte noch vor wenig Jahren geglaubt, das sagen zu müssen? — kein Preusse von Geburt sind. Bittere Thränen mögte man weinen, wenn man an gegenwärtige Aufklärung gedenkt, und das Religionsedikt, das Prüfungsformular, die neue Verordnung welche den ersten Männern in Germania so unwichtige Subjekte zur Aufsicht vorsetzt u. s. w. liest, mit jedem Tage deutlicher wahrnimmt, wie unser guter vortreflicher König

Friedrich Wilhelm, der bey seiner Thronbesteigung mit Recht den Namen des Vielgeliebten sich eigen machte, bey seinen vielen Regierungssorgen die Machinationen der Schwachköpfe und Frömmlinge nicht durchdringen kan, deren scheinbar gutgemeinte Vorspiegelungen verursachen, daß er den wahren Gesichtspunkt, aus welchem er seine Unterthanen betrachten sollte, aus den Augen verliehrt, und daß kein Weiser es wagt, diesen Gesichtspunkt zu ändern; ja Freund, in dieser Hinsicht mögt' ich Ihnen Glück wünschen. Aber es giebt noch mehrere Gegenden in Deutschland, wo man Finsternis mehr liebt als Licht, ein Beweis, daß Schulz und Konsorten hier nicht die einzigen sind, über welche die Inquisition unbarmherzig herfährt, und daß nicht einmal überall Amelange sind, die sich so nachdrücklich für Unschuldige verwenden, für sie aufopfern. *)

Noch freut es mich sehr, daß Ihr Brief auch Klagen über den unvermutheten Tod des — soll ich

*) Daß Schulz als Christenthumslehrer zu weit gegangen ist, ist aber auch ausser allem Zweifel.

sagen berüchtigten oder berühmten? — Doktor Bahrdts enthält. Ihr Wunsch, nur einmal Gelegenheit gehabt zu haben, ihn zu hören und zu benutzen, ist gerecht; er ist auch der meinige Doch nennen Sie ihn wiederholt den Irrlehrer. Ich zweifle nicht, daß Sie diesen Ausdruck in einem gemilderten Sinne gebrauchen; dafür stehen mir Ihre Kenntnisse. Weil Sie aber auch über diesen Punkt zugleich meine Meinung hören wollen, so erlauben Sie mir, daß ich mich mit Ihnen diesmal zunächst von dem Irrlehrer Bahrdt unterhalte.

Der Vorwurf, dieser oder jener ist Irrlehrer, der manchen unserer besten Köpfe so geradehin gemacht wird, ist mit dem: dieser oder jener ist ein Religionsspötter, von einerley Gehalt. Man ist eben so freygebig, so verschwenderisch mit dem letzten, wie mit dem ersten. Aber kann ein vernünftiger Mann seine Stimme dazu geben? Bedenken Sie, was der Vorwurf enthält: dieser Mann ist ein Religionsspötter! Ist die Religion nicht das heiligste und ehrwürdigste, was der Mensch kennet? Gewährt eine Nation nicht einen höchsttraurigen Anblick, die nichts von Reli-

gion weiß, Religion nicht kennet und schätzt, und wenn sie auch äusserlich den Schein des blühendsten Wohlstandes hätte? Stimmt nicht das menschliche Herz für Religion, das heißt, machen wir, fühlen wir nicht selbst den großen Unterschied zwischen Recht und Unrecht, Tugend und Laster, und ist nicht diese Empfindung, die so laut für die Tugend spricht, die Grundlage aller Religion? Muß also nicht ein Mensch zu den verworfensten Geschöpfen gehören, der über das, was die wahre Wohlfahrt des Sterblichen befördert, leichtsinnig absprechen, über das, was ihm sein eigen Herz so liebenswürdig vorstellt, spotten kann? Dürften also Religionsspötter im Grunde nicht höchst seltene Menschen seyn? Sollten wir das zur Ehre der Menschheit nicht behaupten? Wie sehr versündigen sich daher Weltbürger an der Menschheit, an ihren Brüdern, denen es so leicht wird, jeden, der Religion in seinem Herzen und nach seinem eigenen Gefühl hoch schätzt, der sich aber auch zugleich bestrebt, sich über Menschenwahn und Aberglauben zu erheben, auf der Stelle mit dem verhaßten Namen eines Religionsspöters zu brandmarken?

Iſt es anders mit dem Vorwurf der Irrlehre? Muß nicht jedem, der Menſchengefühl mit ſich umherträgt, muß nicht beſonders dem Gottesgelehrten darum zu thun ſeyn, ſich immer weiter von dem Irrthum zu entfernen, und er ſollte Irrthümer lehren wollen? Muß dem Theologen nicht jede Religionswahrheit heilig ſeyn, die ihn immer beſſer mit dem höchſten Weſen, deſſen Verhältnis gegen ſeine Geſchöpfe und der Geſchöpfe gegen daſſelbe, mit ſeiner Beſtimmung, mit ſeinen künftigen Erwartungen bekannt macht, und er ſollte ſie muthwillig zu verfälſchen ſtreben? Aber freylich muß der noch immer ein Irrlehrer heiſſen, der in der Bibel nicht alles für Chriſten genieſsbar findet, der die ſymboliſchen Bücher für nichts anders als für eine alte ehrwürdige aber jetzt nicht mehr brauchbare Reliquie hält, und ſichs zum rühmlichen Geſchäfte macht, den Geiſt von dem Buchſtaben zu ſondern, vernünftiges von dogmatiſchem Wuſt, von erdichteten Formeln unabhängiges Chriſtenthum zu lehren, der keinen Glauben an heutige Wunder und Wunderbekehrungen hat, die nur den chriſtlichen Pöbel beluſtigen. Iſt es alſo vernünftig, ehrwürdigen Männern ſogleich das Schild des Irr-

lehrers aufzuheften, und dadurch ihre wohlthätige Wirksamkeit zu vereitlen?

Müssen Sie nicht ferner den Satz zugestehen: Entweder müssen wir unsere Vernunft und den Gebrauch derselben in Erforschung der Wahrheit aufgeben, oder wir müssen alle in irgend einem Maaße Irrlehrer werden? Nur Köhlerglaube könnte vor Irrthümern bewahren; aber dann müßte auch schon das, was dieser Glaube lehrt, unläugbare Wahrheit seyn, welches aber am wenigsten der Erwartung entspricht. Allein das Gefangennehmen der Vernunft unter den Gehorsam eines solchen Glaubens entehrt die Menschheit; nur gestissentlicher Gebrauch der Vernunft macht uns zu Menschen. Wo ist aber der Sterbliche, der sich rühmen könnte, allein und ausschliessend im Besitz der reinen Wahrheit zu seyn? Nous n'allons droit qu'à force de broncher, sagt Piron. Das Kind lernt nicht laufen, wenn es nicht auch mehrmals gefallen ist. Dies ist das Loos der schwachen Menschheit. Und wir sollten Männer, die ihre Vernunft gebrauchen, und nicht blinde Nachbeter seyn wollen, als Irrlehrer verschreyen, wir, die wir selbst bey dem redlich-

ſten Forſchen nach Wahrheit tauſend Irrthümern ausgeſetzt ſind? — Laſſen Sie es uns geſtehen, lieber Freund, die ſo ſehr in Mode gekommene Verketzerungsſucht rührt meiſt daher, weil wir die Sache vernachläſigen, und an Namen hängen. Der Katholik, der Lutheraner, der Reformirte, jeder glaubt ausſchlieſſend die Wahrheit zu ſehen, aber er ſchiebt immer die Begriffe: Wahrheit der allein ſeligmachenden Kirche, Wahrheit des lutheriſchen, des reformirten Glaubensformulars, mit unter; daher ſtreiten der Pöbel und Männer ohne Kopf am eifrigſten für dieſe ihre vermeynte Wahrheit. Kommt nun gar der entehrende Begriff einer herrſchenden Religion dazu — und ſo heißt ja leider der Syſtemsglaube, zu welchem ſich der Landesfürſt mit dem größten Theil ſeiner Unterthanen bekennet — was kann anders daraus entſtehen, als daß der eine Irregeführte den andern verfolgt? —

Aber Bahrdt, ſagt man, hat ja die Hauptlehre des Chriſtenthums von der Dreieinigkeit geläugnet, und darum iſt er aus dem Reiche verbannet worden. Geläugnet? Das ſtehet noch zu beweiſen. Er ſagte

nur, er könne sie nicht so verdauen, wie sie nach Athanasius in den gewöhnlichen Systemen vorgetragen würde. Doch gesetzt auch, er hätte sie geläugnet, so würde ich das zwar, weil seine Verweisung darauf erfolgte, einen unüberlegten Schritt nennen, aber den ehrlichen Mann kann ich deswegen dabey noch nicht verkennen. Hätte er es gemacht wie andere — sehen Sie, Freund, hier muß ich schon vorläufig die Anwendung unsers Resultats: Bahrdt war ein Irrlehrer, machen — hätte er sich hinter die Schriftworte: Vater, Sohn und Geist, verschanzt, die Erklärung unangetastet gelassen, nur auf das Praktische, das diese Lehre enthält, hingewiesen, im übrigen das ganze athanasianische Symbol, das Idol der Orthodoxen, von ganzem Herzen verworfen — erkennen Sie nicht hier das Bild unserer berühmtesten Männer? — gewiß er wäre, wie diese, für den größten Rechtgläubigen gehalten, wäre vergöttert worden, hätte, ohne Riesenarbeiten zu übernehmen, ohne Schulden zu machen, ohne sein Vaterland zu verlassen, noch Senior oder Hauptpastor irgend eines evangelischen Zions werden, einen ansehnlichen Gehalt einstreichen, und mit Weib und Kin-

dern principe leben können. Nenne man das Klugheit oder Fineſſe; genug er konnte, als ein gerader deutſcher Mann, ſeine wahre Meynung nicht zurückhalten, und mußte bey Nacht und Nebel flüchtig werden. Und doch lehrte uns ſchon zu ſelbiger Zeit einer der angeſehenſten Männer unter den Germanen ſchriftlich und laut: „Es wäre noch kein Auslegungsgeſetz vorhanden, welches zulänglich ſey, feſtzuſetzen, wo der Geiſt einmal für allemal für eine von Vater und Sohn verſchiedene mit beyden wirkende Perſon genommen werden müßte.“ Und dieſem Manne — es iſt der trefliche Teller — wurde auſſer einigen unbedeutenden Streitſchriften, die gegen ihn herausgekommen ſind, kein Haar gekrümmt. So iſt die Welt! Welche nützliche Lehre fließt hieraus für uns, für Sie vornehmlich, junger, hofnungsvoller Mann! deſſen Jugendfeuer eben dafür da iſt, um den Eifer für die Verbreitung der ächten Chriſtusreligion in ſeiner Glut zu erhalten? Verheelen Sie Ihre beſſern Grundſätze nicht, wenn Sie aufgefordert werden, ſelbige laut werden zu laſſen, geſetzt auch, daß Sie manche Ungemächlichkeit deshalb

erfahren müßten. Machen Sie nie den Heuchler; aber oft den Klugen, der seine Perlen nicht gern vor die Säue wirft; und trösten Sie sich damit, daß jetzt die Zeiten vorüber sind, wo man um Menschensatzungen willen ehrliche Männer ins Exil jagt; daß nicht leicht eine der bedeutenden Universitäten zu finden ist, wo nicht lichtvolle Männer lehrten und gebildet wurden; daß selbst Michaelis neben Koppe und Eichhorn schon nicht mehr aufkommen konnte; daß in den meisten Ministerien doch schon einige sind, die sich von dem Sauerteig der Pharisäer nicht den Magen verderben lassen; daß die alten steifen Orthodoxen — auch hier zeigt sich der Tod von der wohlthätigsten Seite — nach und nach absterben, und daß Sie, bis die Zeit Ihrer Beförderung heranrückt — ich wünsche, daß es bald geschehen mögte — in einem Kreis von Männern wandeln werden, die im Sonnenglanz einhergehen, welches bei uns wohl nicht eher, als bis auch ein paar Augen geschlossen sind, geschehen wird.

Betrachten Sie Bahrdten ferner aus dem Gesichtspunkt, wie er nach und nach zur Abwerfung seines systematischen Kramś ge-

kommen iſt, wie er's uns ſelbſt in ſeinem Le
benslauf erzählt, und Sie werden wieder den
ehrlichen Mann hervorblicken ſehen. War
er nicht anfangs von dem alten Syſtem über
zeugt, oder vielmehr irregeführt? Welche
Mühe, welchen Kampf koſtete es ihn, bey dem
ſchwachen Lichtſtral, der dieſes Chaos auf
hellte, das Beſſere zu finden und zu bewah
ren? Iſt das nicht durchaus Geiſtesgang des
guten Menſchen? Und würden wir uns nicht
an der Menſchheit verſündigen, wenn wir die
ſes aufrichtige Geſtändnis von ihm in Zweifel
ziehen wollten? Und was waren es vor Din
ge die er damals nach ſo viel Widerſtand
und Kämpfen wegwarf? Warlich meiſt fol
che, welche zu behaupten ſich jetzt jeder unbe
fangene Theologe ſchämen würde. Und wa
haben Sie an der Art, wie er die Materien
ſeines Lehrvortrags, als er noch in Dürkhein
war, ausmuſterte, auszuſetzen? Suchte e
nicht von allen Seiten dem Geiſt und Herze
ſeiner Zuhörer auf die pflichtmäſigſte Weiſ
beyzukommen, wie es der Beruf jedes denken
den Kopfes iſt, und nahmen ſeine Ideen nich
einen ſolchen Gang, daß ſein Vortrag noth
wendig Gutes ſtiften mußte? Gieng er nich
immer erſt aufrichtig mit der Vernunft z

Rath, so oft er glaubte, die breite Heerstraße verlassen zu müssen? u. s. w. Aber — und hier ist wieder die Anwendung — wie machen es jetzt viele unserer jungen Männer? Stehen sie bey all der Achtung, so sie im Publikum genießen, Bahrdten nicht weit nach? Werden sie nicht blos Nachbeter des Neuen, so wie viele Alte Nachbeter des Alten waren? Suchen sie nicht mit ihren innern Grundsätzen blos zu glänzen und eine gewisse Figur zu machen? Bringen sie nicht überall, es sey zur rechten Zeit oder zur Unzeit, ihre Weisheit an Mann? Geben sie sich die Mühe, das gehörig zu prüfen, was sie so dreist behaupten; fragen sie, ob es hier und dort, ob es überall fromme? Lehren nicht Viele das Christenthum, und verläugnen im Herzen seine wohlthuendsten Grundsätze? Graben mögen sie nicht, auch schämen sie sich zu betteln; drum heuchlen sie Religion, weil sie dabey ihren Unterhalt finden; werden in Meynungen noch intoleranter, als es die Alten waren, bekümmern sich nicht um solide Denkart, um Festigkeit des Karakters, und betragen sich insgeheim, nicht selten auch öffentlich, wie wahrhaft pöbelhafte Seelen, wie Sklaven der Sinnlichkeit. O Freund! lassen Sie uns den

Blick wegwenden von dieſer traurigen Scene, ſo treffend ſie iſt, und ſo ſehr ſie mit jedem Tage noch mehr realiſirt wird! Laſſen Sie uns unſer Zeitalter bedauern, wo es ſo wenig Bahrdte giebt, die dreiſt wegwerfen, aber auch vorher eben ſo gewiſſenhaft prüfen.

Aber, mögten Sie ſagen — und ſo nehmen Sie gewiß auch nur Bahrdten als Irrlehrer — iſt es nicht Schande für einen Mann, daß er am Ende das ganze Chriſtenthum über den Haufen ſtößt, die Wunder läugnet, die doch die Einführung deſſelben in die Welt vorzüglich befördern mußten? Man leſe nur ſeine Briefe über die Bibel im Volkston, ſeine Ausführung des Zwecks Jeſu und ſeiner Jünger, wo er Chriſtum gar zum Stifter einer geheimen Geſellſchaft und folglich zu einem Betrüger macht, um ſich feſt davon zu überzeugen. — Das mögte wohl, denken Sie, das ſchwerſte Problem in der Auflöſung ſeyn. Doch auch hier findet die Menſchlichkeit, der billige Sinn, eine angenehme Beſchäftigung, Bahrdts Karakter zu retten, wenigſtens den Mann nicht ganz an Pranger zu ſtellen. Erſtlich wirft derjenige das ganze Chriſtenthum noch nicht

über den Haufen, der die Wunder sich natürlich zu erklären sucht. Erinnern Sie sich an Rousseau, und Sie werden meine Behauptung wahr finden. Er greift ja hier gerade einen Gegenstand an, der mit der Zeit selbst wegfallen mußte: denn wären Wunder allezeit zur Bestätigung der Wahrheit des Christenthums nöthig, müßten sie dann nicht noch immer geschehen? Wenn folglich der, welcher die Wunder natürlich zu erklären sucht, gleich irrt — und das ist gewiß der Fall — so vergreift er sich bey weitem noch nicht an dem wohlthätigen Innhalt des Christenthums. Mag Christus die Kräfte der Natur besser gekannt haben, als andere; mag er zuweilen Jünger und Volk bey dem Wahn, als verrichte er ein Wunder, gelassen haben; mögen seine Thaten natürlich oder übernatürlich gewesen seyn, das thut doch jetzt nichts mehr zur Sache, da seine Lehre nun nicht mehr einem sinnlichen Volk vorgetragen wird, nicht so viel eigennützige Priester mehr auf selbiges wirken, kein schwachköpfiger Pilatus mehr braucht durch das kreuzige! kreuzige ihn! betäubt zu werden. Ist uns doch der Stifter des Christenthums, die wir keines Glaubens an Wunder bedürfen, sondern den

Innhalt seiner Religion erwägen, noch immer gleich groß, gleich verehrungswürdig; wirkt seine Lehre doch immer auf die Besserung und Veredlung des Menschen, ist er uns mit derselben doch noch immer gemacht zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung. Oder wollen wir uns zur Parthey der Urlspergersbrüder schlagen, und den Geist Gottes in der Bekehrung der Handwerkspursche, Musikanten und Judenkinder belauschen, und auch auf unsern Durchbruch sehnlichst warten? Ja dann wäre der Glaube an Wunder noch Hauptsache, dann müßte aber auch unsere Vernunft auf Kosten unsers schwachen Herzens und unserer Einbildungskraft davon laufen. Und was hätten Sie wohl daran auszusetzen, wenn ich Ihnen mit einem Ungenannten, dem ich aber in der Hauptsache noch nicht beypflichten kann, die Träume aus der Geschichte Josephs folgendermaßen ganz natürlich erklärte:

„Joseph konnte in seinen jüngern Jahren schon merken, wie sehr er seinen Brüdern an Fähigkeiten überlegen war. und dieses Bewußtseyn konnte die Hofnung in ihm erzeugen, daß er sich nachmals über diese empor-

schwingen würde. Es konnten solche Vorstellungen, womit er sich wachend beschäftigt hatte, ihm im Schlafe wieder vorkommen, und dergleichen Träume in ihm erzeugen, als die Geschichte uns von ihm aufbewahrt hat. Man hat also nicht nöthig, hier übernatürliche Einflüsse und Offenbahrungen der Gottheit anzunehmen, welche uns dadurch vielmehr ihre Weisheit zu erkennen giebt, daß sie uns mit unsern zukünftigen Schicksalen nicht bekannt macht, sondern uns hier einen undurchdringlichen Vorhang vorgezogen hat. Eben so natürlich lassen sich die Träume derjenigen erklären, welche mit Joseph im Gefängnisse schmachten mußten; weil ein jeder sein begangenes Verbrechen und die Landesgesetze kannte, wodurch bey dem einen die Hofnung zur Begnadigung, und bei dem andern die Vorstellung seiner verdienten Bestrafung, worüber sie oft wachend im Gefängnisse nachgedacht, im Traume entstehen konnte. Und da sie ohne Zweifel sich mit Joseph über die Ursache ihrer Gefangenschaft unterredeten, und diesem die Landesverfassung Egyptens bekannt war, so konnte er dem einen Begnadigung, und dem andern seine Bestrafung vorhersagen, ohne daß hierzu eine besondere göttliche Offen-

bahrung nöthig war. Die Vorsehung konnte nachher diesen Umstand zu seiner zukünftigen Erhöhung lenken, weil er in einem Lande lebte, worinn man Träume oft für Offenbahrungen zu halten pflegte. — Der besondere Traum des Pharao konnte ganz natürlich dadurch erzeugt werden, weil diesem bekannt war wie oft in Egypten eine Reihe von fruchtbaren Jahren mit unfruchtbaren abwechselte. Die Traumdeuter des Königs waren daher nicht im Stande, die Träume des Königs zu erklären, weil sie von der natürlichsten Erklärung abgiengen, und hier etwas merkwürdigeres suchten, als die abwechselnde Fruchtbarkeit Egyptens, welche schon jedermann bekannt war. Joseph, ein Mann von großen Fähigkeiten, und der Egypten schon in Ansehung der abwechselnden Fruchtbarkeit kannte, ward ganz natürlich auf die rechte Auslegung der erzählten Träume geführt, und fand hier zugleich Gelegenheit, sich durch einen Vorschlag zu seiner hohen Ehrenstelle den Weg zu bahnen, und sich um Egypten bey dem Mangel guter Policeyanstalten sehr verdient zu machen. Einem Manne von seinen Einsichten konnte leicht der Gedanke einfallen, wie sehr heilsam es seyn würde, in den Jahren der

Ueberflusses Kornmagazine anzulegen, welche bey dem Eintritte der unfruchtbaren Jahre zum Wohl der Nothleidenden könnten geöffnet werden. Sein Vorschlag konnte leicht den Beyfall des Königs finden, und den Entschluß in ihm erregen, einem Manne, dessen Klugheit er bey dieser Gelegenheit kennen lernte, dieß wichtige Geschäfte anzuvertrauen, für die Anlegung großer Kornmagazine zu sorgen. Und wenn nun Joseph bald das Glück hatte, etliche fruchtbare Jahre nach einander zu erleben, und diese zur Anfüllung seiner Magazine anzuwenden; wenn der große Nutzen hievon sich bey dem Eintritte der unfruchtbaren Jahre so deutlich zeigen mußte; so läßt sich diese ganze Geschichte ganz natürlich erklären, ohne daß wir weder bey dem Joseph, noch bey seinen Mitgefangenen, noch bey dem Könige Pharao besondere göttliche Offenbarungen durch Träume annehmen dürfen. Wir sehen hier, wie die gewöhnlichen Wege der Providenz hier uns alles auflösen, was in der Sprache der Morgenländer als unmittelbare Wirkungen der Gottheit war vorgestellt worden. "

Würden Sie wohl geneigt seyn, Freund! diesen Mann deswegen, weil er solche ganz

natürliche, aber freylich nicht gangbare Erklärungen aufstellt, der übrigens doch so rühmlich von der göttlichen Providenz spricht, und die Entwickelung aller menschlichen Schicksale ihren Händen zueignet und von ihr ableitet, einen Irrlehrer zu nennen? Verdienen diesen Namen die unsinnigen Spötter der Bibel nicht weit mehr, die alle dergleichen Erzählungen als Erdichtungen verwerfen, oder den biblischen Personen, wenn sie auch ihre Existenz gelten lassen, die schändlichsten Karaktere andichten, um als starke Geister gepriesen zu werden? Ja verdienen diesen Namen viele unserer jungen Theologen nicht weit mehr, die, um nicht aus Gesellschaften, wo der sogenannte bon ton herrscht, das heißt: wo man mit der Religion am geschwindesten fertig wird, verstossen zu werden, dem elendesten Dummkopf zu Gefallen reden, die wichtigsten Gegenstände der Bibel preiß geben, und so den Beyfall des vornehmen Pöbels und das Achselzucken des Weisen auf sich ziehen? Nun machen Sie wieder die Anwendung auf Bahrdt, und Sie werden mehr als eine Ursache haben, ihn zu rechtfertigen. — Er macht auch bey weitem Jesum noch nicht zu einem Betrüger, wenn er ihn — wiewohl

ſchwach genug — als Stifter einer geheimen Geſellſchaft angiebt, ſonſt müßte, das wäre der natürlichſte Schluß von der Welt, die wichtigſte der geheimen Geſellſchaften die der Freymaurer — und alle andern nach ihr haben keinen Werth — aus lauter Betrügern beſtehen, und dieſes zu behaupten wird niemand über ſich nehmen. Daß übrigens Jeſus ſeine reſervationes, die aber gewiß, wie beyden Jeſuiten, keine mentales waren, gehabt habe, bedarf doch wohl keines weitern Beweiſes.

Werfen Sie, mein Lieber! in Rückſicht Wahrheits, zweitens einen Blick auf die Zeit, zu welcher er gerade oben genannte, eines Lehrers der Religion allerdings unwürdige Schriften herausgegeben hat, auf die Lage, in welcher dieſer Mann damals war, und er wird Ihnen wieder nicht ſo ſchwarz vorkommen, als Unwiſſende, Partheiiſche und die, welche ihre Urtheile ohne Menſchenkenntnis und Billigkeit abfaſſen, ſich ihn vorſtellen. Einmal war er ja gar nicht mehr Lehrer der Religion, er war aus dem theologiſchen Stande ganz herausgetreten, las nur über Moral, ſchöne Wiſſenſchaften, über Klaſſiker und dergleichen. Wer konnt' es ihm da verwehren.

da er ja doch das Christenthum nicht schmähete, Meynungen drucken zu lassen, die er nun einmal für seine Ueberzeugung hielt, welches aber, wie ich nachher beweisen werde, schwerlich der Fall war? Oder glauben Sie, wie Viele aus Unbedachtsamkeit es glauben, er habe der Religion wesentlich geschadet? Da bin ich gewiß nicht Ihres Glaubens. Ich denke vielmehr, daß auch die giftigsten Schriften unter der Leitung der Vorsehung mehr nutzen als schaden, freylich gegen den Willen ihrer Verfasser, und nicht ohne die Schuld derselben. Wir lernen dabei immer mehr über das Christenthum nachdenken; es bildet sich unter der Hand immer mehr zu einer vernünftigen Religion aus, was es auch nach der Absicht seines Stifters werden soll; die Beweise dafür werden fester, sein Inhalt lichtvoller, die Ueberzeugung davon dauerhafter; es wird dadurch die Weissagung seines göttlichen Stifters immer mehr und deutlicher von selbigen erfüllt: Die Pforten der Hölle sollen meine Gemeine nicht überwältigen. Und sagen Sie selbst, verlieren wir oder gewinnen wir dabey? Sind die Schriften gegen das Christenthum in der moralischen Welt doch das, was Stürme, Ungewitter, Ueber

schwemmmungen und Erdbeben in der physi-schen sind; sie dienen immer mehr zur Begründung und Verschönerung des Ganzen.

Betrachten Sie die Lage, in welcher sich damals Bahrdt befand, als er jene Schriften herausgab, so werden Sie aus seiner Lebensgeschichte wissen, was sich auch ohne dieselbe bey einer geringen Bekanntschaft mit der menschlichen Denkungsart vermuthen läßt, daß er nach seiner vollzogenen Flucht zwar glücklich seiner Person nach, aber doch sonst in den dürftigsten Umständen, entblößt von aller Hülfe und zureichenden Unterstützung mit Weib und Kindern in Halle angekommen ist. Er mußte von den milden Gaben eines Mannes, dem er an Kenntnissen nicht nachstund, und von der Unterstützung einiger Freunde — und wer weiß nicht, wie wenig die geben, wenn von Hülfleistung, und wie viel sie verschwenden, wenn von Gastmahlen und Schmäusen die Rede ist? — leben. Wie konnte das ein Mann von Ehrgefühl aushalten? Was that also Bahrdt? Er benutzte die Zeit aus Nothdurft, wie sie so viele andere — und hier ist wieder die Anwendung — aus Muthwillen benutzen. Er

wußte, daß Schriften, die entweder gegen die Religion geschrieben werden, oder doch manches Schlüpfrige, Nachtheilige und Anspielende enthalten, oder doch etwas ungewöhnlich Großes und Neues ankündigen, obgleich das Beginnen ihrer Verfasser lauter Wind ist, überall gekauft, gelesen, verschlungen, und folglich auch von Buchhändlern, vornehmlich von Berlinern reichlich bezahlt werden. Und welche Arten von Schriften wählte Bahrdt, um sich seiner bangen Verlegenheit zu entreissen? Schrieb er schnurgrade gegen Religion und Christenthum? Spiee er Gift und Galle gegen selbiges aus, oder ergoß sich seine Laune in ungezähmten, unsinnigen Spott? Nein, er blies Wind aus vollen Backen, kündigte ganz neue, noch nie erfundene Plane an, wollte alle Wunder des Mose und der Propheten, Christus und seiner Apostel — und das ist doch wohl was recht Großes? — natürlich erklären, und dadurch die Offenbahrung allen Liebhabern der natürlichen Religion genießbar machen, ohne sich doch im Geringsten gegen die Würde des Stifters des Christenthums zu vergreifen. Das mußte natürlich Geld einbringen; und von dieser Seite läßt es sich auch ganz leicht erklären, warum

grade dieſe Gattung ſeiner Schriften vor allen übrigen zu ſo vielen Theilen angewachſen iſt.

Sollte aber Wahrdt — ſo möchten Sie weiter fragen — nicht das alles ſelbſt geglaubt haben, was er da zuſammenſchrieb; ſollt' er nicht davon überzeugt geweſen ſeyn? und wenn er es war, läßt ſich ſo etwas von einem Doktor der Theologie erwarten? — Ich ſagte Ihnen ſchon oben, daß er von der Theologie keinen Gebrauch mehr machte, daß er unter den hochgelahrten Doktoren derſelben jezt wie eine Nulle anzuſehen war, daß es ſo gut war, als wäre er der Mann in ſeinem Leben nicht geweſen. Wohl ihm aber, wenn er jene Schriften aus Ueberzeugung geſchrieben hätte; dann würde er von einer noch ehrenvolleren Seite erſcheinen. Wer in aller Welt kann mir meine Ueberzeugungen, die ich auf ſo mancherlei oft ſo ſehr kontraſtirenden Wegen erlange, rauben oder ſchimpfen, wenn ſie auch von dem gewöhnlichen Schlag und Gepräge noch ſo weit entfernt wären? Und wer in aller Welt kann mir wehren, meine Ueberzeugungen beſcheiden vorzutragen, und ins Publikum ausgehen zu laſſen? Werden mir

nicht Ueberzeugungen von andern, die zum Theil um nichts nützer sind als die meinigen, dagegen geboten, werden nicht Vergleichungen angestellt, wird nicht die Wahrheit, wird nicht, und das ist eben so wichtig, auch die Unwahrheit von allen Seiten betrachtet, und wird dadurch nicht gewonnen? Und war es denn was anders als Schwachheit, wenn ein solcher Mann nun auch einmal solche Dinge zu seinen Ueberzeugungen rechnete? War der berühmte Semler nicht schwach genug, noch in seinem Alter, wo seine theologischen Urtheile zur Reife gediehen waren, sogar an Alchimie zu glauben, und ich glaube, ein Engel vom Himmel hätte ihm diese seine vermeynte Ueberzeugung nicht ausgeredet. Wird aber Semler deswegen weniger geschätzt; achtet man weniger seine Schriften, lobt man weniger seinen Karakter? Nur bei dem verrufenen Bahrdt thut man auf einmal einen Misgrif in den Neigungen der Gerechtigkeit und Billigkeit, und er muß büßen, was er nicht verschuldet hat.

Mein Freund! blos die Nothdurft, der Sturm und Drang seiner häuslichen Lage, die Schaam, von Menschen Wohlthaten zu

genießen, die vielleicht auch von Seiten des Karakters weit unter ihm ſtunden, gebahr jene Schriften; mit unter ein bischen Leichtſinn, und das iſt alles. Daß er aber keineswegs geglaubt hat, was er da ſchrieb, beweiſe ich Ihnen aus folgenden zwey Gründen.

Ein Mann, der einmal etwas für wahr hält, wird doch auch auf dieſem Fürwahrhalten beſtehen. Vergleichen Sie aber ſeine ſpätern Schriften mit jenen. Wird da ſolcher albernen Erklärungen auch nur mit einem Worte gedacht? Verdiente nicht ſeine Moral für den Bürgerſtand, die er im Gefängniſſe, in der allermislichſten, traurigſten Lage ſeines Lebens, in etlichen Wochen ſchrieb, wenn anders ſein Name nicht ſchon den Orthodoxen ein Aergernis und dem Publikum eine Thorheit wäre, von jedem Hausvater angeſchaft, von jedem Familienglied beherzigt, auf jeder Toilette gefunden zu werden? Und wie ſchön, wie lehrreich, wie hervorſtechend ſpricht er nicht in dieſem treflichem Buch von dem Chriſtenthum! Wie übergeht er da keine Pflicht, die nicht durch chriſtliche Grundſätze, Leben, Verſtärkung und Erleichterung bekäme! Und wie ſehr beſtätigt das alles meine vorherige Be-

hauptung! — Lesen Sie zweitens den dritten Theil seiner eigenen Geschichte. Wie eilig schlüpft er über diese doch an Bänden so reiche Schriften hinweg! Wie übergeht er ihren ganzen Innhalt! Wie sehr hätte man erwartet, daß er sie unter seine Besten zählen würde! Nichts von dem allen. Nur denen gesteht er den größern Werth zu, die ihn auch wirklich haben. Und was wäre das Resultat? — Ohnstreitig würde er, hätt' er länger gelebt, noch am Ende bekannt haben, was wir nun schon wissen, aber auch gestanden haben, er hätte nun auch das leichtsinnige Publikum, das alte Weib, wie er's selbst nennt, das das unbedeutendste, ungenießbarste Zeug wie Manna verschlingt, und die nahrhafteste Kost verschmähet, einmal **zum Besten haben wollen.** Sapienti sat!

Besitzen indessen jene Schriften über die Bibel im Volkston und über den Zweck Jesu und seiner Jünger nicht demohnerachtet vorzügl[illegible]ben Werth? Enthalten sie nicht eine angenehme Schreibart, guten Witz, treffenden Scharfsinn, und frappante Schilderungen? Haben sie nicht Sensation auch auf das gelehrte Publikum gemacht? Haben nicht

unſere berühmten Theologen ſie genutzt? Haben nicht einige den Gedanken geäuſſert: es wäre möglich, daß denn doch manche Wunder Chriſti natürlich zu erklären wären, wenn ſie gleich ſeine Zeitgenoſſen für wahre Wunder gehalten hätten? Hat man nicht die Materie von Volkstäuſchung recht angelegentlich unterſucht, und unter gewiſſen Einſchränkungen annehmlich und brauchbar gefunden? Hat es mit Semlers öffentlichem und Privatglauben eine andere Bewandnis? Und wer gab Gelegenheit zu alle dem? Bahrdt der Irrlehrer, der Ungläubige, der Polygraph.

Hat ſich aber jemals Bahrdt, er mag aus Abſichten geſchrieben haben, aus welchen er will, als Polygraph verſündigt? Machen Sie doch die Anwendung, und vergleichen Sie ihn mit unſern andern Polygraphen. Sie werden den auffallendſten Unterſchied wahrnehmen, und Bahrdten Ihre Achtung nicht verſagen können. Einer ſchreibt ein kleines winziges Ding, das noch dazu auf jeder Seite gegen Vernunft, geſunde Auslegungskunde, Menſchenkenntniß und Erfahrung anſtößt. Aber er weiß den alten

Schutt mit etwas frischem Sande zu vermengen. Das Publikum staunt ob der neuen Erscheinung; seichte Kritiker stoßen Lobgetön in die Posaune. Nun glaubt der Mann zum Schriftsteller berufen zu seyn; seine Schriften wachsen zu Bänden an; er weiß sich, sinkt auch sein Beyfall bey den Vernünftigen, sein gewisses Publikum zu erhalten, und so ist und bleibt er Polygraph. — Ein anderer schreibt Visionen, wie sie in Schwedenborgs Gehirn sich nicht wunderlicher entspinnen konnten, verbrämt sie aber mit religiösen Gedanken und frömmelnden Empfindungen. Er lebt gerade in einem Zeitalter, wo der Aberglaube, die Wundersucht, die Phantasienreligion wieder jeder vernünftigen Aufklärung Troz zu bieten drohet. Seine Spielwerke gefallen den Schwachen und Hirnlosen. Er schreibt, was das Zeug hält, und der Weise nimmt mit Erstaunen und Mitleid wahr, daß es der Schwachen und Hirnlosen so gar viele im lieben Publikum giebt. — Ein dritter hat das Glück, daß seine ersten schwachen Versuche irgend einem Großen der Erde gefallen, und dadurch das Publikum auf ihn aufmerksam gemacht wird. Er denkt, das Ding wird gut gehen. Er schreibt in allen Fächern, ob

er gleich in keinem etwas verſtehet, ſetzt den Werken ſeiner Fäuſte Namen von Pränumeranten aus den erſten Häuſern von Europa vor, die auch ſeinen Schatten nicht kennen, ſchreibt wie Maſius in die Welt, der alte große König trage ſelbſt ſeine Schrift beſtändig in der Taſche, er habe ihn ſelbſt, in tiefes Nachdenken verſunken, darinn leſen ſehen, den vielleicht der Kammerdiener nicht einmal des Blicks würdigen mögte. Das Publikum läßt ſich berücken, und greift mit Ehrfurcht nach ſeinen hirnloſen Broſchüren. — Ein vierter iſt wirklich als Schriftſteller geſchätzt. Er misbraucht aber das Zutrauen des Publikums, fängt zehnerley an, und führt keines aus, ſchreibt populäre Abhandlungen und poetiſche Predigten; Verleger zu Dutzenden machen Jagd auf ihn, gewinnen, verlieren; genug er iſt Polygraph. — Täuſchte ſo Bahrdt ſein Publikum?

Noch muß ich bemerken — aber ich bitte, daß Sie dieſe Behauptung mit der Einſchränkung nehmen, die jeder vernünftige Mann, jeder ehrliche Theolog dabey vorausſetzt oder ſich ſelbſt, wenn er für Aufklärung, Chriſtenthum und Menſchenwohl thätig ſeyn will,

vorzeichnet — daß Irrlehrer zu heilen, in dem Sinne, wie es hyperorthodoxe Prieſter und Layen verſtehen, heutiges Tags der gerade Weg ſey, um berühmt zu werden. Ich rede hier nicht von Männern, die, ohne weiter ſelbſt zu denken, es blos darauf anlegen, Paradoxien und heterodoxe Meynungen auszukramen, weil eben ein ſolches Decennium vorhanden iſt; nicht von ſolchen, die alles anekelt, was nicht von einer neuen auffallenden Seite vorgetragen werden kann, und die gewöhnlich das Kind mit dem Bade ausſchütten; noch weniger von ſolchen, die auf heterodoxe Meynungen ſinnen, weil ſie auf dieſem Wege eher Zugang zu Reichen finden, um ein paarmal die Woche an ihren Tiſchen gefüttert zu werden. Dieſe letztern finden zwar zuweilen Beyfall, aber in einem ſehr engen Zirkel und gemeiniglich auf ſehr kurze Zeit; und im letztern Falle darf nur irgend ein Witzling auftreten, und längſt und beſſer geſagte Dinge auf eine angenehme Art wiederkäuen, ſo iſt ihr ganzer Ruhm verſchwunden. Nein, von Männern rede ich — und daß auch Sie ein ſolcher ſeyen, beweiſen mir ſchon mehrere Proben Ihrer edlen Denkungsart — die weder von Eigendünkel ver-

führt, noch durch Vorurtheile geblendet, ihre Verstandeskräfte zur bescheidenen, aber doch freymüthigen Untersuchung der Wahrheit anwenden, ohne alle Nebenabsichten, die so trügerisch als mannichfaltig sind, einer beruhigenden Ueberzeugung nachstreben, dann aber auch diese Ueberzeugung fest halten, mit Muth und Entschlossenheit sie auszubreiten streben, unbekümmert, ob sie sich mit gangbaren Systemen der herrschenden Menschensatzungen vereinbaren lassen oder nicht. Kurz ich denke nur Männer, wie Spittler den seeligen Koppe beschreibt:

(Siehe dessen Vorrede zu Koppe's Predigten erster Sammlung, die nach seinem Tode herausgekommen ist Seite 17.)

„ Man sah überall den Mann von Ka„ rakter. Keine Aengstlichkeit wegen Or„ thoxie, weil doch nur das orthodox seyn „ kann, was die Bibel lehrt. Kein prunk„ volles Haschen nach Heteroboxien, weil er „ nur Wahrheit und nicht Prunk, nicht Neu„ heit, sondern nur Richtigkeit seiner Mey„ nungen suchte. " — Und wo ist der Mann, der mit solchen Eigenschaften ver-

sehen, sich in die Fesseln eines Systems schmieden lassen, und hergebrachte Erklärungen und Meynungen genießbar finden sollte? Muß sich nicht aber auch sein Beyfall um so gewisser vermehren, je gewisser von ihm zu erwarten ist, daß er diesen und keinen andern Gang nehmen werde? Ist er nicht jedem vernünftig denkenden Gelehrten willkommen? Kann er der Beystimmung eines Publicums entgehen, das mit jedem Tage aufgeklärter denken lernt, das durch zweckmäßige Lektüre gebildet wird, das in gesunden Bibelerklärungen wie in zweckmäßigen Andachtsbüchern, in nützlichen Predigtsammlungen, wie in guten, edle Grundsätze athmenden Romanen, gleich stark für vernünftige Aufklärung gewonnen wird? Fürchtet etwa jener Mann den Widerspruch? Dieser wird um so unbedeutender seyn, je weniger Gegenstände er antrift die ihm solchen zu machen wagen, und je mehr Edle er findet, die auf seine Seite treten und zu seiner Vertheidigung die Hände bieten. Oder ahndet er vielleicht, daß über die aufgeklärte Welt verbreitete Licht möchte durch allerley Machinationen, die öffentlich und im Finstern angelegt werden, bald wieder verdunkelt wer-

den? Nein, Freund! dazu iſt es zu ſpät. Mag Dummheit und Aberglaube ſich noch ſo unbändig geberden, mögen Miniſter und Prediger die mächtigſten Fürſten bewegen, noch ſo ſcharfe Verfügungen, die ſteife Orthodoxie aufrecht zu erhalten, auszuſchreiben, die Germanen ſind ſchon zu weit vorwärts gedrungen; das Licht hat ſich ſchon zu weit auf Hohe und Niedere verbreitet, daß religiöſer Deſpotiſmus ſo wenig, als politiſche Sklaverey, anders als durch ein Wunder — und welcher Sterbliche verrichtet das? — wieder eingeführt werden kann.

Laſſen Sie uns alſo, Freund! unſern Gang ruhig fortgehen. Sind wir ſolche Männer, wie ich ſie zulezt beſchrieben habe — was liegt uns daran, wenn Schwachköpfe uns Irrlehrer nennen, und aus mancherley kleinlichem Intereſſe uns als gefährliche Menſchen verſchreyen? Bleibender Ruhm iſt doch am Ende auf unſerer Seite. Und — iſt Gott für uns, wer mag wider uns ſeyn? Dies ſind und bleiben die Grundſätze und Geſinnungen

Ihres

aufrichtigen Freundes

II.

Bahrdt war ein unruhiger Kopf.

Eine Rede im Menſchenton.

(Eine Scene wie bei der Bergpredigt. Der Redner auf einer Anhöhe. Zunächſt bei ihm wenig Edle, die ſchon manches Gute und Ruhmliche, doch nicht ohne Aufſehen machen zu können, ausgeführt haben. Hinter ihnen ein gemiſchter zahlreicher Kreis von ſolchen, deren Sinn zu ähnlichen Unternehmungen reift, und von ſolchen, die dergleichen Unternehmungen aus Dummheit oder Bosheit gehindert haben oder zu hindern Willens ſind. Beyde erſtere Klaſſen von Zuhörern behalten ihre offene heitere Miene, nur daß die aus der zweiten zuweilen etwas feurig ausſehen. Die lezte Klaſſe wird bald gelbroth bald bleich.)

Hier, in dem Lande des Jammers und Wehklagens; hier an den Grenzen des zügelloſen Fanatiſmus, der Meuterey und des Aufruhrs, treffen wir einander, meine werthesten Herrn; und wohl mir, daß wir einander trafen! Mein Herz iſt zu voll von Empfindungen, ſo ſich einander durchkreuzen, als daß ich ſie alle in meinem Innerſten verwahren könnte. Laſſen Sie uns alle dem Himmel hier unter ſeiner weiten Decke dafür danken, daß wir ſolcher Empfindungen fähig ſind, ob ich gleich vermuthe, daß mancher meiner Brüder ſie erſt vom Himmel er-

bitten müſſe, und leider wegen ſeiner entgegenſtrebenden Leidenſchaften ſich ſolche immer, wenn er anders daran denken kann, dennoch vergeblich erbitte. Ja dreimal willkommen ſollen uns dieſe Empfindungen ſeyn, ob ſie uns gleich auch oft in eine Lage verſetzen, wo wir, nicht durch eigenes Schickſal niedergebeugt, nur durch Theilnehmung an den traurigen Schickſalen Anderer, die aber doch unſere Brüder ſind, auf das empfindlichſte gekränkt werden. Ohne daß uns die Einbildungskraft Zuſatze leihen darf, mögen wir nur Beobachtungsgeiſt und Scharfſinn verbinden, und der Kreis unſerer Einſichten in die Begebenheiten der Welt wird ſich auſſerordentlich erweitern, die mancherley Ereigniſſe des menſchlichen Lebens werden bey den oft ſo undurchdringlichen Verkettungen ſich doch unſerm Blicke ſo blos ſtellen, daß wir mehr als tauſend andere Urſache haben, mit den Fröhlichen uns zu freuen, aber leider auch mehr als tauſend andere Anlaß finden, mit den Weinenden zu weinen.

Ich weiß nicht, wie weit unſere Kenntniſſe und unſer Herz in dieſem Punkt zuſam-

mentreffen, meine Herren. Sie sind mir meist unbekannt; aber so viel ich sehe, so sind wir alle Geistliche. Wir sind doch wohl alle in der Absicht hier zusammengekommen, um die traurigen Folgen einer Schlacht mit anzusehen, die auf beyden Seiten, unter Menschen, unter christlichen Völkern, die aber in ihren Gesinnungen so verschieden sind, so vieles Blut gekostet hat. Lassen Sie uns alle andere Beobachter dieses traurigen Schauspiels mit allen ihren mannichfaltigen Anmerkungen und Urtheilen vergessen, da unserer doch viele sind, einen Kreis zusammen schliessen, und erlauben Sie mir dann, daß ich in ihrer Mitte auf diesem Hügel Ihnen meine Empfindungen über diesen Vorgang mittheile. Betrachten Sie es nicht als stolze Anmaßung, daß ich mich hier zum Redner unter Ihnen aufwerfe. Vielleicht bin ich unter allen hier Versammelten der Untauglichste dazu. Aber Schade wär, es doch, wenn wir eine solche, wiewohl schrekkenvolle, aber doch für den Zoll meiner Empfindungen erwünschte Gelegenheit vorbeigehen liessen, ohne Betrachtungen über solche und ähnliche Vorgänge, deren Ursachen und Folgen anzustellen, wie sie sich für uns

als ernſthafte Männer ſchicken. Und dann vergeben Sie mir, wenn ſich mein raſcher Geiſt, da doch einer billig reden ſoll, zuerſt hervorgedrungen hat. Mein vorheriger Grundſatz, daß Beobachtungsgeiſt und Scharfſinn uns dem Scheine nach verſchiedene, aber doch in ihrer Anlage, Ausführung und Folge höchſt ähnliche Ereigniſſe unter einen Geſichtspunkt bringen laſſen, mag uns dabey leiten. —

Man braucht nicht erſt auf eine Anhöhe zu ſteigen, um die Leichname zu überſehen, welche das Schlachtfeld bedecken. An wie vielen ſtreifte ſchon unſer Fuß vorbey, als wir, ohne daran zu denken, an dieſer Stelle zuſammentrafen, den Wahlplatz umgiengen, jeder mit ſeinen eigenen Empfindungen über die vorgefallene Schlacht, jeder mit ſeinen beſondern Urtheilen wegen der Veranlaſſung von ſelbiger. Ach es war eine Menſchenſchlacht! Völker, denkende, chriſtliche Völker, aus verſchiedenen Gegenden, aber doch alle Brüder, alle durch ein Blut, durch ein gemeinſchaftliches Band vereint, mordeten einander. Welch ein Anblick für den Menſchenfreund, ſolche hingeſtreckte, zerfetzte,

verstümmelte, zum Theil gar nicht mehr kennbare Leichname zu seinen Füßen zu erblicken, die vor wenigen Stunden noch athmeten, hohes Menschengefühl mit sich umhertrugen, so manchen Kampf in ihrem Menschenleben bestanden, so manchen Sieg über die wichtigsten Hindernisse davontrugen, erfüllt mit Tugenden des kühnen Anführers, des Diensteifers, der Folgsamkeit, belebt mit Empfindungen der elterlichen, kindlichen, ehelichen, brüderlichen Liebe. Seufzend nach Wiedervereinigung, nach heisser recht menschlichen Umarmung, erfleht von Vätern, Müttern, Verwandten, Brüdern und Schwestern für künftigen frohen Lebensgenuß, für Thätigkeit und Unterstützung, sind sie plötzlich aus dem Kreise der Schmachtenden entrückt, sind sie nicht mehr, unwiederbringlich in's Erdenleben, das uns so manches Elend erfahren, aber auch so vielfältige Menschenfreuden genießen läßt.

Und wer waren die Menschen, welche die nächste Veranlassung zu solchen Auftritten, zu solchen und ähnlichen Blutscenen, die schon erfolgt sind und noch erfolgen werden, gegeben haben? Sind es nicht solche, die wir mit

dem allgemeinen Namen der unruhigen Köpfe bezeichnen können? Unzufrieden mit der Lage, in welcher sie sich befanden, ausschweifend in ihrer Begierde nach Freyheit, gleichgültig gegen Menschenrechte und Eigenthum, angeführt von Männern, in deren Busen Eigennutz, Ehrbegierde, Herrschsucht, Neid und Unterdrückungsgeist hoch aufflammte, streuten sie weit umher den Saamen der Zwietracht aus, bestraften den geringsten unbedeutendsten Widerspruch mit dem Laternenpfahl, mordeten und verwüsteten, entsetzten einen König, der durch Glanz und Herrschergewalt weit über alle Fürsten Europens hervorragte, von seinem Thron, mißhandelten ihn, seine Familie, seine Verehrer, mauerten ihn in ein Gefängniß ein, und mordeten ihn sogar. Die Rechte der Regentschaft waren zertreten, jeder, der noch ähnliche Rechte besaß und von seinem Volk geliebt wurde, war verachtet, verspottet, mit Kriege bedroht. Einer ward durch den andern aufgewiegelt und an den Abgrund geführt. Blinde leiteten Blinde, und so fielen sie alle in die Grube. Ein Reich, wenn es in sich selbst uneins wird, wie mag das bestehen?

Dies ist die Sprache, dies das Urtheil des gewöhnlichen Beobachters, und vielleicht mag auch mancher unter uns, meine Herren, so urtheilen. Allein die Sache ist, auch als politischer Vorgang betrachtet, werth, daß man sie schärfer ins Auge fasse.

Wir dürfen nur bey der Idee des unruhigen Kopfs stehen bleiben, so wird sich diese Idee in manche unerwartete Begriffe entwickeln lassen. Ist es nicht ein gewöhnlicher Fehler, der oft auch hellsehende Köpfe beschleicht, daß sie jene Idee nicht blos von Menschen gebrauchen, die ihre Thätigkeit zum Nachtheil ihrer Brüder anwenden, sondern daß auch der Eiferer fürs Gute mit diesen in eine Klasse geworfen wird? Wenn wir auch weiter nichts von den Unternehmungen der Neufranken wüßten, als was uns als offenbare Ungerechtigkeit in's Auge springt, dürften wir wohl als philosophische Köpfe, als Verehrer der Menschheit und der Vorsehung, glauben, daß dieses allgemein verbreitete Elend, das jetzt bey einer der kultivirtesten Nationen sichtbar wird, auch im Kleinen, in seinen ersten Anfängen, aus lauter durchaus bösen Grundsätzen entsprungen sey? Dann müßten wir annehmen, daß eine

ganze Nation, die aus mehreren Millionen Menschen besteht, die sich durch Kultur und Feinheit, ohnerachtet der mancherley Uebertreibungen, von jeher ausgezeichnet hat, bey welcher Jahrhunderte hindurch so kein weiteingreifendes Unheil sichtbar geworden ist, sich auf einmal in die unmenschlichste auf dem Erdboden umgeschaffen habe. Erwägen wir, daß eben diese Nation, ausser dem politischen Ungeziefer, den Schmeichlern und Maitressen, die in allen Staaten so viel Unfug gestiftet haben, jederzeit auch so viele denkende Köpfe, kluge Minister, menschenfreundliche Räthe, schätzbare Gelehrten, industriöse Künstler und Handwerker aufzuweisen hatte, so wird uns eine so unerwartete Ausartung von selbiger noch unbegreiflicher und unglaublicher werden. Ich darf Sie, meine Herren, nicht an die ersten Grundlagen einer Konstitution erinnern, die die Rechte der Menschheit und des Bürgerstandes in Schutz nahm, Natur- und Völkerrecht auf seine ersten Grundsätze zurückführte, und mit den Grundsätzen einer weisen und gerechten Staatsverfassung vereinigte, nicht eingebildete unmögliche Gleichheit, aber gleiche Vertheilung des Rechts, gleiche gegründete Anmassung jedes Staatsbürgers auf

Eigenthum und Beſitzſtand, einführte; erhielt ſie nicht den Beyfall jedes Weiſen und Edeln? Ich darf Ihnen nicht die unverhältnismäßige auffallende Ueberlegenheit vor Augen ſtellen, welche in der Perſon des erſten erhabenſten Vorſtehers des Staats ſichtbar wurde, wo kein Menſch es wagen durfte, die Behauptung laut werden zu laſſen, daß der Regent um des Volks und nicht das Volk um des Regenten willen da ſey; wo der Unterthan nicht freyen Zutritt zum Throne fand, wo ſelbſt der Theilnehmer an der Laſt der Regierung, der klügere Rathgeber nicht anders als knieend vor einem Gott anbeten durfte; wo Summen zu Millionen, die der Staat herbeyſchaffen mußte, leichtſinnig verſchwendet wurden: erhielt dieſe ſo ungleiche Verfaſſung nicht das Misfallen und die Abneigung ſelbſt von ſolchen Bürgern, die gar nicht zum franzöſiſchen Staate gehörten? Ich darf Ihnen nicht das Andenken an die Uebermacht und den Stolz des Adels erneuern, der alle Orden, Würden und Ehrenſtellen verſchlang, in deſſen Mitte auch der Dummkopf mit Inſignien und Bändern prangte, deſſen Verdienſte nur nach der Erbfolge, oft nach einer ſehr zweideutigen, ſchimpflichen Geburt aufgezählt wurden, wäh-

rend als der Gelehrte, der Geſchäftsmann, der Künſtler ſeine gewohntere, raſchere, patriotiſchere Thätigkeit keinen Augenblick zum eigentlichen Staatsbeſten verwenden durfte; ſchütteln edeldenkende Adliche in andern Gegenden nicht ſelbſt die Köpfe darüber? Ich darf zu Ihnen nichts von dem Drucke reden, unter welchem der Unterthan und vornehmlich das arme Landvolk ſchmachtete; von den Bedrückungen, die ſich Miniſter, Beamte und Pächter erlaubten, die, um ſich zu bereichern, im Namen des Königs ungeheure Abgaben, Früchte in geringern Preiſen erpreßten, von welchem allen der König nichts wußte: muß ſich nicht jedes gefühlvolle Menſchenherz dagegen empören? Die ſtärkſte Kette, meine Herren, wenn ſie übermäſig angeſpannt wird, zerreißt endlich. Der gutmüthigſte Unterthan — ach daß dieſes fatale Wort den Namen des freyen Bürgers verdrängen mußte! — fühlt endlich das ſchwere Joch, das ihm auf dem Nacken liegt, und ſucht es abzuſchütteln. Der Wurm im Staube krümmt ſich unter dem ſchmerzhaften Fußtritt des Wanderers. Und Männer, die das zuerſt einſahen, die den Harm, die ſtillen Klagen, die erſtickten Seufzer des Volks bejammerten,

denen der Anblick heftiger Anstrengungen im Schweiße des Angesichts, ohne doch eine einzige frohe Stunde zu verschaffen, das Herz zerriß; die dann hervortraten mit Männermuth, jede Kraft aufboten, die leiseste Sprache des Eigennutzes erstickten, mit ächtpatriotischem Sinn zeitliche Vortheile verläugneten, dem allgemeinen Volkswohl die zärtlichsten Verbindungen, die süßesten Familienfreuden aufopferten, die zertretenen Natur- und Völkerrechte wieder aus dem Staub hervorzogen, das Volk auf seine unveräusserlichen Rechte aufmerksam machten, das Verdienst vom äusserlichen Glanz, die wahre Menschenwürde und Nutzbarkeit des Staatsbürgers vom Genusse reicher Pfründen, von Besitzungen ganzer geraubter Provinzen abzusondern lehrten; diese, diese edeldenkenden Männer, diese Schutzengel des Volks, diese Wiederhersteller edler menschlicher Freyheit, diese Retter einer gänzlich zerrütteten Staatsverfassung, sollten mit dem verhaßten Namen unruhiger Köpfe, in dem nachtheiligen entehrenden Sinne, in welchem man selbigen gewöhnlich zu nehmen pflegt, belegt werden dürfen? O dann müßte jeder edeldenkende Minister, jeder für das Beste seines Volks besorgte Regent, dann müßten

Friedriche und Josephe und Gustave die allerunruhigsten Köpfe heißen. Wo ist eine glückliche Staatsverfassung, die nicht von Zeit zu Zeit einer Verbesserung bedürfte? Wo das blühende Land, das so schnell zu dem bewunderungswürdigen Gipfel seiner Größe gekommen wäre? Ist nicht gerade das letzte Viertel unsers achtzehenden Jahrhunderts dazu gemacht, um solche wohlthätige Veränderungen zu erzeugen? Soll nicht die Fackel der Philosophie und einer nicht misverstandenen, nicht abergläubigen Religion dahin zuerst Licht bringen, wo die Stralen desselben sich am weitesten ausbreiten und am wohlthätigsten wirken? Ward auf diesem Wege nicht hier die menschenfreundliche Toleranz, dort die Verminderung der Auflagen hervorgebracht? Fühlte man hier nicht das Bedürfnis einer verbesserten Kriminal-Verfassung, und brachte nicht dort der anhaltende, aber sich selbst belohnende Fleiß der würdigsten Staatsmänner ein ganz neues Gesetzbuch zu Stande? Und bey diesem schnellen Zuwachs des Lichts sollte ein ganzes angränzendes, mächtiges, der glücklichsten Verfassung fähiges Reich nicht auch erleuchtet, nicht auch erwärmt werden? sollten Mitglieder eines Volks, das schon an Einsichten und

seiner Lebensart so viel voraus hatte,
Ruin ihrer Mitbürger gleichgültig betr
ten? sollten in Finsternis herumtappen,
ehrgeizigen, arglistigen Führern überlas
während als ihre Nachbarn ihre Kräfte fü
ten und benutzten, und die Regenten der
den ihre Länder zu Paradiesen umschufen

Vorausgesezt, meine Herren, daß des
rühmten Engelländers Burke Grundsa
man dürfe eine verwahrloste Staatsverfassu
zwar verbessern, aber nicht vernicht
seine Richtigkeit habe, so dürfen uns d
keineswegs die Ausschweifungen irre mach
die die niedrigste Klasse des Volks, das
Begriff der Freyheit misversteht, und so
in Zügellosigkeit ausarten läßt, und das
so vielen mit Recht berüchtigten unruhig
Köpfen besteht, dabey begieng; ja selbst
Theilnehmung der Höhergestellten an manch
übertriebenen Handlungen und erschütternd
Auftritten dürfen uns hier gar nicht irre m
chen. Solche Auftritte gehören mit zu d
Gebrechen der Menschheit. Und wären w
nicht gewohnt, das Uebel höher zu berechn
als das Gute, ja gäben wir uns nicht
Mühe, nur das Uebel als Uebel hervorz
ziehen, und das daneben bewirkte üb

wiegende Gute in Schatten zu ſtellen, oder gar zu überſehen, ſo würden uns ſolche Ausartungen der menſchlichen Freyheit nicht ſo krell ins Auge fallen. Eine flüchtige Ueberſicht der Geſchichte würde uns überführen, daß nie wichtige, zum Beſten der Menſchheit vorgefallene Revolutionen ohne gewaltſame Mittel, ohne Ueberſchreitungen der Rechte und der Pflichten, ohne innerliche Gährungen, ohne widerſtreitende Partheyen, ohne Blutvergieſſen, bewirkt worden ſind. Hier nimmt die Menſchheit ihren Gang, wie ſelbigen die Natur durchaus zu nehmen pflegt. Zertrümmerte der Blitz nicht Gebäude, Thiere und Menſchen, richteten Stürme und Erdbeben nicht zur See und zu Lande Verheerungen an, würfen feuerſpeyende Berge keine brennende Lava aus, rafften anſteckende Seuchen nicht ganze Menſchenhaufen weg, ſo hätten wir auch keine fruchtbare Erde, keine gereinigte Luft, keinen milden Sonnenſchein; ſo würde mehreren Ländern ein naher Untergang drohen, ſo würden durch ſchnelle Vermehrungen Menſchen einander ſich ſelbſt im Wege ſeyn, und nirgends zufriedener Lebensgenuß wahrgenommen werden. Suchen wir jene Ausſchweifungen der Neufranken in ihren erſten Quellen

auf, so werden wir den Theil der Nation, der selbige sich erlaubte, zwar immer für unruhige Köpfe in dem schlimmen Sinne des Worts halten müssen, und ihre Thorheiten nicht entschuldigen können, aber doch unsere Urtheile über sie gelinder als unberufene Murrköpfe abfassen müssen. Es ist ein leichter Uebergang von gemächlicher Lebensart zur Verweichlichung, von Sparsamkeit zum Geiz, von Ehrbegierde zum unerträglichsten Stolz, folglich auch von Freyheitssinn zur Freyheitswuth. Nur die Zeit kann Ruhe und Zufriedenheit wieder herstellen, und glückliche Nachkommen erndten die Früchte eines sauern blutigen Kampfes. Werfen Sie, meine Herren, von diesem Schlachtfeld, das von Menschenblut trieft, einen Blick über weite Meere in glückliche Staaten der Freyheit, und Sie werden sich — den Königsmord ausgenommen, der ewig verabscheuungswürdig bleiben wird — mit einer Nation aussöhnen, die den dornenvollen Pfad zum Tempel der fesselfreyen Menschheit in ihren ersten Fußsteigen mit Unmenschlichkeiten bezeichnete. Und glauben wir, als Männer, die Religion schätzen und ausbreiten, eine Vorsehung, so mögen wir selbiger ruhig das Weitere über-

laſſen, und überzeugt ſeyn, daß alles von ihr ſo geordnet werden werde, daß es ſich endlich in das allgemeine Glück chriſtlicher Staaten und Völker auflöſt. Betrachten wir nur das warnende Beyſpiel, das die Franken andern Herrſchern gegeben haben, erwägen wir den wohlthätigen Einfluß, den ihre, zum Theil abſchreckenden Unternehmungen auf die Vermilderung der Denkungsart anderer Volksvertreter, vom größten Fürſten bis zum Bürgermeiſter des Reichsſtädtchens Isny, gehabt haben, hoffen wir mit Grunde, daß wenigſtens in den europäiſchen Staaten der Stolz der Großen gedemüthigt, der Deſpotismus überall verabſcheut, die ſklaviſche Unterjochung zu ihrem Urſprung, der Hölle, werde verwieſen werden; ſagen Sie ſelbſt, meine Herren, ob wir zagen oder uns freuen ſollen? —

Ich hoffe, als Männer von Gefühl ſoll unſer Herz jezt warm ſeyn für Volksrechte und Menſchenwohl, und wir ſollten uns auf der Stelle entſchlieſſen können, eben ſo thätig für das bürgerliche Glück unſerer Menſchenbrüder zu ſeyn, geſezt auch, daß uns die mächtigſten Hinderniſſe im Wege ſtünden, und wir, wiewohl unverdient, den Namen

der unruhigen Köpfe tragen müßten. Allein da wir in unſern Verhältniſſen keinen Beruf haben, uns auf ſolche Weiſe für den Staat aufzuopfern, ſo laſſen Sie uns auf einige Augenblicke unſern Stand als Geiſtliche betrachten, und wir werden ähnliche Verhältniſſe, ähnliche Pflichten, ähnlichen Widerſtand und ähnlichen Ruhm finden. Dazu diene uns das Beyſpiel eines Mannes von entſchiedenem Verdienſt und von ausgebreiteter Thätigkeit, der erſt kürzlich in ſeinen beſten Jahren ein Raub des Todes geworden iſt. Niemand wird ſich in unſerer Mitte befinden, der nicht von Bahrdten gehört hätte, und dem dieſer Mann nicht von mancherley zum Theil höchſt nachtheiligen Seiten bekannt worden wäre. Sie wiſſen es wohl zu gut, meine Herren, daß auſſer andern Vorwürfen, welche man dieſem Gelehrten gemacht hat, auch dieſer vorzüglich laut geworden iſt: Bahrdt war ein unruhiger Kopf. Man will damit ſo viel ſagen: Bahrdt war mit der gewöhnlichen Verfaſſung des theologiſchen Lehrſyſtems, die doch ſchon Jahrhunderte beſtanden hat, nicht zufrieden, er kündigte der Dogmatik und ſelbſt den ſymboliſchen Büchern den Krieg an, er

zerriß alle Ketten des Herkommens, und wollte völlige theologiſche Freyheit einführen, er zog ſich dadurch Verdrießlichkeiten und Verfolgungen zu, ſtatt daß er bei der gewöhnlichen Lehrart und nach ſeinen übrigen Talenten in einer der reichſten Pfründen ſeine Tage in Ruhe und Gemächlichkeit hätte verleben können. Dieſe Beſchuldigungen ſind werth, daß wir ſie genauer entwickeln. Hier auf dieſem Wahlplatz wollen wir uns in Gedanken auf die theologiſchen Schlachtfelder begeben, und dort wie hier zu beſtimmen ſuchen, ob man Bahrdten einen unruhigen Kopf im guten und wohlthätigen, oder im böſen und nachtheiligen Sinne nennen müſſe.

Bahrdt widerſetzte ſich dem gewöhnlichen Lehrſyſtem, aber nicht der Bibel; dieſe einzige Bemerkung erweckt ſchon ein gutes Vorurtheil für ihn. Allerdings mußt' er zuerſt eine beſſere Bibelerklärung, beſonders des Neuen Teſtaments, aufſtellen, um ſeine übrigen Grundſätze einleuchtend zu machen. Aber, wer weiß es auch nicht, daß dieſes Geſchäft zu ſeiner Zeit das dringendſte Bedürfnis war? Wer hat je unter uns mit Aufmerkſamkeit ſeine deutſche Bibel geleſen.

und philologiſchen Forſchungsgeiſt damit verbunden, und nicht zugleich die Mängel entdeckt, die an Luthers Verdeutſchung ſichtbar ſind? Und war er nicht einer der erſten, der, mit Sprachkenntnis und allen dazu erforderlichen Fähigkeiten verſehen, ſich beſtrebte, ſolchen Mängeln abzuhelfen? Und iſt er ſchon von dieſer Seite ein unruhiger Kopf zu nennen, weil er nicht im alten Gleiſe blieb und nachbetete, ſo verdienen nicht minder Michaelis, Moldenhauer, Hezel, Seiler dieſe Namen. In keiner Wiſſenſchaft, in keiner Kunſt war der erſte Lehrer oder Erfinder derſelben ſogleich der vollkommenſte. Spätere Nachkommen mußten, oft erſt nach Jahrhunderten, Wiſſenſchaften und Künſte ihrer Vollkommenheit näher bringen. So iſt der Gang menſchlicher Einſichten und Werke; und in der Erklärung ſolcher Bücher, die ſich von ſo alten Zeiten herſchreiben, in fremden Sprachen geſchrieben, und nach einem ganz eigenen Geiſt des Zeitalters abgefaßt ſind, ſollt' es anders ſeyn?

Aber, ſagt man, ſo hätte er doch den Grundſätzen treu bleiben ſollen, welche unſere ruhmvollen Reformatoren aufgeſtellt, in eigene

jedem künftigen Lehrer zur Richtschnur dienende Bekenntnißschriften gebracht haben, und worauf Lehrer der protestantischen Kirche eidlich verpflichtet werden. Es ist wahr, so urtheilen alle Orthodoxen, aber dieses Urtheil enthält auch zu ihrer eigenen Beschämung die gröbste Unwissenheit, die unverzeihlichste Entehrung der Reformatoren, und Hochverrath an unserm größten Gut — dem Protestantismus. Ich darf Sie nur an die eigenen Aeusserungen Luthers über diesen Punkt erinnern, die man ganz übersehen hat, als wären sie nie vorhanden gewesen, die man aber bey gewissen neuen Streitigkeiten über Orthodoxie, Gewissensfreyheit und über das Recht in Glaubenssachen zu philosophiren, aus dessen gedruckten Schriften ans Licht gezogen hat, und Sie werden überzeugt seyn, daß es nie der Wille der Reformatoren war, sich als Lehrer aufzuwerfen, die man in allen künftigen Zeiten als Idole verehren müßte. Nach der Erklärung der Orthodoxen müßte dann Luther der eigensinnigste Kopf, der stolzeste Mann, der mehr in seinen Zeiten und in seiner Lage hätte leisten wollen, als noch kein Weiser auf Erden, als selbst der verehrungswürdige Stifter unserer Re-

ligion zu seinen Zeiten und in seiner Lage leisten konnte, gewesen seyn; und kann etwas Entehrenderes gegen jenen allerdings großen und merkwürdigen Mann gesagt werden, als dieses? Bey all dem großen Wirkungskreis, den sich Luther, seine treuen Gehülfen an der Seite, zu eröffnen wuste, dachte doch niemand bescheidener von seinen Verdiensten, von seiner rastlosen Thätigkeit, als er. Nicht Luthers Anhänger — Christen soll man sich in Zukunft nennen, das ist seine Sprache. Und so betrachtete er auch die symbolischen Bücher als damalige unvermeidliche Erklärung, wie man, nicht im Verhältnis gegen das Christenthum, sondern im Verhältnis gegen den Pabst und die hierarchischen Grundsätze, dachte, als Nothbehelf zur Vertheidigung eines jeden, der sich bemühete, das Christenthum wieder in seine alten Rechte einzusetzen und zu seiner ersten Reinigkeit zurückzuführen. Er protestirte mit seinen Zeitgenossen gegen ungereimte Zumuthungen, weil ihn sein Gewissen dazu verband, und legte damit den Grund zu dem ganzen Protestantismus, der uns die Rechte der freyen Forscher der Wahrheit ertheilt, der sich nur durch die Grundsätze der heiligen Schrift lei

ten, und von keinem einzigen menſchlichen Machwerk, ſo viel individuellen Werth es auch habe, beſchränken läßt. Nur ſeine übertriebenen, von ihm ſelbſt verworfenen Verehrer in ſpätern Zeiten, die zum Theil gar auf den unſinnigen Einfall geriethen, ſeine Schriften ſeyen durch beſondere göttliche Offenbahrungen entſtanden, überſchritten, auch in der Empfehlung der ſymboliſchen Bücher, die von ihm ſelbſt abgeſteckte Gränze, und mit welcher unverantwortlichen Dreiſtigkeit, mit welchem weit umher geſtifteten Schaden, das beweiſt Ihnen die Geſchichte der chriſtlichen Religionspartheyen. Gewiß werden ſich ſpätere Nachkommen in die Seele ihrer ſklaviſchgeſinnten Vorfahren ſchämen, daß dieſe es wagen konnten, über menſchliche Bücher und nicht über den Innhalt des Neuen Teſtaments, das doch unſer eigentliches [illegible]ſtliches Bekenntnisbuch iſt, freyen deutſchen Männern, die doch gegen alles, was ihren Forſchungsgeiſt beſchränken kann, proteſtiren ſollen, Eide abgenommen haben. Ein Mann alſo, der, um nicht weniger als Thier zu ſeyn, ohnmöglich glauben kann, daß Heiden und neugebohrne Kinder, die ohne Taufe ſterben, in Ewigkeit verdammt

wären, sollte darum, weil er solche und ähnliche Behauptungen wegwirft und sein Publikum besser zu belehren sucht, ein unruhiger Kopf heißen? Schon Luther konnte seine Befugniß, zu reformiren, nicht anders als mit seiner Würde eines Lehrers der heiligen Schrift retten. War dies Bahrdt nicht auch? Und braucht man erst im Grunde diesen stolzen Titul, um vernünftiger Beurtheiler der Religion und Theilnehmer an der Verbesserung derselben zu seyn? Dann würden wir, meine Herren, vielleicht alle unsere Vernunft und Thätigkeit nach unserm Beruf und Stande verläugnen müssen.

Wie verhielt sich aber Bahrdt, der unruhige Kopf — diese Frage, meine Herren, ist wichtig und bedarf einer eigenen Erörterung — gegen die sanftmüthige Orthodoxen? Suchte er denen, die nicht seines Glaubens waren, seine Meynungen aufzudringen? Gab er ihnen gehäßige Namen? Nannte er, wie ein Tollhäusler, überall, wenn es nicht nach seinem Sinne gieng, mit seinem Kopfe an? Bot er gleich Fehde, wenn er Erklärungen las, die nicht mit den seinigen harmonirten? Lebte er für seine Person unzufrieden mit Leh-

rern, die neben ihm angestellt waren? Machte er Partheyen? Hetzte er Lehrer gegen Lehrer auf? Ließ er sich durch entehrenden Kollegienhaß hinreissen? Spie er Gift und Galle gegen stolze, hochmüthige Eiferer? Zeigte er nicht an seinem Beyspiel, was die Kirchengeschichte, die Geschichte aller Concilien und Synoden enthüllet, wo die Ketzer gewöhnlich die Vernünftigen und die Orthodoxen die Erzzänker waren? — Werfen Sie nur einen Blick auf die Vorgänge, die wir schon erlebt haben, und Sie werden die sogenannten Rechtglaubigen als die unruhigsten Köpfe im gehäßigsten Sinne des Worts finden. Hier behauptet ein Doktor der Theologie, man dürfe in seinen Predigten nicht ein Haarbreit von den symbolischen Büchern abweichen, und bedenkt nicht, daß dann eine jede Predigt nichts anders seyn dürfte, als die Vorlesung eines Kapitels aus der augsburgischen Konfession oder der Concordienformel. Dort schreyt ein Senior aus vollem Halse: kein Katholik kann erhörlich beten; und macht sich eben so lächerlich als der Pater Hahn mit seiner Farce: kein Protestant kann selig werden. Heute ruft ein Oberprieſter in einem von verschiedenen Kon-

feßionsverwandten bewohnten Orte: kein Lutheraner darf mit Recht einem Reformirten als Pathe zur Taufe stehen, noch weniger dem lezten freyen Gottesdienst gönnen, den er doch dem Juden nicht versagt; und morgen spricht ein anderer auf seiner Kanzel das Verdammungsurtheil über die reformirte Meynung vom Abendmahl aus. Hier spührt ein rüstiger Held die unschuldigsten Meynungen auf, und zieht gegen Mosheime, Semler und andere würdige Männer in Vorreden zu Felde, und dort streicht ein übermüthiger Censor ganze Stellen aus einem Religionsbuch aus, und bringt in seinen eigenen Schriften keinen gesunden Paragraphen zusammen. Aber das ist noch nicht das Schlimmste. Heute führt dieser eine meisterhafte Kabale gegen einen jungen unschuldigen Mann aus, und sezt den rühmlichen Karakter desselben in ein zweideutiges Licht; morgen schneidet jener einem würdigen Landprediger, der ihn bey weitem übersieht, den Weg zu Beförderungen und Ehrenstellen ab, weil er in seiner Jugend Lustspiele schrieb, und übermorgen hetzt er einen jungen Kollegen zu todte, weil er in seinem Katechismus nicht die Lehre vom Teufel ausgeführt hat, und Thränen der

Wittwe und der unerzogenen Waisen fließen über den Unmenschen. Das sind doch, wie mich dünkt, böse unruhige Köpfe, und ich fordere Bahrdtens entschlossensten Feind auf, nur mit einem Schein zu beweisen, daß selbiger unter diese Klasse zu zählen sey.

Und wie haben sich bey so edeln Grundsätzen, nach welchen Bahrdt sich berufen fühlte, helleres Licht zu verbreiten, bey seiner Toleranz und Schonung der Schwachen, seine vermeynte rechtgläubige Gegner gegen ihn selbst verhalten? Eine neue Seite, von welcher der Karakter solcher Männer ins Licht gestellt werden kann. Schon die Aeusserungen, welche sie gegen jeden, der vom hergebrachten symbolischen System abgeht, laut werden, und so viel an ihnen selbst liegt, in Thätigkeit übergehen lassen, beweisen, wie sie sich auch gegen Bahrdten verhalten müßten. Vom Geist der Duldung wissen sie nichts, sie können folglich keinen neben sich leiden, der anders denkt und urtheilt, wie sie. Ohne zu erwägen, daß es doch im Grunde nur menschliche Meynungen und Erklärungen seyen, denen sie einen so großen Werth beylegen, fordern sie dreist den hellern Kopf

auf, sein Amt niederzulegen, wenn er nicht nach den symbolischen Büchern denken und lehren kann. Und was wird, was muß die Folge eines solchen menschenfreundlichen Begehrens seyn? Der Gegenstand ihrer Verfolgungssucht ist schon zu weit in den Jahren fortgerückt, als daß er noch nach einem andern Broderwerb greifen könnte. Weib und Kinder, die ihn auf das zärtlichste lieben, sind vorhanden. Reichthümer besitzt er nicht, und sein Amt soll er niederlegen. Gelegenheit zum Auswandern findet er nicht; und wo soll er die Gegend finden, die durchaus so lichtvoll wäre, daß er mit offenen Armen aufgenommen würde? Weib und Kinder will er wenigstens keinem zweydeutigen Ohngefähr aussetzen. Als Schriftsteller kann er für Jahre hinaus sich allein keine frohe Aussicht eröfnen. Er muß also — das ist seine letzte Zuflucht, und so wollens auch jene guten Männer haben — ein Bettler werden. Nun hat die Kabale Sieg, die Verläumdungssucht Beschäftigung. In allen öffentlichen Häusern, bey allen Gelagen und Mahlzeiten giebt jetzt der Unterdrückte die Konversation des Tages. Seine Feinde lästern, seine Freunde zucken die Achseln, selbst der Edle,

der sonst seine Parthey nahm, zieht sich zurück, weil er nicht gegen den Strohm schwimmen kann. Die orthodoxen Herrn verkürzen nun die langen Winterabende mit Scenen aus der Lebensgeschichte des verketzerten Mannes. Die geistlichen Damen unterhalten sich von ihm in ihren Kränzgen, in größern und kleinern Kreisen. Man ist schwatzhaft von dem, was die lieben Eheherrn Nachtheiliges von ihm ausgesagt haben. Man unterhält sich von dem, was er gethan, aber auch nicht gethan hat. Und so lebt er, niedergebeugt zur Erde, in sich selbst verschlossen und elend, bis der wohlthätige Tod sein Leben früher, als es für ihn Bestimmung war, abschneidet. So würden die Pharisäer und Schriftgelehrten Jesum langsam zu todte geketzert haben; wenn ihre Wuth nicht plötzlich den Pöbel aufgehetzt und zum unsinnigen Geschrey bewogen hätte: Kreuzige, kreuzige ihn!

Sind doch schon Männer, die durch ihr Talent und durch ihre Menschenfreundlichkeit sich in kurzer Zeit zur höchsten Stufe der Ehre und des Vertrauens aufgeschwungen haben, wegen einem einzigen unbedeutenden Fehltritt plötzlich von dem Gipfel ihrer Größe herabge-

sunken, und vornehmlich durch Veranlassung mancher ihrer eifersüchtigen Kollegen zu Gegenständen der Verachtung und des Spottes gemacht worden; wie kann man sich darüber wundern, daß Bahrdten ein gleiches Schicksal widerfahren sey? Denken Sie nun an die Schadenfreude, die auf so vielen theologischen Gesichtern glänzte, als Bahrdt das deutsche Reich verlassen mußte. Erinnern Sie sich daran, wie man mündlich und in Schriften über den armen Mann herfuhr, wie selbst berühmte Männer sich gegen ihn vergessen konnten, und wie der Schaafskopf sich diesem Vorgang am ersten zu Nutz machte, um seinem hohlen Hirnschädel Achtung zu erwerben, und Sie werden selbst wissen, welche Menschen wir eigentlich unter die unruhigen Köpfe zu zählen haben.

Aber Bahrdt, so denken Sie vielleicht, meine Herren, machte doch immerfort Plane. „ Ueberall war ihm sein Wirkungskreis, ja die Welt zu enge. Was er Herdern in seinem Ketzeralmanach vorwirft, traf in seinem ganzen Leben bey ihm ein. Bald war die Bibel nicht nach seinem Sinne gemacht, bald wollt' er junge Leute zu Engeln bilden,

bald den Kreis der Predigeridеen erweitern, bald weite Reiſen machen, ohne einen Thaler dafür in der Taſche zu haben. Wer thut ſo was anders als ein unruhiger Kopf?“ Ich laſſe mich jetzt nicht in das ein, was in dieſen Vorſtellungen vielleicht übertrieben iſt. Aber die Behauptung wird mir kein Menſch ſtreitig machen: daß es für einen Gelehrten ein Glück ſey, wenn er Plane machen kann. Was nutzt ein Mann der Welt, der alles gehen läßt, wie's geht, der in ſeinem Sorgſeſſel ruhig ſchläft, wenn andere glauben, fürs allgemeine Beſte nicht genug arbeiten zu können? Werden an ſeiner Hand die Zeitgenoſſen einen Schritt weiter in der Kultur fortgehen, oder wird er nicht ſelbſt — bedenken Sie das Gewicht dieſer Beſchuldigung! — den Gang der Vorſehung in der Bildung des Menſchengeſchlechts hemmen? Ich ſage noch mehr: wer keine Plane zu machen weiß, iſt auch nicht einmal im Stande, eine Predigt zu machen: denn erfordert ſelbige nicht den ſchönſten Plan? Was iſt die Urſache, daß unſer Publikum, das ſich immer mehr durch Lektüre ausbildet, mit jedem Kirchenjahre weniger das Gotteshaus beſucht? Weil

es des ewigen Wiederkäuens hergebrachter Floskeln müde ist. Uebten sich die jungen Männer früher im Planmachen, welchen herrlichen Stoff zu Predigten würden sie auffinden. Und was erhob die Spaldinge, Zollikofer, Koppe, Marezolle in den Rang allgemeiner Volkslehrer — was anders als ihre treflichen Plane, die sie so meisterhaft zu entwickeln wußten? — Keineswegs mag uns das zur Einwendung dienen, daß auch so manche Plane, die mit so vieler Zuversicht angelegt worden sind, scheitern. Einmal ist das Scheitern eines solchen nicht immer das Zeichen eines schlimmen Plans, und dann: wer würde sich noch mühen in der Ausführung gemeinnütziger Dinge, wenn alle Plane gelingen sollten? Aber immer bleibt es das Kennzeichen eines guten Kopfes, wenn ihn Plane durchkreuzen. Muß doch der Handwerksmann in seinen Geschäften raffiniren, muß er doch die halsstarrige Mode zu befriedigen wissen, wenn er seine Kundschaft behaupten will; und der Gelehrte, der Geistliche sollt' allein den Beruf haben, alles beym Alten zu lassen? Je wichtiger, je gemeinnütziger die Plane eines Mannes sind, sollten sie auch zu Dutzenden in

Trümmern zerfallen, desto mehr ist er seinen Zeitgenossen werth, desto mehr Lob erndet er von selbigen ein. Wären Katholiken in unserer Mitte, so müßten sie Bahrdten über Hunderte ihrer Heiligen setzen, die keine andere Plane zu machen wußten, als sich von Läusen fressen zu lassen, um im Geruch der Heiligkeit beym Volk zu stehen; so dürften manche Priester, die alles vernünftigen Denkens entwöhnt sind, den planvollen Bahrdt zu ihrem Schutzpatron wählen, und täglich in ihrem Brevier seufzen: heiliger Bahrdt bitt für uns!

Nun, meine Herren, lassen Sie uns noch eine kleine Anwendung auf uns selbst machen; unser Beruf, unser Herz, und der Herr, dem wir dienen, und dem wir nachahmen sollen, fordert selbige. Lassen Sie uns einmal unsere Blicke fest an Himmel heften. Unter seiner blauen Decke stehen wir jetzt; unter dieser Decke lebten wir, wirkten wir schon lange, wirkten wir als Vernünftige, als Christen, als Lehrer der edelsten Religion. Aber wie wirkten wir nach unserm weitgreifenden Beruf? Viel sind der

Einwendungen, die gegen die Lehre, so wir verkündigen, gemacht werden; noch weit mehr sind der Vorwürfe, die schon so lange her unsern Stand und unsere Personen getroffen haben. Wären sie alle gegründet, so würde ich mich unglücklich schäzzen, was mich aber noch keinen Augenblick gereuet hat, den Stand des Religionslehrers gewählt zu haben. Doch gewiß sind viele von selbigen gegründet, vornehmlich die leztern. Auch in Betreff der erstern kommen viele auf das Schuldenregister der rechtgläubigen Nichtdenker und Starrköpfe; diese muß ich jezt bey Seite lassen. Allein desto aufmerksamer muß ich Sie, meine Herren, auf die Vorwürfe machen, die unserm Herzen — ach! dem edelsten Theil unsers theologischen Selbsts! — gemacht werden. Glauben Sie nicht, daß ich denen das Wort rede, welche in der Person der Geistlichen lauter Einsiedler und Engel erblicken möchten. Ich gesteh' Ihnen, niemand fühlt mehr, daß er auf dem Erdenrund lebt, als ich; keiner genießt lieber die Welt, als ich; und — wenn Sie den Satz nicht für ketzerisch halten — Christus, unser Herr, zeigt sich auch hierinnen so recht

als Menſch, daß er Menſchenfreuden ſuchte und beförderte, daß er lieber auf dem Hochzeitſchmauſe zu Kana war, als bey den freudenleeren Gaſtmahlen der Phariſäer. Und was iſt überhaupt ein Geiſtlicher, der ſich nicht auf Welt und Weltkenntniß verſteht, und doch Weltgenuß lehren, und vor Weltüberfülle warnen ſoll? Das unnützeſte Geſchöpf unter der Sonne! Aber im Weltumgang, beſonders mit unſern Kollegen und andern edeldenkenden freyen Menſchen — hier, hier ſind die Klippen, an welchen ſo viele ſcheitern, und ſich um Achtung und Ehre bey jedem Edeln bringen. Auf dieſer Stelle laſſen Sie uns einander recht ins Auge blicken; und wohl, dreimal wohl uns, wenn keiner von uns Urſache hat, zu erröthen oder zu erbleichen! Haben wir alle das Gute geſtiftet, das wir ſtiften konnten? Haben wir das Gemeinnützige gelobt, gefördert, das Andere nach ihren Kräften zu verbreiten ſtrebten? Haben wir jedem Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und war es uns lieb, wenn auch jüngere Männer und Niedrigergeſtellte, als wir, heilſame Plane entwarfen und ausführten? Ward keiner je von uns

gedrückt? Eiferten wir nicht gegen den Thätigen, um unsere Trägheit damit zu beschönigen, und im guten Ruf und bey reichlicherer Einnahme zu bleiben? Flucht uns kein edler, sanftmüthiger Mann, den wir zu frühe zu todt ärgerten, in seinen verlassenen Nachkommen? Misbrauchten wir nicht unser Ansehen zur Unterdrückung hofnungsvoller Jünglinge, und brachten sie damit zur Verzweiflung? Suchten wir selbst heldenkende Köpfe zu bilden, die Zahl praktischer Christen, die nicht bey ihrem blinden Glauben über den Preiß guter Werke hinaus sehen, zu vermehren, und war uns das stille Bewußtseyn, edel gehandelt zu haben, Lohn genug dafür? Sind wir uns noch jezt dieser Vorzüge recht lebhaft bewußt? Bemühen wir uns aus allen Kräften, durch unser heitres Wesen, unsere aufgeklärte Denkart, unsern wohlwollenden, alle Menschen auf der Erde mit Güte umfassenden Sinn, nicht den Beyfall der Menge, nicht den Weihrauch pöbelhafter Seelen, sondern das Urtheil der wenigen Edeln: dieser Mann ist gewiß ein rechtschaffener Geistlicher! uns zuzueignen? — —

Doch, ich ſehe dort Reuter und Fußvolk von beyden Partheyen, Menſchen, die ſich Feinde nennen, anrücken. Vielleicht beginnt ein abermaliges Treffen, und wir thun wohl, wenn wir uns zurückziehen.

Feindliche Armeen ſind die unruhigſten Köpfe. Möchten wir als Theologen beſſeres Sinnes bleiben, und uns beeifern, mit der ganzen Welt im Frieden zu leben! Dann werden wir als Menſchenfreunde auch wünſchen, daß ein baldiger Friede uns lächeln möge!!

III.

Bahrdt war ein Läſterer.

Skizze; mitunter Rezenſionen.

Es hat Zeiten gegeben — und leider ſind ſie noch nicht ganz vorüber — wo man Ketzerbeſchuldigung auf jeden warf, der von einer Bahn abgewichen war, deren Ebnung doch immer als menſchliches Machwerk erſchienen iſt. So ſehr die desfalls aufgeſtellten Annalen der Arnolde und Walche von dem Fleiß, der Gelehrſamkeit und Beleſenheit dieſer Männer zeugen, ſo bleiben ſie doch allezeit ein trauriger Beweis, wie weit ſich Vernünftige, wie weit ſich ſelbſt Theologen verirren können, deren Name doch ſchon Gottesweisheit und Gottesnachahmung ihnen zueignet. Selbſt Gelehrte, die anfangs in dem Ruf des Rechtglaubens und der Andächtigkeit ſtanden, wurden auf der Stelle verketzert, falls ſie nur auf den Gedanken geriethen, mehr Licht und Ordnung, mehr Vernunft und Nachdenken in ihre Vorträge und Schriften zu bringen. Sogar der gottſelige Arndt, deſſen Schrif-

ten, und besonders dessen sogenanntes wahres Christenthum, noch jezt der Leitfaden der Empfindungen für kurzsichtige Bürger und Bauern ist, blieb nicht verschont, sobald er sichs beigehen ließ, auch die Natur für Gottes Werk zu erkennen, und in seine Predigten mehr Materie und Ordnung zu bringen, als man noch seit der Reformation, wo man freylich auf Lokalität denken, und Buse, Glauben und Rechtfertigung als Lieblingsmaterien bearbeiten mußte, drein gebracht hatte. — Gerieth der Mann gar auf eigentliche philosophische Bahn, und wollte physische und moralische Gespenster vertreiben, von welchen die Welt angepfropft war, so machte man noch weniger Spaß mit ihm, und Verbannung war das Gelindeste, was mitleidige Gottesgelehrten ihn erfahren liessen. So ward Wolf, wiewohl auf eine andere Art, aber im Grunde eben so gut, aus Halle, wie Bahrdt aus Deutschland, vertrieben. Gewöhnlich stimmte die liebe Geistlichkeit, obgleich auch viele Edle den Jammer im Stillen beseufzten, zuerst in Verläumdung und Lästerung desjenigen, dem die Vorsicht mehr Geistesenergie verliehen hatte, den Ton an, und da

gemeine Volk wurde durch ihr barsches Geschrey so sehr betäubt, daß es nach dem verketzerten Manne, wenn er sich nur auf der Strasse blicken ließ, hinschielte, in der Meynung, Bocksfüße an ihm wahrzunehmen.

Wars wohl zu verwundern, daß der freymüthige Bahrdt ein gleiches Schicksal erfahren mußte? Von dem angestaunten Götzen mit dem eisernen Kopf, von einem ganzen Kollegium hochgelahrter Männer bis zu dem unbedeutenden Kaiser in Massenheim herab, machte sichs jeder, um Gott einen Dienst zu thun, zur unverbrüchlichen Pflicht, Bahrdten von der nachtheiligsten gehäßigsten Seite darzustellen. Und um ihren Ruhm noch zu vermehren, und Bahrdten in das verhaßteste Licht zu stellen, zogen die Herren ihren Wolfspelz recht dicht um sich her, so daß auch nicht ein Saum von der verkehrten Seite hervorguckte, kehrten die Sache um, und warfen Bahrdten selbst vor, er sey ein Lästerer. Jedermann wird wissen, daß dies zu der Zeit geschah, als dieser seinen berühmten Kirchen- und Ketzeralmanach herausgegeben hatte.

Vorausgesetzt, jener Vorwurf wäre gegründet, so wäre schon Bahrdt damit zu entschuldigen, daß er einmal als schwacher Mensch in die Sprache so vieler tausend anderer schwachen Theologen, die sich seit Anbeginn der Christenwelt als Ketzermacher ausgezeichnet haben, eingestimmt, und seine Galle überfliessen gelassen hätte. Ich habe einen Mann gekannt, der, wenn er einmal eine Sottise begangen hatte, in seiner nächsten Vorlesung sogleich wieder einen Kollegen aufzufinden wußte, der sich einer ähnlichen Sottise schuldig gemacht hat, und dann, um diesen, sich selbst — denn seine Sottise war noch in frischem Andenken — und alle Theologen von ähnlichem Schlag zu reiten, sogleich in den Seufzer ausbrach: ach! so ists, wir sind Menschen! auf welches leztere Wort er den vollen Ton seiner Baßstimme legte, so stark er ihn nur heraufgurgeln konnte. Nehmen wir noch die Neckereyen, die gegen den guten Bahrdt gar kein Ende nehmen wollten, ist er dann nicht zu loben, daß er sich nicht noch weit früher als schwacher Mensch zeigte? —

Auch das gehört mit zur schwachen Menschheit, und hängt zum Theil mit dem Vorheri-

gen zusammen, daß man so gar leicht in Versuchung geräth. Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Das heißt nun freylich nicht den Grundsätzen der edelsten Religion gemäß gehandelt. Aber man versteht sich auf diese Religion schlecht, wenn man ihr hier, so wie bey allen andern Verirrungen, nicht milde Rücksichten zutraut, und ihr — ich kann es nicht anders nennen — den Vorwurf macht, als wollte sie Menschen zu Heiligen und Engeln umbilden. Krümmt sich doch der Wurm im Staube, wenn der derbe Fußtritt des Wanderers ihn berührt; sucht sich doch die Blume wieder zu erheben, wenn eine muthwillige Hand sie vom Stengel knickt. Und der Erdengott, dem seine Vernunft sagt, was Lästerung sey, der das Nachtheilige derselben in allen seinen Verhältnissen fühlt, der aus dem Zirkel der Erdenfreuden wie ein todter Kloz in den Sumpf sich geschleudert siehet, der Mensch, soll so ganz kalt und gefühllos bleiben, wenn Schwachköpfe ihn necken, Hummeln um ihn her sumsen, und sein Erdenleben für alle Zukünfte vergällen? Man denke sich Bahrdten, und urtheile; urtheile als Menschenkenner unpartheiisch, ob

dieſer nicht alle Urſachen von der Welt ge-
habt hat, beſonders, wenn man ſein feuri-
ges Temperament, ſeinen feſſelloſen Sinn,
ſeine jovialiſche Laune mit in Rechnung
bringt, bey den unbeſchreiblichen Demüthi-
gungen, ſo er, ohnerachtet er einer der be-
rühmteſten Männer ſeines Zeitalters war,
hat erfahren müſſen, ſich an ſeinen dreuſten
Gegnern zu reiben?

Jedermann wird einſtimmen, daß die be-
reits angeführten Gründe hinlänglich ſind,
unſern Helden zu entſchuldigen. Aber
er bedarf nicht einmal dieſer Entſchuldigung.
Nein, die Herausgabe ſeines Ketzeralma-
nachs gereicht ihm vielmehr zum unbefleck-
lichſten Ruhm. Einmal deswegen, weil er
damit einen neuen Beweis von ſeinem Genie,
ſeinen gereiften Kenntniſſen, ſeiner Beleſen-
heit ablegte; zweitens, weil er nicht ſchimpfte,
wie ſeine Gegner, vielmehr die Gründe ſei-
ner Behauptungen jeder Prüfung vorlegte,
und auch dann, wo er dieſe Gründe vor-
beygieng, ſeine Urtheile ſo abfaßte, daß die
Gründe dafür ſchon in ihnen ſelbſt verbor-
gen lagen; drittens, weil er ſelbſt ſeinen
eifrigſten Gegnern, da wo ſie es verdienten,
Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und folglich

durchaus Wahrheit niederzuschreiben sich bestrebte; und endlich, weil er mit jenem Buche dazu beytrug, ächtes theologisches Studium zu wecken, junge Männer zu gewöhnen, den Kern aus der Schale hervorzusuchen, betagten Gelehrten Mäßigung und Toleranz zu empfehlen, und mithin zweckmäsige Aufklärung in der Christenheit zu befördern, welche rühmliche Absichten selbst durch die Konfiscation seines Almanachs, gegen den Willen seiner Feinde, noch unterstüzt werden mußten.

Es sollte mir nicht schwer fallen, die Beweise hievon durch die Beyspiele aller und jeder Gelehrten, die ich kenne, und die im Ketzeralmanach verzeichnet sind, durchzuführen. Allein ich begnüge mich nur mit einigen der bereits verstorbenen; de viventibus nil nisi bene.

Auch hier soll es heisen: οι εχατοι πρωτοι. Wie wahr, und ganz aus der Seele jedes aufgeklärten edeldenkenden Deutschen geredet, schildert Bahrdt den verewigten Zollikofer! „Es ist in allem Betracht einer unserer ersten Männer bei der Nation. Ein aufgeklärter Philosoph, ein erleuchteter Exeget und ein philosophisch und exegetisch aufge-

klärter Dogmatiker, und dabey Geschmack, Kunstkennerschaft, Beredsamkeit, und dabey — ein edler fester Charakter — wer wollte so einen Mann nicht hochschätzen? Er ist deutscher reformirter Prediger zu Leipzig. Ach! wer trauert nicht darüber, daß ers nicht noch ist?' Nicht leicht wird dieser Mann für sein aufgeklärtes helldenkendes Auditorium ersetzt werden; noch sind seine Verehrer in Leipzig über seinen Verlust untröstlich. Freylich gewann der gemeine Handwerker, gewannen Knechte und Mägde, die doch auch in seiner Kirche — doch nein, nur Betsaal durft' er seinen Versammlungsort nennen — gewesen seyn mogten, nicht viel bey seinem lichtvollen philosophischen Vortrag. Aber sie verloren doch auch nichts. Die Menschheit, der prüfende Verstand, den der Schöpfer den Sterblichen verlieh, verläugnet sich nirgends. Immer mogte auch bey dem Geringsten mehr aus seinen Predigten hängen geblieben seyn, als aus den schulgerechten, mit dogmatischem Nonsens überladenen Reden mancher seiner Kollegen, die als ächte Lutheraner stolz und verächtlich auf ihn herabsahen. Wie viele Lehrer der reformirten und lutherischen Konfessionisten verdanken

ihm Licht und Wärme und Frömmigkeit! Wie stolz ist Georgina auf seinen ächten Schüler Marezoll!" Die Predigtsammlung, welche nach seinem Tode herausgekommen ist, beweißt, wie glücklich er reine christliche Wahrheit bearbeiten und zur Gemeinverständlichkeit bringen konnte. Sie drücken Bahrdts Lobe von diesem Vortreflichen noch das Siegel auf. Hätte Bahrdt seinen Almanach später geschrieben, vielleicht hätte er folgende Stelle aus der siebenzehenten Predigt des zweiten Bandes der gedachten Sammlung als eine der geprüftesten, gesundesten und durchdachtesten excerpirt, die wir ohnmöglich unserm Publikum vorenthalten können, so gewagt sie auch scheinen mag.

„Zu der Zeit, da Christus das h. Abendmal einsetzte, und noch lange hernach, waren die Mittel, das Andenken einer Begebenheit ohne Hülfe öffentlicher Feyerlichkeiten und Ceremonien zu erhalten und zu verewigen, weder so allgemein, noch so mannichfaltig und sicher, als sie nun sind, und doch mußte unser Heiland vor allen Dingen für seine Zeitgenossen und für ihre nächsten Nachkommen sorgen. Damals, meine Freunde,

konnten nur wenige Menschen ihre Erkenntnis aus Büchern schöpfen, und die Gelegenheit zum öffentlichen oder Privatunterrichte in den Lehren der Religion und des Christenthums, waren vergleichungsweise selten. Wir haben nun die Evangelia und die Briefe der Apostel in unsern Händen: Wir können uns alle aus denselben von der Geschichte Jesu unterrichten: Wir haben sehr viele andere Schriften, aus welchen wir ebendasselbe lernen können: Wir werden in den Schulen und in der Kirche sehr oft und ausführlich und auf mancherley Weise an diese Dinge erinnert. Alle diese Vortheile, die wir nun besitzen, fehlten entweder ganz oder zum Theil in den ersten Zeiten des Christenthums. Das Bücherlesen wurde blos den Gelehrten überlassen. Die Schriften der Evangelisten und Apostel wurden erst nach und nach geschrieben, und noch später in eine Sammlung gebracht, und selbst da sie allgemeiner bekannt wurden, waren sie nichts weniger als in den Händen aller oder der meisten Christen. Aber alle Christen hielten das h. Abendmahl, und hielten es oft, und erinnerten sich also bey dieser Feyerlichkeit an die wichtigsten Begebenheiten, worauf sich die Religion gründet.

So konnte und mußte ihnen dieser heilige Gebrauch den Mangel anderer Arten des Unterrichts ersetzen, und das Andenken einer Sache lebhaft unter ihnen erhalten, die sonst vielleicht bald in Vergessenheit würde gerathen seyn. Wir dürfen uns also nicht scheuen zu sagen, daß das h. Abendmahl in dieser Absicht zu unsern Zeiten und für viele unserer heutigen Christen nicht in dem Grade nothwendig ist, als es in den ersten Zeiten und für die ersten Christen war. Aber wehe demjenigen, der diese Wahrheit dazu misbrauchte, diese gottesdienstliche Handlung als unnütze zu verwerfen, und sich derselben aus Leichtsinn zu entziehen! Denn ausserdem, daß derjenige ohnmöglich den Namen eines Christen behaupten kann, der nicht Jesum von Herzen verehret und liebet, der nicht seine Gesinnungen gegen ihn gerne bey allen schicklichen Gelegenheiten offenbahret, und der sich nicht eine Freude daraus macht, das Gedächtnis seines Erretters und Wohlthäters gemeinschaftlich mit seinen Brüdern zu feyern, so ist dieser Gebrauch auch noch jetzt und in Ansehung unser ein vortreffliches Mittel, uns zur Feyer dieses Gedächtnisses zu erwecken, und dasselbe zu erleichtern und es fruchtbar bey uns zu

machen.“ — Manche unſerer Orthodoxen und Frömmlinge zuckten ſchon wieder die Achſeln bey dieſer Stelle; aber ſie ſchämten ſich bey Zollikofers allgemein anerkanntem Ruhm, dieſen Mann deshalb laut zu verketzern. Ruhe deiner Aſche, Geliebter!

Bedeutend iſt das Lob, welches von Bahrdt D. Morus beygelegt wird. Er hält ihn für einen Mann, auf welchen die Nation ſtolz ſeyn würde, wenn ſie ihn ganz kennte; für einen unſerer aufgeklärteſten Theologen, für den einzigen in Leipzig, bey welchem man gute Exegeſe ſuchen darf, ſeines liebenswürdigen Karakters nicht zu gedenken. Jetzt nach zwölf Jahren braucht dieſe Angabe freylich Berichtigung. Die Nation hat ihn ſeither ziemlich kennen gelernt. In der neuteſtamentiſchen Exegeſe hat er viel geleiſtet. Aber Beyfall würde ſeine Dogmatik von Bahrdt ſicher nicht erhalten haben, falls er ſie damals ſchon herausgegeben hätte. Sie enthält zu viel Syſtemstheologie, ſowohl dem Inhalt als der ſcholaſtiſchen Terminologie nach. Freylich bleibt dieſe Methode die beſte, um ſich beſtimmt auszudrücken, und in einem einzelnen Worte einen ganzen Begriff vorzule-

gen. Das thut auch der Kantischen Philosophie so guten Vorschub. Inzwischen ließt man sie doch lieber mit Reinholds Darstellungsgabe, und wird eben so gut belehrt. Die Morusche Dogmatik mag immer dem Denker, der besonders neue Ideen mit alten in Verbindung zu bringen sucht, willkommen seyn. Aber gute praktische Volkslehrer wird sie nie bilden. Daß Morus damals der einzige in Leipzig gewesen sey, bey welchem man gute Exegese habe suchen dürfen, weil Ernesti schon schwach und unthätig war, ist gewiß. Aber in der Folge arbeitete gewiß Rosenmüller fürs Ganze rühmlich an seiner Seite, dem überdies Leipzig noch mehr Aufklärung im praktischen Christenthum und in der Wegschaffung faber Kirchengebräuche zu verdanken hat.

Wir verbinden damit sogleich Bahrdts Urtheil über Mosche, weil dieser im Almanach sogleich nach Morus folgt. Es heißt: „Seine Predigten sind nach dem gemeinen Schlag, dogmatisch richtig, wortreich und kalt. Sein Bibelfreund ist eine Sammlung hergebrachter Auslegungen mancherley biblischer Stellen, und enthalten fürwahr

keine einzige Ketzerei; so wenig als die Beyträge zur Auferstehungsgeschichte — die aber auch schwerlich einen Zweifler bekehren werden.“ Von seinem Herzen schweigt Bahrdt. Beyde standen schon in Erfurt nicht im besten Vernehmen, weil Mosche der Bahrdtischen Heterodoxie feind war, und dessen vorheriger Lebenswandel ihm misfallen mußte. Mosche that ihm freylich auch zu viel: denn er pflegte ihn gewöhnlich nicht anders als das Dulce pecus zu nennen, worinn ihm gewiß selbst Bahrdts Feinde widersprechen. In seinem Lebenslauf macht sich Bahrdt noch in Betref einer Heirathsgeschichte und wegen seiner Größe lustig. Die letztere war ansehnlich, und in Rücksicht der erstern sein Betragen, nachdem einmal die Sache ihren rechtlichen Gang genommen hatte, edel. In Arnstadt war er beliebter, als in Frankfurt, wo man ihn in der That verkannte. Deswegen hieng er auch mit seinem Herzen noch immer so sehr an seinem lieben Arnstadt, wie ein würdiger Sohn von ihm in seinem Lebenslauf bemerkt. Beynahe gegen das Ende seiner Laufbahn und nach seinem Tod fühlte man erst in Frankfurt, was man an ihm gehabt und verloren hatte. Seine Denkungsart

war bieder. Er war nicht kriechend, nicht wetterwendiſch, wollte nicht allen gefallen, um keinem reel dienen zu können. Sein gegebenes Wort war auch bey anſcheinenden Verdrießlichkeiten unwiderruflich. Er ließ nichts Nachtheiliges auf den kommen, den er einmal als rechtſchaffenen Mann kannte. Er war meiſt im Stillen thätig durch Fürſprache, Vertheidigung, Fürſorge. Frankfurt wird noch lange an ihn denken. Wir haben bey ſeinem Lebenslauf ein Gedicht gefunden, das ihn gerade ſo ſchildert, wie er war. — Ueber ſeine Predigten iſt zwar Bahrdts Urtheil ziemlich richtig. Sein ſchwerfälliger Styl, welches auch mit Recht im Nekrolog bemerkt wird, war freylich nicht angenehm zu leſen. Aber immer mögen ſeine Predigten und Gebete mehr Nutzen ſtiften, als jetzt manche in poetiſcher Proſe beginnen. Semlers Styl war noch unerträglicher, und doch ſtiftete er mehr Gutes in der Welt, als hundert andere mit ihrer wohlklingenden Phraſeologie. Daß Moſche's Bibelfreund eine Sammlung hergebrachter Auslegungen ſey, konnte Bahrdt gewiß nur von dem größern Theil derſelben behaupten. Er war wirklich ſelbſtdenkender Exeget, und er

würde gewiß auf mehr eigene Erklärungen gerathen seyn, wäre sein Kopf weniger mit Dogmatik überladen gewesen, die doch immer, auch in seinen erbaulichsten Gebeten und Predigten, hervorguckte; dafür findet man auch weniger gewagte, auf launigtes Gefühl gebaute, aus der Luft gegriffene, oder aus einer Polyglotte mit unbedeutenden Belegen der verwandten Dialekte und anderer Ausleger ausstaffirte, ausgeschriebene Erklärungen bey ihm. Inzwischen werden seine Evangelien und Episteln, so wie auch seine Leidensgeschichte, welche Schriften Bahrdt noch nicht kannte, dann noch benutzt werden, wann seine dickleibigte Postille längst vergessen ist.

Wir haben so eben Semlers gedacht, und wir müssen ihn hier auch mitnehmen, um uns von Bahrdts scharfem Blick und Unpartheilichkeit zu überzeugen, und den Vorwurf, als wär er ein Lästerer gewesen, von ihm abzulehnen. Jedermann weiß, der jemals in Halle war und Semlern persönlich kannte, daß dieser merkwürdige Mann auf Bahrdten gar nicht gut zu sprechen war, noch ehe dieser selbst in Halle sein Asyl gefunden hatte. Und war es zu verwundern, daß diese Ab-

neigung zunahm, als dieser neben jenem so gar den Lehrstuhl besteigen durfte? So klägslich ist die Wahrnehmung, daß die berühmtesten Theologen oft so gar schwache Menschen sind. Und gleichwohl — wer muß Bahrdten, den auch ein Semler verfolgen konnte, nicht darüber loben, daß er gleichwohl diesem in einer vorherigen Epoche seines thätigen Lebens eine Ehrensäule zugestehet? Wer kann ihm noch abgeneigt seyn, wenn er wegen den spätern Semlerschen Aeusserungen und Erklärungsarten nichts mehr als dieses hinzusetzt: „Wir selbst können uns das Räthsel nicht auflösen. Nur das einzige getrauen wir uns zu behaupten, daß nicht sowohl schwarze Bosheit eines heuchlerischen Herzens, als vielmehr Schwachheit eines ängstlichen, unklugen und durch den Verlust seines Applausus in Verlegenheit gerathenen Mannes — der sich in dem angelegten Plane (durch die neu angenommene Maske der Orthodoxie sich wieder Kredit zu schaffen) durch Bahrdten gestöhrt sah — die Hauptquelle seiner bisherigen Verirrungen gewesen sey. Indeß bleiben bey dem allen Semlers Verdienste groß, und ihr Einfluß auf die Erleuchtung der Welt würde noch viel ausgebreiteter seyn, wenn

nicht ſeine Schreibart, ſowohl im Lateiniſchen als Deutſchen, ſo obſcur, ſo kurz, ſo unausſtehlich ſchlecht wäre, daß nur der Geduldigſte ihre Lektüre über eine Stunde aushalten kann.“ So ſchätzte Bahrdt Semlers Verdienſte, ſo beurtheilte er ihn aber auch von ſeiner ſchwachen Seite, noch ehe er ſeine Lieblingslieder von öffentlicher und Privatreligion in alle ſeine Erklärungen einflocht, noch ehe er auf den lächerlichen Gedanken verfiel, Gold zu machen, wofür er denn auch von Beutelſchneidern weidlich betrogen wurde.

Wer an Bahrdt das einzige nachahmungswürdigſte Muſter erkennen will, wie man beſonders über ſolche urtheilen ſoll, welche die allgemeine Sprache der Orthodoxen und Frömmlinge als Feinde der Religion brandmarkt, der leſe ſein Urtheil über Reimarus. Gewiß iſt jeder Kenner mit ihm einſtimmig, daß dieſer Gelehrte einer der größten Köpfe ſeiner Zeit geweſen ſey, daß ſein Buch von den Trieben der Thiere und andere philoſophiſche Schriften noch Jahrhunderte werden geleſen werden. Aber nun ſetzt Bahrdt hinzu: Er ſoll der Verfaſſer der Fragmente und der Schrift vom Zweck des Lebens Jeſu ſeyn. Wer weiß nicht-

welchen Lärmen diese allerdings ganz eigentlich gegen das Christenthum abgefaßte Schriften gemacht haben und noch machen; wie viele, selbst helldenkende Köpfe, dadurch verwirrt worden sind; was für eine große theologische Parforcejagd, wie sie Bahrdt nennet, (denn die Widerlegungen belaufen sich über vierzig) sie veranlaßt haben? Und wie urtheilt Bahrdt darüber? Billigt er sie? Das konnt' er nicht, so sehr er selbst als Erzketzer bekannt war. Nur dieses schreibt er nieder: „Jetzt wird der Verfasser wohl besser, als von Semlern und allen andern großen und kleinen Schreyern geschehen konnte, belehret worden seyn, daß Jesus zu weise und zu gut war, um nach einer jüdischen Krone zu trachten, und wird seiner schon hier so gereiften und nun vollendeten Einsichten sich mit allen Seeligen des Himmels erfreuen." — Wenn solche Aussprüche Bahrdten zum Lästerer qualificiren, so weiß ich nicht mehr, welche Begriffe ich mit der Menschensprache verbinden soll. Aber das weiß ich, daß die rechtgläubigen Herren, die solche Männer auch im Himmel nicht neben sich dulden wollen, die Sache gerade umkehren, und den zum Lästerer, wohl gar zum Gotteslängner auf der Stelle ma-

chen, der das Anathema über dergleichen Schriftsteller nicht ausruft. Uns ist einmal in einem Gespräch über Mendelssohn in einer Gesellschaft geistlicher Herren das unschuldige Wort, der seelige Mendelssohn, entfahren, und alle verstummten, giengen auf die Seite, und liessen uns zur gerechten Strafe allein stehen.

Aus gleicher Ursache las man auch die Lobeserhebungen nicht gern, mit welchen Bahrdt den Buchhändler Nicolai in Berlin beehrte. Und doch sieht man, wie viel Wahrheit in dem Herzensdrang ist, den Bahrdt in Rücksicht dieses Mannes mit voller Beystimmung jedes Edlen ausströhmen läßt. Allerdings mußte die allgemeine deutsche Bibliothek, die Nicolai stiftete, anfangs Staunen und Kopfschütteln erregen. Aber immer war sie das wohlthätigste Werk zur Förderung der ächten Gelehrsamkeit und Aufklärung. Ich sage, sie war es. Mit Entzücken sieht jeder gutdenkende Preusse in die Zeiten zurück, wo unter dem Zepter Friedrichs des Einzigen die Vernunft ihre Fackel hoch empor hielt, und den Erdkreis erleuchtete. Jede Wissenschaft blühete, und die Religion

ward auf ihre lauterſten Grundſätze zurückgeführt. Keiner ſtöhrte den andern in ſeiner Denkungsart, oder bürdete ihm willkührliche Menſchenſatzungen für Glaubensartikel auf, an welchen ewiges Wohl oder Wehe hängt, und der Geiſt der Duldung verbreitete überall ſeine wohlthätige Herrſchaft. Wollte der Sektengeiſt ſich regen, auch er ward geduldet, aber ohnmöglich vermogt' er vor dem Lichte der geſunden Vernunft aufzukommen. Die Preßfreyheit erlaubte jedem, ſeine Meynung ungeſtöhrt vorzutragen, und ſo reifte alles zur Vollkommenheit. Wollte mancher in der allgemeinen deutſchen Bibliothek auch ſein Müthlein an einem ehrwürdigen Mitbruder kühlen — wer kennet nicht die Launen der Recenſenten? — ſo wiſchte doch das überwiegende Gute leicht dieſe kleinen Flecken aus. Aber jetzt? — O wer ſieht es nicht auch dieſer Bibliothek an, daß die Cenſur in den Händen ſolcher Männer iſt, die keine Anſprüche auf helle Kenntniſſe machen können, die es ſogar in dem Formulare zu einem Kandidatenexamen, unkundig der erſten Sprachkenntniſſe, zu einem Glaubensartikel machen, daß der Baum des Erkenntniſſes des Guten und Böſen mitten im Paradiesgarten geſtanden

habe? Man gebietet jetzt dem Licht zu weichen, um aufs neue einer egyptiſchen Finſternis Platz zu machen, bey welcher man den Ehrennamen der reinen Lehre, die es eigentlich unter Menſchenhänden niemals werden kann, misbraucht. Die preuſſiſche Staaten ſind in dieſer Hinſicht doppelt unglücklich. Heuchler werden in Menge gezogen, und bey ungeübten Denkern wird das Chriſtenthum ſelbſt lächerlich. Doch iſt es ein Glück, daß das Licht ſchon zu weit voraedrungen iſt, als daß es ganz ausgelöſcht werden könnte. Auch glänzt uns neue Hofnung, wie die Frühlingsſonne, herauf, und gewiß, wir hoffen nicht vergebens auf beſſere Zeiten. Wer verdankt es übrigens nicht der Vorſehung, daß ſie zu einer Zeit, wo die Männer von Profeſſion in tiefen Schlaf eingewiegt waren, einen gelehrten Buchhändler zum geſeegneten Werkzeug zu gebrauchen wußte, der chriſtlichen Welt Licht zu geben, und — wir hoffen es zu ihr — zu erhalten? Jetzt wird, wie wir mit Vergnügen hören, weil Nicolai ſein Wirkungskreis in Berlin zu eng iſt, eine neue allgemeine deutſche Bibliothek in Hamburg beſorgt.

Doch, wenn auch Bahrdt mit einigen etwas unſanft verfährt, wer kanns ihm verargen, auf der einen Seite bey der Wahrnehmung, daß die unnützeſten Materien zu akademiſchen Hauptverhandlungen erhoben wurden, wie z. B. de ſanguine Chriſti in cœlis extra corpus exiſtente; operationes Dei in animis hominum eſſe miracula; de retentione eccleſiæ proprio Dei ſanguine facta; und dergleichen Sächelchen mehr; auf der andern Seite bey der empörenden Erfahrung, daß die beſten Männer von ihren Senioren zu todt geärgert werden, wie die Geſchichte des braven Alberti in Hamburg ſonnenklar lehret? Wer verdenkts ihm, wenn ſeine ſatiriſche Laune ſich ins Spiel miſcht, da doch einer reden muß, wenn alles verſtummet? Wer aber behaupten kann, daß ſolche Gährungen des Genies einen Mann zum Läſterer machen, der verſteht ſich ſchlecht aufs Menſchenherz, der verſündigt ſich an der Menſchheit.

Jedoch, um Bahrdts Unpartheilichkeit noch mehr ins Licht zu ſtellen, ſey es uns vergönnt, unſer obiges Vorhaben aufzugeben, und ſeine Charakterzeichnung einiger noch lebender Gelehrten beyzufügen, weil ſie zu

mancher Berichtigung und Erweiterung Gelegenheit geben kann.

Isenbiehl.

Diesen aufgeklärten und nützlichen Mann, sagt Bahrt, deren die katholische Kirche so wenige aufzuweisen hat, hat der Geist der Intoleranz unglücklich gemacht, weil er in einer Dissertation über Es. 7. den Immanuel, wie alle heutigen vernünftigen Ausleger, von des Propheten Sohn, nicht vom Messias erklärte. Weil nun damals noch niemand zu finden war, der durch Fürsprache das Schicksal dieses Mannes gemildert hätte, so rief am Ende Bahrdt mit gerechtem Unwillen aus: O du verrathenes und verkauftes Christenthum! — Jezt wissen wir aber, daß Isenbiehl nicht allein aus seinem zweiten Gefängnis befreyt, sondern auch selbst in Mainz als Kanonikus angestellt worden sey. Beynahe übertreffen jezt die Katholiken uns Protestanten an toleranten Gesinnungen, so wie überhaupt der Name Toleranz durch Joseph, dessen Andenken unvergeßlich seyn wird, erst recht in Gang gekommen ist. Und diese mildern Gesinnungen, so lobenswürdig

durch Bischöffe unterstützt, bahnten schon lange den Weg zur Wegschaffung der Mönchslehren, zur lichtvollen Behandlung der Theologie und Kirchengeschichte. Giftschütz in Wien zeigte in seiner Pastoraltheologie das Predigtamt und die Seelsorge von ihrer würdigen Seite; Herft in Osnabrück lehrte in seinen Passionspredigten seine Konfeßionisten das Wesentliche ohne leere Deklamationen darstellen; Mutschelle, freysingischer Rath und Kanonikus, ward durch seine Schrift: Ueber das sittlich Gute der Lehrer aller christlichen Partheyen, berühmt; Roßhirt in Wirzburg machte sich um die theologische Moral zu gleicher Zeit mit dem Abbé von Fabiani in Wien verdient. P. P. Mayr in Donauwerth vertheidigte die natürliche, christliche und katholische Religion nach den Bedürfnissen unserer Zeit meisterhaft, und P. Thaddäus in Bonn zeigte sich als Orientalist und Exeget gleich ruhmwürdig. Das muß man gestehen, daß sie protestantische Schriftsteller fleisig zu Rath zogen: denn der eine benutzte den Buddeus, der andere den Tittmann, der dritte den Leß, den Döderlein, den Bergier, der vierte den Michaelis, u. s. w. Allein ist es nicht

beſſer, man erkennt ſeine Schwäche, benutzt die Wahrheit, wo ſie zu finden iſt, als daß man durch jeſuitiſche Kniffe das aufdämmernde Licht zu verdrängen ſucht, oder mit Merz und Hahn durch elende Kontroverſen ſich Ruhm zu erwerben ſtrebt, wenn auch die nichtige Anmaſung, zur allein wahren und allein ſeligmachenden Kirche zu gehören, dadurch wegfällt? Und dann leſe man Hirtenbriefe, nur die vom Biſchof von Salzburg, und vergleiche die jetzige mit der ehemaligen Zeit, wo die Proteſtanten Haus und Hof verlaſſen mußten, und man wird nicht mehr über verrathenes Chriſtenthum ſeufzen. Wäre nur einmal kein Pabſt mehr, die Sache ſollte ſchon anders gehen. — —

Johann Reinhold Forſter.

Der berühmte Weltumſegler. Wir übergehen ſeine gelehrten Talente, die aller Welt bekannt ſind, und bemerken nur das, was Wahrdt von ſeinem Karakter ſagt. „Sein Temperament, heißt es, iſt im höchſten Grade choleriſch. Und dieſe Hitze hat ihm auch in London ſo viele Feinde gemacht, daß er nicht empor kommen konnte. Er iſt ſonſt ein gut-

denkender Mann, und angenehmer Gesellschafter. — Sein Sohn, der Professor in Cassel, ist dem Vater gleich an Geist und Kraft, und übertrift ihn an Sanftheit und Güte des Herzens. "

Dieses Sohns wegen haben wir eigentlich das, was Bahrdt von beiden sagt, ausgehoben. Er ist der Georg Forster, gewesener Professor in Mainz, jezt, da wir dieses schreiben, — wer weiß aber wie lange? — Mitglied des Jakobinerklubs in Mainz und Generalisch-Cüstinischer Freyheitsprediger. Der Mann hat im Klub mehrere Reden gehalten, von welchen uns einige zugeschickt worden sind. Seitdem er der rothen Kappe geschworen hat, verbreitet er auch in seinen andern Schriften, namentlich in dem Magazin der Reisebeschreibungen, an welchem er mit seinem Vater und Herrn Hofrath Zimmermann gemeinschaftlich arbeitet, und von welchem wir schon acht Bände in Händen haben, seine neu-fränkischen Grundsätze, und ließt nach selbigen, unter andern in der Vorrede zum sechsten Bande, dem jungen aristokratisch gesinnten englischen Officier Auburny scharf den Text. Mag er

nun nach Bahrdt ein Cholerikus seyn, wie sein Vater, oder diesen an Sanftheit und Güte des Herzens übertreffen — genug er ist ein junger, rascher, empfindsamer Mann, den vorhandenes Menschenelend oft ärgert, oft zu Thränen rührt, der aber wie Salzmann oft da Elend sieht, wo keins zu finden ist, wo andere sogar ein wohlthätiges Geschick verehren, wenigstens die gegenwärtige Lage mit all ihren Unvollkommenheiten glücklicher finden, als neu entworfene Plane zur Verminderung der Menschenlasten, die aber noch bisher weder geprüft noch realisirt sind. Ob es für ihn vernünftig war, ein Herold der sogenannten fränkischen Freyheit und Gleichheit zu werden, lassen wir dahin gestellt seyn, wenigstens vermissen wir an seinen Urtheilen Neckers Feinheit und Penetration. Ob es aber Klugheit war, gerade in Mainz, das so unschuldig in Custins Hände, in die Hände eines Manes, der sich noch nicht im freyen Felde als General gestellt hat, der nur das unvertheidigte Frankfurt einnahm und brandschazte, in Usingen und Weilburg wehrlose Fürsten überfiel, und das kleine Städtchen Hanau so bedächtlich vorbeyzieng, der sich in Schanzen und Festungen werfen kann,

die ein Korporal, wenn er Zubehör und Vorrath hat, eine geraume Zeit vertheidigen kann, der sich übrigens in seinem Vaterlande die größten Verdienste erwerben mag; ich sage, ob es Klugheit von Georg Forster war, sogleich nach der Einnahme von Mainz die Freyheitsbühne zu betreten, das ist eine andere Frage.

Ich bin ein Vogel aller Ding,
Des Brod ich eß, des Lied ich sing —

ist nicht allein die Sprache eines Vogels, sondern noch weit mehr eines jeden vernünftigen Menschen, folglich auch eines gelehrten Professors, den ein Landesfürst in seine Dienste ruft, mag auch die Denkungsart dieses Fürsten vor der Hand seyn, welche sie will. Gewiß zeigt es zum mindesten unrühmliche Feigheit an, wenn man einem Großen eine Faust im Sack macht, das heißt im gegenwärtigen Falle, wenn man auf einen Fürsten und seine Landesverfassung schilt, wenn er nicht mehr zugegen, wenn er ausser Aktivität gesezt ist, und sich noch obendrein in seinem hohen Alter als Flüchtling in der gebeugtesten Lage befindet. Wer über Men-

schenelend jammert, der muß auch Menschenelend nicht vermehren helfen, sonst erscheint er im größten Widerspruch gegen sich selbst. Und wer eines Fürsten Brod ißt, und in einer widrigen Lage noch dessen rechtmäßige Unterthanen aufhezt, ihm abspenstig, ja gar unglücklich zu machen sucht, ist der nicht der Undankbarste, zeigt der nicht den häßlichsten Karakter? Alle diese gerechten Vorwürfe ladet Herr Georg Forster auf sich, ob er gleich jezt, trunken von dem Gefühl seiner Freyheit, sie nicht beherzigt, nicht empfindet, nicht darauf achtet. Wer nur seine gesunde fünf Sinne hat, siehet, ahndet, daß die Mainzer bey ihrer neuen Verfassung um kein Haar besser dran sind, wo man ihnen vorspiegelt, das Volk müsse sich seine Vorgesetzten selbst wählen, und diese Vorgesetzten ihnen doch aufdringt, so wie sie der Klub zu geben für gut findet, der Schwierigkeiten nicht zu gedenken, die schon jener Grundsatz an sich mit sich führt; wo man ihnen paradiesische Aussichten eröfnet, und sie doch mit jedem Tage, weil man sein zweifelhaftes Glück vor Augen sieht, ärmer macht; wo man ihnen laut vorpredigt, man wolle es dem freyen Willen derer, welche man so verächtlich

Sklaven nennt, überlassen, Sklaven zu bleiben oder frey zu werden, und doch jeden verfolgt, der sich nicht ins rothe Buch schreibt, das heißt, der lieber seinem rechtmäßigen Landesfürsten treu bleiben, als die Züchtigung eines despotischen Generals erdulden will; wo schon der Ausdruck schwarzes und rothes Buch die Nebenbegriffe zuläßt, daß man dem schon ein schwarzes Herz zutraut, der nicht nach der Pfeife der Klubbisten tanzt, und zu Blut und Mord den einladet, der sich in letzteres einschreibt. Wie? die neue fränkische Verfassung sollte für das Churfürstenthum Mainz ein Glück seyn, jetzt schon, wo die Nation selbst noch nicht recht weiß, von welcher Seite sie ihre Lage glücklich nennen soll, wo die National-Convention in der Hauptstadt aus Mitgliedern besteht, die aus niedrigen und unrühmlichen Absichten, deren sich keiner deutlich bewußt ist, einander selbst entgegen sind, wo Mordthaten gehäuft werden, wo ein König, freylich zu schwach, um König zu seyn, aber deswegen minder schuldig, unter dem Streich des Henkers fällt, und wo man sein rauchendes Blut mit Herzenswonne dahin ströhmen siehet? Ein jedes Volk hat das Recht, sich seine Obrigkeit selbst

zu wählen, weil es ſelbſt am beſten ſeine Bedürfniſſe kennen muß. Dies kann aber nur in zwey Fällen geſchehen, entweder wenn noch gar keine Obrigkeit vorhanden iſt, wie in den älteſten Zeiten, oder, wenn die vorhandene Obrigkeit ſo herzlich ſchlecht iſt, daß das Volk unter ihr zu Grunde gehen müßte. Und im letztern Falle bleibt es immer höchſt lächerlich, wenn der Schuſter auf der Stelle ſeinen Leiſten wegwirft, und die höchſte Würden im Staatsrath theilt, der doch immer am beſten durch ſolche Glieder verwaltet wird, die zu wichtigen obrigkeitlichen Poſten erzogen und gebildet worden ſind, als daß jener das Recht hat, mitzuſchreyen, aber auch keinen andern Vorzug als dieſen kennet. Mag indeſſen Frankreich immer ſeine dringenden Bedürfniſſe von dieſer Seite gefühlt haben, ſo iſt es doch baarer Unſinn, wenn ſich einzelne Mitglieder der Nation, denen das ganze Volk noch nicht einmal Fug und Recht dazu ertheilt hat, nun plötzlich berufen fühlen, Emiſſare in andere Reiche und unter andere Völker zu werden, deren Verfaſſung ſie nicht kennen, wohin ſie niemand berufen hat, um ihnen eine neue Verfaſſung, Freyheit und Gleichheit anzubieten, die das Volk als Volk

nie verlangt hat, und die nur einige Schwindelköpfe, und noch dazu Fremdlinge und Ansiedler, begünstigen und unterstützen. Man sage, was man will, eine so stolze Anmasung ist gemeiniglich nur — Wind oder Geldschneiderei. Und so werden sich am Ende, bey einer andern wichtigen Krisis, auch die Herrn Freyheitsprediger in Mainz eilends davon machen, daß man ihre Stätte nicht mehr kennt.

Wenn jemand in der Welt den Despotismus verabscheuet, so ist es der Verfasser dieser Blätter. Deswegen hat er auch von jeher in Reden und Schriften dazu beygetragen, dieses Ungeheuer zu verdrängen. Aber wenn er doch auch siehet, wie sich jetzt Könige und Fürsten beeifern, ihre Völker glücklich zu machen, durch gute Gesetzbücher jeder Menschenklasse nützlich zu werden, wie sie nicht selbst nach Willkühr das Verhalten der Staatsbürger bestimmen, sondern jeden denkenden Kopf auffordern, durch Gründe Freyheit und Menschenwohl befördern zu helfen; wenn er siehet, wie der Luxus an Höfen mehr eingeschränkt, und so, wie dies auch der einzige vernünftige Weg ist, von oben herab auf

die Veredlung der Landesbewohner gewirkt wird; wie sich Fürsten nicht mehr Verweichlichung, sondern Uebung der Kräfte und zweckmäßige Thätigkeit zu ihrem letzten Ziele setzen: so glaubt er, daß wenigstens in Deutschland keine Veranlassung zu finden sey, durch gewaltsame Staatsumwälzungen Verfassungen zu zerstöhren, die, wiewohl langsam, aber desto gewisser, zu höherer Vollkommenheit reifen. Daß Frankreichs warnendes Beyspiel die gute Sache noch fördern und beschleunigen helfe, ist ausser allem Zweifel. Aber an eben diesem Beyspiel mögen Deutschlands Bürger auch absehen, daß ihrer fortschreitenden Glückseligkeit nichts mehr im Wege stehe, als wenn Unbesonnenheit und blinder Eifer sie in den ersten Gefühlen dieser Glückseligkeit leitet. Es ist noch viel, äusserst viel für Menschenwohl zu thun übrig; aber wohl uns, wenn's nur mit Bedachtsamkeit gethan wird. — Bahrdt hat nicht gesäumt, das Seinige beyzutragen. Aber wir getrauen alles drauf zu setzen, auch in der äussersten Dürftigkeit wär' er stiller Beobachter geblieben, wär' er doch nie Freyheitsprediger in seinem Vaterlande, wie Forster und Konsorten geworden. — —

Nun der Letzte, bey dessen Bild wir verweilen, und woran wir Bahrdts scharfen Blick und unpartheiische richtige Menschenwürdigung schätzen und ehren wollen, sey der berühmte Schweizer,

Johann Caspar Lavater.

Die Schilderung ist werth, daß wir sie, besonders weil der Ketzeralmanach nicht in Vieler Händen ist, von Wort zu Wort hersetzen. Sie lautet, mit Euer Gnaden Wohlnehmen, wie folgt:

„Wenn ich von einem Manne sage, er hat ein gutes Herz, so meine ich das so: er sey sich bey allen seinen Handlungen, die er mit Ueberlegung thut, der Absicht bewußt, etwas gutes, d. h. nützliches und gottgefälliges zu thun; und ich schliesse damit keineswegs und bey keinem einzigen Menschen anderweitige Motiven (z. B. Eitelkeit, Erwerblust, Ruhmbegierde) aus, die neben jenem Motiv der Liebe und des Wohlwollens wirksam seyn können — ob sie gleich wenig oder gar nicht zum Bewußtseyn kommen — weil sich der Mensch, der gut seyn will,

sehr bald gewöhnt, sich nur jener edlen Motiven bewußt zu bleiben — indeß daß die andern, ihm unbewußt, in der Tiefe seines Herzens doch auch ihre Triebsamkeit behalten. — Ich setze diese Erklärung (die ich überall zum Grunde lege, wenn ich an einem Manne wegen seines Karakters Lobsprüche mache — weil es ja unter diesem Monde in keinem andern Sinn einen guten Menschen giebt — vielleicht kein anderer möglich ist) besonders hier voraus, weil ich eben im Begriff bin, von Lavatern zu sagen, daß ich ihn für einen der besten Menschen halte. — Ich habe ihn genau kennen lernen, und das Urtheil, was ich von ihm im ersten Augenblicke fällte, da ich ihn sah, ist mir in allen Auftritten seines Lebens wiedergekommen: daß wenig Menschen so warm, so eifrig für das erkannte Gute sind, als er; daß wenige von dem Wunsche, zu nützen, zu beseeligen, so durchdrungen sind, als er; daß wenige sich des Besten der Menschheit so innig erfreuen, und von der Begierde, für dasselbe ihr ganzes Leben wirksam zu machen, so entbrannt sind, als er: dies nenn ich Lavaters entschiedenen Werth von Seiten des Herzens. Wie nun damit jene Spuren von

Eitelkeit und andern Schwachheiten, die ihm einige vorgeworfen haben, ſich vereinigen laſſen, wird aus meiner obigen Erklärung leicht zu begreifen ſeyn. Laßt uns auch ein paar Worte von dem Werthe ſeines Kopfes ſagen. Daß Lavater ein Denker iſt, wird ihm niemand abſprechen. Aber zwei Dinge machen es ihm ohnmöglich, ein philoſophiſcher Denker zu ſeyn. Dazu gehört ein Mann, der, wenn er in das Weſen der Dinge eindringen, *) ihre verſchiedene Seiten aus verſchiedenen Standpunkten betrachten, ihre Verbindungen, Urſachen, Wirkungen, Verhältniſſe wiſſen will, nur denkt — nicht zugleich hört, ſieht, empfindet. Aber Lavater denkt nie, ohne dabey zu ſehen, zu hören und zu empfinden. — Bey jedem Gegenſtande intereſſirt ſich ſeine Phantaſie. Sie kettet gleich alle Ideen an ſinnliche Gegenſtände; — ſieht ſie nun an ihnen und mit ihnen. Und ſo gehts ihm, wie einem Menſchen, der immer das Mikraſcop vor Augen hat. Er

*) Bahrdt nennt, in das Weſen der Dinge eindringen, philoſophiren. Man ſiehet, daß er geſchrieben hat, ehe noch die kritiſche Philoſophie das Gegentheil lehrte.

ſieht überall ſo viel auf einmal, alles ſo exten-
dirt, ſo koloſſaliſch, daß das Reſultat ſeiner
Reflexionen immer größer und überſpannter
wird, als es werden ſollte — immer ſo, daß
andere Menſchen, die ohne Mikroſcop ſehen,
nicht begreifen können, wie es zugeht, daß
der Mann die nehmlichen Gegenſtände alle
anders fand, und von ihnen anders urtheil-
te, als ſie. Und dieſer mikroſcopiſche Blick
ſeiner gränzenloſen Phantaſie, die alle Augen-
blicke ſich auf den Verſtand ſetzt, und mit ihm
in die weite Welt hinein jagt, macht, daß
ſein an ſich ſo warmes gefuhlvolles Herz ſich
ſo plötzlich entzündet, und — daß hernach
das Intereſſe, welches ſein Herz nahm, ihn
vollends hindert, dasjenige zu ſehen, was
nur der kalte Vernunftmenſch ſehen konnte.
Aus dieſer Quelle kommen dann alle Lavate-
riſche Verirrungen: beſonders in der Religion,
und vornehmlich in ſeinen Aeuſſerungen über
Glauben und Kraft des Gebets: wo-
bey noch dies in Rechnung gebracht werden muß,
daß Lavater auch kein Sprachkenner iſt, und
für die exegetiſche Seite dieſer Materien,
die doch die wichtigſte iſt, gar keinen Sinn
hat. So muß man ſich auch die ſchwachen
Urtheile dieſes Mannes über Bonnets phi-

losophische Untersuchung der Beweise fürs Christenthum, und seine Zudringlichkeiten gegen Moses Mendelssohn, lediglich aus dem Mangel kalter und ruhiger Philosophie und Unkunde historischer und philologischer Belege begreiflich machen. Nehmen wir dazu die täglichen Kniebeugungen und Abgöttereien, welche seine Schmeichler mit ihm treiben, und die nothwendig auch den strengsten Selbstbeobachter zuletzt täuschen, und mit dem Nebel einer vermeynten Infallibilität umhüllen müssen, so dürfen wir uns nicht entrüsten, wenn wir in dem Buche J. C. Lavaters und eines Ungenannten Urtheil über H. Steinbarts System des reinen Christenthums mit Zusätzen von D. J. S. Semler. Halle 1780, bey so viel faden Aeusserungen einen so hohen Grad von diktatorischer Alleinweisheit gewahr werden. "

Alles, was Bahrdt hier von Lavatern urtheilt, was er an ihm lobt und tadelt, ist so treffend, daß man nur das betrachten darf, was sich in der Denkungsart dieses Mannes noch später entwickelt hat, und noch täglich entwickelt, um den seinen Beobach-

fungsgeist des erstern zu schätzen. Daß es ihm an Sprachkenntnis mangele, gestund Lavater selbst Meiners, der seinen persönlichen Umgang in Zürich genossen, und in den Reisen durch die Schweiz ebenfalls treffende Bemerkungen über Lavatern geliefert hat. Daß aber die Eitelkeit dieses Mannes, die durch den beständigen Weyhrauch, den man an ihn verschwendet, immer unterhalten wird, gar keine Gränzen mehr kennet, beweisen besonders seine Antworten auf Anfragen guter Menschen, die er heftweise liefert. Hier sieht man, wie er auch bey den unbedeutendsten Anfragen seine Wichtigkeit fühlt, und bey eben so unbedeutenden Antworten seine Alleinweisheit überall hervorblicken läßt. Aber hier siehet man auch, wie er auf die unverzeihlichste Art demohnerachtet die Begriffe verwirret, und andere feststellt, die bey aller Kraftsprache, mit welcher er sie vorträgt, so ungeheuer kraß sind, daß sie ohnmöglich ein Vernünftiger weder einsehen noch verdauen kann. Man lese die allgemeine deutsche Bibliothek, und erstaune über seinen Menschengott, der alle anthropomorphischen und anthropopatischen Vorstellungen, die jemals zur Verun-

ehrung des höchsten Wesens aus kranken Gehirnen entsprungen sind, weit zurückläßt. Und ein solcher Mann wirft sich zum Lehrer edler, nach Wahrheit begieriger Menschen auf, athmet überall demüthigen Stolz, und kann nur denen Unterhaltung geben, die einmal für immer auf vernünftiges Denken in der Religion Verzicht gethan haben; und die Begierde, mit welcher seine Schriften verschlungen werden, zeigt leider! nur allzudeutlich, wie viele Liebhaber noch von mysteriösen, mystischen Darstellungen in Deutschland zu finden sind, ja daß es noch ganze Gegenden giebt, wo zweckmäsige Aufklärung vergeblich gesucht wird. Und Bahrdt, der Lavatern noch so glimpflich behandelt, soll ein Lästerer seyn? — —

Daß Bahrdt Verfasser des Ketzeralmanachs sey, konnte, wie er selbst erwarten mußte, nicht lange verborgen bleiben. Wir müssen daher seine unpartheiischen Urtheile über sich selbst loben, und bey seinen Verirrungen ihn höchstens bedauern. Wenn andere ihre wirkliche Sünden nicht genug beschönigen, wohl gar von der Seite, als wären es Tugenden, vorstellen können, so

geſteht Bahrdt ohne Scheu, er ſey in ſeiner Jugend ein Bon-vivant geweſen; ſo ſpricht er von eigener Unbeſonnenheit, die dazu beygetragen habe, ihn für die Welt halb unbrauchbar zu machen; ſo verſchweigt er ſelbſt eine Geſchichte nicht, die ſeine Keuſchheit verdächtig machte; ſo bekennt er, wie ſehr er ſich ehemals an Cregotte Chriſt in der Einſamkeit verſündigt und ſich unterſtanden hätte, dieſes Werk mit orthodoxen Einſchiebſeln zu verhunzen, zu verunſtalten und zu durchwäſſern. So bekennt Bahrdt ſeine Sünden ſelbſt, ſtatt daß andere ſich in den orthodoxen Lehrbegrif hüllen, für die Aufrechthaltung des kirchlichen Syſtems eifern, und doch des Fleiſches Lüſten fröhnen, und was das Zeug hält. Nein, entſchlafener Mann, Gutdenkende können dich nicht verdammen; ſie müſſen vielmehr bey all deinen Fehlern und Verirrungen deinen frühen Verluſt beklagen!

Aber, wie doch der Mann mit ſeiner Frau umgeht, ruft hier ein Zelot, wie viel Nachtheiliges er in ſeinem Lebenslauf von ihr niederſchreibt, ſo daß Pott ihre Vertheidigung übernehmen, ihre Unſchuld ans Licht ſtellen

mußte. Lieber Eiferer, danke doch dem Himmel, wenn dir keine Ehehälfte geworden ist, die sich zu den hysterischen Weibern zählen muß; und hast du eine solche, so scheue dich nicht zu gestehen, daß sie für einen gesunden jovialischen Mann, und noch mehr für einen Gelehrten die größte Plage auf Gottes Erdboden sey. Wahrdt verhehlt nicht die gute Seite seiner Gattin, er zählt nur ihre Schwachheiten auf, die Folgen ihrer Kränklichkeit waren; und kannst du es ihm verdenken, daß er wenigstens an seinem Pult einmal seinem gefühlvollen Herzen Luft zu machen suchte, wenn er es in dem Cirkel seiner Familie und Anverwandten nicht vermogte? So werde gebessert in einer ähnlichen Lage! — —

IV.

Wahrdt war Verſchwender und Weichling.

Nachdenken eines Erdenbürgers über ſich ſelbſt.

Hier in dieſer halbentblätterten Gartenlaube, wo ich ſo oft meinem ſchwermüthigen Herzen in der Stille Luft machte, will ich mich niederſetzen, um mich durch angenehme Lektüre zu zerſtreuen. Es iſt noch ſo ein ſchöner herbſtlicher Tag, die Sonne ſcheint ſo mild, durchwärmt einen ſo ſanft, als wenn ſie den Gedanken an den nahen Winter, an die Todesſtille in der Natur, recht abſichtlich zerſtreuen wollte. Guter Gott! wie ſehr liebſt du die Menſchen, wenn ſie auch nicht mit dem heitern Bewuſtſeyn, was ſie doch ſo ſehnlichſt wünſchten, zu dir aufblicken können. Du verſperrſt ihnen auch nicht ein Eckchen deiner ſchönen Welt, läſſeſt ſie mit deinen guten Kindern ſo mit hinſchlendern, und gewährſt ihnen, wie dieſen, die tauſendfache Freuden der Natur, als hätten ſie ſich ihrer nie unwerth gemacht. Aber der Menſch, das denkende und empfindende Weſen, fühlt ſelbſt zu

sehr seine Verirrungen, und kann den Vorwürfen nicht ausweichen, die ihm in Sonnenglanz wie ins Mitternachtgrau nachschleichen. Doch auch hier verkündet sich der Vater der Liebe, und nur der verhärtete Bösewicht kann die Spuren verkennen, die Reue und Veredlung so allgütig bey ihm befördern. O Minneheld! Minneheld! hättest du früher die Absichten der Fürsehung erkannt, früher sie deiner Brust eingedrückt, du wärest so tief nicht gesunken!

Ja lesen, nachdenken wollt' ich noch einmal über das, was ich gestern in Rücksicht Bahrdtens in dem Oktoberstück der deutschen Monatschrift nur flüchtig übersehen hatte. O wäre mir der Aufsatz von Benkowitz nie zu Gesicht gekommen, hätt' ich in diesem Manne nie den Vertheidiger Bahrdts kennen gelernt — wie sollt' ich vermuthen, daß dieses berüchtigte Geschöpf, das man für den größten Weichling hielt, bey Augenzeugen so viel gewinnen könnte? — vielleicht hätt' ich einen Tag der schmerzhaftesten Empfindungen weniger verlebt. Doch auch dieses Mittel versuchte der Alliebende bey mir, damit ich mich besser kennen lernen und unpartheil-

ſcher richten mögte; und wohl mir, daß dieſer Endzweck mir weſentlichen Vortheil verſpricht!

Soll man bey den vielen Anſchuldigungen, die gegen Bahrdten im Publikum kurſiren, ſeinen Augen trauen, wenn man neben andern Behauptungen zum Vortheil dieſes Mannes auch folgendes lieſt:

„ Was oft mündlich und ſchriftlich geſagt
„ wird, und wie es in der ausſchreienden
„ Schrift: Bahrdt mit der eiſernen Stirne,
„ vorgeſtellt wird, als wären daſelbſt (auf
„ ſeinem Weinberg) ſittenloſe Mädchen un-
„ terhalten worden, das iſt alles niedrige
„ Verläumdung, und nicht die entfernteſte
„ Spur von ſolchen Unanſtändigkeiten war zu
„ finden. Die Geſellſchaft, die ſich da ver-
„ ſammelte, beſtand aus ehrliebenden Perſo-
„ nen, die an dieſem Orte keine unerlaubte
„ Vergnügungen ſuchten. Die gröſte Anzahl
„ machten Studenten aus; zu dieſen aber ge-
„ ſellten ſich oft Profeſſoren und Officiere mit
„ ihren Gemahlinnen, und an Sonn- und
„ Feſttagen traf man Menſchen aus allen
„ Klaſſen an, weil jedem der Zutritt erlaubt

„ war. Die Töchter des Doktors sah man
„ nur selten, und sie führten eine äusserst sitt
„ same und eingezogene Lebensart. Auch die
„ verrufene Christine mischte sich nie in die
„ Gesellschaft, sondern war fast immer in de
„ Küche, um für die Gäste zu sorgen; übri
„ gens schien sie ein gutmüthiges Mädchen zu
„ seyn, konnte aber schlechterdings auf Schön
„ heit keinen Anspruch machen, und in die
„ sem Fall war der Geschmack des Doktors
„ sehr zu bewundern. " *)

Ich müßte mein Gefühl für Wahrheit und Unpartheilichkeit verlohren haben, wenn ich mir nicht eingestehen wollte, daß ich, als Lehrer der Religion, weit schlimmer als Bahrdt gewesen wäre. Ich besaß mit meiner Gattin ein ansehnliches Vermögen. Aber die Liebe zum Wohlleben schmolz, so viel mir auch meine Pfarre brachte und noch bringt, einen be

*) Siehe die deutsche Monatschrift vom Oktober 1792. Seite 126. Herr Benkowitz glaubt, hier, als Wirth, sey Bahrdt erst am rechten Ort gewesen. Würde er aber dieser Mann, zu welchem sich jede Volksklasse hindränate, geworden seyn, ohne die vorherige Bahn durchlaufen zu haben?
Anmerk. d. Herausg.

trächtlichen Theil davon zusammen. Dieses Wohlleben erzeugte Wohllust. Die Begierden meiner Frau wurden stärker, ihre Wünsche dringender, ihre Sehnsucht heisser. Schon beym Anfang unserer Verbindung warf sie jungen schönen Männern und Jünglingen, die sie wie Schmetterlinge umgaukelten, bublerische Blicke zu. Unsere Gastmahle und Schmäuse machten sie kühner, und der Himmel weiß, wie weit sie ihr Spiel in den Schäferstunden getrieben hat. Ihre Anhänglichkeit an ihren Mann, ihre Herzlichkeit nahm ab, ihre Küsse wurden seltener, ihre Umarmungen kälter. Dies brachte mich auf mancherlei Muthmasungen, aber auch auf mancherlei Wünsche, die befriedigt seyn wollten. Wär' ich ein katholischer Priester — nun ja, man weiß es, daß diese Herren, die in Ruhe und Gemächlichkeit leben, wenig Geschäfte haben, und für ihr Nichtsthun noch fette Pfründen ziehen, es so genau nicht nehmen. Was ihnen zum Theil das unnatürliche Zwangsgebot ihrer Kirche untersagt, dafür halten sie sich in den Armen einer fetten Köchin oder angeblichen Verwandtin schadlos. Und wer ist Mensch, und übersieht ihnen nicht eher diesen Nothbehelf, als

daß sie sich unter das Thier erniedrige
und ihre Gesundheit und ihre Kräfte an
reiben? — Doch, wenn ich mir auch
manche gute, edle, enthaltsame Mensch
unter ihnen denke, die das Gelübde d
Keuschheit mit voller Beystimmung ihr
Herzens abgelegt, und eben so unverbrü
lich gehalten haben — wie muß ich mir da
als beweibter Religionsdiener vorkommen? —
Was hatt' ich mit ihr zu schaffen, die i
als fremdes unschuldiges Mädchen in me
Haus nahm, und deren Andenken mir no
jede Stunde des Tags trübet? Mein We
liebte mich nicht mehr so heiß, liebte mi
nicht mehr allein; aber mußt' ich ihr de
halb auch untreu werden? Sollt' ich al
Gelehrter, als Prediger nicht besser üb
mein Herz gewacht haben? Sollt' ich nic
um so mehr die Lüste des Ehestandes g
flohen haben, je väterlicher Paulus de
Jüngling Timotheus rieth, die Lüste d
Jugend zu fliehen? Aber der hatte au
einen schwachen Magen und trank Wasser
und mir waren die kostbarsten Weine, di
in hellen Pokalen blinkten, die besten. Un
wer in dieser Lage, bey dem täglichen Auf
wand des reichen Mannes, mein Herz mi

raubte, meine Ruhe ſtöhrte, mich zum Treuloſen gegen meine Gattin und meine Kinder machte, ach! unglückliche Mariane, das warſt du! — Dich entehrte ich, dir nahm ich deinen jungfräulichen Schmuck, dich machte ich zur beklagenswertheſten der Mütter! Kann ich ohne Abſcheu daran denken? — Ja, ich mußte dich unter allerley Vorwand entfernen; dies vermehrte meine Ausgaben beträchtlich, und mein häuslicher Aufwand blieb nicht minder. So ſchwand mein ganzes Vermögen, das ich als Vater für unſchuldige Kinder zuſammenhalten ſollte, bis auf einige hundert Thaler in liegenden Gründen, dahin. Noch war meine Strafwürdigkeit nicht vollkommen. Ich vergaß mein Weib, meine Kinder, unterdrückte die Gefühle des Mannes und Vaters, dachte nur an dich, hieng mit allen meinen Sinnen nur an dir, packte mein Wenigſtes zuſammen, ſelbſt, was mir nicht angehörte, dazu, und — entfloh. Aber ach! wie ſegne ich noch die Hand eines Freundes — wie ſehr bedarf man ſeiner in der Noth! — der, unterrichtet von meinen Verirrungen, meine Abweſenheit merkte, die Urſache davon erforſchte, mein Weib gewann, mir nacheilte,

mich zurückbrachte, und wieder mit einer Gattin, die ihren gerechten Zorn mich empfinden lassen sollte, aussöhnte. Doch auch diese Gattin, vielleicht durch Gemächlichkeit und Ruhe entnervt, vielleicht von Verdruß und Gram abgezehrt, starb mir in ihren besten Jahren an einem schleichenden Fieber dahin. Ein Glück, daß Mariane und ihr Kind sie nicht überlebten. — Und ich sollte je ganz ruhig werden, da mich überall der Unglücklichen Schatten verfolgt? ruhig werden bey dem Anblick meiner zwo Töchter, die ich so reichlich hätte ausstatten können, die nun darben müssen mit ihrem strafbaren Vater, und die, als Predigerstöchter, ohne Vermögen, ohne Hofnung einer anständigen Verbindung, vielleicht einst einer ähnlichen Verführung, wie Mariane, preiß gegeben, gleichem traurigen Schicksal unterliegen müssen? — Das ist mein Geschick, jezt noch mein Geschick, der ich in dieser einsamen Laube mir die bittersten Vorwürfe mache. Noch gönnte mir der Himmel eine reichliche Erndte; noch entzog er mir des Lebens Bedürfnisse nicht, die für mich und meine Kinder zureichen. Aber mein Herz sagt mir mit jedem Augenblicke: du bist ihrer nicht

werth! Noch ehrt mich eine Gemeine, und ſchenkt mir, unbewußt meiner verborgen gebliebenen Lebensart, ihr ganzes Zutrauen. Aber ach! wie fällt mirs zentnerſchwer aufs Herz, wenn ich ſie in den Pflichten, die ich vernachläßigt habe, unterrichten, zu Tugenden, gegen die ich ſelbſt gefühllos war, aufmuntern ſoll, ſo ſehr meine eigenen Erfahrungen mich auffordern, mit gedoppelter Herzenswärme ſie vor Vergehungen zu warnen. Noch lieben mich meine Kinder; und wär' ich nicht Unmenſch wenn ich ihnen nicht durch eine weiſe Erziehung an Unterricht und Ermahnung das erſetzte, was ihnen meine Unbeſonnenheit an irrdiſchen Vortheilen entzogen hat? Das ſey die Thätigkeit, mit welcher ich nach dem Willen des Schöpfers das gut zu machen, das zu erſetzen mich beſtrebe, was die Thorheit mich einbüßen ließ. Aber hier, hier wirds doch nicht ganz ruhig werden; Reue und Gram werden mir bis ans Grab nachſchleichen. Nein, ich will ihm entſagen, dem verhaßten Sinn der Phariſäer und Frömmler, hier auf dieſer Stelle, von Gottes milder Sonne durchwärmt, will ich dem Sinn dieſer Menſchen, dieſer Verworfenen entſagen, die durch

störrichtes Festhalten am hergebrachten System ihre Zeitgenossen blenden, ihre lasterhafte Bahn verfolgen, in ihrem Leben nicht zur Bestimmung kommen, noch weniger auf Veredlung und Ersatz denken, und so leichtsinnig auf fremdes Verdienst hoffend, ihrem zweifelhaften Schicksal entgegen eilen. —

Ein Leidender, auch der, welcher durch seine eigene Schuld es ward, sucht gern Beruhigung in dem Gedanken: daß er noch ähnliche Gesellschafter im Leiden habe, wenn's auch gleich nur scheinbare Beruhigung ist. Und so wäre Bahrdt, so wären noch viele andere noch lebende geistliche Verschwender und Weichlinge die tüchtigsten Gewährsmänner hiezu. Bey weitem macht jene Vorstellung und diese ungezweifelten Erfahrungen ein beunruhigtes Gewissen nicht ganz stille: denn hier bedarf man wichtigere Gründe, seinen Kummer zu stillen. Aber jener Gedanke: es giebt noch so viele Menschen, die auch aus eigener Schuld durch tausendfache Verirrungen leiden, führt den Bekümmerten doch auf die natürliche Frage: Was ist der Mensch?

Ja, was iſt der Menſch? Wir werden geboren in einem verweichlichten Zeitalter, oft mit angeerbten Neigungen und Leidenſchaften, für welche wir nichts können, die nur der Unverſtand aus Unkunde der Geſchichte der Menſchheit von Adam ableitet, und die gefährlichſten Feinde unſers moraliſchen Lebens werden. Wir werden erzogen von unwiſſenden leichtſinnigen Eltern, von kurzſichtigen Hofmeiſtern, von franzöſirenden Gouvernantinnen, mehr mit der Sinnlichkeit, mit vorüberrauſchenden Freuden, als mit unſerer wahren Beſtimmung bekannt gemacht; was Wunder, wenn wir ſie auch in unſerm künftigen Leben überſehen, und uns nur an die niedere Erdenluſt anketten? Wir wählen eine Gattin, die wir gemeiniglich nicht kennen, deren Unvollkommenheiten, verkehrten Triebe und Launen uns im erſten Taumel der Liebe entſchlüpfen, der Zuſammenfluß oder der Abſtand unſerer gemeinſchaftlichen Neigungen bilden eine Karrikatur in der Ehe, die den ſcherzhaften Beobachter zum Lachen, und den ſtillen Weiſen zum Seufzen bewegen muß, und unſer ſo verworrenes unbedachtſames Ringen und Streben bringt mehr Verluſt als Gewinn, und das wahre Glück

des Lebens ist dann, wenn wir älter und klüger werden, beynahe unersetzlich. Wir bekommen Kinder, erziehen sie oft nach misverstandenen Grundsätzen, verzärtlen sie aus Affenliebe, und was wir nicht Nachtheiliges bewirken, verderben an ihnen unsere Verwandte, unsere Bekannte und Freunde; und wem soll man es am Ende, wenn sie mich rathen, oder doch besser gerathen könnten, zurechnen? Wir wählen uns unsern Beruf in Jahren, wo wir unsere Kräfte noch nicht kennen, oder dieser Beruf wird uns aus Misverstand und Vorurtheil aufgedrungen. Im ersten Fall werden wir leicht Stümper, und im leztern gar unbrauchbar für die Welt und den Staat. Wir werden Gottesgelehrte. Unser Gedächtnis wird auf niedern Schulen und Gymnasien in mancherley Sprachen und Wissenschaften, die leider auch von solchen mit erlernt werden müssen, denen sie in ihrem Leben nichts helfen, erbärmlich strapaziert. Für die Entwickelung der Verstandskräfte, für eignes Denken, Bilden und Festhalten der Begriffe, die uns früh zur Brustwehr gegen den theologischen Aberglauben und Unglauben dienen sollten, wird weniger gesorgt, und das

Herz für jede Pflicht, für Tugend und Rechtthun zu erwärmen, das ist gemeiniglich das geringste. Wir Kinder der Professionisten, der Menschen aus den niedern Volksklassen, werden zu Lehrern der Kirche meistens bestimmt; für vornehme Eltern wird dieser Stand immer verächtlicher. In Jahren, wo wir eben am Scheidewege stehen, wo unsere Natur als menschliche Natur sich zeigt, wo rasches Blut in unsern Adern strömt, wo unsere Begierden ihre volle Herrschaft behaupten, beziehen wir eine hohe Schule, ohne Leitung, ohne feste Grundsätze, uns selbst überlassen, mit einem Begrif von Freyheit, gerade so wie ihn jezt das Volk bei den Neufranken hat. Wir sind ganz uns selbst überlassen, wählen uns selbst unsere Kollegien, besuchen sie, versäumen sie; die Professoren bekümmern sich wenig um uns. Wir haschen nach Vergnügungen, wie der Knabe nach Schmetterlingen, wir trinken, spielen, lieben. An Mädchen, selbst an liederlichen Dirnen, fehlts nicht, die uns dabey förderlich sind. Schlechtdenkende Mitstudierende aus manchen Gegenden umgeben uns, wir werden hingerissen, und ein Glück ists für uns, wenn wir nicht gar verwildern. — Ich selbst kam früh ins

Amt, rasch war ich Sinnlichkeit liebt' ich. Ach, ich fühle zu sehr die traurigen Folgen hievon, als daß ich sie noch mühsam entziffern sollte! — Das ist skizzirte Menschheit, skizzirte theologische Menschheit. O Allerbarmer! du kennest sie, und wirst uns nach dem Grad der Kultur, auf dem unser Zeitalter stehet, besser, als Menschen, richten! — —

Aber so will ich auch eingedenk seyn des Ausspruchs des Weisesten: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! Wenn ihn keiner von Bahrdts Verläumdern bedenkt, so will ich ihn nicht vergessen. Ich darf nicht weit umher fragen, wie viele klösterliche Geschöpfe dieser Art es noch giebt, darf keine Cranze, keine Laukhardte zu Rathe ziehen, wo noch angesehene Aebte, Doktoren und Prediger leben, die Geld verschwenden, Mätressen halten, den Sinnen leben; ein Blick auf mich, und der sagt mir alles. Aber schön ists, schön für die Menschheit, wenn bedeutende Männer Ehrenretter ihrer Brüder werden. Mit wahrem, ehrerbietigem, recht menschlichem Gefühl nehm' ich immer D. Dunkers

Etwas über die Weinbergskrankheit zur Hand, und lese mit Vergnügen, wie er dem allgemeinen Gerücht, als wäre Bahrdt an der unreinen Krankheit gestorben, als habe er sich selbst durch Mohnsaft vergiftet, so laut und theilnehmend widerspricht; *) wie er dem Geklätsche der Schwätzer gerade das Gegentheil zeigt; wie er als gewissenhafter Arzt, aber auch als Menschenfreund ausruft: Ruhe und Frieden dem seligen Bahrdt, aber wehe uns Aerzten, wenn die unselige Weinbergskrankheit so vieler noch lebender Menschen **) uns gleichgültig wäre! —

*) S. Dunkers Etwas über die Weinbergskrankheit des verstorbenen Doktor Bahrdts und ähnlicher noch lebender Kranken, den Nichtärzten zur freundschaftlichen Warnung mitgetheilt. Seite 9.

**) Dunker nimmt die Weinbergskrankheit in einem allgemeinern Sinne, und versteht (Seite 5.) darunter jedes zweckwidrige, fehlerhafte Verhalten der Nichtärzte in Rücksicht der arzneylichen Volkskenntnisse. Daß auch Bahrdt, der so unbedachtsam jeden Landprediger auch zum Dorfarzt stempeln wollte, zu seinem und der Seinigen Schaden hierinnen ein Stümper war, bedarf wohl keines Beweises mehr.

Wär' ich heute gestimmt zum Lachen, ich würde drüber lachen, wie man sich wendet und drehet, um Bahrdten eins zu versetzen, um ihn in den verächtlichen Ruf als Verschwender und Weichling zu bringen. Wenn der ein Verschwender heißt, der nichts durchzubringen hat, der sich auch im Wohlstand mit einer Schüssel begnügen läßt, der mit einem Thaler in der Tasche eine Reise von Türkheim nach London beginnt, der noch einen ehrlichen Juden findet, welcher ihm ohne Eigennutz, was in einer blühenden Stadt, wie Frankfurt ist, Christen zu tausenden nicht thäten, eine kleine Summe vorschießt, um nur mit einigem Schein seinen Plan verfolgen zu können, der sein Eigenthum noch zusetzt, um ein für die Menschheit heilsames Institut zu errichten; wenn der, sag' ich, ein Verschwender heisen kann, so war gewiß Bahrdt einer der größten. Aber, wem ist es noch eingefallen, sich so zu widersprechen? Und doch widerspricht man sich gern, wenns nur Bahrdten gilt, und macht noch die bedeutendste Miene dazu. Und doch übersieht man die Verschwender in der Nähe, weil sie sonst noch ihren guten Ruf zu behaupten wissen, und durch Freygebigkeit und eine gute

Tafel, die oft Schmarotzer nährt, ſich in der Gunſt der Kurzſichtigen erhalten, und ſucht für ſein Lermen gegen Verſchwendung einen Gewährsmann in der Ferne auf, weil ſein Ruf ſchon etwas geſunken iſt, und der verläumderiſche Schwätzer auf ſeine Unkoſten Beyfall erhalten kann. Doch geſetzt, Bahrdt verdient jene Vorwürfe. Springe man doch von Verſchwendung ab, und denke ſich Habſucht, Geiz unter denen, die Beyſpiele ihrer Heerden werden ſollen, und ſehe, wer dann verliert? Männer im Amte — wohl uns, wenn es doch immer nur manche ſind! — ſchielen neidiſch in Beichtſtühlen auf einander, und wälzen eine Sündenlaſt auf ſich, gerade zu der Zeit, wo ſie in ihrem Wahne Sünden vergeben zu können glauben; ſie ſteigen in fremdes Gebiet über, um gute Kunden zu kriegen, ſchleichen in vornehme Familien herum, nehmen die Weiblein gefangen, klagen über ſchlechte Zeiten, wenn der Patient ſein Teſtament machen will, verläumden ihre Kollegen, um Reiche ihnen abſpenſtig zu machen, laſſen den Armen auf ſeinem Jammerlager ſchmachten, der am erſten ihres Troſtes bedürfte, und beſtürmen die Paläſte des Vornehmen mit Beſuchen, die ihm

ſelbſt läſtig werden. Und der joviaiſche Bahrdt muß nun auf einmal alles entgelten? Weg mit den Unwürdigen! —

Aber Bahrdt küßte doch ein Judenmädchen in Frankfurt am Mayn, und beſuchte in London eins der verworfenſten Bordelle? Beſchwerſt du dich über das erſtere, Bruder, ſo nimm ſeinen Lebenslauf zur Hand, lies die ganze Stelle, und urtheile. Es ärgert dich doch nicht, daß es gerade ein Judenmädchen war, das er küßte? Wenn das iſt, kein Wort mehr mit dir. Nun bedenke: Der Mann ward ſo eben von einem Juden gegen alle Erwartung aus der größten Verlegenheit errettet. Zufällig ſpielte zugleich ſeine Tochter das Klavier und ſang. Entzückt dich nicht Muſik und Geſang, dann haſt du kein Gefühl, und biſt ſehr auf dem Wege, Symbole zu verfechten und Andersdenkende zu verfolgen. Bahrdt war durchglühet von der edlen That des Juden, und Sektenfeindſchaft kam nie in ſeine Bruſt. Die Kunſt der Tochter des Juden, begleitet mit der gerechten Ahndung, es müßt' in ihrem Buſen ein eben ſo gefühlvolles Herz, wie unter den Zizis des Vaters ſchlagen, erhöhete, ver-

stärkte sein Gefühl; was Wunder, daß er dem guten Mädchen um den Hals fiel, und es ans Herz drückte? *) Ehre in solchen Zügen die

*) Der gesammten Judenschaft steht eine mächtige Krisis bevor. Wir sind zwar nicht zeugig, die gewöhnlich hierher gezogenen Stellen des Neuen Testaments von einer allgemeinen Judenbekehrung auch von selbiger zu deuten. Aber in dem Plan der Vorsehung scheint es doch zu liegen, dieses Volk nach und nach zu der Würde zu erheben, deren die gesammte Menschheit fähig ist; und das kann nicht anders geschehen, als wenn es sich selbst ermannt, und die Albernheiten des Talmuds abwirft. Jesus erlaubte seinen Jüngern Lehren zu raufen gegen dergleichen Gebote, und suchte sie durch Lehre und Beyspiel überhaupt von der Last des Ceremoniels zu entledigen. Was damals dieser Menschenbeglücker that, das leistet jezt die emporstrebende Vernunft. Schon tragen an manchen Orten die Juden Haarzöpfe, verbessern ihre Sprache, versagen sich keine verbotene Speisen mehr, berühren am Sabbath ihr Geld, und bekümmern sich nichts um das Anathema ihres bussertigen Rabbiners. Viele tadeln sie darüber. Allein sagt mir, wie kann Aufklärung, diese Heldin der Menschheit, befördert werden, wenn sie nicht hier einen Anfang nimmt, und dort gegen allen Widerstand vorwärts schreitet? Bieten wir Christen nur freundschaftlich die Hände, un-

Würde der Menschheit, statt über die Gebrechen von selbiger zu seufzen! — Und das Bordell in London? Waren es nicht Freunde, die ihn aufmunterten, hinzogen wider Willen, um die unwürdigsten Handlungen des Erdenbürgers in einer gewissen Verfeinerung, aufm Fuß des bon ton in einer gebildeten Klasse zu erblicken, und war's ihm zu verdenken, daß er hinzieng, um sich zu überzeugen, wie weit der Luxus in einem angeblich freyen Lande steigen könne? Und daß er's lachend erzählte, und mit zweideutigem Scherz darüber glossirte — nun eben das zeugt von seiner Aufrichtigkeit, von seinem unbefangenen Herzen.

Aber die Christine! die verrufene Christine! hör' ich aus allen Ecken schreyen; wer ihn hier rettet, dem wollen wir gewonnen geben! Das wäre, dünkt mich, ein tolles

terdrücken wir nur immer mehr den Seltengeist, brandmarken wir die Juden nicht mehr mit dem empörenden Namen eines verworfenen Volks, dringen wir ihnen keinen Systemsglauben auf, reinigen wir selbst das Christenthum immer mehr von menschlichen Zusäzzen, und — es wird alles geschehen zur Besserung.

Unternehmen, wenn man hierinnen Bahrdten retten, das heißt, beweisen wollte, daß der Menſch Bahrdt der Engel Bahrdt müſſe geweſen ſeyn. Aber daß man doch mehr für ihn ſagen kann, als die ſtolzen Schreier erlauben wollen, wen mag das befremden? Einmal hatte Bahrdt, nach Junkers Zeugnis, nicht die modiſche Venusſeuche. Zweitens verſichert Benkowiz, was auch Bahrdt ſelbſt von ſeiner Chriſtine ſagt, ſie habe ſich nicht in die Geſellſchaft gemiſcht, ſey immer in der Küche beſchäftigt geweſen. Drittens geſtehet Benkowiz ihre Häßlichkeit. Viertens hat eben dieſer Ehrenretter unſers Mannes nichts von Bahrdtiſcher Geilheit als Augenzeuge geſehen. Fünftens glauben wir, daß auch manches ſchönere Mädchen oder Eheweib den Doktor nicht würde verſchmähet haben. Sechstens haben Bahrdts Töchter kein verbuhltes Weſen, wie die Töchter vieler geiſtlichen Herren, ſondern eine äuſſerſt ſittſame und eingezogene Lebensart von ihrem Vater gelernt. Siebentens iſt Chriſtine niemals, ſo viel wir wiſſen, von dem jovialiſchen Doktor Mutter geworden. Was beweißt dieſes unpartheiſche Zeugenverhör? Dieſes, daß Bahrdt

zwar seine Schwächen gehabt haben mogte, aber bei weitem nicht der Bösewicht gewesen sey, für welchen ihn viele verschreyen, die es vielleicht im Grunde weit mehr sind. Id quod erat demonstrandum.

(Minnehold steht auf, tritt vor die Gartenlaube unter freyen Himmel, zieht seine Mütze ab mit der linken Hand, legt seine rechte aufs Herz, und fährt fort:)

Hier, ihr werthen Menschenbrüder! stell' ich mich in eurer aller Namen unter den freyen Gotteshimmel, und spreche für Erdenleben und Menschenbestimmung. Wohl schicklicher bin ich Stellvertreter aller Bewohner des ganzen Erdenrundes, die seit Erschaffung des ersten gelebt haben, und bis zur urplötzlichen Verwandlung des letzten leben werden, als Urvater Adam auf Koncilien und Synoden dazu gemacht worden ist. Er sollte Stellvertreter aller in vorsetzlicher Sünde seyn, und er wars nicht; ich will Stellvertreter in Menschenschwäche werden, und — ich bins. Eure Hand mit mir aufs Herz, auf euer menschlich klopfendes Herz, und wie findet ihr euch? Stolz ernie-

drige euch nicht, Afterdemuth entadele euch nicht; unverhohlen bekennet: wir sind stark, wir sind schwach! Schwach sind wir: denn wer kennet die tausendfachen Labyrinthe durch welche von unsern Knabenjahren bis ins Alter unser Fuß uns trägt, wo in uns und ausser uns Lockstimmen ertönen, die uns dem ebenen Pfade entführen, wo wir oft so tief, so tief von unserer Würde herabsinken? Stark sind wir: Wer kennet nicht das große Vorrecht des Verstandes, der uns zu Herrschern der Erde macht, über Welten und Sonnenbahnen leitet, Vorkenntnisse ewiger Wissenschaft gewährt, über Leidenschaften gebietet, und mit vorwurfloſem Bewußtſeyn lohnt? Gewiß könnten wir viel leisten, und wir leisten wenig. Verzogen, verstimmt, mit erblicher Geistes- und Körperschwäche, mit großen Geistesanlagen, aber eingeschränkt durch den grobmassigten Körper und durch die Sinne, oft so ganz nach dem Ausspruch des Apostels: das Böse, das ich nicht will, das thue ich; das Gute, das ich will, das thue ich nicht; so sind wir Erdenmenschen. Aber wir sind Kinder, Kinder eines All, schöpfers und Allvaters. Dank, innigen herzlichen Dank dem Göttlichen, der uns zu

dieſer herzerhebenden Idee verholfen hat. Er iſt ewiger Vater, wir ſind ſeine zu ewiger Fortdauer erſchaffenen Kinder; das ſagt uns unſer Verſtand, ſagen unſere Anlagen, unſere Erwartungen, unſere Wünſche. Hier ſammeln wir Kenntniſſe, veredlen wir uns, aber beydes kommt nicht ganz zur Reife. Das hofnungsvolle Kind ſtirbt dahin, der langſam Fortſchreitende wird ein Greis, und der einſichtsvollſte Greis wieder Kind. Hier iſt nicht unſer eigentliches Vaterland; alles iſt zu eingeſchränkt, zu beengt. Aber hier werden wir erzogen, gebildet von unſerm gemeinſchaftlichen Vater zu einer ſtufenweiſe zur Vollkommenheit reifenden Familie, deren Vollkommenheit aber in Ewigkeit nicht die ſeinige werden kann. Vom gebildeten Europäer bis zum Bewohner des Kaffernlandes, von Kant bis zum alten Woltemade herab, belehrt von Jeſus, von Sokrates, von Konfucius, von einem grauen Kaziken, nirgends ganz Thierheit, aber auch nirgends ganz veredelte Menſchheit, findet jeder ſeine Stufe fürs zweite Leben zu unendlicher Wirkſamkeit, und keiner, keiner wird ganz verlohren gehen. Dies mache uns weder ſtolz noch verwegen, weder träg noch allzu raſch.

Aber wohl uns, wenn die Sinnlichkeit nicht unſere Vernunft unterjoche, und wenn wir nach mancherley traurigen Verirrungen noch Selbſtgefühl behaupten, das reinere Zwecke uns vorhält, Thätigkeit für Menſchenwohl in uns wekte! Dreimal wohl dir, Menſchenbruder! wenn dein Herz ſanfter Empfindungen fähig iſt, wenn in dem Strudel der Leidenſchaften Seelengüte dein Theil bleibt; wohl dir, wenn Mitgefühl der Freude deinen Buſen hebt, und bey dem Anblick des Elendes deinem Auge eine Zähre des Mitleids entrinnt; du wirſt dich ermannen, auch als Fehlender, als Geſunkener, als armer Büſender ermannen, edel werden, edel ſeyn und bleiben! — So denke von dir, ſo denk' auch von deinen Brüdern. Schuld mehr, Schuld minder, was thut das zur Sache? Was thut das dir, der du kurzſichtiger Menſch, nicht Herzenskündiger biſt? Sey thätig, rathe, helfe, beſtrafe brüderlich: aber verdamme nicht! Stehſt du, und liegſt andere fallen; ſey nicht vermeſſen, und ſehe zu, damit du nicht auch falleſt! Umſchlinge in deinem Sinne alle Menſchen mit deinen Armen, ſie ſind alle deine Brüder! Sey nachſichtsvoll und vergieb, wie unſer aller Vater nachſichtsvoll iſt, und

vergiebt! — Strecke jezt mit mir deine Hand aus gen Himmel! Schau die milde Sonne! Blick hier ins Weltall, auf zum Sonnenſchöpfer, zum Weltenvater, zum Freudengeber. Unſer Grab iſt nicht fern. Aber wir alle ſind von ihm, leben durch ihn, kommen zu ihm! Sprich ſelbſt als Leidender aus eigner Schuld, aber auch als Wiederveredelter immer noch mit Hölty dem entſchlafenen Edlen:

Wie wunderſchön iſt Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu ſeyn!
Drum will ich, bis ich Aſche werde,
Mich dieſer ſchönen Erde freun.

V.

Ueber Bahrdts Ende und Begräbnis.

Eine Leichenpredigt

in Gielsdorf gehalten.

Der Verfaſſer dieſer Predigt hat ſich's zur unabänderlichen Regel der Paſtoraltheologie gemacht, einen Prediger öffentlich in ſeiner Gemeine weder übermäßig zu loben, noch bitter zu tadeln. Iſt er ein rechtſchaffener Mann, ſo iſt ſeine Gemeine ohnehin mit ihm zufrieden, und übertriebene Lobpreiſungen würden ihn nur ſchamroth machen. Iſt er der Mann nicht, ſo wird das Volk nur noch mehr, oft weiter als es ſoll, gegen ihn aufgebracht, das Predigtamt überhaupt entehrt, und die Wirkſamkeit des Mannes gehemmt. Drum hab' ich mich allemal weidlich geärgert, wenn ich hörte oder las, daß Superintendenten und Inſpectoren über manchen untergebenen Prediger unbarmherzig herfahren, ihn öffentlich proſtituiren, wohl gar wie die Gaſſenjungen über ihn ſchimpfen. Und das widerfährt leider oft Männern, die ihren vorgeſetzten Grobian weit überſehen, alles beſſer

machen, als ers ihnen anordnen kann, aber eben dadurch seine Galle reizen, daß sie sich in Ungezogenheiten ergießt. Ich hätte vielleicht Schulzen, vor dessen Gemeine ich einmal auftrat, als er öfters wegen dem Ausgang seines Processes verreisen mußte, und so eben eine Leichenpredigt vorgefallen war, in manchen Stücken eher tadeln als loben können, weil ich in manchen Stücken nicht seines Glaubens bin, überhaupt dafür halte, daß eine christliche Gemeine solche Vorträge, wie die seinigen waren, nicht fordern könne, wenn sie selbige gleich nachher gutirt, und endlich der Meynung bin, daß Herr Schulz in manchen Lehrwahrheiten seine Zuhörer nur gewonnen habe, ohne sie im Grund zu überzeugen. Allein seine anerkannte Rechtschaffenheit würde Kopfschütteln erregt, wohl gar bewirkt haben, daß die Gemeine sich entfernt, und den Redner auf seiner Kanzel allein hätte stehen lassen. Und weil ich nur im Nothfall eine Predigt als strafbar hielt, so wär' es doppelter Unsinn gewesen, gegen ihn zu Felde zu ziehen, obgleich manche nachbarlichen Prediger sich nicht enthalten, bey solcher Gelegenheit, wenn die Amtsführung des Kollegen ihnen nicht in

den Kopf will, wenigstens zu sticheln, und das immer in dem christlichen Vorhaben, dem in ihrem Sinne getadelten Manne auch auf der Kanzel, wo man ohnehin glaubt, sich alles erlauben zu dürfen, einen Tuck zu versetzen. Desto mehr Beruf fühlte ich aber, vor einer Gemeine, die mit Bahrdts Grundsätzen vertraut ist, und seine Moral für den Bürgerstand und ähnliche Schriften, die nicht geschrieben wurden, um Brod zu verdienen, so gut schätzt, wie ihr Lehrer, von Lästerungen über Bahrdten und von einem Schritt, der gegen die Menschlichkeit, selbst gegen rechtliche Grundsätze anstößt, laut zu reden, so wie mirs eben mein Genius eingab.

Predigt.

Wir haben uns heute, meine lieben Freunde und Nachbarn, in der Absicht versammelt, um Religionsbetrachtungen mit einander anzustellen. Aber was ist Religion, wozu nutzt sie, wenn sie nicht Veredlung des Herzens bey uns bewirkt, wenn sie nicht durchaus unsern Willen zum Guten stimmt, und uns Gesinnungen einflößt, die auf die Beförderung eigener und fremder Wohlfahrt abzwecken?

Vornehmlich — und das wisset ihr zu gut, als daß ich es euch umständlich beweisen dürfte — ist es wahre uneigennützige Menschenliebe, welche sie in uns hervorbringen soll. Das ist insonderheit Hauptinnhalt der Unterweisung des glorreichen Stifters unserer christlichen Religion, und billig danken wir unserm gemeinschaftlichen Vater im Himmel dafür, daß er ihn in der Welt hat erscheinen lassen, um die Menschen gründlich darüber zu belehren, und an seinem eigenen Exempel selbige dazu aufzumuntern. Alle seine Apostel, der Jünger der Liebe, der sanfte Johannes; sowohl, als der ernste Paulus, dringen darauf. Wir sollen nach ihren Ermahnungen einander Liebe erweisen; aber keine engherzige partheiische Liebe, sondern eine solche, die sich auf alle, die Gottes Ebenbild an sich tragen, erstreckt, die alles glaubet, alles verträgt, alles hoffet, alles duldet, so weit es nach Recht und Billigkeit geschehen kann.

Ach! daß doch jetzt in der Abwesenheit eures Lehrers diese Menschenliebe über alle diejenigen waltete, die seine Angelegenheiten untersuchen, ihn vertheidigen, nach Recht und Billigkeit das Urtheil über ihn sprechen

ſollen! Daß es doch lauter ſolche Männer wären, die nicht Menſchenſatzungen für das Weſen der Religion halten, die den Schild der Rechtgläubigkeit nicht dazu misbrauchten, um einem eigenen Anhang Thätigkeit zu verſchaffen, jeden Andersdenkenden, wenn er ſonſt gleich das beſte Herz hat, zu verketzern, ihn aus dem Amte zu verdrängen, um für einen andern, um deſſen Charakter man ſich nicht bekümmert, und den man nur nach ſeiner Rechtgläubigkeit abmißt, eine offene Stelle zu haben. Doch ich ſehe, ich rühre euch ſchon, ihr Lieben. Weinet nicht; er iſt noch nicht für euch verlohren, der euch zu guten Menſchen, zu treuen Unterthanen bildete, der in Menſchlichkeit, in Freundſchaft, in Behülflichkeit gegen ſeine Brüder, euch allen zum Muſter diente, der Feindſeligkeiten und die unter Landleuten ſo gewöhnliche Proceſſirſucht von euch entfernte, und Verträglichkeit und einmüthigen Sinn unter euch herſtellte. Ihr werdet euren Schulz wieder haben, werdet ihn wieder lieben, von ihm geliebt werden, und ſo fort ſeinen Unterricht, wie ihr ſolchen von ihm gewohnt ſeyd, wieder genießen.

Ich breche ab, und komme wieder auf den Punkt der Menſchenliebe, von welcher ich ſo

eben zu reden angefangen habe. Ja gewiß ist das ein Beweis davon, daß ihr an ächte Menschenliebe gewöhnt seyd, daß ihr sogar Selbstmördern eure Liebe nicht versagt, ja daß ihr euch selbst die Einrichtung habt gefallen lassen, besonders denen, die es durch unverschuldeten Trübsinn geworden sind, nicht allein ein ehrliches Begräbnis zu gestatten, sondern auch ihrentwegen eine Leichenpredigt zu veranstalten, wie ihr sie für jedes andere Mitglied eurer Gemeine halten lasset. Ich war auf der Stelle bereitwillig, in Abwesenheit eures Lehrers in dieser Angelegenheit zu euch herüber zu kommen, den Unglücklichen mit euch auf den Todtengarten zu begleiten, und nun in dieser Rücksicht noch mit euch zu reden. Ich habe nicht nöthig, euch lange von dem traurigen Schicksal eures durch seine eigene Schuld zu früh beerdigten Mitbruders zu unterhalten; ihr kennet es selbst zu gut, ja besser als ich. Schon längst von Melancholie umhergetrieben, und erst kürzlich ohne sein Verschulden um ein ansehnliches Vermögen gebracht, nahm er sich in einem unglücklichen Augenblick, wo niemand um ihn war, kein Freund seinen Schmerz mildern konnte, den er im Grunde doch nur auf Aus

genblicke zu mildern vermogte, das Leben. Ein vorher in edeln Gesinnungen hingebrachtes Leben konnte durch einen solchen Tod ohnmöglich befleckt werden, da wir ja selbst denen unser Mitleid nicht versagen, die als schuldvolle Verprasser, Weichlinge, Ehrlose sich in wilder Verzweiflung selbst tödten. Und eben deshalb will ich von menschlichen, von christlichen Gesinnungen gegen Selbstmörder jetzt weiter mit euch reden, und euch dabey zugleich auf einen besondern Gegenstand aufmerksam machen, an den ihr wohl eben jetzt nicht denkt, und an dem man, der noch unschuldig dazu war, jene Gesinnungen ganz und gar nicht übte. Eure Aufmerksamkeit leite folgender Text:

2. Sam. 17, 23.

Und Ahitophel ward begraben in seines Vaters Grab.

Wenn wir, meine Lieben, die verschiedenen Zeiten menschlicher Aufklärung gegen einander halten, so findet sich oft, daß Menschen, die auf einer geringern Stufe der Kultur standen, diejenigen an guten und edeln Gesinnungen bey weitem übertroffen haben,

welche ſich einer höhern Stufe rühmten, und ſelbige auch wirklich erſtiegen hatten. Ihr werdet ſchon öfters gehört haben, daß ſelbſt unter ſogenannten wilden Völkern ſich zu Zeiten Edle hervorthaten in Grosmuth, Aufopferung, Verzeihung angethaner Beleidigungen, Liebe gegen erklärte Feinde, ſelbſt gegen Mörder der Familienglieder, während als ſich angebliche Verehrer des Chriſtenthums einander ſchändeten, anfeindeten, mordeten. O das beweißt uns augenſcheinlich, daß das menſchliche Herz ſich nirgends, in keinem Welttheile verläugnet, daß die menſchliche Natur nicht ſo verdorben iſt, als viele denken, und daß ſie nur dann von ihrer Würde verliert, wenn man leere Speculationen für ächte Religion gelten läßt, dem Glauben an ſelbige und nicht der Rechtſchaffenheit den Himmel zuſichert, und folglich dem Feſthalten an Recht und Billigkeit, an guten Geſinnungen und Thaten ſeinen Glanz entziehet. Daraus läßt ſich auch erklären, warum die Juden zu Davids Zeiten auch menſchlicher, ſelbſt gegen Selbſtmörder dachten, als viele der ſpätern Chriſten, weil jene in einem Zeitpunkt lebten, wo man ſchon nicht mehr ſo viel auf äuſſeres Ceremonienwerk, wie ehedem, hielt, wo man

Opfer und Brandopfer dem geängſteten und zerſchlagenen Geiſt eines reuigen Sünders, weit nachſetzte.

Ahitophel war, wie ihr wißt, ein Selbſtmörder, gerade ſo einer wie Judas, der unſern Herrn verrieth; ein Selbſtmörder von der ſchlimmen Art, aber doch nicht von der allerſchlimmſten. Judas war kein unedner Mann als Jünger und Apoſtel; aber ſeine Hauptleidenſchaft war der Geitz. Wo er dieſen befriedigen konnte, da war ihm die Gelegenheit willkommen. Er gieng ſo weit, daß er Jeſus um eine Summe Geldes an die Rathsherrn zu Jeruſalem verrieth. Sein Hauptaugenmerk war nur das Geld. Er glaubte ſicher, Jeſus würde ſich ſchon wie bey andern Gelegenheiten aus den Händen ſeiner Feinde zu wickeln wiſſen; dann hätt' er das Vergnügen, ihn frey zu ſehen, und er könnte doch das Geld behalten. Das ſchlug aber fehl, und ſein Herr wurde wirklich gefangen und getödtet. Judas zeigte in der That, daß er nicht ſo böſe war, als viele glauben, um der ganzen menſchlichen Natur recht viel Verdorbenheit aufbürden zu können, indem er den Rathsherren das Geld wieder vor die

Füße warf, und somit seine Reue über seine übereilte Verrätherei zu erkennen gab. Aber nun wußte er doch nicht mehr, wo aus noch ein. Die Verzweifelung griff Platz in seiner Seele, und in einem recht melancholischen Augenblick griff auch er nach dem ersten besten Strick, und erhängte sich. So ohngefehr giengs auch mit Ahitophel, nur mit dem Unterschied, daß dieser nicht der Schüler eines durchaus Wahrheit und Recht predigenden Lehrers, sondern ein Hofmann war.

Ach! ihr Lieben, ihr lebt so in Ruhe und Zufriedenheit auf dem Lande, und bekümmert euch nichts darum, wie's in großen Städten und an Höfen hergeht, erfahrt auch selten was davon. Aber ich hab' eine Zeitlang an einem Hofe gelebet, und bin mit Großen umgegangen, und weiß, wie es da hergeht. Da ist einmal keine wahre Freundschaft, kein Zutrauen zu suchen. Jeder will nur glänzen, jeder sich in der Gunst der Herrschaft behaupten, und weil die Herrschaft das auch gern hat, so bringt es der wahrhaft redliche Mann, der am ersten auf ihren Vortheil siehet, bey ihr niemals weit. Wird einer von der Herrschaft hervorgezogen, oder bekommt er nur

bey Tafel, wie das bey großen Herren heißt, einen gnädigen Blick, so ärgert sich schon der andere darüber, daß er nichts als Gift und Galle hinein ißt und trinket. Währet das lange fort, so sucht er jenen zu stürzen. Was der sagt, und wenn es auch das Klügste wäre, darf nicht recht seyn. Da werden Ränke und List aufgeboten, und niemand leidet öfters mehr dabey, als der arme Unterthan. Kann der Höfling seine Absicht bey dem Fürsten nicht erreichen, so macht er sich an den Prinzen, wird aber auch diesem wieder treulos, sobald er wieder die Gnade des Fürsten — und die ist ihm weit lieber, als die Gnade des lieben Gottes — erhalten kann. Sehet, so geht es an Höfen, so gieng es schon von Alters her an selbigen, und so wird es auch immer fortgehen, so lange Hofleben auf unserer Erde ist. So gieng es auch schon zu des König Davids Zeiten. Ahitophel war erst Freund des Königs, und dieser setzte sein ganzes Vertrauen in ihn. Da war aber ein anderer, Namens Husai, zwar kein so verschlagener Kopf als Ahitophel, aber desto nützlicher dem König. Das ärgerte den Ahitophel, und plötzlich schlug er sich auf die

Seite von Absalom, dem Sohn des Königs, der gerade damals den unsinnigen Streich begann, und seinen eigenen Vater bekriegte, wodurch dann Beyde Land und Leute ruinirten. David erfuhr das, und schickte den Husai nach Jerusalem, um die Anschläge des Ahitophels zu vereiteln. Dies gelang auch; und was sollte nun Ahitophel, der seinen tollen Anschlag nicht durchsetzen konnte, thun? Absalom hatte seinen Rath verschmähet, bey David durft er sich nicht wieder sehen lassen, von allen Höflingen ward er nun nichts mehr geachtet, und das Hofleben war doch seine ganze Seligkeit. Was that er? Er gieng voll Verzweiflung nach Haus, griff auch nach dem ersten besten Strick, und nahm sich das Leben.

Wie verhielten sich aber — und das ist die Hauptsache, von der wir reden — die Zeitgenossen Ahitophels nach seiner Selbstentleibung gegen eben diesen Mann? Machten sie Lärmen wegen seiner Beerdigung? Liefen sie zusammen, und suchten sein ehrliches Begräbnis zu vereiteln? Nichts von diesem. Unser Text sagt, er ward begraben in seines Vaters Grab, er ward in seiner

Familiengruft beygesetzt. So dachten die Juden in der damaligen Zeit.

Wie glücklich würde es um die Menschheit aussehen, wenn sich diese edle Denkart auch auf die Christusverehrer bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt hätte! Ach, meine Lieben! die wenigsten denken noch, wie ihr. Da wird nicht nach den Ursachen gefragt, die einen Unglücklichen verleitet haben, sich selbst das Leben zu nehmen. Da ist jeder, der einmal das thut, der schwärzeste Bösewicht, und dafür halten ihn vornehme Leute so gut wie der Pöbel. Da wird er auf der Stelle, und wenn er auch in seinem vorherigen Leben der rechtschaffenste Mann war, für unehrlich erklärt. Da will niemand den Strick abschneiden, niemand den Entleibten aus dem Wasser ziehen, wenn ihm auch gleich wieder zu helfen wäre. Da glaubt jeder, er würde nun auch unehrlich, wenn er den Todten nur anrührte, nur nahe zu ihm hinkäme. Da muß ihn ein Mann, dem man leider auch Unehrlichkeit aufgeheftet hat, wegnehmen. Da muß er auf den Schindanger gebracht und da verscharrt werden, und ein Glück ists, wenn man ihm noch irgend eine

abgelegene Ecke des Todtengartens zugeſtehet, wohin er bey Nacht und Nebel geſchleppt und beerdiget wird. Man fängt zwar hier und dort an, ſolche eingewurzelte Vorurtheile abzulegen, und pflegt mildere Geſinnungen gegen Selbſtmörder anzunehmen. Aber wie langſam gehet dieſe Kurart der menſchlichen Gemüther von Statten! Wie wenige giebt es ſelbſt in den blühendſten Städten, die es wagen, ihre beſſern Grundſätze laut werden zu laſſen! Und auf dem Lande — hilf Gott! da iſt noch am wenigſten an Aufklärung in dieſer Sache zu denken.

Darum preiſet euch doppelt glücklich, meine Lieben! daß ihr ſchon eine geraume Zeit von ſo nachtheiligen Vorurtheilen gegen Selbſtmörder zu vernünftigern, aufgeklärten Chriſten anſtändigern Urtheilen und Handlungen in Betreff jener Unglücklichen zurückgekommen ſeyd. Ich darf euch nicht lange die Gründe vorlegen, die euch zu dieſer gemäſigten Denkart aufmuntern. Ihr kennet ſie ſelbſt zu gut, und erſt heute habt ihr aufs neue den Beweis davon gegeben, daß ihr ſie nicht allein kennet, ſondern, was das wichtigſte iſt, ſie auch ausübet. Euer Freund und Mitbruder, der ſich ſelbſt ums Leben brachte, liegt nun im

Grabe. Ihm wär' es im Grunde einerley, wo er moderte: denn er fühlt und empfindet nichts mehr von dem, was mit seinem entseelten Körper vorgenommen wird. Aber um eurentwillen, die ihr euch als aufgeklärte gute Menschen bey solchen Vorgängen zeigt, und um der Familie des Beerdigten willen ist es nicht einerley, wie dieser behandelt wurde. Ich weiß es längst, wie eure Urtheile über Selbstmörder beschaffen sind. Ihr denkt: Der Selbstmörder hört doch immer nicht auf, unser Bruder zu seyn. Wenn er auch vorher der größte Bösewicht gewesen wäre, so würden wir ihn zwar nach seinem Tode nicht öffentlich ehren; das hieße gewissermaßen die Laster in Schutz nehmen. Aber unser Mitleiden könnten wir ihm doch nicht versagen. Wir wissen ja immer nicht, wie viel eigene Verschuldung während dem Lauf seines verkehrten Lebens auf ihm geruhet hat. Desto weniger aber tragen wir Bedenken, einem Selbstmörder, der, wie der Abgelebte, ein ehrlicher Mann war, die Ehre wiederfahren zu lassen, die wir einem andern, der auf seinem Bette entschlummerte, zugestehen. Was kann er dafür, wenn ein dickeres Blut in seinen Adern schleicht? Hat er doch schon deshalb der Leiden so viele aus-

gestanden, und so viele Menschenfreuden entbehren müssen, die uns, die wir froherem Muths sind, unsern Aufenthalt auf der Erde so angenehm machen. Ein anderer stirbt plötzlich eines natürlichen Todes. Ein dritter kommt im Wasser um, oder wird von einem Stein oder Gemäuer erschlagen, und wir sagen von jedem: seine Stunde war da. Warum sollen wir nicht auch von dem, der in dem äussersten Grade der Melancholie sich selbst entleibte, sagen: seine Stunde war wohl da? Nein, wir wollen unsere Vernunft als Menschen nicht verläugnen, und uns in unsern Einsichten nicht irre machen lassen. Wie mancher schlechtdenkende Mensch, der sein ganzes Leben mit unedlen Handlungen bezeichnete, den Armen unterdrückte, Wittwen und Waisen um das Ihrige brachte, wird ehrenvoll begraben! Entweder wird ihm von Rechtswegen, oder weil er einige hundert Thaler in milde Stiftungen vermachen konnte, seine Grabstätte gar unter der Kanzel oder am Altar in der Kirche angewiesen. Seine letzten zweideutigen Handlungen werden in öffentlichen Lobreden gepriesen, und all des Unheils, das er während seinem langen Leben stiftete, wird mit keiner Sylbe ge-

dacht. Und wie mancher Rechtschaffene, der seine Familie versorgt, Freunde unterstützt, Armen und Nothleidenden geholfen hat, der aber aus Trübsinn den unglücklichen Gedanken, sich selbst umzubringen, ausführte, wird hinter der Mauer des Todtengartens verscharrt! Kein Geistlicher begleitet ihn, kein Lobredner erzählet seine guten Thaten. Niemand bekümmert sich weiter weder um ihn, noch um seine verwaißte Familie; es ist eben so gut, als wär er gar nicht da gewesen. Nein, ihm werde Lohn, und jenem Ruchlosen Schande!

Ich trau' es eurem geraden offenen Sinne zu, ihr Lieben, daß ihr nicht allein selbst bey diesen guten Gesinnungen bleiben, sondern auch solche auf eure Kinder, ja auf eure spätesten Enkel fortpflanzen werdet. Sie sind ganz der Lehre dessen gemäß, der unter den Sterblichen erschienen ist, Heil und Seligkeit unter ihnen zu verbreiten, und was heißt das anders, als die reinere Erkenntnis von Recht und Unrecht, von den wesentlichen menschlichen Pflichten, zum Grundpfeiler ihres Lebens zu machen, auf diese Art ihre Beruhigung in den mancherlei Verkettungen

ihrer Schickſale zu bewirken, und ihnen eine zweifelloſe Hofnung auf ein zweites beſſeres Leben zu ſichern? Er entfernte die engherzige Juden vom Nationalſtolz, zeigte ihnen, daß alle Menſchen auf der ganzen Erde Gegenſtände der beſondern Fürſorge des höchſten Weſens ſeyen, daß die, welche ihn nicht einmal kenneten, eben ſo wenig davon ausgeſchloſſen wären, als diejenigen, welchen er als der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden bekannt ſey, ja daß die erſtern noch weit mehr Werth bey ihm hätten, als die letztern, wenn dieſe ihn auf eine verkehrte Art, und mit Verachtung anderer Nationen, ehreten. Er zog die Sünder, die offenbar dafür bekannt waren, hervor, das heißt: er lobte ihr ſträfliches Verhalten nicht, aber er zeigte doch, daß man gegen ihre Perſonen eher Mitleiden hegen müßte, als ſie verdammen dürfte, ja daß die noch weit ſträflicher vor dem höchſten Weſen wären, und auch unter Menſchen wahren Abſcheu verdienten, die die Kunſt verſtünden, den Heuchler zu machen, die ſich äuſſerlich in dem Ruf der Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit erhielten, aber doch alles Böſe ohne Scheu trieben, ſobald ſie es heimlich thun könnten. Er oppferte

ſich für alle Menſchen, folglich auch für Selbſtmörder auf. Er vertheidigte nicht den Selbſtmord, wie verſchiedene eingebildete Weiſen nach ihm thaten; aber er ſprach doch auch Selbſtmördern die Seligkeit nicht ab, wenn ſie nicht vorher ſchon böſe Menſchen waren. Das möget ihr beſonders an folgendem herrlichen Zug ſeines Charakters erkennen. Als er kurz vor ſeinem Leiden noch einmal recht andächtig und kindlich zu ſeinem und unſerm himmliſchen Vater betete, und ihm ſo ganz innig die Erhaltung ſeiner Jünger im Guten empfahl, vergaß er ja auch ſeinen Verräther, den Selbſtmörder Judas nicht einmal, und ſagte: Dieweil ich bey ihnen war in der Welt, erhielt ich ſie in deinem Namen; die du mir gegeben haſt, die habe ich bewahret, und iſt keiner von ihnen verlohren, ohne das verlohrne Kind. (Joh. 17, 12.) Wie göttlich groß iſt das nicht gedacht! Er nennt den Judas ſein verlohrnes, ſein verirrtes Kind, das nicht in der treuen Geſellſchaft ſeiner übrigen Jünger geblieben wäre; aber nennt ihn doch noch immer ſein Kind, und nicht wie ſeine minder edel denkenden Verehrer, die in ihrer verkehrten Denkart, nach welcher ſie ſich von den ächten Grundſätzen ſeiner Religion

entfernen, eben so gut verdienen, Verlohrne genannt zu werden; ich sage, er nennt ihn und andere Selbstmörder nicht wie diese: Bösewichter, in Ewigkeit verdammte Menschen. So urtheilt auch Petrus ganz menschlich und christlich nach dem Exempel seines Lehrers von dem Selbstmörder Judas. Er führt nur beyläufig sein unglückliches Ende an, enthält sich aber rühmlich der Verdammungssucht, in die so leicht andere Christen verfallen, und sagt nur, er ist abgewichen, daß er hingienge an seinen Ort. (Apostel Gesch. 1, 25) Ja er ist hingegangen an den Ort seiner Bestimmung, an diesen Ort gehen alle aus Trübsinn ihr Ende beschleunigende Selbstmörder hin, und wir überlassen sie billig dem Gerichte eines höchstgerechten, aber auch höchstgütigen, liebevollen und erbarmenden Wesens. Er wird nicht mehr und nicht weniger empfangen, als Jesus noch immer die verzeihende Liebe seines Herrn in den Worten enthülte: Mein Freund, warum bist du gekommen? verräthst du des Menschensohn mit einem Kuß? (Math. 26, 50. Luc. 22, 48.) Und wenn Gott, nach Jesus Ausspruch, Sonnenschein und Regenerquickung dem Acker des Gottlosen eben so wenig, als dem Acker

des Frommen und Rechtschaffenen entziehet, so bezeigt er sich auch gewiß eben so gütig gegen den, von welchem doch seine Allwissenheit voraussiehet, daß er einst Selbstmörder werden werde.

Solche vortrefliche Grundsätze enthält das Christenthum auch in Betreff der Selbstmörder; zu solchen edeln, des großen Stifters unserer Religion würdigen Gesinnungen munter es uns aber auch auf; und was hilft es die Menschen, wenn sie diese Grundsätze nicht auch annehmen, diese Gesinnungen nicht auch nachahmen?

Um desto mehr muß man sich verwundern, daß die Menschen, wie ich vorher gezeigt habe, noch so weit hierinnen zurückbleiben, so wenig Nachahmer ihres Vaters im Himmel, wozu sie doch als Christen berufen sind, werden wollen. Ja banges Entsetzen muß uns überfallen, wenn wir hören, daß man nicht allein Selbstmörder auf die unchristlichste Weise behandelt, sondern auch Menschen, die es nicht einmal sind, und die aus andern Rücksichten ehrenvolle Denkmale verdienen, blos aus Vorurtheil, aus un-

rühmlichem Haß, ein gleiches Schicksal nach ihrem Tode widerfahren läßt. Ich kann mich nicht enthalten, hier solches mit dem Exempel eines Mannes zu bestätigen, den ihr kennet, dessen Schriften zum Theil von eurem Lehrer mit Recht euch so werth gemacht worden sind, dessen Verirrungen ihr freylich auch kennet, aber auch als gutdenkende Menschen ihm verzeihet, und nichts desto weniger seine guten Grundsätze ehret und benutzet. Der berühmte Doktor Bahrdt in Halle ist es, von welchem ich jetzt reden will. Ihr kennet seine Schicksale zu gut, als daß ich sie euch umständlich beschreiben dürfte. Dieser Mann war erst Magister, hierauf Professor, hernach Doktor, sodann Director zweier Erziehungsinstitute, ferner Generalsuperintendent, dann Exulant, aufs neue wieder Universitätslehrer, und endlich Gastwirth. Auch als dieser war er noch in Halle ausserordentlich beliebt: denn man hatte hier den Vortheil, sich nicht allein zugleich mit einem berühmten Gelehrten zu unterhalten, sondern auch noch von ihm zu lernen. Eine einzige spöttische Schrift über das Religionsedikt, von welcher man aber noch nicht weiß, ob er sie selbst geschrieben oder nur die

Herausgabe besorgt hat, wodurch er sich die Gefängnisstrafe zugezogen hatte, verursachte, daß sein Geschäft in etwas gesunken ist. Dafür verschafte uns aber auch seine Gefangenschaft eines seiner besten Bücher, die Moral für den Bürgerstand, die auch ihr auf dem Lande, und wie ich überzeugt bin, mit weit mehrerem Verstand und Vortheil, als viele Bürger in den blühendsten Städten, gebrauchen und benutzen werdet. Nun höret, und erstaunet über die Art und Weise, wie man mit diesem berühmten Gelehrten nach seinem Tode umgegangen ist, so wie mir es ein sehr rechtschaffener Mann, als Augenzeuge davon, geschrieben hat.

„Der Leichnam des Doktors wurde am 24. April — den 23ten April 1792 war er gestorben — durch den Professor Meckel besichtiget; und am 26. April Mittags um 11 Uhr in einen schlechten gelben Sarg gelegt. Ein Fuhrmann aus Halle führte ihn auf einem gemeinen Leiterwagen nach dem Niedlebschen Gottesacker ab. SechsTräger des Kirchspiels hoben ihn vom Wagen, und versenkten die Hülle dieses allgemein bekannten Mannes zur Erde.“

O welch eine traurige christliche Auslegung unsers Textes: Ahitophel, der sogar Selbstmörder war, ward dennoch begraben in seines Vaters Grab; begraben nach der gewöhnlichen Sitte, wie man damals auch den frömmsten Israeliten begrub. Zwar kann ich euch versichern, ihr Lieben! daß nicht alle Einwohner von Halle ihre boshafte Schadenfreude über den beschimpften Mann nun erst recht sichtbar werden ließen. Es gab noch Menschen, edle gefühlvolle Menschen, welchen dieser die Menschheit und das Christenthum entehrende Vorgang mitleidige Thränen erpreßte. Und unter diese letztern gehört auch mein Freund, der sich denn auch, weil ihm auch meine Gesinnungen so sehr bekannt waren, nicht enthalten konnte, folgendes seiner Nachricht beyzufügen:

„Einsame Stätte, wo er ruhet, heilig bist du seinen Verehrern, seinen Freunden; heilig wirst du auch noch dem spätern Enkel seyn, der gern zum Grabe derer wallfahrtet, die sich um Aufklärung verdient gemacht haben!“

Allein, soll man sich nicht ärgern, nicht einen recht menschlichen Verdruß darüber empfinden, daß es immer nur so wenige waren, die sich für den Entschlafenen interessirten? Doch, wir wollen unser aufwallendes Gefühl dämpfen, und ruhig über diesen Vorgang nachdenken, um uns in unsern guten Gesinnungen gegen solche Menschen, die wir schon längst besitzen, und auf die wir in Wahrheit stolz seyn können, nur noch mehr zu stärken.

Einmal war Bahrdt in keiner Absicht grosser Selbstmörder. Und wenn ihn der Arzt noch so genau besichtigte — und das geschieht oft nach gesetzlichem Herkommen, weil man auch nach diesem gern in den Tag hineinhandelt, und sich um die vorherigen Veranlassungen, die doch gehörige Aufschlüsse geben könnten, die aber freylich einige Mühe, die man scheuet, kosten würden, gar nichts bekümmert — so konnt er doch keine Spur eines gewaltsamen Todes an ihm finden. Doch gesetzt, er wär auch der grobe Selbstmörder gewesen, hätt' er dann bey einem christlichen Volke eine solche Behandlung verdient? Hätte man nicht um der Familie,

um der eigenen vorherigen Verdienste des Mannes, um seiner Schüler und Verehrer willen, ihm wenigstens ein gewöhnliches stilles Begräbnis, das den schimpflichen Gedanken der Unehrlichkeit nicht erweckt, verstatten sollen?

War aber nicht etwa Bahrdt ein subtiler Selbstmörder? Auch der war er in keinem Falle. Er lebte mäßig, trieb als Gelehrter seine Geschäfte fort, konnte deshalb in mancher Rücksicht mit Paulus sagen: ich habe viel mehr gearbeitet, denn sie alle, (1. Cor. 15, 10.) genoß ein anständiges Vergnügen, wenn ers haben konnte, und verachtete mit Recht die Kopfhänger. Nur der aber heißt, wie ihr alle wißt, ein subtiler Selbstmörder, der sich durch unordentliche Lebensart und tobende Leidenschaften früher sein Grab bereitet. Und wenn er auch ein solcher gewesen wäre, so hätte ihm das gleichwohl keine so schimpfliche Beerdigung nach sich ziehen können. O wie viele solche vornehme Selbstmörder wird es auch schon in Halle in allen Ständen gegeben haben, die gleichwohl mit dem größten Pomp begraben wurden, denen man die herrlichsten Stand-

reden hielt, deren Lob und Tugenden, die ſie niemals hatten, man verbreitete, für die man es zu gering ſchätzte, unter dem gemeinen Pöbel zu verſtäuben, die folglich in Kirchen, an Kanzeln und Altären ihre prächtigen, mit goldnen Innſchriften verſehenen, und mit der Ahnen Wappenſchild gezierten Grabmale, finden mußten.

Am wenigſten dürfen wir an ſubtilen Selbſtmord denken, wenn wir gleich wiſſen, daß Bahrdt an ſich ſelbſt und an den Seinigen zu viel gedektert, und daher wahrſcheinlich ſein und ihr Leben verkürzt hat. Er ſtudirte die Arzneikunſt nach ſeiner Weiſe, ſo wie andere ſie nach ihrer Weiſe ſtudiren. Aber bey den beſten Methoden kann es ein Arzt in manchen Umſtänden verſehen, zwar kein Selbſtmörder, wenn er die Kurart nicht auch an ſich ſelbſt zu verſuchen hat, aber doch gewiſſermaßen Mörder ſeiner Brüder werden. Aber welcher vernünftige Menſch wird ihm das, wenn er ſonſt ein rechtſchaffener, chriſtlich denkender Mann iſt, zum Vorwurf dienen laſſen, oder verlangen, daß er deshalb noch nach ſeinem Tode beſchimpft werde? — Ach, meine Lieben! es iſt ſo eine Sache um die Aerzte.

Danket Gott, eurem Schöpfer, daß ihr auf dem Lande lebt, und eine reine gesunde Luft genießt. Laßt diese, so wie eure einfache ungekünstelte Lebensart, desgleichen die Unterdrückung des Zorns und anderer Leidenschaften, und ein heiteres fröhliches Gemüth immerdar die besten Arzneien für euch seyn. Sehet die vornehmen Leute in großen Städten, die nie ohne den Arzt seyn können und wollen, nur recht darauf an, ob sie bey dem öftern Gebrauch der Arzneimittel nicht gleichwohl bleich, elend und verschroben aussehen. Das kommt daher, sie meiden starke Bewegung, hüten sich nicht vor Leidenschaften, essen und trinken beständig, und das noch gekünstelte hitzige Speisen und Getränke; da muß dann immer der Arzt im Hause seyn, helfen und flicken, so gut ers kann und weiß, und kurirt sich doch, weil die guten Leute immer ihr altes Wesen forttreiben, seine liebe Schande. Und dann glaubt gewiß, es ist heutiges Tags gar nicht einerlei, in welches Arztes Hände man fällt. Der eine will es immer besser wissen, immer berühmter werden, als der andere. Er ist nicht mit dem zufrieden, was er von andern erlernt hat, er will auch selbst erfinden und ein großer Mann

werden, wenn er auch gleich kein Geſchick dazu hat, und das müſſen doch alles die armen Patienten büßen. Der eine will in gewiſſen Krankheiten viel zur Ader laſſen, der andere behauptet, man dürfe von rechtswegen niemals, am wenigſten, um ſich vor künftigen Unfällen zu präſerviren, laſſen. Der eine empfiehlt eine gelehrte gründliche Wiſſenſchaft, der andere meynt, man dürfe ſich auch den empiriſchen Aerzten, oder wie ihrs beſſer verſtehen werdet, den Quackſalbern anvertrauen. Der eine will nur einfache einheimiſche Mittel gebrauchen, der andere will ſie auch aus Rußland, aus Arabien und der Himmel weiß, wo ſonſt noch herholen, auf mancherley Weiſe zuſammen ſetzen, und mehrern Uebeln zugleich begegnen, da mancher an einem ſchon genug zu thun hat. Das ſind lauter Dinge, die eine Kur nicht immer gewiß machen können. Wenn ich euch rathen ſoll, ihr Lieben! ſo ſucht immer mehr durch Ordnung und Bewegung euer eigener Arzt zu werden. Und wenn ihr ja einmal krank werdet — denn ihr ſeyd doch immer Menſchen, die einen hinfälligen Körper mit ſich tragen — ſo ſehet euch nach einem ernſthaften erfahrnen Arzt um, der nicht ſucht, euch ums Geld zu brin-

gen,, oder zweifelhafte Verſuche an euch zu machen, der nicht denkt, es wäre ja an den Bauersleuten nicht viel gelegen, ſondern der ſich jedem als ehrlicher Mann und als Chriſt empfiehlt, und wenn er auch kein ſo großer Gelehrter wäre, als unſere jungen Aerzte zu ſeyn vorgeben. — Ich war dieſen kleinen Umſchweif der Liebe zu euch ſchuldig. Ich wollt' euch aber nur ſagen, daß Bahrdt auch in dieſer Rückſicht, wenn er auch noch ſo viel für ſich ſelbſt gebraucht, und wie bekannt iſt, auch vieles an ſich verdorben hat, doch bey weitem nicht verdiente, ſchimpflich begraben zu werden, ſo wenig man Aerzte ſchimpflich begräbt, die andere zu Grunde richten.

Auch war die Krankheit dieſes Mannes nicht ſo beſchaffen, daß ſeinem Tode auf der Stelle eine ſolche Beſchimpfung hätte folgen müſſen. Hilf Gott! wie viele müßten in großen Städten faſt täglich ſo behandelt werden! Wie mancher trägt das Gift der ſchändlichen Seuche Jahre lang mit ſich umher, macht ſich unfähig in die Ehe zu treten, oder ſteckt, wenn er ſchon in der Ehe iſt, ein unſchuldiges Weib an, geht elend und

abgezehrt herum, und zeugt Kinder, die ganz seinem Bilde ähnlich sind. Aber er geniesst Achtung, wenn er nur äusserlich glänzen kann, und wird einem andern vorgezogen, der sich nicht so hervorthun kann, und zufrieden ist, wenn er sich seiner stillen Tugend zu erfreuen und damit Gutes zu wirken weiß. Eben so wenig hätte Bahrdt ein solches Schicksal verdient. Aber er war nicht einmal mit jener bösen Krankheit behaftet. Davon hat ein anderer Arzt das ganze lesende Publikum überzeugt. Leider war schon Bahrdt beerdiget, als sich der edle Arzt öffentlich seiner annahm. Desto schimpflicher ist es für alle, die eine so elende Beerdigung dem Manne veranstalteten, daß sie nur ihre Galle ausließen, und sich nicht nach Pflicht und Gewissen früher um die wahren Umstände erkundigt haben.

Freylich handelte Bahrdt gegen das Ende seines Lebens nicht so, wie man es von einem edeldenkenden, von ächter Religion und Sittlichkeit durchdrungenen Manne erwartet. Man sagt, er habe seine Gattin verstoßen, um sich desto fester an eine Weibsperson, die er in seinen Diensten hatte, anzu-

ketten; er habe, nachdem er seinen Liebling, seine älteste Tochter verlohren, demohnerachtet dieses harte Schicksal in den Armen jener Person vergessen; sie habe ihm noch einen Sohn gebohren *) weswegen er sich dann für den Glücklichsten auf Erden gehalten hätte. Ich bin zu wenig mit der letzten Geschichte des Lebens von diesem Manne bekannt geworden, als daß ich für die Wahrheit solcher Angaben bürgen könnte. Aber gesetzt, es hätte mit diesem allen seine Richtigkeit, so dürften wir wohl als Menschen und Christen diese Verirrungen nicht entschuldigen, aber doch dem Unglücklichen unser Mitleid nicht versagen, der sich so weit vergessen, so tief sinken konnte. Desto mehr sollen wir Gott danken, daß wir noch nicht in einen so kläglichen Zustand gerathen sind; aber auch desto ernsthafter der Ermahnung des Apostels eingedenk seyn: wer sich lässet dünken, er stehe, der mag wohl zusehen, daß er nicht falle.

*) Ist dieser Vorgang wahr, so fällt in einem obigen Zeugenverhör ein Grund, aber doch immer nur einer, weg.

An ſeinen Tod dachte Bahrdt ſelbſt alsdann, da ſich ſein Ende immer mehr näherte, nicht ernſthaft, und gewiſſe Reden, die er noch in ſeinen letzten Stunden ausgeſtoßen haben ſoll, wenn ſie anders ſeine Verläumder nicht erdichtet haben, gereichen ſeiner Denkart keineswegs zur Ehre. Allein auch hier, meine Lieben, laßt uns alles eher zum Beſten kehren, als uns unchriſtlicher Urtheile ſchuldig machen. Ihr wiſſet es ja ſelbſt, daß man mit Krankheit und Schmerzen kämpfend, nicht ſo ernſthaft an ſeine nahe Auflöſung denken kann, als es mancher wünſchte. Und dann wiſſet ihr ja auch, daß unſer weiſer und gütiger Schöpfer nicht auf die letzten Stunden unſerer Pilgertage, ſondern auf unſer ganzes Leben Rückſicht nehmen wird, wenn er uns alle einſt richtet. Alsdann werden auch gewiß alle verkehrten Reden ſchwinden, und ihrer nicht gedacht werden, die der Kranke und Leidende in der Fieberhitze noch ausgeſtoßen hat. Wenn es wahr iſt, daß Bahrdt noch in dem letzten Augenblick des Scheidens — er konnte ſchon lange vorher nicht mehr reden und mußte ſich mit ſchreiben helfen — die Worte. Jetzt ſchlaf ich ein, aufs Pa-

pier geschrieben hat, so giebt uns das den Beweis, daß er doch noch mit Bewußtseyn und mit dem Gedanken an seine nahe Auflösung aus der Welt geschieden sey, aber auch so von dem Tode gedacht habe, wie der abgehärmte Leidende, der müde Wanderer sich ihn nach den Zusicherungen des Christenthums vorstellt. Ja er ist eingegangen zur Ruhe. Sein beschimpfter Leichnam modert im Grabe. Aber sein Geist hat sich aufgeschwungen zum Allbarmherzigen, zu höherer, edeler, fesselfreyer, ewig fortdaurender Wirksamkeit, wo er über allen Schimpf seiner Feinde, über alle Verläumdungen unchristlicher Menschen nunmehr triumphirt.

Zu dieser Ruhe, zu diesem seligen Frieden werden wir einst auch alle eingehen, ihr Lieben! Wohl uns, wenn wir an den Beyspielen unglücklicher verirreter Menschen klug werden; wenn wir durch ein weises Verhalten uns auf unsere künftige Bestimmung würdig vorbereiten; wenn wir als Ehegatten, als Eltern und Kinder, als Herrschaften und Gesinde als frohe Genießer des Erdenlebens und als Leidende unsern Beruf erfüllen, und unserer Pflicht treu leben!

Dann wird ein jeder unter uns auch mit völliger Beruhigung, mit ganzer Beyſtimmung ſeines Herzens in dem Augenblick des Scheidens ſagen können: Jetzt ſchlafe ich ein. Amen.

Epilogus.

Das sind, ihr Leser insgesammt, die Resultate mit Anwendungen über Bahrdts Leben, wie sie der Verfasser als unpartheiischer Richter, als Menschenfreund, und worinnen er seinen größten Vorzug setzt, als erleuchteter Christ geben wollte. Einige dieser Resultate waren schon ausgearbeitet, als noch wichtige Veränderungen vorfielen, über die er sich noch gern ausgebreitet hätte. So hätte er ohnstreitig mehr über den Königsmord Ludwigs des Sechszehenten geredet, aber die ganze Rede im Menschenton war schon aufgesetzt, und er konnte nur noch eine Zeile einrücken, um seinen gerechten Misfallen über eine Blutscene zu erkennen zu geben, die in der Geschichte kaum ihres Gleichen hat. Wenn er auch übrigens in andern Rücksichten etwas frey geurtheilt haben sollte, so war doch seine Absicht, keinen Menschen, wer er auch sey, zu beleidigen. Er kennet, schätzet und ehret die Verhältnisse, in welchen er als deutscher Staatsbürger gegen Erdengötter und Erdenwürmer lebt, und ihm fiel es nie ein,

dieſe Verhältniſſe herabzuſetzen, andere gleichgültig dagegen zu machen, oder ſie gar dagegen aufzubringen, weil er aus eigener Erfahrung weiß, wie wohl es ihm in ſeſbigen iſt. Mögen ſich die Ereigniſſe der Menſchheit noch ſo ſehr einander durchkreuzen, mag es es immer ſcheinen, als dürften unſere glückliche Verfaſſungen eher zerſtöhrt als zu ihrer höhern Vollkommenheit gebracht werden. Sehe man nur ruhig dem undurchdringlichen Gang einer weiſen Fürſehung zu, überzeuge ſich auch in den wunderlichſten Verkettungen, daß der Ausgang doch der erwünſchteſte werden werde, und beeifere ſich nur jeder an ſeinem Theil — ein edler Menſch zu ſeyn!

Druckfehler, welche die Entfernung des Druckorts veranlaßt hat.

Seite	21	Zeile	22	lies einige paar Augen statt ein paar Augen.
—	23	‘	9	— neuern statt innern.
—	43	‘	12	— mir statt nur.
—	77		8	— Lieblingsidee statt Lieblingslieder.
—	123	‘	8	— Crügotts statt Cregotts.
—	123	‘	17	muß und wegfallen.
—	127	‘	10	lies ausschweifenden statt ausschreienden.
—	134	‘	4	— Besinnung statt Bestimmung.
—	135	‘	7	— die die statt die.
—	138	‘	26	— Junker statt Dunker.
—	139	‘	15 und 20	lies Junker statt Dunker.
—	143	‘	28	lies Huldin statt Heldin.
—	150	‘	3	— hin statt hier.

Bey dem Verleger dieses Werks sind noch folgende Werke verlegt und zu haben.

Archiv für die Geschichte Staatsrecht und Topographie der Reichsritterschaft 1. B 1. Stück 8. br. 36 kr. oder 9 ggr.

Betrachtungen für den deutschen Bürger durch die gegenwärtige Zeit veranlaßt 8. 6 kr. oder 2 ggr.

Das nahe Ende der Welt, aus den merkwürdigsten Begebenheiten derselben entwickelt und dargethan 8. 1 fl. oder 16 ggr.

Essai d'une Grammaire achevée, ou traité de l'Etymologie & de la Syntaxe avec de tables par Fr. Th. Chastel 60 feuilles 2 Vol. gr. 8. 2 fl. 1 Rl. 8 ggr.

Kritische Geschichte des Exarchats und Herzogthums Rom 8. 30 kr. oder 8 ggr.

Herwigs G. Abhandlungen über Gegenstände der Bergbaukunde und Kameral-Wissenschaft 8. 45 kr. oder 10 ggr.

— Grundlinien der Salzwerkskunde, der Berg und Hüttenwerke und der Kameral Wissenschaft für den angehenden Staatswirth gr 8. 1 fl. 12 kr. oder 18 ggr.

Islands Portrait von Karcher gestochen. 12 kr. oder 3 ggr.

Laster ist oft Tugend oder Leonore von Welten, ein Originaltrauerspiel von Dr. Geiger 8. 18 kr. oder 4 ggr.

Leben und Ermordung Konrad des ersten, Bischoffs zu Würzburg eine Geschichte a. d. 12ten Jahrhundert von dem Verf. der Sze-

nen a. d. Geschichte der Vorwelt, m. 1 K. 8. 1 fl. 12 kr. oder 18 ggr.

Leben und Thaten des H. Martinus Bischoff zu Tours im kelten Frankreich a. d. Lat. des Sulpitius Severus 8. 36 kr. oder 9 ggr.

Louise, oder der Sieg weiblicher Tugend im Kontraste zwoer Schwestern, eine wahre Geschichte von Dr. Faber 2 Bände 8. 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Mainzer Taschencalender auf das Jahr 1793 im Futeral. 30 kr. oder 8 ggr.

Materialien zur Geschichte, Staatsrecht und Topographie der Reichsgrafschaften 4 Stück 8. 2 fl. 24 kr. 1 Rthlr. 12 gr.

Mosche D. G. Chr. Leben Charakter und Schriften nebst dessen Bildniß gr. 8. 54 kr. oder 14 ggr.

Müllers J. E. Gemälde von Berlin, Potsdam und Sanssouci, charakterist. moralisch freymüthig entworfen 8. 30 kr. oder 8 ggr.

Plitt, I. F. analecta juris criminalis 8. 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Portrait des Königs Gustav III. 12 kr. oder 3 ggr.

Poselts, D. Geschichte Gustav III. mit dessen Bildniß und Vign. 8. 1 fl. oder 16 ggr.

Reise eines Erdbewohners in den Mars 8. 30 kr. oder 8 ggr.

Reise der Chunischen Zöglinge durch einige Gegenden am Main- und Rheinstrome durch die Bäder Wißbaden und Schwalbach von Prof. Chun 8. mit 1 K. broch. 24 kr. oder 6 ggr.

Schmolkens, B. Morgen- und Abendandachten 8. 24 kr. oder 6 ggr.

Snell, J. G. L. Neue Uebersetzung und Er-

klärung der Apostelgeschichte 8. 1 fl. 20 kr. oder 20 ggr.

— Philotheknos, ein Versuch zur Verbesserung der Landschulen 1tes Stück 8. 24 kr. oder 6 ggr.

— Kritik der Volksmoral nach Kantischen Grundsätzen bearbeitet 8. 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 ggr.

— M. J. P. Grundriß zu einem vollständigen Religionsunterricht zum katechet. Gebrauch für Konfirmanten 8. 30 kr. oder 8 ggr.

— M. Erklärung des göttlichen Gebots von der Keuschheit 8. 15 kr. oder 3 ggr.

Der gutherzige Sohn, ein Lustspiel in 1 Aufzug von Dr. Schmieder 8. 20 kr. oder 5 ggr.

Theaterjournal, allgemeines 2 Bände mit Kupf. Musik 8. 4 fl. 30 kr. oder 3 Rthlr.

Wahlkapitulation Franz II. auf Drppr. 36 kr. oder 9 ggr. auf Schrppr. 45 kr. oder 10 ggr.

Die Wilden ein Singspiel in 3 Acten von Dr. Schmieder 8. 30 kr. oder 8 ggr.

Die Ostermesse 1793 erscheint.

Alaziel, oder Sagen aus den grauen Zeiten der Vorwelt von Hrn Dr. Schulz mit 1 Kupfer von Hrn d'Argens 8. 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Die bestrafte Kabale oder Henriettens glückliche Flucht aus ihrer Gefangenschaft 8. mit 1 Kupfer 8. 1 fl. 12 kr. oder 18 ggr.

Resultate von Dr. Carl Friederich Bahrdt, mit Anwendungen nach seinem Tode herausgegeben 8. 45 kr. oder 12 ggr.

Stumpf J. G. Land und Gartenschaz 1ter Band 8.

In Commission ist bey mir zu haben.

Missive eines Cosmopoliten an die französische Nation 8. 8 kr. oder 2 ggr.

Noch etwas an Herrn Daniel Stamm a. d. franz. übersetzt 8. 4 kr. oder 1 ggr.

Tagebuch von der Einnahme Frankfurts durch die Neufranken bis zur Wiedereroberung von der combinirten Armee. Nebst allen Manifesten und Edikten der französischen Generäls sowohl als auch eines Hochedlen Magistrats, allen biedern Deutschen gewidmet von J. J. Ihlee mit einem illuminirten Nationalgardisten und Freyheitsbaum 8. 1 fl. 20 kr. oder 20 ggr.

Johann Gottlieb Pech
in Hanau.